Maria Louise

Joseph Alexander Helfert (Freiherr von)



Maria Louise.

Erzherzogin von Oesterreich,

Kaiserin der Franzosen.

Mit Benützung von Briefen an ihre Ältern und von Schriftstücken
des k. k. Haus- Hof- und Staats-Archivs,

von

J. Alex. Freiherrn v. Helfert

Mit zwei Bildnissen und zwei Facsimile

Wien 1873
Wilhelm Braumüller
k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler.

Meine seit ungefähr zehn Jahren wiederholt aufgenommenen Studien über die Zeit der Befreiungskriege*) haben mich den Gedanken fassen lassen eine Geschichte des Wiener Congresses zu schreiben, einmal weil ich mir sagen mußte dass wir eine allseitige Darstellung dieses wichtigen Ereignisses bis zur Stunde nicht besitzen, indem die Einen mehr nur die diplomatische Abwicklung der Geschäfte, die Andern vorwiegend die gesellschaftliche Physiognomie des damaligen Wiener Lebens und Treibens sich zur Aufgabe gestellt; und zweitens weil es mir als ein gerechter Tadel den man gegen unsere vaterländische Literatur erheben könne erschien, dass dieselbe eines Stoffes, der seiner Natur nach in erster Linie an die österreichischen Historiker den Anspruch, nicht beiseite gesetzt zu werden, machen durfte, noch bis zur Stunde sich zu bemächtigen zögerte.

Unter den historischen Erscheinungen mit denen sich eine Darstellung des Wiener Congresses befassen muß nimmt die Kaiserin Maria Louise eine besondere Stelle ein, jene Frau die, noch vor kurzem an der Seite eines übermächtigen Gemahls von der Fülle berauschendsten Herrscherglanzes umflossen, nun verlassen und abseits von dem

*) Die Schlacht bei Kulm. Wien 1863, k. k. Hof- und Staats-Druckerei. — Fünfzig Jahre nach dem Wiener Congresse. Wien 1865, Karl Czermak. — Der Wiener Congress (Österr. Volks- und Wirthschafts-Kalender 1865). — Feldmarschall Fürst Karl Schwarzenberg und der russische Feldzug im Jahre 1812 (Ebenda 1866). — Kaiser Franz und die europäischen Befreiungskriege gegen Napoleon I. Wien 1867, Prandel & Ewald (Österr. Geschichte für das Volk XVII).

Jubel und Schaugepränge der österreichischen Hauptstadt, auf das Gnadenbrot wartete das man ihr und ihrem purpurgebornen Sohne, dem einstigen „König von Rom“, aus der reichen Siegerbeute zutheilen würde. Ich verdanke es der freisinnigen Anschauungsweise des jetzigen Leiters des kaiserlichen Haus- Hof- und Staats-Archives Hofrathes Alfred Ritter von Arneth, dass mir Einsicht in den durch die ganze Reihe der Jahre von 1805 bis 1815, und darüber hinaus, fortlaufenden Briefwechsel der Erzherzogin, spätern Kaiserin Maria Louise eröffnet wurde, einen epistolarischen Schatz dessen Reichhaltigkeit allmälig in mir den Plan reifen ließ die Briefstellerin selbst und unmittelbar zum Gegenstande biographischer Schilderung zu machen und dadurch ein beinahe leeres Blatt der Geschichte zweier großen Reiche auszufüllen.

Überhaupt sei es hier bemerkt dass die bis noch vor kurzem mit polizeilichem Argwohn und Mistrauen gegen jeden Zutritt von Außenstehenden gehüteten, erst in jüngster Zeit dem Forschungseifer erschlossenen Acten-Bünde unseres, glücklicherweise nur noch dem Titel, nicht mehr der Sache nach „geheimen“ Staats-Archives eine solche Fülle unausgearbeiteten Materials bergen dass Jahrzehente fleißigster Arbeit nicht genügen werden auch nur das wichtigste davon in einer seines Gegenstandes würdigen Form der Öffentlichkeit zu übergeben. Ist doch selbst die allgemeine Geschichte der Zeit, die zu unserem lebensgeschichtlichen Bilde Grundlage und Hintergrund abgibt, mit Benützung jener fast überall neue Aufschlüße bietenden Quellen fast gar nicht geschrieben, und sei es mir gestattet hier den Wunsch und die Hoffnung auszusprechen dass sich vaterländische Kräfte finden möchten diese, besonders im Hinblick auf die überreichen Arbeiten preußischer französischer britischer russischer Historiographie auf diesem Gebiete, höchst empfindliche Lücke nach und nach auszufüllen. Um nur zwei mit unserer gegenwärtigen Darstellung in einigem Zusammenhang stehende Vorwürfe zu berühren, böte der ungemein lebhafte Briefwechsel von Maria

Louisens Großmutter, der fast nur aus den unfläthigen Zornausbrüchen Napoleon's bekannten Königin Maria Karolina von Sicilien nicht den dankbarsten Stoff, sei es für ein Lebensbild dieser ohne Frage hoch-interessanten Persönlichkeit, sei es für eine vielfach neue Darstellung der Rolle die das Königreich Sicilien und sein Herrscherhaus in dem großartigen Drama zu Ende des vorigen und zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts spielte? Und was ist es mit dem zarten Sprossen des Hauses Napoleon, jenem von dem tragischen Geschicke seines Vaters schuldlos mit getroffenen Jüngling, der seine Lebenstage in goldener Wiege, von prunkendem Hofstaat und ehrfurchtsvollen Bücklingen umgeben, als „Majestät" begonnen, um in der Blüthe seiner Jahre und seiner Liebenswürdigkeit als „Herzog von Reichstadt" vom Tode dahingerafft zu werden? Noch ist es vielleicht an der Zeit aus dem Munde von Gedenkmännern verbürgte Nachrichten über sein junges Leben zu sammeln, wovon in der sonst so reichhaltigen Memoiren-Literatur des ersten französischen Kaiserreiches, die Denkwürdigkeiten des Herzogs von Ragusa etwa ausgenommen, nur flüchtige und verschwommene Erwähnung geschieht.

* * *

Was die Bearbeitung des mir zur Verfügung stehenden Stoffes betrifft, so kann man fragen warum ich von der üblichen Weise der Herausgabe der Briefe meiner Heldin in deren unverkürzter Gestalt abzugehen fand. Es bestimmten mich dazu mehrfache Gründe. Maria Louise war keine Frau von Geist; sie war ein harmloses weiches Geschöpf, bildsam wie Wachs, deren Geschicke nur zu verstehen sind wenn man die Einflüße würdigt unter deren verschiedenseitigem Zusammenwirken ihre ursprüngliche Anlage zur Entfaltung kam. Ihr Briefwechsel für sich allein, ohne die Umrahmung der Verhältnisse und Ereignisse aus denen heraus sich derselbe entwickelte, würde kaum einiges Interesse bieten, würde bei dem Mangel an Farbenmischung selbst ermüden,

würde endlich durch die wahrhaft unbarmherzige Weise, in welcher die Schreiberin nicht selten mit den Ausdrücken und Formen ihrer Muttersprache umspringt, geradezu abstoßen. Für letzteres konnte sie freilich nicht, sie hatte es eben nicht besser gelernt; und so war auch anderes und größeres, was man ihrem späteren Leben vorwirft, bei einer Natur wie die ihrige, zum größeren, wo nicht zum größten Theile, nicht ihre Schuld. Wir haben es hier, wie schon der Titel meines Buches sagt, mit Maria Louisen nur als „Erzherzogin von Österreich" und als „Kaiserin der Franzosen" zu thun; den „zweiten Theil" von ihrem Lebenslauf, die Geschichte der „Herzogin von Parma Piacenza und Guastalla" zu schreiben, wollen wir einem Zweiten überlassen. Aber gewiß wird sich auch diesem so manches in anderem Lichte darstellen als wir es leider nach den bisherigen, leichthin ohne nähere Prüfung gegebenen und hingenommenen Urtheilen anzuschauen in der Lage sind. Geht hin nach Parma und fragt dort Leute denen Maria Louisens Leben und Wirken noch in Erinnerung ist, und sie werden euch, wenn anders der Parteieifer des Tages ihren inneren Blick nicht trübt, viel liebes und dankenswerthes von dem Walten ihrer ehemaligen Monarchin zu erzählen wissen. Ein großes Vergehen stellt ihr späteres Leben in Schatten, doch in dieses Vergehen ist sie, die unselbständige stützebedürftige Frau, nach einer vielseits getheilten, unseres Dafürhaltens nicht unberechtigten Überzeugung, hineingejagt worden!

* * *

Außer der Einsicht in die eigenhändigen Briefe Maria Louisens kam mir auch jene in den Depeschen-Wechsel zwischen unserer Botschaft in Paris und der k. k. Haus- Hof- und Staats-Kanzlei für die auswärtigen Geschäfte in Wien vortheilhaft zu statten, eine Quelle die leider, begreiflicherweise, mit dem Abbrechen unserer diplomatischen Beziehungen zu dem französischen Hofe im August 1813 versiegt. Von

den hieher gehörigen Schriftstücken habe ich, wie aus meinem „Anhang“ zu ersehen, nur sehr wenige ihrem vollen Wortlaute nach abdrucken lassen; um so umfassenderen Gebrauch habe ich von einzelnen Stellen derselben, da wo ich ihrer als Beweise bedurfte, in den „Anmerkungen“ gemacht.

Dagegen habe ich meinem „Anhang“ zwei durch besondere Güte mir zugänglich gemachte Schriftstücke einverleibt, die zwar nur lose mit meinem Stoffe zusammenhängen, deren Form und Inhalt aber, aus solcher Feder stammend, mir von zu großem Werthe erschien um deren Kenntnis dem geneigten Leser vorenthalten zu dürfen, vorausgesetzt nämlich dass dieselben nicht bereits irgendwo veröffentlicht wurden, was mir, bei der von Jahr zu Jahr massenhafter anschwellenden Literatur jenes ereignisvollen Zeitraumes, immerhin entgangen sein könnte. Was die erste der beiden Denkschriften anbelangt, ich meine den Auftritt in Dresden am 28. Juni 1813, so ist es offenbar dieselbe, von der Thiers versichert dass er sie durch die Gefälligkeit Metternich's eingesehen, den Inhalt derselben im Ganzen glaubwürdig, jedoch für Napoleon etwas „zu streng“ — „trop sévère pour Napoléon, mais généralement exact“, Orig.-Ausgabe XVI. S. 72 f. Anmerkung — gefunden und darin theilweise, besonders mit Benützung von persönlichen Mittheilungen des Herzogs von Bassano dem Napoleon von dieser Unterredung erzählt, berichtigt habe. Ich meinerseits habe noch beizufügen dass die mir vorliegende Abschrift des Metternich'schen Berichtes mit einem entschiedenen Misgriff in der Datirung beginnt; denn die Abreise des österreichischen Staatskanzlers von Jičin fand nicht am 22. Juni, die Unterredung zu Dresden nicht am 23. statt, sondern erstere am 27., letztere am 28. Sehr möglich dass der Abschreiber in der Überschrift des Manuscriptes das „8“ für ein „3“ nahm und darnach, weil es in der zweiten Zeile „le lendemain“ heißt, das „27“ in „22“ umändern zu müßen glaubte. Übrigens brauche ich kaum zu erwähnen dass für unsern gegenwärtigen Vorwurf jene

berühmte Unterredung hauptsächlich nur um der Stellen willen wo von der „Heirat" die Rede ist ein Interesse hat; von dem übrigen Inhalt wurde nur so viel dazu genommen als zur Kennzeichnung der Situation und um des Zusammenhanges willen nöthig erschien. Wenn ich mich selbst in diesem Umkreise nicht sclavisch an unsere „Aufzeichnung" halten zu müßen meinte, so berufe ich mich auf das ähnliche Verfahren Thiers' und weiter auf den Umstand, dass nicht blos Maret und Fain nach den Mittheilungen Napoleon's, sondern Metternich selbst in mündlichem Verkehre verschiedenen Personen die Einzelnheiten jenes Vorganges und gewisse bei demselben gefallene Worte erzählt hat. Dass die Detail-Ausführungen des berühmten Staatskanzlers nicht überall buchstäblich zu nehmen sind, wie dies ja bei der Wiedergabe eines fast neunstündigen Gespräches aus dem Gedächtnisse nicht anders sein kann, beweist er in den zwei von uns gebrachten Schriftstücken selbst, in deren ersterem er Napoleon von seiner „erreur en épousant une archiduchesse d'Autriche" sagen läßt: „Elle pourra me coûter le trône, mais j'ensevelirai le monde dans ses ruines", s. meinen Anhang S. 369, während im zweiten ebenda S. 381 die Formel lautet: „Je périrai peut-être, mais j'entraînerai dans ma chûte les trônes et la société tout entière". Der wesentliche Inhalt und Gang der denkwürdigen Unterredung sind bei allen Darstellungen der verschiedenen Gewährsmänner, die aus Napoleon's oder aus Metternich's Munde darüber etwas berichtet haben, immer dieselben; nur in den Einzelnheiten dieser und jener Wendung des Gespräches, der Handlung weichen sie mitunter von einander ab und bleibt dann dem Historiographen die Wahl welcher Nuance er nach seinem Gefühl oder Geschmack den Vorzug geben will.

Über die hohe Bedeutung des zweiten Schriftstückes, das man kurz und bezeichnend: „Napoléon peint par Metternich" überschreiben könnte, ein Wort zu verlieren wäre überflüßig; es spricht für sich selbst.

* * *

Es erübrigt ein Wort über die künstlerischen Beigaben zu sagen, bezüglich deren ich meinem Herrn Verleger für die liberale Sorgfalt, womit er allen in dieser Richtung gehegten Wünschen nachzukommen sich bereit zeigte, besten Dank auszusprechen habe.

Als Facsimilia glaubte ich zwei Stücke vorführen zu sollen, von deren Originalen das erste den Mädchenjahren unserer Heldin das zweite ihrer Kaiserzeit angehört, das eine an ihre frühverstorbene Mutter das andere an ihren Vater gerichtet, jenes französisch dieses deutsch geschrieben ist.

Einen gleichen Vorgang meinte ich bezüglich der Bildnisse Maria Louisens einzuhalten. Das von Herrn Professor von Jacoby mit vollendeter Meisterschaft gestochene Titelbild ist einem großen in den s. g. Gastzimmern der kaiserlichen Burg befindlichen Gemälde entnommen das, im Jahre 1800 von dem k. k. Kammermaler Joseph Hickel gemalt (von Wurzbach IX. S. 3 f. nicht aufgeführt), die neunjährige Erzherzogin im Kreise ihrer in einem Parke anmuthig gelagerten jüngern Geschwister darstellt und sich durch die besonders gelungenen Bildnisse der beiden ältesten Kinder auszeichnet, Maria Louisens die als schwesterliche Mutter eines der kleinsten Mädchen in ihrem Schoße hält, und des Kronprinzen der, ein schöner Knabe, mit einem Griffel ein paar Worte in einen Baumstamm ritzt.

Mehr Schwierigkeit hatte es ein Bildnis der Kaiserin aus der Zeit ihres Herrscherglanzes 1810—1814 aufzutreiben. Von den in der k. k. Familien-Fideicommiss-Bibliothek befindlichen Portraits konnte keines allen Anforderungen entsprechen. Ein von Peter Krafft gezeichnetes, von C. Rahl gestochenes Portrait, ohne Zweifel nach der Natur vor ihrem Abgange nach Paris aufgenommen, dann ein anderes, ganze Figur, der Kopf nach der Natur gezeichnet von Prudhon, Mailänder Stich von 1810, stellen sie als, oder doch fast als, Mädchen dar, mit der gesundheitstrotzenden Fülle ihres Gesichtes, deren Anlage

man schon aus dem Portraite Hickel's herausfindet. Die Stiche aus der Zeit da sie bereits Mutter und, nicht zum Nachtheile ihrer Erscheinung, etwas abgemagert war, sind insgesammt nicht der Natur sondern Copien entnommen: einem Gemälde Monsorno's gest. von Mansfeld, einem Isabey's gest. von Mécon (als Regentin), einer Büste von F. Bosio gezeichnet von Bourdon gestochen von Quéverdo und Pigeot, einer Zeichnung Van-Welk's gest. von Mlle Luntz Quéverdo und Riquet, endlich einem Gemälde Gérard's (ganze Figur mit dem Könige von Rom) gestochen von Legris. Von Gérard nun dürfte auch das lebensgroße Bildnis sein, das unser sehr gelungener Holzschnitt in verkleinertem Maßstabe wiederzugeben sucht. Es befindet sich im s. g. alten Schloße zu Laxenburg und hatte ohne Zweifel ursprünglich in dem ähnlich gehaltenen Bildnisse Napoleon's sein Gegenstück. Letzteres sucht man heute vergebens in Laxenburg; ob es überhaupt noch existirt und wo — etwa in einem abgelegeneren der kaiserlichen Schlößer — konnte mir nicht angegeben werden. Ich möchte bei dieser Gelegenheit aufmerksam machen daß das eben erwähnte Gebäude eine Fülle geschichtlich interessanter Bilder birgt die wenig gekannt zu sein scheinen. Auf unseren Stoff beziehen sich: ein zweites Portrait Maria Louisens mit der diamantstrahlenden Kaiserkrone auf dem Haupte, Brustbild, Gobelin; ein Aquarell den kleinen König von Rom darstellend; endlich in einem Saale des zweiten Stockwerkes drei übergroße Bilder — sie wurden über den Balcon und durch ein Fenster geschafft das man für den Zweck weiter aufbrechen mußte —, die Brautwerbung im spanischen Saale der kaiserlichen Burg in Wien, die Trauung in der Augustiner-Kirche, endlich die Uebergabe in Braunau vorstellend. Ueberall eine Fülle von Portraits, unter denen Berthier als Brautwerber, Erzherzog Karl als Stellvertreter des Bräutigams, die Gräfin Lažansky und der alte Edling im Gefolge der Braut, besonderes Interesse in Anspruch

nehmen. Maria Louise selbst, besonders auf dem ersten der drei Gemälde, ist plump und unschön ausgefallen, man könnte sagen verunstaltet.

* * *

Von zwei ganz verschiedenen Seiten, von einer hochgestellten Dame und von einem meiner gelehrten Freunde, wurde Einsprache gegen die in meinem letzten Werke beliebte Methode, Text und Anmerkungen zu scheiden, erhoben, indem sie sich durch das immer wiederkehrende Nachschlagen von jenem zu diesen und von diesen zu jenem einigermaßen aufgehalten und belästigt fanden. Trotzdem konnte ich mich nicht entschließen von diesem Vorgange abzugehen. Die Leser die mit gleichem Interesse und gleicher Gewissenhaftigkeit Text und Anmerkungen verfolgen, bilden, meine ich, die geringere Zahl. Dagegen sind unter den Bücherfreunden nicht wenige die mit besonderer Sorgfalt sich auf die letzteren werfen, und solcher die sich mit dem erstern allein, oder doch fast allein, genug sein lassen gibt es eine Legion. Diese zwei Kategorien von Benützern meines Buches werden mir daher für meine Zweitheilung nur Dank wissen; und es werden sich darum, constitutionell gesinnt wie ich mir meine Leser denke, jene der ersten Kategorie um so eher den Wünschen der beiden andern weil der Mehrzahl fügen, als auch typographische Erwägungen mich davon abhielten, mitunter sehr umfangreiche Anmerkungen seitenlang unter einem Text fortlaufen zu lassen zu dem sie längst nicht mehr gehören. Ich würde mir für die Leser der ersten Kategorie, die ja jedem Schriftsteller am höchsten im Preise stehen müßen, den Vorschlag erlauben, daß sie für's erste den Text auf Treu und Glauben fortlesen und etwa am Schluße jeder Abtheilung den darauf sich beziehenden An- und Ausführungen ihre freundliche Aufmerksamkeit widmen.

Klosterneuburg, Villa Gredler, 14. Sept. 1872.

Übersicht des Inhaltes.

I. Abkunft und erste Lebenszeit.

II. Das Unglücksjahr 1809.

III. Der Ehe-Handel.

IV. Hochzeitsfahrt und Vermählungs-Feierlichkeiten.

V. Der König von Rom — Apogaion.

VI. Die Regentschaft.

VII. Krieg zwischen Gatten und Vater.

VIII. Flucht aus Paris.

IX. Heimkehr.

Anhang.

I.

Abkunft und erste Lebenszeit.

1.

Die hundertste Nummer der „mit k. k. allergnädigster Freiheit" gedruckten „Wiener Zeitung" vom Jahre 1791 brachte „Mittewoche den 14. December" folgende Nachricht:

„Montags in der Nacht wurden der gesammte Hof und zugleich alle Einwohner der Stadt, durch glückliche Entbindung der Erzherzoginn **Maria Theresia**, Gemahlin Sr. K. H. des Erzherzogs **Franz**, in Freude und Entzücken gesetzt. Die Durchlauchtigste Erzherzoginn wurde Nachts um halb 12 Uhr von einer Erzherzoginn entbunden.

Gestern, Nachmittags um 5 Uhr, ist bey Hofe, in dem großen Vorgemach, die feyerliche Taufhandlung vor sich gegangen, wobey sich JJ. MM. und die Erzherzoge und Erzherzoginnen KK. HH. ingleichen sämmtliche dazu geladene auswärtige Botschafter, Gesandte und Minister mit ihren Gemahlinnen, wie auch der hiesige hohe Adel beyderley Geschlechts in Gala einfanden. Se. Kurfürstl. Durchl. von **Köln** verrichtete die Taufe. J. Maj. die Kaiserinn, hielten die neugeborene Erzherzoginn, welcher die Nahmen **Maria Ludovica** *) beygelegt wurden.

*) Vollständig: Maria Ludovica Leopoldina Francisca Theresia Josepha Lucia.

Nach dieser feyerlichen Handlung ward der Ambrosianische Lobgesang angestimmt, während welchem ein auf dem Bürgerspitalplatz aufgezogenes Bataillon dreymalige Salven gab, die aus den auf den Wällen um die Stadt aufgeführten Kanonen wiederhohlt wurden. Nach dem Tedeum war bei Hofe Appartement. Zur Ergetzung des Volks war auf allerhöchsten Befehl an diesem Abende, so wie an den beyden folgenden, in allen Theatern in und vor der Stadt freyer Eintritt."

Die nächste Nr. 101 vom 17. December berichtete des weiteren:

„Se. K. K. Maj. haben bey Gelegenheit der glücklichen Entbindung J. K. H. der Frau Erzherzoginn **Maria Theresia** durch den Oberdirektor des hiesigen Armeninstituts, 4000 Gulden unter wahre, und besonders nothleidende Arme auf Holz und andere Winterbedürfnisse austheilen lassen."

Dann Nr. 104 vom 28.:

„Von der Erzherzoginn **Maria Theresia** K. H. vernimmt man, zur allgemeinen Freude, daß Höchstdieselbe sowohl als die neugebohrne durchl. Erzherzoginn sich so wohl befinden, als es die Umstände nur immer erlauben können."

Endlich erfahren wir aus Nr. 7 vom folgenden Jahre den „feyerlichen Hervorgang J. K. H. der Erzherzoginn **Theresia**", der Sonntags den 22. Jänner in Anwesenheit des gesammten Hofstaates „in prächtiger Gala" in folgender Weise begangen wurde:

„Um 11 Uhr erhoben sich beyde K. K. M. M. mit den Erzherzogen **Franz** und **Joseph**, so wie auch den drey Erzherzoginnen K. K. HH. ebenfalls in Gala, unter Vortretung des Hofstaats, nach dem Erzherzoglichen Vorgemache. Von da ging der Zug nach der Hofburg-Pfarrkirche, wobey gleich nach Ih. Maj. der Kaiserinn, die Erzherzoginn **Theresia** K. H., höchstwelche die neugeborne Erzherzoginn auf dem Schoß hielt, in einem offenen reich mit Gold gestickten Sessel getragen wurden.

An der Kirchenthüre verrichtete der hiesige Kardinal Erzbischoff, unter Assistenz von 8 Prälaten, in Pontificalkleidung die Vorsegnung, und führte dann die Erzherzoginn in die Kirche, zum hohen Altar, wo höchstdieselbe die neugeborne Erzherzoginn

mit einem Polster auf den Altar legte, und darauf dero Gebeth und Aufopferung verrichtete. Bald nachher wurde die neugeborne Erzherzoginn durch die Frau Oberſthofmeiſterinn, vom Altar gehoben, und in einem zugemachten Tragſeſſel nach der beſtimmten Kammer übertragen.

JJ. MM. mit JJ. KK. HH. unter Vortritt des Hofſtaates erhoben ſich aus der Kirche, begaben ſich in das Oratorium und wohnten dem hohen Amte bey, welches von dem Hrn. Prälaten von **Mölk** abgeſungen wurde.

Nach deſſen Ende kehrten die höchſten Herrſchaften zurück nach dem großen Vorgemache, wo der hohe Adel beyderley Geſchlechts, in Gala die Aufwartung machte.

Abends war in beyden Hoftheatern freier Eintritt, und fanden ſich Se. K. H. der Erzherzog **Franz**, mit ſeiner Königl. Gemahlinn, in denſelben ſowohl als ſpäter darauf in der Redoute ein."

2.

Der „Erbprinz" Erzherzog Franz, älteſter Sohn des Kaiſers Leopold II., war, als ihm ſeine Tochter Ludovica geboren wurde, bereits zum zweitenmal vermählt. Seine erſte Gattin war jene württembergiſche Eliſabeth geweſen, an der das ſchwergeprüfte Herz Kaiſer Joſeph's mit der liebenden Zärtlichkeit eines Vaters gehangen und deren frühzeitiges Hinſcheiden dem ſterbenden Monarchen den letzten tiefen Schmerz bereitet hatte. Sie war am 17. Februar 1790 von einer Prinzeſſin entbunden worden die in der Taufe den Namen Ludovica erhielt, und war den Tag darauf ihrem Schickſale erlegen. Der junge Erzherzog hatte einen angebornen Sinn für häusliches Leben und Behagen. Die Ehe war ihm, wie mit Recht von ihm geſagt worden, „wahrhaft ſittliches Bedürfnis". Er hat es niemals lang als Witwer ausgehalten, und ſo finden wir ihn kaum ſechs Monate nach dem Tode ſeiner erſten Gemahlin bereits im Beſitze einer zweiten, die ihm am 15. Auguſt 1790 durch Procuration zu Neapel und am 19. September perſönlich in Wien angetraut wurde. Das Töchterchen der Erzherzogin Eliſabeth

hatte sich keines langen Daseins zu erfreuen; es starb, nicht ganz anderthalb Jahre alt, am 26. Juni 1791, so daß Maria Louise das Licht der Welt als das älteste Kind ihres Vaters erblickte. Beiläufig vier Monate nach diesem letzteren Ereignisse, am 1. März 1792, trat Erzherzog Franz nach dem Tode seines Vaters als König von Ungarn und Böhmen die Regierung der habsburgischen Erblande an und wurde am 14. Juli darauf zu Frankfurt a. M. als römisch-deutscher Kaiser gekrönt.

Maria Theresia, Tochter des Königs Ferdinand I. und der Maria Karolina von Sicilien, Enkelin der großen Maria Theresia, geboren am 6. Juni 1772, folglich zur Zeit ihrer Vermählung mit dem Erbprinzen von Oesterreich etwas über achtzehn Jahre alt, hat die verschiedensten Urtheile über sich ergehen lassen müssen. Zwar in dem einen Punkte stimmen alle Zeitgenossen überein, daß sie ihrem Gemahle, und dieser wieder ihr, mit der aufrichtigsten Neigung zugethan war; sie „gewährte dem Volke das seltene Beispiel einer in dieser Sphäre zärtlich liebenden und innig geliebten Gattin, und dies in einem Zeitalter, wo es fast allgemein das bittere Los fürstlicher Frauen war, auf die Gefühle ihrer Gatten keinen Anspruch zu haben."

Der Schriftsteller dem wir diesen Ausspruch entnehmen[1]) läßt nicht unerwähnt, man habe, nachdem ihr Gemahl zur Regierung gelangt, ihr nachgesagt, daß sie großen Einfluß auf die Staatsgeschäfte zu nehmen wisse, und ihr nebstbei übermäßigen Aufwand vorgeworfen. Er beschreibt uns „die niedlichen Burlesken der kleinen Hof-Festins wie sie die erfinderische Kaiserin veranstaltete", bei denen es allermeist auf allerhand unschuldige „Mystificationen, überhaupt auf Spaß" hinausgelaufen sei. Da gab es Fischereien im See des Laxenburger Parkes, wobei zur Ueberraschung und wohl auch zur Verlegenheit der Theilnehmenden mitunter die sonderbarsten Dinge zum Vorschein kamen, wie denn unter andern der Leibarzt Stifft ein Wickelkind an der Angel aus dem Wasser zog. Ein andermal war Carroussel-Reiten auf kleinen künstlichen Pferdchen im Zimmer, wobei der Leibarzt Edler v. Haberman wie gewöhnlich „als Stichblatt" herhalten mußte, welches Schicksal er übrigens mit „einer anderen Perrücke" theilte. In der Faschingszeit kamen Masken-Bälle an die Reihe, welche die Fürstin aus ihrer italienischen Heimat in die Redouten-Säle der Wiener Hofburg verpflanzte und an deren

Scherzen sie mit voller Empfänglichkeit einer von Natur aus heitern, von Glück und Freude erfüllten Frauenseele in immer wechselnden Vermummungen theilnahm, „bis endlich die absichtliche Sottise eines frechen Gesellen ihr dieses Vergnügen auf immer verleidete." Der geistvolle Memoirist unterläßt aber nicht beizufügen, wie zu den „Liebhabereien jener seltenen Frau die sie mit der größten Leidenschaft betrieb" auch das „weite Gebiet der Barmherzigkeit" gehörte und wie sie „hier allerdings Verschwenderin" gewesen; „reichte ihr Nadelgeld nicht hin, so gab sie Geldeswerth: eine Spange, eine Uhr, ein Buch, einen Kleiderstoff." Ueberhaupt seien überströmende Herzensgüte und ungekünsteltes Mitgefühl für menschliches Wohl und Wehe ihr schönes Erbtheil gewesen; „ging sie in Begleitung einer Hofdame über die Bastei oder im Augarten spazieren, da blieb kein Bettler unbeschenkt, kein zerlumpter Junge unbefragt um Alter und Verhältnisse; jedes schöne Kind mußte heran; Wärterinen die ihre Kinder einer Gefahr aussetzten wurden ermahnt 2c."

Wie wenig stimmt mit dieser Schilderung eines scharfen aber wohlwollenden Beobachters das Bild, das uns ein anderer, offenbar misgünstiger, ja boshafter Zeitgenosse von Maria Theresia der Jüngeren entwirft! Da ist alles Schatten, was sich uns dort in heiter wohlthuendem Lichte gezeigt. Wir haben da eine Frau vor uns, die es nur darauf abgesehen hat ihren Mann unter dem Pantoffel zu halten; Eitelkeit und Herrschsucht geben sich bei jedem Anlasse kund. Als sie bemerkt daß der geheime Cabinets-Secretär Hofrath von Schloißnigg, der einstige Erzieher ihres Gemahls, es „an gehöriger Aufmerksamkeit und hinlänglicher Ehrfurcht gegen die Monarchin" fehlen läßt, verbindet sie sich mit dessen Feinden zu seinem Sturze, was denn auch dieser „Frau die das Herz und folglich den Willen des Kaisers in ihren Händen trug" ohne viel Mühe gelingt. Während sie „treulich mitwirket durch stets neue Unterhaltungen und Spiele" ihren Gemahl zu verhindern „daß er nicht doch einmal darauf verfalle sich mit dem Wesentlichen der Geschäftsleitung abgeben zu wollen", mit ihm Blindekuh und Verstecken spielt, wozu die „Cammermenscher und einige vertraute Günstlinge aus dem geheimen Cabinet und der Dienerschaft" beigezogen werden: kann sie für ihre eigene Person nicht unterlassen

sich in alle Staatsangelegenheiten zu mischen, so daß es den Minister Grafen Colloredo wiederholte Anstrengungen kostet „diese gefährliche Nebenbuhlerin aus dem politischen Wirkungskreise mit guter Art zu drängen und die Kaiserin aus dem Staats- und Conferenz-Rathe, wo sie allezeit gegenwärtig war, zu entfernen.“ Als eine „Anekdote welche ihr Herz und ihren Verstand charakterisirt“ wird dann erzählt, wie sie einst die Fürstin Paar, die unter einen Transport gefangener Franzosen Geld und Lebensmittel vertheilen lassen, wegen dieser „unpatriotischen Gesinnungen“ ihren „Allerhöchsten Unwillen“ zu erkennen gegeben und ihr, falls sie eine in ihrem Dienste befindliche Französin nicht entließe, den Hof verboten habe.[2])

Wie verschieden diese Urtheile lauten mögen, darin stimmen sie in ihrer Wesenheit zusammen: daß Maria Theresia, was anspruchslos heiteres aber auch wieder hilfreich theilnahmsvolles häusliches Walten betraf, vielleicht allen Frauen die damals auf Thronen saßen ein liebenswürdiges Beispiel gab; daß sie dabei Hochherzigkeit und Selbstgefühl genug besaß, inmitten einer sturmbewegten Zeit die Ereignisse von denen ihr Vaterland so nahe berührt wurde nicht gleichgültig an sich vorübergehen zu lassen; daß sie vielmehr glaubte, auch in dieser Hinsicht ihrem kaiserlichen Gemahl helfend zur Seite stehen, die Sorgen und Kümmernisse, die in jener Zeit über ihn und sein Reich hereinbrachen, treu mit ihm theilen und tragen zu müssen. Mag sie hierin vielleicht zu weit gegangen sein, immer liegen so viel achtenswerthe mit ihrem sonstigen Charakter zusammenstimmende Motive diesem ihren Verhalten zu Grunde, daß wir nicht nöthig haben die Erklärung desselben aus einer trüben Quelle herzuleiten.

3.

Das in seinem Mannesstamme erloschene Geschlecht der Habsburger schien seine alte Kraft noch in einzelnen seiner nachgekommenen Töchter bewähren zu wollen. Die entschlossene und starkmüthige Maria Karolina von Sicilien gehörte ohne Frage in diese Reihe, eine der meistverläumdeten Frauen der neueren Geschichte, die des wahrheits-

liebenden Ritters noch wartet der sie in ihrer ächten Gestalt erscheinen lasse. Die kaiserlichen Familien-Archive bewahren einen Schatz von Briefen an ihre Tochter die Erzherzogin, später Kaiserin von Oesterreich; sie zeigt sich darin jedenfalls in dem Stücke als ein Abbild ihrer großen Mutter Maria Theresia, daß sie durch alle Schicksale ihres Lebens die treueste Sorge für ihr Hauswesen und ihre Familie mit der lebhaftesten Aufmerksamkeit für die öffentlichen Angelegenheiten zu verbinden wußte.

Karolina hatte in noch höherem Grade als ihre berühmte Mutter reichen Familiensegen; sie setzte einen Stolz darein ihrem Gemahl achtzehn Kinder zur Welt gebracht zu haben, und ihre erstgeborene Tochter Theresia würde ihr wahrscheinlich in diesem Punkte nichts nachgegeben haben, wäre ihr ein längeres Leben beschieden gewesen. In dem französisch geführten Briefwechsel zwischen den beiden Damen werden sich nur wenige Schreiben finden lassen, wo nicht die Ausdrücke „grossesse“ oder „couche“ ihre Stelle fänden; denn die Fruchtbarkeit der Mutter-Großmutter war noch lang nicht am Ende ihrer Laufbahn, als jene der Tochter-Mutter die ihrige begann. Erstere ertheilt darum der letztern fotwährend gute Lehren und ist auf das ängstlichste um jeden Umstand bekümmert der sich an das Herannahen oder an die Abwicklung der großen Ereignisse knüpft, die bei den beiden hohen Frauen mit einer gewissen Regelmäßigkeit einander ablösen. Am 22. December 1791 belobt Karolina die jugendliche Wöchnerin: „sie habe das Zeugnis ihrer guten und verehrungswürdigen Schwiegermutter daß sie sich bei ihrer Entbindung vernünftig und muthvoll gehalten habe. Ich freue mich sehr darüber“, fährt sie fort; „denn das unmäßige Wehklagen taugt zu nichts, lindert nicht den Schmerz, verursacht nur Pein und Beunruhigung den Beistehenden. Man muß sich das Uebel gefallen lassen um das Glück zu haben Mutter zu sein. Ich bin überzeugt, indem Du Deine Kleine ansiehst die, wie man mir sagt, ein schönes Kind, groß gesund stark und wohlgebaut ist, vergissest Du all Deine Leiden. Ich stelle sie mir nur vor und liebe sie schon, diese liebe Kleine die Du für mich küssen mußt.“ Aehnliches wiederholt sich in jedem der nächstfolgenden Briefe: „Küsse in meinem Namen Deine liebe Kleine; ich empfinde für sie schon die ganze Zärtlichkeit

einer Großmutter und wünschte wohl sie selbst sehen und küssen zu können. Sage mir wie Du sie findest; Du mußt mir eine ganz genaue Beschreibung von ihr machen, denn sie ist mir schon werth und theuer"... Doch kaum ein paar Wochen später spielt die unermüdliche Frau schon auf eine neu zu erwartende „grossesse" der jungen Mutter an; es folgen Wünsche, sie möge ihrem lieben Töchterchen bald einen Gespan, „un compagnon", verschaffen. Dabei ermahnt sie sie aber, sich nicht zu sehr dieser Erwartung hinzugeben weil sonst, wenn doch wieder eine Tochter käme, die Verstimmung ihren Zustand gefährden könnte: „die Hauptsache ist daß das Ereignis für Mutter und Kind glücklich ablauft; ob letzteres ein Knabe oder ein Mädchen, kommt erst in zweiter Linie" rc. Als nun doch das Gewünschte eintrat — am 19. April 1793 gebar Maria Theresia ihrem Gemahl einen Prinzen der auf den Namen Ferdinand getauft wurde — da hatte die Freude der Großmutter keine Gränzen. „Gott sei gelobt und gepriesen", schreibt sie, „ob Deiner glücklichen Entbindung, und noch einmal ob des schönen tüchtigen Knaben; ich habe vor Freude geweint." Darüber wird jedoch die liebe Erstgeborne keineswegs vergessen. Eines Tages müssen die Vorhänge ihrer Wiege durch einen unglücklichen Zufall in Brand gerathen sein, oder so etwas dergleichen. „Ich habe geschaudert", schreibt die Großmutter, „indem ich mir die Angst vorstellte die Du empfunden haben mußtest das Feuer in so unmittelbarer Nähe Deiner Kleinen zu sehen; Gott sei Dank daß es Dir nicht geschadet hat!" Ueberall zeigt sich die Königin Karoline als liebend besorgte Mutter und Großmutter. „Glaube mir mein liebes Kind", heißt es einmal, „daß, was ich Dir sage, mir eingegeben ist von der reinsten Zärtlichkeit, von dem alleinigen Wunsche für Dein Glück das ich vor mein eigenes setze. Ich habe meine Laufbahn beinahe vollendet, Du beginnst erst die Deinige; so liegt mir auch Deine Ruhe, Deine Ehre, Dein Ruf, Dein Wohlergehen mehr am Herzen als mein eigenes."

Im „Hof- und Staats-Schematismus" von 1793 findet sich bereits die „Kammer Ihro Königl. Hoheit der Durchl. Erzherzogin Maria Louise" verzeichnet. Als „Aja" steht an der Spitze die Gräfin Maria Anna von Wrbna, geb. Gräfin von Auersperg; nach derselben folgen: eine Kammerfrau Mad. Elisabeth Streffler; zwei Kammer-

dienerinen Mlle. Antonie Streffler und Mad. Francisca Denot, ein „Kammermensch" Apollonia Gschaderin; ferner: ein Kammerheizer, vier „Leiblaquayen", eine „Leibwäscherinn", ein „Extraweib", ein Hausknecht, alle mit Vor- und Zunamen so wie mit ihrer Wohnung angeführt[3]). Neben der Obsorge für die kleine Maria Louise übernahm die Gräfin Wrbna zugleich die Aja-Stelle bei dem Kronprinzen Ferdinand, und dann der Reihe nach bei allen Prinzen und Prinzessinen, mit denen die Kaiserin ihren erlauchten Gemahl fast Jahr für Jahr beschenkte.

Im Jahre 1795 trat Maria Louise aus der Leitung der Gräfin Wrbna unter jene der Gräfin Josepha v. Chanclos. Sogleich verlangte die Großmutter näheres darüber zu erfahren. „Du sagst mir nichts", schrieb sie am 8. October, „wie die liebe Louise die Aenderung in den Leuten und in der Erziehung aufgenommen habe; mich interessirt das im höchsten Grade, ich möchte wissen ob Du damit zufrieden bist. Ich muß einen ähnlichen Proceß durchmachen mit meinem Leopold" — geb. am 2. Juli 1790 — „und befinde mich in der heftigsten Aufregung ob ich wohl eine glückliche Wahl treffen werde." Bei einer spätern Gelegenheit, am 20. August 1796, erklärt sich Maria Karolina mit den Grundsätzen vollkommen einverstanden, nach denen die Erziehung der „lieben kleinen Louise" geleitet wird. „Ich bin durchdrungen von der Ueberzeugung", schreibt die in ihrer eigenen Ehe so grausam enttäuschte und so schwer geprüfte Frau, „daß es für das wahre Glück unserer Kinder nöthig ist sie fern von der Welt zu halten. Nachdenken und Erfahrung haben mich von dieser Wahrheit überzeugt. Ich weiß wohl daß dies auf Kosten unserer Eigenliebe geschieht. Aber unser erster Gedanke muß das wahre und dauernde Glück unserer Kinder sein. Ich denke daß, wenn wir unsere Prinzessinen streng und ohne Bekanntschaft mit Männern halten, sie keine Vergleiche anstellen können, und darum jene liebenswürdig finden und sich an sie anschließen werden die Gott ihnen beschieden haben wird."

Die kleine Louise wurde frühzeitig angehalten ihrer Großmutter allerhand Aufmerksamkeiten zu erweisen. Schon im Sommer 1796 schreibt sie derselben, ohne Zweifel zu deren Geburtstag am 13. August, ihren ersten Brief und sendet ihr eine Arbeit von ihrer Hand, was

beides von jener als „charmant" belobt wird. Ein Jahr später erhält Louise eine kleine Sammlung von Muscheln aus Neapel. „Ich habe sie selbst am Meerbusen von Tarent gesammelt", schreibt die Königin am 7. Juli 1797 ihrer Tochter, „auf einer Sandbank deren Lage und ganze Umgebung Dich und Deinen lieben Mann entzücken würde." Es klang dies wie eine Einladung zu einem Besuche von der fernen Donau an die Gestade des mittelländischen Meeres. Ging doch das jahrelange Verlangen Karolinens dahin, die Kinder ihrer Tochter zu sehen und dieser dagegen ihre jüngsten Geschwister, die Theresia noch nicht kannte, zu zeigen! Dieser Wunsch sollte im Hochsommer 1800 in Erfüllung gehen, freilich zu einer Zeit wo die gute Karolina ihren Wiener Verwandten sehr ungelegen kam. Sie hatte sich aus ihrem von Krieg und Drangsal aller Art heimgesuchten, den Franzosen mit schweren Opfern wieder entrissenen Königreiche mit ihren vier jüngsten Kindern auf den Weg gemacht und drückte der Kaiserin ihre Freude aus, endlich einmal „die theure Mutter und all ihre liebenswürdigen Kinder" an ihr Herz drücken zu können; „das wird mein Leben verlängern durch den Balsam des Trostes den es in mein Herz gießen wird. Ich bin entzückt darüber daß ihr so gut untereinander lebt; ist doch Zufriedenheit in der Familie das einzige wahre Glück!" Als Minister Thugut dieses Vorhaben erfuhr, war er nicht wenig bestürzt. Man befand sich damals, so schien es mindestens, auf dem Punkte den Weltfrieden herzustellen, und die Ankunft der Königin von Sicilien, deren Anhang die parthenopeische Republik über den Haufen geworfen und die Franzosen aus dem größten Theile von Italien vertrieben hatte, konnte auf Oesterreich den Schein werfen als ob es neue Bündnisse im Schilde führe. Darum beschwor Thugut seine beiden Majestäten alles aufzubieten, das Eintreffen der Königin bevor der Friede abgeschlossen hintanzuhalten, ein Eintreffen „aus welchem sicherlich für die Angelegenheiten Sr. Majestät mehr Anstände erwachsen könnten als aus dem Verlust einer Schlacht"[4]). Allein Karolina ließ sich nicht mehr zurückhalten. Nach unsäglichen Mühseligkeiten und Beschwerden, in steter Besorgnis auf dem Landwege von den Franzosen, auf der See von Corsaren gefangen zu werden, lief sie endlich in der Nacht vom 1. zum 2. August unter russischer Flagge im Hafen von Triest ein, wo sie in Folge der ausgestandenen

Strapazen erkrankte und länger als acht Tage verweilen mußte ehe sie die Reise nach Wien antrat. Der kaiserliche Hof räumte ihr das Lustschloß Schönbrunn ein und zog sich selbst nach Baden zurück um allen Schein vertraulicheren Verkehres zu vermeiden, der sich denn in der That darauf beschränkte daß man sich zeitweise besuchte, daß die Großmutter ein- und das anderemal ihre Enkel, darunter die siebenthalbjährige Louise, zum Speisen oder zum Spiele sich erbat u. dgl. Trotz der Gegenbemühungen Thugut's blieb Karolina bis in's Jahr 1801 in der Nähe des Wiener Hofes und setzte alles erdenkliche in Bewegung um ihre Tochter und ihren Schwiegersohn für ein thätiges Eingreifen zu Gunsten Neapels zu gewinnen.

4.

Maria Louise war, nach allem was uns über ihre ersten Lebensjahre vorliegt, ein wohlerzogenes Kind. Sie zeigte sich folgsam und sittig, sie war gelehrig und arbeitsam, sie wußte sich zu beschäftigen und litt nicht an Langeweile. Wenn sie schon 1796 ein Glückwunschschreiben an ihre Großmutter zu Papier bringen konnte, so war das für ein noch nicht sechsjähriges Prinzeßchen immerhin etwas. Dazu kamen mit den Jahren andere Beschäftigungen. Sie lernte Sprachen, sie trieb Musik, sie zeigte Vorliebe für das Zeichnen. Nachdem sie im Lesen gewandter geworden gab man ihr allerhand Bücher in die Hand, doch mit einer etwas ungeschickten Vorsicht; man hatte, wenn dieselben nicht von vornherein „in usum delphini" gedruckt waren, nicht blos verschiedene Blätter, sondern selbst Stellen, ja einzelne Worte vertilgt, was begreiflicher Weise nur die Neugierde der jugendlichen Leserin reizte; und so nachhaltig blieb das in ihr haften daß sie, nachdem sie eigene Herrin ihrer Lecture geworden, nichts eifrigeres zu thun hatte als sich jene Bücher heraussuchen zu lassen, um in Erfahrung zu bringen was man ihr denn eigentlich damals verheimlicht habe. Unter den Spielen mit ihren jüngeren Geschwistern — und deren hatte sie von allen Altersstufen — nahmen, dem Geiste und den Nöthen der Zeit entsprechend, Politik und Krieg eine bedeutende Rolle ein. Da

wurden kleine Soldaten aus Holz oder Wachs aufgestellt; der abscheulichste davon war der „Buonaparte“, ihn trafen die erbittertsten Streiche und Nadelstiche, die heftigsten Verwünschungen seiner kindischen Angreifer. [5])

Die Aja der Erzherzogin war seit 1799 die Gräfin Victoria Colloredo geborne Gräfin Folliot von Crenneville. Sie hatte früher einen Wallonen-Rittmeister Baron Poutet geheiratet und war in zweiter Ehe Gemahlin des Cabinets-Ministers Grafen Franz Colloredo-Wallsee geworden. Es gab damals im österreichischen Volke und in den Hofkreisen zwei Parteien. Franzosenfeindlich waren eigentlich beide; allein während die eine fortwährend zu neuen Unternehmungen gegen den Erben der Revolution von 1789, den verhaßten Buonaparte drängte, glaubte die andere alles Ringen gegen den Unüberwindlichen sei vergeblich, Ergebung in das Schicksal sei allein am Platze. Die Colloredo scheint eine Frau von lebhaften Gefühlen gewesen zu sein, die sie in diesem Getriebe unermüdet mitspielen ließ. Für's erste trat nach dem Frieden von Luneville, 9. Februar 1801, eine Pause ein, in der Maria Louise vom Mädchen zur Jungfrau heranwuchs. Die Sommermonate brachten ihre Ältern mit einem Theile der Kinder meist in Baden zu, die Erstgeborene mit ihrer Kammer weilte in Schönbrunn oder in Laxenburg, welches letztere, eine Schöpfung des Kaisers Franz, noch fortwährend verschönert und darum von Wienern so wie von Fremden häufig besucht wurde. Maria Louise schrieb in diesen Zeiten der Trennung fleißig nach Baden. Sie äußert in Laxenburg ihre Freude über die „neue chinesische Brücke“ die „bis auf die Laternen“ fertig ist, „die werden erst daran gemacht werden“. Sie besucht die „Grotte“ und beobachtet wie ein großer Stein hinaufgezogen wird: „nachdem haben sie mit einer eisernen Maschine Piloten eingeschlagen, zehn Soldaten haben daran gearbeitet; es ist eine kleine Stiege gemacht um hinaufzusteigen.“ Häufig geht sie in die „Festung“ wo der Balcon neu angestrichen wird, sieht im Thurm nach wer da „eingeschrieben ist“, im Fremdenbuch nämlich, und berichtet ihrem Vater wenn sie etwa den Namen einer „Gräfin Thun“ gelesen oder „Gesellschaften“ aus der Stadt daselbst getroffen hat. Als Belohnung, wenn sie sich gut aufgeführt, sieht sie es jedesmal an wenn sie nach Baden hinüberkommen und

mit ihren Ältern speisen darf; sie bittet sich brieflich die Erlaubnis dazu aus und unterläßt darnach nie für die „Gnade" zu danken die man ihr durch Gewährung ihres Wunsches erzeigt hat. Sie ist überhaupt kein verwöhntes Kind. Wenn sie von ihrer Mama eine neue Robe, einen Shawl, hübsche Bücher erhält, kennt ihre Freude und ihre Dankbarkeit keine Gränzen; sie springt vor Lust beim Anblick der reichen Gabe und drückt in gerührten Worten ihre Erkenntlichkeit dafür aus.

Gegen Ende 1804 trat Maria Louise zum erstenmal vor die Oeffentlichkeit. Sie erschien bei einem am 25. December „zum Besten armer Bürger und Bürgerinnen Wiens" veranstalteten Musikfeste (Oratorium „Saul" mit Musik „von verschiedenen Meistern") und spendete dabei ihren Beitrag, wofür sie in der Wr. Ztg. Nr. 2 vom J. 1805 dankend als Wohlthäterin genannt wurde. Auch bei den gottesdienstlichen Feierlichkeiten in der Burg-Capelle oder in der Augustiner Pfarrkirche, an denen sich der weibliche Hof zu betheiligen pflegte, erschien von nun an die älteste Erzherzogin regelmäßig; das erstemal am 6. Februar 1805 bei der Gedächtnisfeier für die Kaiserin Eleonora Gemahlin Ferdinand III. Stifterin des Sternkreuzordens, unter dessen erste Mitglieder die Damen des Erzhauses ihrer Geburt nach zählen.

Im Frühling 1805 machte Kaiser Franz eine Rundreise über Krems, 9. Mai, nach Lubereck Guttenbrunn und Persenbeug wo er sich mit Vorliebe längere Zeit aufhielt, dann über Iglau, 29., nach Prag, wo er vom 30. Mai bis 9. Juni weilte und von wo er über Persenbeug, 12. Juni, nach Wien zurückkehrte. Die Kinder blieben während dieser Zeit unter der Obhut ihrer Mutter die ihre Erziehung beaufsichtigte, aber auch an ihren Erholungen theilnahm. Häufig fuhr man in den Prater, ließ sich auf Plätten in die Krieau hinüberführen, sah der Abfütterung der Hirsche zu, bewunderte die prächtigen Tyroler Rinder der Gemeinde Stadelau die in der Au weideten. An anderen Tagen besuchte man den Kahlenberg wo der Prinz de Ligne seinen Sommeraufenthalt hatte, den kaiserlichen Thiergarten, den Dornbacher Park, den Liechtenstein-Garten in der Rossau, den Cobenzl-Berg, wobei jedesmal darauf gesehen wurde daß die junge Welt möglichst viel ihre Beine gebrauchte. Ende Juni oder Anfangs Juli, wo der Vater zurückgekehrt war, zog man auf's

Land, die Aeltern mit dem Kronprinzen und mit der lebhaften Leopoldine nach Baden, Maria Louise mit der Colloredo nach Schönbrunn.

Bis zu diesem Zeitpunkte hatte noch alles das gewohnte Aussehen. Bereits im November vorigen Jahres war eine Verabredung mit Rußland getroffen worden; doch das Geheimnis blieb bestens verwahrt, kein Uneingeweihter hatte eine Ahnung davon. England und Schweden wurden in das Interesse gezogen, mit Preußen wurde lebhaft verhandelt, in Wien wurden Kriegspläne ausgearbeitet; allein nach außen beobachtete man allseits eine friedliche Haltung, der österreichische Minister Cobenzl richtete an alle seine Organe ein Rundschreiben das von den friedlichsten Versicherungen überströmte. Ziemlich spät kam Napoleon hinter die Sache und nun konnten die Verbündeten nicht länger zögern; im September, lang bevor sie mit ihren Vorbereitungen am Ende waren, sahen sie sich genöthigt loszuschlagen. Von England wurden Subsidien gespendet, von Rußland wurde Kutusov in Marsch gesetzt, von Oesterreich eine deutsche und italienische Armee gebildet, an die Spitze der ersteren General Mack gestellt, für den Oberbefehl der letzteren Erzherzog Karl erkoren. Er hatte den Krieg widerrathen, er gehorchte nur dem ausdrücklichen Wunsche seines kaiserlichen Bruders. Die Minister waren voller Siegeshoffnungen, und mit lebhafter Neugierde sah man den ersten Nachrichten vom Kriegsschauplatze entgegen. Da kam am 21. October die Hiobspost der Uebergabe von Ulm, und mit der Freude hatte es ein Ende. „Das Unglück welches uns getroffen“, schrieb Gentz an Johannes Müller, „ist wirklich derart daß es die Seele vernichtet und das Denken aufhebt.“ Unaufgehalten richtete Napoleon seinen Marsch gegen das Herz unserer Monarchie. Kaiser Franz ging nach Preßburg, wo er den Landtag eilig schloß und sich dann nach Brünn wandte. In Wien war alles Schrecken Verwirrung Flucht. Die Kaiserin mit der Erzherzogin Leopoldine begab sich nach Mähren in die Nähe ihres Gemahls, die andern kaiserlichen Kinder wurden nach Ungarn geschickt, das kaiserliche Haus war in zwei Lager getrennt und sollte es binnen kurzem in noch mehrere werden.

Es war die erste Schule des Unglücks die unsere jugendliche Erzherzogin durchzumachen hatte. Die monatlange Trennung von ihren Ältern gab Veranlassung zu dem ersten bedeutenderen Briefwechsel den

Très chère M

J'ose vous écrire pou
chere Maman notre
3 heures aprés midi,
voyage ne nous à p
joie d'aprendre la n
q il m'auroit encore
pu partagé avec m
dieu qu'il y en ait
Carte eut été dépaq
l'endroit ou l'affair
la possibilité d'être
pieds avec respect

Ch

Offen ce 7 9bre soir
à 7 ¾ heures du ~~matin~~

sie führte. Sie schrieb französisch und zwar in Schrift und Ausdruck eben so sicher als elegant. Unsere anfängliche Vermuthung, daß wohl die Aja hinter ihrem Stuhle gesessen und manche feinere Wendung eingeflüstert haben möchte, mußten wir gegenüber der Wahrnehmung aufgeben daß die späteren Briefe, wo die Colloredo nicht mehr um sie war, keinen Abfall im Styl wahrnehmen lassen.

5.

Maria Louise brachte mit ihren jungen Geschwistern die erste Nacht auf ungarischem Boden vom 4. zum 5. November in Kittsee im Schlosse des Grafen Karl Eszterházy zu. Am 6. Abends oder 7. Vormittags traf man in Ofen ein und vernahm bald nach der Ankunft von einem Siege, den die Kaiserlichen über die Franzosen bei Efferding erfochten haben sollten. Maria Louise war ganz Freude. „Wenn unsere Karte ausgepackt wäre", schrieb sie ihrer Mutter, „würde ich mir mit großem Vergnügen den Ort angesehen haben wo das Treffen stattgefunden; ach wie wünschte ich daß es möglich wäre, so schnell wie auf der Karte mich zu Deinen Füßen zu befinden meine theure Mama!" Sie verfolgte mit Interesse den Gang der Kriegsereignisse wie dieselben, freilich zumeist auf dem trügerischen Wege des Gerüchtes, zu ihrer Kenntnis gelangten. Sie vernahm mit gehobenen Gefühlen, und theilte es ausführlich ihrer Mama mit, wie große Anhänglichkeit sich allenthalben in Ungarn kundgebe und wie man zu jedem Opfer bereit sei. Sie triumphirte bei der Nachricht, die Russen und Engländer hätten in der Normandie eine Landung unternommen, was den „ehrgeizigen Buonaparte" wohl auf andere Gedanken bringen werde. Oder vielleicht auch nicht bringen werde, zu seinem eigenen Verderben! „Wir erwarten alles von dem lieben Gott, er hat uns noch nie verlassen und mit seiner Gnade wird er uns auch diesmal nicht verlassen. Der Vortheil wird sich auf Papa's Seite neigen und der Augenblick wird endlich gekommen sein wo dieser Usurpator gedemüthigt sein wird. Vielleicht daß es ihm Gott gestattet so weit zu kommen damit ihm, nachdem er sich einmal eingelassen, der Ausweg

versperrt sei!" Leider währte diese Siegeshoffnung nicht lang, traurigere Nachrichten kamen und das ärgste war zu befürchten. „Weh uns", schreibt die Erzherzogin am 13. November, „wir fürchten daß der Feind uns einen sehr harten und bitteren Frieden auferlege; und doch wieder", setzt sie wie berichtigend dazu, „besser noch ein solcher Friede als der Krieg!"

Diesen letzten Beisatz, er war in den schon fertigen Text nachträglich hineingeschrieben, scheint die Colloredo eingegeben zu haben die allerdings Ursache hatte dem Kriege abhold zu sein. Sie besaß Familien-Güter in Frankreich die sie dem Feinde preisgegeben sah. Dazu die Trennung von ihrem Gemahl den sie schwer erkrankt hatte verlassen müssen, und nun sollte man noch tiefer nach Ungarn hinein! Allerhand Reibungen und Eifersüchteleien zwischen den Kammern der verschiedenen Prinzen und Prinzessinen machten das Maß voll. Baron Stefaneo, Ajo des Kronprinzen, beanspruchte eine Art Oberherrschaft die sich die Anderen, die Aja der ältesten Erzherzogin voran, nicht wollten gefallen lassen. Eines klagte über das andere, eines legte dem andern Hindernisse in den Weg. Manche der Frauen, darunter wieder die Colloredo, hatten ihre Kinder bei sich deren Obsorge ihnen, wie sich Stefaneo beschwerte, mehr am Herzen lag als die Obhut für die ihnen anvertrauten Prinzen. Das schlimmste aber war, daß die Colloredo ihren Zögling mit in dies Ränkespiel verflocht und die Erzherzogin an verschiedene Herren und Frauen vom Hofe Briefe schreiben ließ wie sie solche zur Förderung ihrer selbstischen Zwecke brauchte. Wie es scheint war es der ungarische Statthalterei-Rath Graf Joseph Eszterházy welcher der Kaiserin dies unwürdige Spiel aufdeckte, und die letztere rasch entschlossen sandte an den Erzherzog Joseph den Auftrag die Colloredo von ihrem Posten zu entfernen, den sofort die Frau Francisca von Faber einzunehmen habe. Graf Eszterházy, zu dem die Kaiserin volles Vertrauen faßte, sollte eine Art Oberaufsicht über Maria Louise führen.

Der Befehl Ofen zu verlassen mußte am Ende doch ausgeführt werden. Man brach in zwei Colonnen auf, eine dritte unter Führung des Leib-Chirurgus Neu, der sich auch die Faber anzuschließen hatte, sollte nachkommen sobald die von einer Art rheumatischen Fiebers

befallene Erzherzogin Karolina genesen sein würde. Am 18. November kamen die beiden ersten Colonnen durch Erlau, am 19. und 20. trafen sie in Kaschau ein, wo ihnen Stefaneo ankündigte daß sie bald weiter nach Lemberg müßten. Die Colloredo, die noch keine Ahnung von ihrem Schicksal hatte, wollte wissen: auf wessen Befehl das zu geschehen habe, und hetzte ihre Erzherzogin in gleichem Sinne auf. „Stefaneo spiele den Geheimnisvollen", schrieb Maria Louise am 21. an den Grafen Colloredo; „auch Graf Joseph Eszterházy sei nicht recht aufrichtig; der Stuhlrichter von Miskolcz, ‚un jeune homme poli' der sie zu Pferde am Wagen begleitet, habe von einer Depesche gesprochen die an Stefaneo eingelangt sei, Eszterházy aber habe den Stuhlrichter einen Windbeutel genannt der nicht wisse was er tratsche; und doch habe der Stuhlrichter wahr gesprochen" ꝛc. An ihre Mutter schrieb Maria Louise am selben Tage einen Brief voll Wehklagen über das Unglück das über Österreich hereingebrochen: „Gott muß wohl sehr im Zorn auf uns sein, weil er uns so hart straft... Vielleicht daß in diesem Augenblicke in den Zimmern die wir in Schönbrunn bewohnten einer dieser Generale wohnt die falsch sind wie die Katzen. Unsere Familie ist in Stücke zerschlagen, meine theuren Ältern in Olmüz, wir in Kaschau, eine dritte Colonne in Ofen, das ist ein recht trauriges Geschick!"...

Aus der Reise nach Lemberg wurde zum Glücke nichts, dafür kam aus Olmüz ein Donnerwetter über die junge Erzherzogin und der Befehl sich unter die Leitung des Grafen Eszterházy und der Faber zu stellen, mit denen sie unverweilt nach Krakau aufzubrechen habe; Frau von Faber war nicht mehr wie ihre Vorgängerin „Aja", sondern „Erzieherin". Die Colloredo war „wie eine Furie" — so zum mindesten wurde der Kaiserin berichtet — als sie ihren Abschied gleichzeitig mit der Enthebung ihres Gemahls als Cabinets-Minister vernahm. Sie blieb für's erste in Kaschau zurück wo das alte Ränkespiel fortdauerte. „Ach Gott, welche Confusion", schrieb die Kaiserin aus Olmüz an ihren in der Nähe des Kriegsschauplatzes weilenden Gemahl; „keine Ordnung bey die Kinder weder im Oeconomicum weder in nichts, der Stefaneo will alles befehlen und kann nichts, fürchtet sich dabei wie ein altes Weib". „Ein jeder will befehlen", heißt es ein andermal,

„und ich versichere Dir daß nichts als Unordnung herrscht, und die armen Kinder darunter leiden. Wegen der Louise wirst Du gesehen haben daß man sie lernte heimliche Correspondenzen zu führen und zu klagen, zu intriguiren, wofür ich mir vornehme ihr tüchtig den Kopf zu waschen und unter schärffster Strafe zu verbieten. Du wirst auch gesehen haben daß die Briefe die sie an uns schreibt immer ender*) gelesen wurden. Gottlob daß es ein Ende hat wegen das Wohl unserer Tochter welche gewiß nichts nutz wäre worden, es wird viel auszubessern geben, denn was helfen die Kenntnisse und Welt ohne moralischen guten Charakter.“ Doch diese letztere Befürchtung der Kaiserin war ohne Grund. Louise war ein gutes Kind, die ihren Fehler reumüthig einsah und ihre Mutter tausend und tausendmal um Vergebung bat. „Ich hoffe und ich beschwöre dich theure Mutter“, schrieb sie am 23. noch aus Kaschau, „daß Du die unbesonnene Louise vergessen haben und in ihr hinfort nur die ihren theuren Ältern unterthänige und ehrerbietige Tochter erblicken wirst“. Und am 26. aus Krakau dankt sie für die erlangte Verzeihung: „diese allein, wie Du die Güte hattest zu sagen, kann mich entschädigen für die schmerzhafte Trennung von der Colloredo.“ Es macht dem Herzen der jungen Prinzessin Ehre daß sie ihrer erzürnten Mutter gegenüber den Muth hat ihre Anhänglichkeit an die in Ungnade gefallene Aja zu bekennen und ihre Ältern um die Erlaubnis zu bitten daß sie derselben noch fernerhin schreibe. Auch die Gräfin bat es sich von der Kaiserin als Gnade aus, mit ihrem früheren Zögling im Briefwechsel zu bleiben. Maria Theresia war unschlüssig ob sie darauf eingehen sollte; allein der Kaiser entschied sich dafür. „Was die Correspondenz zwischen der Louise und der Colloredo anbelangt“, schrieb er seiner Gemahlin, „so ist ganz billig daß ihr die Louise alle Dankbarkeit bezeiget, jedoch hat dieselbe sich blos darauf und auf gleichgiltige Sachen zu erstrecken. Es ist also kein Anstand selbe in diesem Falle zuzulassen wenn die Briefe von beyden Seiten offen Dir zukommen, welches ich Dich bitte zu befehlen.“ Dabei sei den Dienstleuten bei Verlust ihrer Stelle zu verbieten „daß sie heimlich ihr Briefe bringen oder befördern.“

*) eher, früher.

Die Reise Maria Louisens nach Galizien hatte den Zweck, sie ihrer Mutter in Olmüz zuzuführen die ihr „tüchtig den Kopf waschen" und sie unter eigene Aufsicht nehmen wollte. Allein zwischen Vorsatz und Ausführung traten die traurigsten Vorfälle. Zuerst erhielt die Kaiserin einen „vor Austerlitz den 2. Xber 1805" geschriebenen Zettel ihres Gemahls:

> Heute ist eine Schlacht geliefert worden die nicht gut ausgefallen ich bitte Dich dem zufolge auf Teschen Dich von Olmütz zurückzuziehen mit allen was zu uns gehört. Ich bin gesund. Dein zärtlichster Franz m. p.

Anstatt also, wornach sie sich seit langen Wochen so innig sehnte, mit ihrem Gemahl wieder vereinigt zu werden, mußte sich Maria Theresia noch weiter von ihm entfernen und trat am 4. December über Leipnik Weißkirchen und Neutitschein die Reise nach Schlesien an. In Friedek machte sie Halt und quartierte sich im Schlosse des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen ein. Kaum dort angelangt wurde sie von den „Flecken" befallen; ihre Tochter Leopoldine saß in ihrem Bette ehe noch die Krankheit ausgebrochen war, und nun war auch für diese die Gefahr der Ansteckung vorhanden; um so weniger konnte sie daran denken ihre Louise zu sich kommen zu lassen. Dazu die Aufregung über die Schicksale ihres Gemahls und seines Reiches, die täglich auftauchenden Gerüchte über die Fortschritte des Feindes der, wie man fürchtete, bis in diese Gegend streifen könnte. Es war ihr ein schwacher Trost als ihr der Kaiser von seiner Zusammenkunft mit Napoleon am Nachtfeuer nächst der verbrannten Mühle, „spálený mlýn", berichtete: „Mit Buonaparte selbst bin ich ganz zufrieden gewesen, in so weit man es mit einem Sieger sein kann der einen großen Theil meiner Monarchie im Besitz hat; an Achtung gegen mich und die meinigen hat er es nicht fehlen lassen und man sieht daß er kein Franzose ist." Trotz der Masern die bald einen heftigen Charakter annahmen sandte die Kaiserin Tag für Tag ihrem Gemahl einige Zeilen von ihrer Hand — „ich schriebe gern mehr", heißt es einmal, „allein wegen dem abkühlen muß ich wieder unter die Decke" — und es offenbaren sich darin Entschlüsse und Gesinnungen die uns eben so warme Theilnahme als aufrichtige Bewunderung für die vom Unglück

heimgesuchte Fürstin einflößen. „Wegen der Louise", schreibt sie am 6. December, „ich kann sie jetzt zu mir nicht kommen lassen, was soll ich mit ihr machen? Ach Gott Dein Wille geschehe, es ist aber eine harte Prüfung. Sey ruhig und liebe mich. Ich bin immer mit meinen Gedanken bey Dir und dieß ist mir mehr als meine eigene Krankheit. Das einzige was mir den Tod sehr hart machte wäre wenn ich Dich nicht mehr sehen könnte. Mache mir nur zu wissen ob ich hier wirklich in Gefahr bin, ich habe mein Kopf zum Willen Gottes gebeugt und wiederhohle es noch einmahl: wegen meiner thue keinen Schritt welcher Dir und dem Staat schädlich sey, aber nur nicht nach Frankreich führen lassen." Die Kranke sah sich in ihrer Seelenpein schon in den Händen eines feindlichen Streif-Corps! Der Leibarzt Stifft der um sie war that redlich seine Pflicht; allein von andern Seiten scheint man, anstatt alles beunruhigende von ihr fern zu halten jedes leichtfertige Gerücht an ihr Krankenbett gebracht zu haben. Von einer kaum glaublichen Tactlosigkeit des Ministers Cobenzl erfahren wir aus einem Schreiben der Leidenden vom 10.: „Ich küsse Dich tausendmahl und bitte Dich vergiß mich nur nicht, liebe mich ein wenig, ich darf es sagen zu verdienen, denn ich habe alles gethan was Du mit mir befohlen, war auch bereit von hier mit Todessicherheit wegzugehen; wie mir Cobentzel sagte: durch mein Bleiben würde ich die Monarchie opfern, so wollte ich gleich mich versehen lassen und wegreisen, allein Stift hielt mich im Bett und sagte er verantworte es nicht. Habe ich gefehlt hier zu bleiben so schleppe ich mich wie ich bin wo Du immer befiehlst." Kaum hatte sie selbst das ärgste überstanden so brachen die Masern bei der kleinen Leopoldine aus, was sich die Mutter um so mehr zu Herzen nahm, als sie sich sagen mußte sie habe ihrem Töchterchen die Krankheit zugeführt.

Erzherzogin Louise hatte, vom Grafen Eszterházy und der Frau von Faber geleitet, mittlerweile Krakau verlassen und sah mit freudigen Gefühlen der Wiedervereinigung mit ihrer Mutter entgegen, als die Reisenden in Skotschau, nur noch ein paar Posten von Friedek entfernt, ein unerwarteter Haltbefehl traf. Die Kaiserin wollte sie, „da im Pohlen wegen dem Durchmarsch der Russen keine Sicherheit und Ordnung ist", wieder nach Ungarn zurückschicken; allein eben diese russischen

Truppenzüge ließen auch die Entfernung von Skotschau nicht rathsam erscheinen. Jetzt war Kaiser Franz bereit seine älteste Tochter zu sich nach Holič kommen zu lassen; doch widerrieth es ihm die Kaiserin: es würde ihm das nur Ungelegenheiten bereiten, er habe zu thun und dazu noch „alle die Weiber“ die ihm mit ihrem Klatschen und Hadern zur Last fallen würden; er möge es lassen bis sie, die Kaiserin, bei ihm sein werde; „allein da muß man denken... ob sie*) sich nicht scheut, und da sie jung ist auch vielleicht doch etwas erben könnte.“ So mußte denn die Erzherzogin mit ihrer Kammer in Schlesien bleiben und warten bis alle Gefahr, sowohl von den Russen als von den „Flecken“, geschwunden sein würde. In ihrer Abgeschiedenheit verfolgte sie alle Kriegsereignisse mit der größten Aufmerksamkeit; wo immer ein Sonnenstrahl das Gewölk durchbrechen zu wollen schien, da fing sie ihn auf und wärmte daran ihr patriotisches Herz. „Der Erzherzog Karl“, schrieb sie am 10. December ihrer Mama, „muß jetzt in Raab sein mit dem Erzherzog Johann, was eine Armee von 70.000 Mann ausmacht. Wir flehen zu dem guten Gott daß er uns bald größeres Glück bescheiden möchte was, wie ich hoffe, unsere Wiedervereinigung beschleunigen wird. Wir hoffen zu dem höchsten Wesen, das doch endlich einmal unseren Leiden ein Ziel setzen möge.“

Gegen Ende des Jahres war die Kaiserin so weit hergestellt daß sie zu ihrem Gemahl reisen konnte. Sie verließ Friedek am 27. December, reiste über Neutitschein Leipnik Prerau, übernachtete vom 28. zum 29. in Hullein, vom 29. zum 30. in Ostra und traf über Holič am Sylvester-Tage in Tyrnau ein. Die kleine Leopoldine mußte für's erste noch zurückgelassen werden da wohl die Krankheit aber noch nicht die Gefahr der Ansteckung überstanden war, und aus letzterem Grunde durfte auch Maria Louise ihren Aufenthalt nicht verlassen. Erst in Wien fand sich die kaiserliche Familie wieder zusammen. Unsere Erzherzogin ging am 18. Jänner 1806 von Skotschau ab und sah ein paar Tage später ihren heißesten Wunsch erfüllt, mit ihren Ältern wieder vereinigt zu sein. Erzherzogin Leopoldine mochte sich um dieselbe Zeit

*) Maria Louise.

in Wien eingefunden haben. Die übrigen Prinzen und Prinzessinen mit ihrer Begleitung verließen Kaschau erst im April und kamen in zwei Colonnen am 17. und 18. in die Kaiserstadt zurück.

6.

Beinahe ein Jahr später erfuhr Maria Louise ihren ersten großen Schmerz.

Bisher hatte sie den Tod nur in kleinem Bilde gesehen. Die zwei unmittelbar nach ihr und dem Kronprinzen Ferdinand gebornen Schwesterchen, die erste Karolina (geb. 1794 8. Juni, gest. 1795 16. März) und die zweite (geb. 1795 4. December gest. 1799 30. Juni) waren in zartem Kindesalter heimgegangen. Die übrigen Kinder: Leopoldine geb. 1797 22. Jänner, Maria Clementine geb. 1798 1. März, Joseph geb. 1799 9. April, die dritte Karolina geb. 1801 8. April, Franz Karl geb. 1802 7. December, Maria Anna geb. 1804 8. Juni, und Johann Nep. geb. 1805 29. August, erfreuten sich bester Gesundheit als ein neuer Zuwachs dieses überreichen Familienkreises in Aussicht stand. Diesmal sollte das Ereignis nicht so glücklich ablaufen. Am 5. April 1807 stellte sich bei der Kaiserin heftiges Seitenstechen ein, das sich schnell zu einer Lungen- und Rippenfell-Entzündung entwickelte. Die vorzeitige Entbindung von einem Geschöpfchen das schon drei Tage später zur Leiche ward (Amalia Theresia geb. am 6. gest. am 9. April 1807) verschlimmerte zusehends den Zustand der hohen Kranken. In bestürzter Eile kehrte Kaiser Franz der sich zur selben Zeit in Ungarn befand nach Wien zurück, an das Bett seiner treu geliebten Gemahlin das er von da keinen Augenblick verließ. Am 12. N. M. wurde Maria Theresia feierlich mit den Sacramenten der Sterbenden versehen, das hochwürdigste Gut in der Burg-Capelle ausgesetzt, die Abhaltung öffentlicher Gebete in allen Kirchen der Stadt und der Vorstädte angeordnet. Um 10 Uhr Abends beschied die Mutter, die ihr Ende herannahen fühlte, ihre Kinder an ihr Krankenlager und ertheilte ihnen ihren Segen; andern Tages nach halb sieben Uhr früh hatte sie geendet, 34 Jahre 10 Monate 7 Tage alt.

Die kaiserliche Familie, deren belebendes Princip mit der nimmer ruhenden heitern Monarchin aus ihrer Mitte schied, traf das Unglück um so erschütternder je rascher sich ein Schlag an den andern: Erkrankung, Entbindung, Tod der Neugebornen, Lebensgefahr der Mutter, in den letzten Tagen gedrängt hatte. Tief gebeugt und in seinem Schmerz unfähig den letzten Ehren beizuwohnen die nach dem Hof-Ceremoniel der Hingeschiedenen zu erweisen waren, ließ sich der Kaiser durch den Erzherzog Johann vertreten, nahm seine beiden ältesten Kinder Louise und Ferdinand zu sich und reiste mit ihnen nach Ofen ab, 15. April, wo die theilnahmsvolle Gesellschaft seiner Brüder Karl, Joseph und Anton und seines Vetters Karl Ambrosius von Este, Administrators des Bisthums Waitzen, über das Wehe des ersten Schmerzes hinweghalf [6]). Am 8. Mai verließen der Kaiser mit seiner Tochter und der Erzherzog-Generalissimus die ungarische Königsstadt, letzterer in der Richtung von Temesvár, der Kaiser in jener von Kalocsa, von wo aus er den neuen die Donau mit der Theiß verbindenden Canal in der Bačer Gespanschaft befahren wollte. Denselben hatte die „königl. priv. ungar. Canal- und Schiffahrts-Gesellschaft" mit großen Kosten angelegt, er war seit 1802 für beträchtlichere Stromschiffe fahrbar und die Gesellschaft hatte sich die Erlaubnis erwirkt ihm den Namen ihres Monarchen zu geben. So kam man am 9. Mittags bei der Einmündungsschleuße des „Francisci-Canals" nächst Monostorszeg an, besichtigte die damit in Verbindung stehenden Wasserwerke und bestieg sodann ein in Bereitschaft gehaltenes Jachtschiff, das in die Schleuße eingelassen und mittelst derselben aus der Donau in den Canal gebracht wurde; vier andere Schiffe nahmen die Herren vom Adel auf die in großer Zahl ihrem Gebieter das Geleite gaben. In Zombor wurde übernachtet, andern Tages durch die Sztabarer Schleuße wieder in den Canal eingefahren, die Schleußen bei Sz. Tamás und Földvár in Augenschein genommen und sodann in die Theiß bis Serbisch-Becse eingelenkt. Am 11. wurde bei Türkisch-Becse der Strom übersetzt und die Richtung nach Mezö-Hegyes eingeschlagen, wo man sich mit dem Erzherzog Karl ein Stelldichein gegeben hatte. Am 12. N. M. setzten der Kaiser und seine Tochter ihre Reise fort, besuchten Temesvár, Arad, 13. und 14., besahen am 15. die Stelle wo der seit 1805 projectirte

Schiffahrts-Canal von Szolnok nach Pest angelegt werden sollte, und trafen am 16. Abends wieder in Ofen ein; eine Stunde früher war der Generalissimus von seiner militärischen Rundreise zurückgekommen. Maria Louise brachte an der Seite ihres Vaters noch den Rest des Monats Mai in Ofen zu. —

Beiläufig ein Vierteljahr früher als Kaiser Franz zum zweitenmal Witwer geworden, hatte der Tod einen Nebenzweig seines Hauses des Vaters beraubt: Erzherzog Ferdinand von Este war am 24. December 1806 gestorben. Die Witwe desselben Erzherzogin Maria Beatrix lebte in Wien und scheint auf den Wunsch des Kaisers Franz während seiner Abwesenheit eine Art mütterlicher Oberaufsicht über die verwaisten kaiserlichen Kinder geführt zu haben. Dies war zuerst im September und October 1807 der Fall. „Tante" Beatrix fand sich in Begleitung ihrer jüngsten Tochter Maria Ludovica — geb. 1787 am 14. December, also um vier Jahre älter als Maria Louise — häufig in der Hofburg ein, besuchte der Reihe nach ihre Neffen und Nichten, empfing dieselben an andern Tagen in ihrem Palais und berichtete über diese Besuche regelmäßig an den Kaiser. Auch Maria Ludovica schrieb dem Kaiser, wobei ihre Cousine Louise nie vergessen blieb. „Ich habe diesmal", heißt es in einem Briefe der Ersteren vom 17. October, „viel länger ihre theure Gesellschaft genossen weil sie die Güte hatte mich bei sich zu behalten während meine liebe Mutter ihre Besuche bei Ihren lieben Kindern machte." In der ersten Hälfte December verreiste Kaiser Franz abermals und brachte einige Zeit, wie es scheint, in Baden zu. Am 12. schrieb Maria Ludovica: „Ich hatte das Vergnügen die Erzherzogin Louise zu sehen die ich in voller Gesundheit traf. Sie hat mir wie jedesmal unendlich viel Freundschaft gezeigt, und Eure Majestät waren der lebhafteste Gegenstand unserer Gespräche."

Um dieselbe Zeit empfing Maria Louise einen Auftrag ihres Vaters den sie am 13. oder 14. December in Ausführung brachte. Mit einem Briefe, mit einem Strauß frischer Blumen und mit einem großen Korbe den sie im Vorzimmer niedersetzen ließ, fand sie sich im Palais Beatrix ein. Nach den ersten Begrüßungen ließ sie den Korb in's Zimmer schaffen, stattete im Namen ihres Vaters ihre Glück-

wünsche zu dem Geburtsfeste ihrer lieben Cousine ab, überreichte Brief und Bouquet und präsentirte den verhüllten Korb. „Die liebe Cousine wurde vor Freuden roth“, berichtet Maria Louise ihrem Vater, „steckte schnell den Brief in den Sack und öffnete den Korb“, der ein prachtvolles Spitzenkleid mit einem schönen Shawl enthielt. Die Tante wurde herbeigerufen und der Inhalt des Korbes von neuem bewundert, bis sich Maria Ludovica von der Überbringerin die Erlaubnis erbat den Brief in ihrer Gegenwart zu lesen. „Sie stellte sich an's Fenster, erbrach ihn und laß ihn mit innigster Rührung, sie wurde dabey mehrmal feuerroth vor Freuden.“ Auch die Mutter mußte ihn lesen, und beide Damen wurden nicht müde ihrer Freude und gerührten Dankbarkeit immer erneuten Ausdruck zu geben, aber „besonders hat sie der Brief, welchen sie äußerst gnädig fanden, gefreut.“ Dann kamen zwei der älteren Brüder der Erzherzogin Maria Ludovica und eben so, ohne Zweifel als weitere Gratulanten, die Geschwister Maria Louisens. „Um ein viertel nach 5 Uhr gingen wir weg, nachdem die liebe Cousine mir sicher 5- oder 6mal aufgetragen hatte Ihnen ihre Dankbarkeit auszudrücken. Die Cousine sieht recht gut aus und war wirklich wieder sehr schön.“ Daß Maria Ludovica ihrer Erkenntlichkeit in einem besonderen Schreiben an den Kaiser Ausdruck gab, braucht nicht gesagt zu werden. Auch ihre Mutter dankte in einem Briefe vom 14. für die reichen Geschenke, „und Eure Majestät hat so viel Gnadenbezeugungen die Krone aufgesetzt, indem Sie geruhte mit Ihren edelmüthigen Gaben die Frau Erherzogin Louise zu betrauen die sich ihres Auftrages mit einer Güte und Liebenswürdigkeit ohne gleichen entledigte.“

Maria Louise hatte ein paar Tage zuvor ihr sechzehntes Lebensjahr vollendet. Sie hatte nun keine Erzieherin mehr — Frau von Faber war im März 1807 gestorben — sondern eine Obersthofmeisterin und einen Obersthofmeister. In ersterer Stellung fungirte die Sternkreuzordens- und Palast-Dame der Kaiserin, Maria verwitwete Gräfin Lažanský; als letzterer hatte am 29. November der Oberst-Silberkämmerer Graf Edling seinen Diensteid geleistet und war unmittelbar darauf durch den kaiserl. ersten Obersthofmeister Fürsten Trauttmansdorff seiner neuen Gebieterin vorgestellt worden.

Vielleicht hing diese Neugestaltung ihrer Kammer mit jener Änderung ihrer häuslichen Verhältnisse zusammen, die ihr mit Eintritt des neuen Jahres bevorstand. Maria Louise scheint in ihrer mädchenhaften Unbefangenheit nicht geahnt zu haben daß jenes Feuerroth-werden, mit dem Maria Ludovica den Brief ihres Vaters gelesen, noch etwas anderes bedeuten könne als Rührung und Dankbarkeit, und wir wissen darum nicht, mit welchen Empfindungen sie es aufnahm daß ihre „liebe Cousine“ bald darauf ihre „liebe Mama“ werden sollte. Rasch wie Kaiser Franz in solchen Angelegenheiten vorzugehen pflegte, ließ er am 3. Jänner 1808 durch den Fürsten Trauttmansdorff bei der Erzherzogin Beatrix feierlich um die Hand ihrer jüngsten Tochter werben und drei Tage später, 6. Jänner Abends, in der Augustiner Hofkirche die Trauung vollziehen. Begleitet von ihrem Obersthofmeister und ihrer Obersthofmeisterin empfing Maria Louise im Gefolge ihres Vaters die in feierlichem Aufzuge bei der Kirche anlangende Erzherzogin die, erst noch ihre Freundin und Gesellschafterin, nun ihre Mutter und Gebieterin wurde, und nahm in den Tagen darauf unter Vorantritt der neuen Kaiserin an all den Festlichkeiten Theil die in rascher Folge einander ablösten: Théâtre paré, „Freiball“ in den kaiserl. Redouten-Sälen, ein Carrousel u. dgl.

Als die schöne Jahreszeit in ihre Rechte eintrat, zogen der Kaiser und die Kaiserin mit den „durchlauchtigsten jungen Herrschaften“ nach Laxenburg, 18. Juni, Maria Louise mit ihrer Kammer nach Baden, 20.

7.

Es war nicht eben eine ruhige Zeit, in der die junge Kaiserin die Honigmonde ihrer ehelichen Verbindung beging. Schon im Sommer 1808 deutete manches auf neue Stürme. Erzherzog Karl hatte nicht die Leitung des Heerwesens, Graf Philipp Stadion nicht die der auswärtigen Angelegenheiten übernommen, um mit Ergebung sich in das Schicksal zu fügen das ihrem Vaterlande durch den Presburger Frieden auferlegt war. Ihrer Beider Namen, ihre jetzige Stellung bedeuteten

erneuten Krieg wider den „Buonapart", und Hoffnung Vertrauen Begeisterung waren die Gefühle die ihnen die Bevölkerung Österreich's entgegentrug. Schon 1806 nach der Schlacht bei Jena hatte es an einem Haare gehangen daß die Armeen des Kaiserstaates sich gegen den gallischen Dränger wieder in Bewegung setzten. Von da an war Österreich bewaffnet geblieben, hatte nicht aufgehört zu rüsten, sich zu verstärken, auf neuen Kampf vorzubereiten. Die allgemeine Meinung im Lande war unbedingt für den Krieg. Der Bürger und Bauer haßte den Franzmann der seit Jahren seine Ruhe, seinen Hausstand, sein Gewerbe bedrohte, mehr als einmal seine Saaten zertreten, Dörfer und Städte verwüstet hatte. Noch schwerer trug der Adel die Gewaltherrschaft des wilden Corsen der im „Reich", wo ein großer Theil der einheimischen Geschlechter Rang und Güter besessen, alles über den Haufen geworfen hatte, dessen rücksichtslosem Schalten kein Thron, kein Recht und Titel heilig war. Ähnliche Empfindungen erfüllten die höchsten Kreise. Die Erzherzoge Johann, Maximilian Este wünschten nichts sehnlicher als Wiederaufnahme des Kampfes; die Kaiserin Maria Ludovica konnte die Verdrängung ihrer Familie aus ihrer schönen Heimat nicht verschmerzen. Im Juni 1808 wurde die Bildung einer Landwehr aus allen waffenfähigen nicht in der Armee dienenden Männern zwischen 18 und 45 Jahren angeordnet, der volksthümliche Prinz Johann mit der Durchführung dieser Maßregel betraut. Alle Welt erblickte darin ein neues Wahrzeichen daß Großes im Werke sei; und nie wurde in Österreich eine Regierungs-Maßregel mit mehr Begeisterung, mit mehr Freude und Opferwilligkeit aufgenommen. Die Stände aller Provinzen wetteiferten die militärischen Kräfte der Monarchie zu heben. Ungarn bewilligte erst 12.000, dann 20.000 Mann zur Ergänzung der Regimenter, wies 200.000 Gulden für freiwillige Werbungen an und gab der Regierung für drei Jahre das Recht die „Insurrection" aufzurufen. Der böhmische Landtag gewährte einstimmig anderthalb Millionen zur Ausrüstung seiner Landwehr, die Stände von Nieder-Österreich übernahmen die Bekleidung und Verpflegung der ihrigen. Die Stadt Wien verpflichtete sich sechs Bataillone Freiwilliger auf die Beine zu stellen. Die Commissare konnten nicht alle aufnehmen die sich meldeten; in der Vorstadt Erdberg wollte von den Überzähligen

keiner abtreten; ein Schuster erschoß sich weil man ihn als untauglich zurückwies. Ähnliches fiel an anderen Orten vor. Wo sich tausend stellen sollten, fanden sich zweitausend ein; wer ein Gewehr hatte brachte es mit; in einem Bezirke Krains erschienen 12.000 Bewaffnete. In Böhmen bildete sich aus jungen Leuten eine „Legion des Erzherzogs Karl", im Nachbarlande die Schaar der „mährischen Freiwilligen". Das Presburger Comitat schickte 600 Reiter und zwei Bataillone zu Fuß, das Barscher und Trenčiner je 300 Mann zu Pferd vollkommen ausgerüstet. Fürst Batthyányi und sein Bruder Graf Johann Baptist stellten eine Husaren-Division, der Erzherzog-Primas Karl Ambrosius von Este ein ganzes Regiment. Graf Georg Festetics stellte 500 Husaren zur Insurrection, 500 zur Reserve und legte 100.000 Gulden beim Szalader Comitate zur Unterstützung solcher Edelleute nieder, denen die Equipirung und Anschaffung von Pferden bei der Insurrection beschwerlich fiele u. dgl. m. Die nationalen Dichter Heinrich von Collin, Graf Chorinsky, Georg Fellinger, Castelli sangen begeisterte Kriegs- und Wehrmanns-Lieder, Weigl und Gyrowetz setzten sie in Musik. Das politische Lied, nach Adam Wolf's treffender Bemerkung, erstand in Österreich vier Jahre vor Arndt und Körner.

So war man eigentlich mitten im Kriege ehe sich's die Regierung noch recht überlegt hatte ob sie ihn erklären solle, erklären könne. Denn es fehlte doch eigentlich noch allenthalben, und eben nur die allgemeine Begeisterung war es die dieses Fehlende nicht erkennen, nicht wie sich's gehörte darauf achten ließ. „Die Regierung improvisirte den Krieg und das Volk glaubte an dessen Nothwendigkeit, es gährte die Kampflust wie junger Wein in den Massen"[7]). Am 20. Februar wurde Erzherzog Karl zum Generalissimus ernannt, und ein Jubelruf erschallte darüber von einem Ende der Monarchie zum andern. Am 28. berief Napoleon seinen Gesandten Grafen Andréossi von Wien ab, am 2. März zeigte Graf Metternich in Paris dem französischen Minister die Kriegsbereitschaft Österreichs an. Die Opferwilligkeit, der Thatendrang im Vaterlande waren in fortwährendem Steigen. Die amtliche „Wiener Zeitung" brachte Blatt für Blatt neue Züge davon zur Kenntnis des Publicums: jetzt einen Brief des jungen Grafen Clam-Martinic worin er seinen Vater beschwört, ihn die Waffen ergreifen und „dem Rufe des ange-

betheten Helden" folgen zu lassen. Dann die Namen des Wiener Seidenzeug-Fabrikanten Karl Reschauer der siebenzehn seiner Gesellen zur Landwehr entläßt und dazu noch jedem eine tägliche Zulage verspricht, und des Seifensieders Andreas Jaure der alle seine Gesellen mit doppeltem Monatslohn fortschickt und ihnen für die Zeit des Kriegsdienstes eine monatliche Zulage gelobt. Ein Lastträger Sebastian Gruber trägt im Einverständnisse mit seinem Weibe seine mühsam ersparten 100 fl. zum Richter, um damit dreizehn Familien deren Nährväter zur Landwehr eingerückt waren unterstützen zu helfen. Das Wiener Großhandlungs-Gremium stellt 21.960 fl. in monatlichen Raten „zur Unterhaltung der Gattinen und Kinder der Wehrmänner vom I. Wiener Bataillon" zur Verfügung. Ein „Ungenannter" händigt dem Erzherzog Maximilian 30.000 fl. zum Besten der Landwehr, ein Patriot „mit dem Wunsche ungenannt zu bleiben" dem Kaiser 40.000 fl. ein &c.

Es läßt sich denken welche Eindrücke diese rührenden Beweise von Vaterlandsliebe und Opfermuth in den Allerhöchsten Kreisen machen mußten deren Glieder, darunter die Erzherzogin Maria Louise, sich übrigens auch unmittelbar in die allgemeine Bewegung hineinziehen ließen. Am 9. März wurde die feierliche Fahnenweihe der sechs Wiener Landwehr-Bataillone im St. Stephans-Dome begangen: die Kaiserin, der Generalissimus, der Erzherzog Maximilian waren es, welche in die vom Fürst-Erzbischof Grafen von Hohenwart geweihten sechs Fahnen die Nägel einschlugen. Tags darauf rückten die Landwehrmänner auf dem Glacis aus: der Kaiser von den Erzherzogen, die Kaiserin von den Prinzessinen umgeben wohnten dem erhabenen Schauspiele bei, nach dessen Beendigung eine Abtheilung vom Erzherzog Ludwig nach Korneuburg, die zweite Colonne vom Erzherzog Maximilian nach Klosterneuburg abgeführt wurden; der Kaiser hatte den Wienern „den Vorzug gewährt vor allen übrigen Bataillonen der Landwehr sich zum Ausmarsche zu melden."

Am 6. April ging der Generalissimus zum Heere ab, ein Armee-Befehl rief seinen „theuren Waffengefährten" zündende Worte zu; am 8. ergingen die Manifeste des Kaisers, der am selben Tage aufbrach um in der Nähe seiner begeisterten Truppen zu weilen.

II.

Das Unglücksjahr 1809.

8.

Am 8. April 1809 hatte Kaiser Franz seine Residenz verlassen; unmittelbar darnach sandte ihm seine Tochter Louise ein Briefchen nach das wir seinem ganzen Inhalte nach hersetzen wollen:

Wien den 8. März 1809.

Lieber Papa!

Die liebe Mama erlaubte mir durch diese Gelegenheit auch an Sie zu schreiben; und ich benütze es mit großer Freude um ihnen nochmals alle die Wünsche welche ich für ihre glückliche Reise hege zu erneuern. Jede Minute erinnert mich an Sie bester Papa und erneuert ihn mir alle die so schmerzhaften Gefühle welche mir ihre Trennung verursachte. Es bleibt mir nichts übrig als mein Gebeth fleißig gegen Gott zu richten um daß er ihnen gute Gesundheit und Glück der Waffen verleihe; dieses allein und der Gedanke daß Sie sich öfters an uns erinnern werden kann uns einigermaßen von ihrer Abwesenheit tröſten. Ich bitte Sie lieber Papa schonen sie Ihre uns so theure Gesundheit, denn an Ihnen allein hängt unser ganzes Glück und Zufriedenheit, und ich kann den Augenblick nicht erwarten, wo

ich ihnen wieder die Hände küssen werde können und Ihnen der zärtlichen Liebe welche ich stets für sie haben werde versichern kann

Lieber Papa

Ihre gehorsamste Tochter
Louise m. p.

Der Brief ist in sehr deutlichen, ziemlich gleichförmigen, feinen Zügen geschrieben welche die Frauenhand nicht verkennen lassen; die Zeilen, gerade und in gleichen Abständen untereinander, waren vielleicht nach unterlegten Linien gezogen. Dieser Charakter ihrer Schrift blieb im allgemeinen auch der jungen Gattin eigen, bis dann die Mutter und noch später die Regentin etwas flüchtiger in dem Hinwerfen ihrer Zeilen wurde, ohne übrigens dadurch der Leserlichkeit derselben Abbruch zu thun. Auch sonst findet sich schon in den Äußerlichkeiten dieses ersten Briefes manches was in dem nun folgenden wechselvollen schriftlichen Verkehr mit ihrem Vater häufig wiederkehrt. So datirt sie ihren Brief vom „März“, da es doch im April oder, wie sie gewöhnlich schreibt, „Aprill“ war; und so möchte auch in der Tageszahl statt des 8. an welchem ihr Vater kaum die Stadt verlassen, der 9. als der erste Tag nach seiner Abreise zu verstehen sein. Ähnliche Versehen, besonders nach der jeweiligen Monats- so wie nach der Jahreswende, unterliefen ihr gar nicht selten. Eben so kommen Flüchtigkeiten der Schreibung, wie hier „ihn“ statt „in“, „ihnen“, „sie“ statt „Ihnen“, „Sie“ fast in jedem ihrer Briefe vor; sie verwechselt „wahr“ mit „war“, „daß“ mit „das“; sie wünscht daß man sie in die Lage „setzten“ möchte, sie schmeichelt sich ihres Vaters Liebe zu „besitzten“ u. dgl. Dazu gewisse Eigenthümlichkeiten ihrer Grammatik; der „Tag“ hat bei ihr im Plural regelmäßig „Täge“; sie verwechselt im Singular sehr häufig die vierte mit der dritten Endung: „in diesen Augenblick“ statt „in diesem Augenblicke“; „ich habe einen heiligen Johannes nach einen berühmten italienischen Gemälde den Bruder Ferdinand zu seinen Geburtstag gemahlen welcher nicht übel ausgefallen ist“. Und fast immer geschieht dies im Plural der Anrede: „ich werde Ihnen meiner zärtlichen Liebe versichern“; „ich wünschte bei Ihnen zu sein um Ihnen zu trösten“. Sie schreibt „frischerer“ statt „frischer“, „wegen die Geschäften“ statt

„der Geschäfte"; sie spendet „talentfähigen" Personen ihre Anerkennung, wobei Einem Lichtenberg's „schwarz wie ein Mohrenbrenner" einfällt u. dgl. m.

Im allgemeinen fällt auf daß sie französisch ungleich correcter schreibt als ihre eigene Muttersprache; doch liegt die Erklärung nahe. Das Französische hat sie buchmäßig gelernt und hat an ihren Gouvernanten, an ihren Ältern, an ihren Damen und Cavalieren Personen um sich die es gleichfalls nur auf diesem Wege lehren oder gelernt haben. Mit ihrer Heimatsprache war das Gegentheil der Fall. Ein reines und richtiges Deutsch gehörte in Wien zu Anfang unseres Jahrhunderts noch zu den großen Seltenheiten. Kaiser Franz sprach bekanntlich wenn er sich gehen ließ — und das war die Regel bei ihm — ein wundervolles Lerchenfelderisch, und was wir von deutschen Phrasen in gleichzeitigen Briefen von Herren und Damen des Hofes finden, zeigt uns daß es nach ihres Gebieters Vorbild mit ihnen in ähnlicher Weise bestellt war. Maria Louisens dritte Aja die Colloredo, eine geborne Französin, scheint ein erbärmliches Deutsch gesprochen zu haben und ihre kaiserliche Mutter, eine Italienerin, hatte, bei aller Mühe die sie sich in dieser Hinsicht gab, mit deutscher Grammatik und Syntax oft genug zu ringen.

Was uns dagegen aus Ton und Inhalt schon dieses ersten Briefes entgegentritt, ist das bezeichnendste und treueste der Gefühle der jungen Schreiberin: das der innigsten Liebe, der rührendsten Anhänglichkeit und Unterwürfigkeit gegen ihren Vater. Die „gehorsamste" Tochter, als die sie sich am 8. oder 9. April 1809 gegen ihren „lieben Papa" unterzeichnete, ist sie Zeit ihres Lebens geblieben. Sie ist, wenn er abwesend, im Geiste immer um ihn. „Ich folge Ihnen", schreibt sie einmal, „überall mit meinen Gedanken, zu allen Augenblicken des Tages denke ich wo sie jetzt seyn, mit was Sie sich beschäftigen werden, und suche beständig auf der Karte die Poststationen welche sie durchreisen." Sie mahlt sich allerhand Verwandlungen aus, wie sie ihm nacheilen, um ihn weilen könnte. Da heißt es einmal: „Ich wünschte daß ich anstatt meinen Brief selbst zu Ihnen kommen könnte"; und ein andermal: „Und wenn ihre Abwesenheit nothwendig ist, möchte ich daß die Feengeschichten wahr wären, denn da könnte ich nach meiner

Willkühr mich zu Ihnen verfügen, Ihnen die Hände küßen und mündlich sagen wie sehr ich Sie liebe und verehre". Doch das sind eitle Wünsche, die Trennung ist einmal da und läßt sich nicht ändern: so möge sich doch alles zum besten wenden! „So sehnlich ich auch wünsche sie recht bald wieder zu sehen, so will ich gerne darauf Verzicht thun wenn es zu Ihrem Besten ist; aber dann soll auch Gott unser stündliches Gebeth erhören und sie recht glücklich machen." Selbst ihr Patriotismus ist nur eine andere Seite ihrer kindlichen Liebe und Verehrung: „Ich hoffe sicher Gott wird Ihnen nicht verlassen, er wird die Treue Ihrer Unterthanen befestigen die bereit sind all' ihr Habe und Gut auch ihr Leben für ihren Landesfürsten aufzuopfern, denn sie wissen zu gut daß sie nie mehr einen so vortrefflichen wie Sie lieber Papa sind bekommen werden."

In der That hatte die junge Erzherzogin nicht blos unaufhörlichen Anlaß, sondern auch Zeit genug an ihren abwesenden Vater zu denken. In Wien wurde es jetzt des Krieges halber wenn nicht stiller, doch jedenfalls ernster; der Adel zog aus der Stadt auf seine Güter, der Hof vereinsamte mehr und mehr. „Gestern", schreibt die Erzherzogin am 12. April, „hatten meine Schwester und ich Damen, ich vermuthe daß es wohl das letztemal seyn wird, da sie nicht großen Eifer zeigen sich aufschreiben zu lassen." Maria Louisens Gesellschaft waren bald ausschließend die Gräfin Lazansky und der Graf Edling, ihre jüngern Geschwister und deren Cavaliere, die ihr denn zu allerhand Kurzweil dienen. Bald muß ihr die Gräfin zu einem Portrait sitzen, das sie unter Aufsicht ihres Zeichenmeisters zustandebringt und das begreiflicher Weise dieser „und alle andern Leute" sehr gelungen finden. Ein andermal sieht sie, wie „Bruder Ferdinand" und dessen Ajo Baron Erberg eine Anzahl einheimischer und ausländischer Gewächse trocknen, und sogleich ahmt sie das Beispiel nach; „man braucht viel Geduld und Zeit dazu, da man zwischen jedes Blatt einer Blume ein ausgeschnittenes von Flußpapier hineinlegen muß; der Baron ist so gut und trocknet sie mir und ich picke sie nachdem auf Papier."

Sehr schön bildete sich das Verhältnis zu ihrer jugendlichen Mutter aus. Kaiserin Ludovica, von Natur zart und kränkelnd, ursprünglich für das Kloster bestimmt, litt unendlich unter dem Fernsein ihres

Gemahls, unter den wechselvollen Empfindungen von Freude und Furcht, von Hoffnung und Sorge, welche die vom Kriegsschauplatze einlangenden Nachrichten und die noch zahlreicheren Gerüchte täglich in ihr wachriefen. Jede gute Post, besonders ein Brief von ihrem kaiserlichen Gemahl machte sie besser aussehen, aber jede zweifelhafte Kunde äußerte schlimmen Rückschlag auf ihre Gesundheit. Schreibt doch selbst die viel kräftiger organisirte Maria Louise am 28. von sich: „Ich werde wieder um vieles fetter und bekomme alle die Kräfte, welche ich nach dem Fieber verlohren habe, aber mein Geist ist krank und wird es immer bis frohere Nachrichten kommen bleiben.“ Da war es denn für beide Frauen Bedürfnis sich oft zu sehen und von dem Gegenstande ihrer gemeinschaftlichen Sehnsucht zu unterhalten. Maria Louise schreibt ihrem Vater in jedem Briefe von der „lieben Mama“, erwähnt dankend die große Güte und Aufmerksamkeit die ihr dieselbe erweist; doch was sie ihrer Mutter am meisten dankt sind die Nachrichten die dieselbe ihr und ihren Geschwistern täglich von ihrem Vater gibt. „Unser gewöhnliches Gespräch mit der lieben Mama ist von Ihnen... Sie hat die Güte uns täglich zum Speisen und auch Abends zum Spiel kommen zu lassen; mein Herz wird aber immer traurig wenn ich den leeren Platz erblicke wo Sie sonst saßen.“

So rührend diese und ähnliche Züge sind, einen so anheimelnden Einblick sie uns in das patriarchalische Verhältnis das am kaiserlichen Hofe zwischen Ältern und Kindern waltete gewähren, so läßt sich doch andererseits nicht läugnen daß bei der Erzherzogin dies kindliche Thun und Wesen mitunter in eigentlich kindisches übergeht; manche Stellen ihrer Briefe lauten so, als ob sie von einem Schulmädchen das sich noch unter der Aufsicht und Wartung einer Pflegerin befindet, nicht von einer herangewachsenen Jungfrau von bald achtzehn Jahren geschrieben wären die bereits ihren eigenen Hofstaat hatte. Die töchterliche Abhängigkeit in der sie von ihrer ersten Mutter gehalten worden verläugnet sie auch gegen ihre zweite nicht: sie schreibt erst an ihren Vater nachdem die „liebe Mama“ es ihr „erlaubte“. Sie versichert ihren Papa bei jeder Gelegenheit, ihr einziges Bestreben gehe dahin durch ihre „Aufführung“ seine „Zufriedenheit und Wohlwollen zu verdienen“. „Ich will mich jetzt befleißen“, schreibt sie ein andermal, „recht

viel Fortschritte in allem zu machen, um daß Sie bey Ihrer Zurückkunft recht zufrieden mit mir seyn können." Wenn sie irgend ein Unwohlsein befallen, berichtet sie gewissenhaft: „Ich habe seit ein paar Tägen starken Halsweh und wollte ihn (ich sehe vor daß Sie mich lieber Papa auskreinen*) werden) gänzlich übergehen, ward aber doch endlich gezwungen Thee einzunehmen; um sie aber wieder zu beruhigen, muß ich mich wieder loben" 2c.

9.

Kaiser Franz war über Enns, 10. April, nach Althan gereist wo er über schlechte Unterkunft zu klagen hatte; von da weiter nach Braunau und Schärding, 22. Die Jahreszeit war sehr ungünstig in Wien bemitleidete man sowohl den Monarchen als die Armee wegen des schlechten Wetters das ihre Mühseligkeiten noch erhöhen mußte. „Wir verzweifeln schon dieses Jahr einen Frühling oder Sommer zu bekommen", schrieb Maria Louise am 16. ihrem Vater; „denn es ist abwechselnd kalt und feucht, und diese Täge erhebt sich um Mittag ein so schrecklicher Sturm, daß er uns bald von der Bastey weggetragen hätte." „Es schneiet schrecklich", heißt es einige Tage später, „und geht dabey doch gänzlich auf, ich bedauere alle armen Truppen welche marschieren müßen." Die nicht in den Krieg ausgezogen waren beteten zu Hause. Am 21. sollte ein Bittgang aus der Hofpfarrkirche nach St. Stephan unternommen werden; wegen der äußerst unfreundlichen Witterung ließ ihn die Kaiserin absagen und auf günstigere Zeit verschieben. Am 24. fand er statt; die Kaiserin und Maria Louise, der Kronprinz, die Erzherzoge Rainer, Rudolph, Franz von Este gingen im Zuge mit, der sie von 1/2 10 Uhr V. M. bis 1/2 2 N. M. aus der Augustiner Hofkirche zu den Michaelern, zu den Schotten, in die Kirche am Hof, auf den Peter und endlich nach St. Stephan führte; Abends waren alle Schauspielhäuser und öffentlichen Erlustigungsorte gesperrt. Auch die reformirte Gemeinde, 23.,

*) schelten.

und die evangelische A. C., 30., unterließen nicht, in ihren Bethäusern feierliche „Kriegsandacht“ zu halten.

In der Stadt wartete man mit ängstlicher Spannung auf Nachrichten vom Kriegsschauplatze. An Gerüchten, die sogar schon den Kaiser als Triumphator heimkehren ließen, fehlte es nicht. „Ich wünschte“, schrieb die Erzherzogin am 21., „daß alle die Siege welche die guten Leute hier erzählen, wahr wären. Gestern erzählte man schon Sie würden diesen Samstag in Wien erwartet und die liebe Mama hätte wegen diesen einen Blumenstrauß pflücken lassen, welchen Sie Ihnen geben wollte. Leider“, fügt sie wehmüthig bei, „konnte ich mich durch diese so süße Nachricht nicht täuschen lassen; gedacht habe ich mir aber diesen glücklichen Augenblick.“ Am 24. April kam, vom kaiserlichen Hoflager zu Schärding abgesandt, ein Courier der die Nachricht von dem ruhmvollen Kampfe bei Eggmühl am 22. überbrachte. Sogleich verbreitete sich in der Stadt die frohe Kunde von einem „großen Sieg“ den der Erzherzog-Generalissimus erfochten; die Menge umringte den Courier und wollte aus seinem Munde näheres erfahren; aus allen Häusern strömte es auf die Straße und wogte durcheinander wie an einem Festtage, füllte die Plätze und Gassen daß an manchen Orten durch das Gedränge kaum durchzukommen war. „Mit vielem Vergnügen“, schrieb darüber die Erzherzogin am 25. April, „haben wir vernommen daß Kaiser Napoleon selbst zugegen war, wenn er noch so eine Schlacht verliert, hoffe ich daß er den Kopf gänzlich verlieren wird. Die Leute machen hier schon sehr viel Prophezeiungen über sein Ende und unter andern will jemand aus der Apokalipse erklären daß er 1809 in Kölln im Gasthofe beym rothen Krebs sterben wird, obwohl man keinen Glauben darauf setzen kann, so wünsche ich herzlich daß es wahr wird ... So eben erfahre ich daß Sie wieder einen neuen glänzenden Sieg gegen die Franzosen erfochten haben, ich bin vor Freude außer mir, und weiß nicht wo mir der Kopf steht.“

Doch nur zu bald sollte die junge Patriotin grausam aus ihren Himmeln geworfen werden! In der That hatten die Oesterreicher nicht blos am 22. April bei Eggmühl, sondern bereits durch drei Tage früher, vom 19. bis 21. bei Thann, bei Abensberg, bei Landshut,

und dann noch am 23. bei Regensburg überaus tapfer sich geschlagen; allein das Ergebnis des fünftägigen hartnäckigen Kampfes war das vollständige Scheitern des kühn geplanten Angriffskrieges gegen Napoleon, die Auseinandersprengung der Armee des Erzherzogs Karl in zwei Theile, der Rückzug Hiller's mit der kleineren Hälfte gegen Ober-Österreich, des Generalissimus mit der größeren gegen Böhmen. Und so sehr betrachtete letzterer, der seinen Kriegsplan auf einen ersten großen Sieg gebaut hatte, das ganze Unternehmen als gescheitert daß er durch einen eigenen Courier bei seinem kaiserlichen Bruder anfragte, ob es nicht unter diesen Umständen gerathen sei lieber gleich eine Verständigung mit dem Feinde zu suchen; als Kaiser Franz davon für seine Person nichts wissen wollte, es dem Erzherzoge anheimstellte, schrieb letzterer gegen Ende April an Napoleon, ohne jedoch von diesem einer Antwort gewürdigt zu werden. Unser Kaiser hatte inzwischen Schärding verlassen, nach Wien war bereits „traurige Botschaft" gekommen, die regierende Kaiserin rüstete sich ihrem Gemahl entgegenzureisen, und angstvoll harrte ihre älteste Tochter in der Kaiserburg wo sich überraschend schnell Freude in Betrübnis verwandelt hatte. „Noch kann ich mir nicht die Wirklichkeit dieser Nachricht vorstellen", schrieb Maria Louise am 28., „ich glaube beständig einen Traum zu haben, und denke mir immer es ist nicht möglich daß dieses Unglück geschehen sey... Doch ich kann nicht verzweifeln... Gott wird ihre Waffnen segnen, und wird der Ungerechtigkeit des Kaisers Napoleon ein Ende machen... Jeden Augenblick glaube ich die Thüre gehen zu hören, ich horche ob nicht eine gute Bothschaft käme; man erzählt mir manchmal einen Sieg, welchen die Wiener erfunden haben, ich freue mich außerordentlich und bald kömmt leider die Nachricht von der Unwahrheit dieser Erzählung und ich verfalle in eine desto größere und schmerzhaftere Traurigkeit."

Die Unglückszeichen häuften sich von Tag zu Tag. Am 30. April erschien eine Kundmachung des Erherzogs Rainer um die Wiener aufmerksam zu machen, daß eine „augenblickliche Demonstration gegen die Hauptstadt nie als ganz unmöglich betrachtet werden" könne; daher hätten Se. Majestät „alle nothwendigen Vorkehrungen, schon jetzt aber die Verfügung getroffen daß alle die Gegenstände die zu einem Unter-

nehmen dieser Art vorzüglich einladen könnten bey Zeiten entfernt und in Sicherheit gebracht werden." Am 2. Mai übernahm Erzherzog Maximilian, vom Kaiser gesandt um Wien in Vertheidigungszustand zu setzen, den Oberbefehl über die daselbst befindlichen Streitkräfte. Seine erste Sorge war die kaiserliche Familie aus Stadt und Land zu schaffen, 4. Mai, und es war, wie sich die Dinge in den nächsten Tagen entwickelten, höchste Zeit dazu. Am 5. erließ der Erzherzog einen Aufruf „an die Einwohner Wiens" die er zu muthvoller Ausdauer bei dem Näherrücken der Gefahr, zu Vertrauen in die zum Schutze Wiens von allen Seiten herbeieilenden Armeen ermunterte: „Wenn uns alle nur ein Wille beseelt, wem wird es gelingen uns zu überwältigen?!" Am 10. zeigten sich die ersten Franzosen in der Vorstadt Mariahilf, vier Reiter sprengten keck bis in die Kärntnerstraße, wo sie freilich gefangen wurden. In der Nacht des 11. eröffnete der Feind ein Bombardement, Abends den 12. wurde die Capitulation unterzeichnet, am 13. Morgens rückten die Truppen Oudinot's in Wien ein [8]).

Die Hauptstadt der Monarchie war zum zweitenmal gefallen, zähneknirschend wie im Jahre 1805 trugen die Wiener das Joch des übermüthigen Franzosen [9]). Das rechte Ufer der Donau von Linz bis an die ungarische Gränze war in den Händen des Feindes, am linken war Hiller eben so rasch den Fluß hinabgezogen. An den wichtigsten Uebergangspunkten hatten theils er theils der über Budweis anrückende Erzherzog Karl kleinere Beobachtungs-Corps zurückgelassen; in Urfahr Linz gegenüber hielt Kolovrat, in Krems Schusteck, bei Stockerau Radeckÿ die Wacht; jedes Schiff das die Donau herabkam wurde in den Grund geschossen. Die Hauptmacht Hiller's lagerte am Fuße des Bisamberges, seine Vorhut stand Wien gegenüber nächst der Donaubrücke am Spitz. Der Generalissimus kam mit seinem Heere über Zwettl Horn und Stockerau bis Korneuburg, wo er seine Vereinigung mit Hiller bewerkstelligte. Er hatte den Gedanken eines angriffsweisen Vorgehens aufgegeben; aber er war zur löwenmuthigen Vertheidigung entschlossen wenn ihm der Feind eine Schlacht anbieten sollte, und machte sich auf einen Uebergang Napoleon's bei Nußdorf gefaßt. Einstweilen

genossen seine Truppen nach so anhaltenden Kämpfen und Märschen einige Ruhe.

10.

Am 5. Mai hatte die kaiserliche Familie Wien verlassen. Die Kaiserin war unwohl, sie klagte über Milzstechen; jedes Rütteln des Wagens woran es auf der elenden Straße nicht fehlte verursachte ihr Schmerzen. „Für uns", schreibt Maria Louise, „war es schrecklich sie so leiden zu sehen und wir empfanden jeden Stoß an ihrer Stelle." Nach zwölfstündiger Fahrt kam man nach Raab; in der Vorstadt war man in Gefahr umzuwerfen, „denn es waren fürchterliche Gruben". Das Gepäcke war noch nicht zur Stelle; man behalf sich zur Noth, so dass die Erzherzogin Leopoldine mit der Kaiserin in Einem Bette liegen mußte „und sie bald herausgeworfen hätte". Die ganze Nacht gab es ein „Concert von Katzen, Hunden, Gänsen ꝛc. und dem Nachtwächter" daß man kaum ein Auge zuthat. Anderen Tages 6 Uhr morgens, nachdem man einer Messe des Bischofs in der Domkirche beigewohnt, ging es wieder fort; die Insurrection des Raaber Comitats, „lauter schöne große Leute", war ausgerückt „zum Ausmarschiren bereit". Man kam an Komorn vorbei dessen Festungswerke in der Ausbesserung begriffen waren. Es regnete und stürmte unaufhörlich, und die Straße befand sich in einem so erbärmlichen Zustande daß man „Schritt vor Schritt" fahren mußte, „und doch stieß der Wagen von unten so jämmerlich daß es die liebe Mama kaum vor Schmerzen aushalten konnte". Um halb zehn Uhr Abends kam man bis auf die Haut durchnäßt in Ofen an; eben so war alles was man im Wagen, in den an- und aufgeschnallten Koffern hatte, derart eingeweicht, namentlich die Bettwäsche, daß man es für den Augenblick nicht brauchen konnte; die Brancard-Wagen mit den Leuten waren noch weit zurück. Doch schlief man nach den zweitägigen Strapatzen leidlich und selbst die Kaiserin fühlte sich am nächsten Morgen besser. Maria Louise erkannte in den Appartements die ihre Mama bewohnte ihre eigenen vom Frühjahr 1807, in denen aber die ihr selbst angewiesen waren jene die zwei Jahre früher um dieselbe Zeit ihren Vater beherbergt hatten; „sie erinnern mich",

versichert sie diesen, „an allen Stellen an die glücklichen Augenblicke welche ich mit Ihnen hier zubrachte, eine Erinnerung welche ich mit vieler Freude, Rührung und Erkenntlichkeit für Ihre Gnaden gerne wiederhohle.“

Auf das fürchterliche Wetter der Reise folgte bald schönere Zeit. Selbst die Kaiserin ließ sich bereden manchmal im Schloß-Park oder in den Orczy'schen Gärten zu spazieren; mitunter wurden Fahrten in die Umgegend unternommen. Die kaiserliche Familie war fast ganz auf sich und die Personen ihres Hofstaates beschränkt; man speiste zu Mittag wie des Abends gemeinschaftlich, meist gegen dreißig Personen. Den Tag füllten manche der gewohnten Beschäftigungen aus, und einige neue. Maria Louise ertheilte ihrer Schwester Leopoldine Unterricht im Clavier-Spiel und gab sich „alle mögliche Mühe um daß sie wenigstens dasjenige nicht vergißt was sie bis itzt gelernt hat“. Auch zum Zeichnen hielt sie dieselbe an, worin sie selbst sich bald nach dieser bald nach jener Richtung versuchte [10]). Nach Tische spielte die Kaiserin gewöhnlich mit dem Grafen Wallis oder Laurencin Schach, Maria Louise versuchte es durch Zuschauen zu lernen, kam aber, wie sie selbst gesteht, anfangs damit nicht weit. Abends spielte im Garten die Musik „von den blasenden Instrumenten des Palatinus“, die beiden Prinzessinen lauschten bei offenem Fenster ihren Tönen bis sie verstummten. Häufig brachte Maria Louise, von jeher eine Freundin der freien Natur, den Abend auf einem Vorsprung des Schloßgartens zu von wo sie den Strom hinab und hinauf sehen konnte. Oder es waren die Oheime da, wo man länger im Garten weilen, sich die Sternbilder benennen und erklären lassen konnte. Doch all das war nur zeitweiliges Verhüllen dessen was sonst nicht aufhörte den Sinn zu beschweren; die Sonne schien freundlich und warm, der Himmel war blau bei Tage, sternenhell bei Nacht: „wir wünschen daß unser Gemüth so heiter sein könnte“. Dazu kamen manche leibliche Unordnungen die man dem veränderten Klima, dem ungewohnten Wasser, zugleich aber der unausgesetzten Spannung und Aufregung zuschrieb; „es ist wirklich nicht anders möglich wenn die Seele nicht ruhig ist“ [11]). Man bekam wohl zuweilen Kunde aus der Hauptstadt, man fühlte sich gehoben durch die Ausdauer der Wiener, durch ihren muthigen Trotz den Verlockungs-

versuchen der Franzosen gegenüber, man freute sich über jeden schönen Zug den man erfuhr; „nach den neuesten Nachrichten sollen die Franzosen Geld unter sie ausgestreut und es noch den folgenden Tag auf dem nehmlichen Platz*) gefunden haben".

Was auf dem Kriegsschauplatze vorging wußte man nicht und das Gerede der Leute, das die Stelle verläßlicher Bulletins durch allerhand Muthmaßungen und Erfindungen ausfüllte, machte die Ungewißheit zur wahren Pein. „In Ofen", heißt es in Maria Louisen's Brief vom 6. Mai, „ist es was das erzählen betrifft noch viel ärger als in Wien, bald hört man eine äußerst frohe Nachricht bald eine üble ganz erfundene, und ich kann mich nicht enthalten einige Augenblicke über das Eine" (mich) „zu erfreuen über das andere mich zu ängstigen". Dann am 19.: „Wir leben in einer beständigen Angst, ungewiß ob uns jeder neue Tag neuen Kummer oder Freude bringen wird und unser einziger Trost und Zuflucht ist die Religion und nach dieser Briefe von Ihnen". Und wie rührend bricht die Liebe zu ihrem Vater durch wenn sie beifügt: „Ich beneide in diesen Augenblick die Männer, welche das Glück" (haben) „für Sie zu fechten und sterben zu können; denn es wäre mein größtes Vergnügen, für Sie mein Leben aufopfern zu können." Wie sehr wusste sie darum ihrer guten Mama dafür Dank daß, als um diese Zeit der siebenthalbjährige Erzherzog Franz, 18. Mai, und die drei jüngeren Schwestern Maria, Karolina und Maria Anna, 19., von Ofen nach Erlau „und von da später nach Großwardein" gebracht wurden, sie selbst mit dem Kronprinzen Ferdinand und ihrer Schwester Leopoldine in Ofen bleiben durfte; denn es würde sie, versichert sie ihren Vater, „rasend kosten" sich noch weiter von ihm zu entfernen.

In dieser Lage, nach so viel traurigen Botschaften, kam mit eins eine unerwartet freudige, fast mochte man sagen unglaubliche: ein Sieg war erfochten worden, der erste wahrhafte Sieg über den für unbesiegbar Gehaltenen, ein entscheidender Sieg über die von Napoleon in Person geführte französische Hauptmacht: der Sieg bei Aspern, 21. und 22. Mai. Und Österreich war es dem allein und unbestritten

*) Im Original steht „Tag", ein offenbarer *lapsus calami*.

er angehörte, österreichische Truppen hatten ihn erfochten, ein österreichischer Feldherr, ein Prinz des österreichischen Regentenhauses hatte sie geführt, hatte sich überall gezeigt wo die Gefahr am größten gewesen, hatte im heftigsten Kugelregen die Fahne ergriffen und die Entscheidung herbeigeführt! Die Kunde wirkte elektrisch in allen Theilen des Reiches; aber auch über dessen Gränzen hinaus in allen Gauen Deutschlands jubelte man und pries den Helden-Erzherzog; überall wo Frankreich Feinde hatte erscholl das Lob Oesterreichs, seines Muthes, seines gerechten Glückes. Daß man am Hofe von Ofen außer sich gerieth vor Freude, daß insbesondere die junge so warm fühlende Prinzessin kaum Worte fand ihren Gefühlen Ausdruck zu geben, war begreiflich. „Mein erster Schritt“, schreibt sie ihrem Vater am 25., „war Gott inbrünstig für diese große Gnade zu danken, und zu bitten daß er Ihnen künftighin ein eben solches Waffenglück verleihen möchte... Ich möchte Ihnen die Freude der Ofner und Pesther beschreiben können, gestern sahen wir nichts als freudige Gesichter, überall wo die liebe Mama ging erscholl ein lautes Vivatrufen, man sah alle Leute mit einander reden, und Gott für diesen Sieg danken... Ich beneide den Graf Palfy der zu Ihnen kömmt, und Sie sehen kann, ich wünschte mich in diesem Augenblick in seine Person versetzen zu können,... aber sonsten würde ich um keinen Preiß tauschen wollen, indem ich Ihnen da nicht mehr liebster Papa hätte, und Sie mir das Liebste was ich auf der Welt habe sind“. Was sie einigermaßen besorgt machte, war nur die Mittheilung von einem großen Ritte den der Kaiser um diese Zeit hatte machen müssen, und wie heftig griff es sie an als sie vernahm, ihr Vater habe sich selbst auf das Schlachtfeld begeben wollen und sich nur durch die Vorstellungen ihrer Onkel davon abbringen lassen; „ich bin recht froh daß wir es nicht eher wußten, sonsten wäre ich von Schrecken halb gestorben.“

Doch im übrigen war der Freude kein Ende. Was aus dem Haupt-Quartier oder vom kaiserlichen Hoflager nach Ofen kam mußte „alles haarklein erzählen“; wer von Ofen dahin abging, wie Anfang Juni ein Graf Eszterházy der seinen in Wolkersdorf krank liegenden Bruder besuchen wollte, bekam Briefe und Grüße mit auf den Weg. Die Hoffnungen die sich an den Sieg von Aspern knüpften waren so

groß, daß die Kaiserin schon daran dachte ihre jüngeren Kinder aus Großwardein herbeizurufen, als wider Erwarten sie selbst mit den drei älteren weiter von Ofen fortmußte. Bei den einander gegenüberliegenden Armeen war ein Stillstand eingetreten, den beide benützten die Lücken der verheerenden Kämpfe auszufüllen und neue Kräfte an sich zu ziehen. Dagegen hatte Erzherzog Johann der in Ober-Italien commandirte, vom Vice-König Eugen Beauharnais gedrückt, seinen Rückzug gegen Grätz und von da weiter gegen Presburg angetreten, wodurch Prinz Eugen den Weg frei bekam, den Semmering übersetzte und seinem Stiefvater eine frische Armee zuführte. Die steirische Gränze bot jetzt gegen Ungarn keine Sicherheit, die kaiserliche Familie in Ofen ließ packen und suchte tiefer im Lande Schutz. In einer Hinsicht mochte man sich den Wechsel des Aufenthaltes gefallen lassen; denn die Hitze hatte in der letzten Zeit eine so unerträgliche Höhe erreicht daß selbst die Spazierfahrten bei Tage eingestellt wurden. „Es weht kein Lüftchen“, schreibt Maria Louise, „und ist sogar auch in der Nacht zum ersticken; der Onkel Rainer tröstet mich mit dem Gedanken daß es bis in Monath August so steigen wird“. Als sie am 7. Juni der Frohnleichnams-Procession beiwohnte, schwoll ihr das Genick derart an dafs sie sich drei Tage lang Umschläge „von Petersillwasser“ auflegen lassen mußte. In den weiter gegen Norden gelegenen hügeligen Gefilden von Ober-Ungarn ließ sich auf eine etwas gemäßigtere Temperatur hoffen.

Mitwoch den 14. Juni N. M. wurde von Ofen abgereist, anderthalb Stunden in Gödöllö bei der Tante Beatrix Rast gemacht und 11 Uhr Nachts Hatvan erreicht. Hier verbrachte man den Donnerstag in Ruhe, deren am meisten die Kaiserin bedurfte. Man wäre darum wohl auch den größten Theil des Freitag daselbst geblieben wenn nicht eine Nachricht vom Kriegsschauplatze, die in der Nacht vom 15. zum 16. nach Hatvan gelangte, zu beschleunigtem Aufbruch getrieben hätte. Erzherzog Johann war schon am 11. auf dem Marsche von Papa gegen Raab von den Franzosen angegriffen worden, hatte dann bei letzterem Orte Halt gemacht und am 13. dem Feinde eine Schlacht angeboten, in der von unserer Seite mit großer Tapferkeit aber im Ganzen ohne Erfolg gekämpft wurde, bis der Feldherr das

Gefecht abbrach und den Rückzug auf Komorn anordnete. Die beiden Erzherzoginen Maria Louise und Leopoldine lagen am 16. morgens noch im süßen Schlummer, als an ihrer Thüre gepocht wurde und die Stimme des Onkel-Primas draußen erschallte: „Stehen Sie auf, wir müssen fort, wir haben eine Bataille verloren!“ So wurde denn in Eile Toilette gemacht gepackt gefrühstückt, um 10 Uhr V. M. saß man wieder im Reisewagen und traf Abends halb sieben in Erlau ein, wo man im weitläufigen Palaste des Erzbischofes fürstliche Unterkunft fand.

11.

Der Aufenthalt in Erlau brachte in der ersten Zeit einige Abwechslung. Die Touristen-Neigung der jungen Erzherzogin fand in der neuen Umgebung manchen Anreiz zu kleinen Ausflügen. Da ist es für sie ein wahrer Verdruß, als sie eines Tages den Egidi-Berg „den höchsten in der hiesigen Gegend“, dessen Gipfel wie man ihr gesagt eine prächtige Aussicht bietet, besteigen will, aber trotz aller Anstrengungen, obwohl sie stellenweise auf allen vieren kriecht, durch mehrere Löcher schlüpft ꝛc., zuletzt nicht weiter kann, sondern auf halbem Wege umkehren muss. Ein andermal spaziert sie in den Weinbergen und geräth auf Abwege, obgleich es nicht leicht ist sich zu verirren „weil man von jeder auch der kleinsten Erhöhung ganz Erlau übersieht“; erst spät Abends trifft sie zu Hause ein. Auch in der Stadt selbst sind für sie neue Erfahrungen zu machen. Bald gibt es an der theologischen Lehranstalt eine große akademische Feierlichkeit, ein Minorit empfängt den Doctor-Grad, und da bekommt man von Früh bis Abends einen „fürchterlichen Lärm von Trompeten und Pauken“ zu hören. Oder es wird der „mathematische“ Thurm bestiegen und die Erzherzogin kann die astronomischen Instrumente bewundern, alle direct aus England wie man ihr mittheilt, und „viel schöner als die von Wien“; „man hat sie schon wollen um eine schreckliche Summe kaufen, der Erzbischof gibt sie aber um keinen Preis weg“. Auch verschiedene Familien-Ereignisse unterbrechen die Einförmigkeit des Erlauer Lebens. Am 16. Juli feiert Erzherzogin Leopoldine ihre erste Communion und ihre ältere Schwester

hat ihr nachzurühmen daß sie dies „wirklich mit aller möglichen Andacht und Anstand gethan hat." An demselben Tage hat der Erlauer Familienkreis die Freude den kleinen Franz Karl, und Tags darauf die drei jüngeren Schwestern wiederzusehen, welche die Kaiserin aus Kaschau wo sie zuletzt geweilt herüberbringen lassen. Die wochenlang Getrennten haben sich nun allerhand zu erzählen; es gibt da manches was die Aufmerksamkeit der jungen Reisenden in dem eigenthümlichen Lande erregt hat. „In Großwardein und in der hiesigen Gegend", berichtet einmal Maria Louise ihrem Vater, „haben sie einen sonderbaren Gebrauch, sie lassen die Delinquenten so lange am Galgen hängen zur Warnung, bis sie in Stücke verfaulter zerfallen, Schwester Maria sah eine Menge dergleichen."

An der Donau erfüllten sich mittlerweile die Geschicke Österreichs. Nach sechswochentlichem Stillstand brach die Hauptmacht der Franzosen aus der Lobau hervor. Am 6. und 7. Juli ging für die Unsern die entscheidende Schlacht von Wagram verloren. Zwei Wochen nach dem Tage bei Aspern hatte Napoleon den Grafen Pergen, einen der in Wien zurückgebliebenen kais. Commissare, in das Haupt-Quartier des Erzherzogs Karl gesandt, dem er durchblicken lassen sollte der Friede sei weder unmöglich noch so schwierig als man vielleicht meinte; es hatten im österreichischen Lager Conferenzen stattgefunden bei denen sich der Generalissimus für Anknüpfung von Unterhandlungen, der Minister Graf Stadion aber für Fortsetzung des Krieges aussprachen. Jetzt war die Sache umgekehrt. Von Ernstbrunn, wo er nach der verlornen Schlacht weilte, sandte Kaiser Franz den Fürsten Johann Liechtenstein in das französische Haupt-Quartier mit Friedensanträgen. Stadion erklärte, unter diesen Umständen halte er seine längere Anwesenheit für nutzlos und selbst gefährlich; er ging zu seiner Familie nach Prag, Kaiser Franz mit Metternich reiste nach Ungarn ab und nahm für's erste seinen Aufenthalt in Komorn. Es kamen für ihn harte Zeiten. Das erstemal als Liechtenstein nach langem Umherirren den übermüthigen Sieger in Znaim traf, 11. und 12. Juli, wollte dieser von gar nichts wissen als von Auflösung der österreichischen Monarchie, Abdankung des Kaisers Franz; er sprach nur von den „Prinzen des immer rebellischen

Hauses Lothringen", von einem Aufrufe den er an die Ungarn erlassen wolle. Liechtenstein, der für einige Tage auf seine mährischen Güter ging, stellte sich im Begriffe nach Komorn abzugehen noch einmal dem Kaiser Napoleon vor, 16. Juli, den er diesmal in besserer Laune traf. Der Franzosen-Kaiser forderte ein ähnliches Opfer wie vor vier Jahren in Presburg; „wolle Kaiser Franz abdanken, etwa zu Gunsten des Großherzogs von Würzburg, so werde er diese Bedingungen noch herabsetzen" [12]). Kaiser Franz wollte anfangs nicht einmal den Waffenstillstand gutheißen den Erzherzog Karl unmittelbar nach der ersten Zusammenkunft Liechtenstein's mit Napoleon zu Znaim abgeschlossen, noch weniger von Frieden hören. Zuletzt ließ er sich doch bereden den Waffenstillstand zu bestätigen, 18. Juli; Metternich und Nugent empfingen Vollmachten wegen des Friedens zu unterhandeln, was von Vielen mit großer Unlust aufgenommen wurde. Es gab in Oesterreich eine mächtige Kriegs-Partei die den Franzosenkaiser haßte, wie man in früheren Zeiten den Erbfeind der Christenheit gehaßt hatte. In Wien selbst glomm es fortwährend. Der Fürst von Neufchatel und der Gouverneur von Wien sahen sich wiederholt genöthigt an die Bevölkerung ernste Mahnungen zu richten und mit den schärfsten Maßregeln zu drohen. Der passive Widerstand der Wiener ließ sich durch nichts einschüchtern. Millionen von Bancozetteln lagen in der Erde vergraben, das wenigste wurde von den Franzosen aufgefunden. Die Bevölkerung gab die Hoffnung nicht auf daß der Kampf wieder entbrennen werde, und benützte jede Gelegenheit sich dafür thätig zu zeigen. Eines Tages wurden nicht weniger als 10.000 Feuergewehre — so klagten Berthier und Andréossi in einem amtlichen Aufrufe — in dem Augenblicke mit Beschlag belegt da sie in Presburg eintrafen. In den höheren Kreisen sprachen die bedeutendsten Männer vom Civil, wie Stadion, Kolovrat, mit Eifer dafür, die Stimmung des Volkes dessen Begeisterung noch immer nicht abgekühlt sei nicht unbenützt zu lassen, während gerade die Männer vom Fache, Erzherzog Karl, Fürst Liechtenstein, jede Möglichkeit leugneten den Kampf länger fortzusetzen. Unter diese letzteren gehörte auch Fürst Karl Schwarzenberg dessen Gemahlin, damals im Asyl in Ungarn, mit tiefem Seelenschmerz die Schmach ihres Vaterlandes trug

und nur den einen Trost hatte daß ihr Gatte wie durch ein Wunder davor bewahrt geblieben sei „seinen Namen mit jener Vernichtung Oesterreichs zu besudeln die nur Feigheit Friede nennen kann.“ [13])

Die Glieder der kaiserlichen Familie in Erlau lebten die ganze Zeit hindurch still und auf sich beschränkt, anscheinend ruhig wie außer der Welt, doch um so aufgeregter und ungeduldiger im Gemüthe. Kam jemand von außen, besonders Graf Ferdinand Pálffy den der Kaiser von Zeit zu Zeit mit Gruß und Botschaft schickte, so erschien er ihnen wie ein „Messias“, wie ein „Engel welchen Gott in unserer Bedrängnis zu uns sendet“; dann sammelte sich alles um ihn und bestürmte ihn mit Fragen „daß er gar nicht wußte bey welchen er am ersten mit dem beantworten anfangen sollte.“ Immer hoffte Maria Louise daſs ihr Vater selbst einmal kommen werde, dessen Antlitz sie seit beinahe vier Monaten nicht gesehen hatte. „Letztens war ich ganz in diesem Gedanken vertieft“, schreibt sie am 26. Juli, „als ich plötzlich schnalzen höre, und einen 6spännigen Wagen in gestreckten Gallop vorbeyfahren sehe. Fest überzeugt daß sie es wären, fange ich wie eine Närrin zu springen an, aber meine Freude wurde in diesen nehmlichen Augenblick zerstört, da man mir sagte, daß es ein leerer Reisewagen aus Kaschau wäre. Ich kann Ihnen aber nicht beschreiben, die Stimmung in welche ich nachdem gerieth, es war ein Gemisch von Aergerniß und Traurigkeit.“ Glücklicher war Maria Ludovica, die der Kaiser zu sich nach Komorn kommen ließ; die Erzherzogin gönnt ihrer lieben Mama das Glück ihren Vater wiederzusehen, aber sie beneidet sie zugleich „außerordentlich darum“.

Maria Louise ist nun als die älteste gleichsam das besorgte Haupt des kleinen häuslichen Kreises von Erlau; dazu die Kümmernis um die abwesenden Aeltern die sie in dem ungesunden Klima von Komorn weiß. Es ist ihr ein Trost gegen Ende August zu vernehmen daß der dortige Aufenthalt mit dem gesunderen in Dotis (Tata) vertauscht werden soll. Allein bald darauf kommt die Nachricht von der gefährlichen Erkrankung des „Onkel Primas“, und nun tritt ihr der zarte, fast immer leidende Zustand ihrer Mama vor die Seele: „Ich traue mir gar nicht den Gedanken nur vorzustellen, daß sie auch krank könnte werden, er ist für mein Herz viel zu schrecklich, ich bitte Sie

inständigst, sie zu bereden daß sie sich mehr schont, ich kann keine Worte finden um Ihnen die Angst zu beschreiben welche sie uns verursachet." An dem Tag wo sie diese Worte schrieb, 3. September, war ihr Onkel bereits nicht mehr unter den Lebenden († 2. Sept.); erst am 6. traf die Todesnachricht in Erlau ein. Ueberhaupt kamen den kaiserlichen Kindern Nachrichten jetzt sehr unregelmäßig zu. Fast täglich schrieb die Kaiserin oder in ihrem Auftrage der Obersthofmeister Graf Althan; allein die Post kam nicht alle Tage, Briefe gingen verloren oder kamen fast eine Woche später; Couriere blieben nicht selten aus und die Erzherzogin war froh wenn sich eine Privat-Gelegenheit bot die sie benützen konnte. Dazu trat ein unangenehmer Witterungswechsel ein. Auf die große Hitze von früher folgten Kälte und nasse Zeit; „und wenn es einmal anfängt hier zu regnen", klagte die Erzherzogin, „so bleibt ein so zäher Koth, daß, wenn man nicht sich in Obacht nimmt, man auf die Nase fällt und sich die Hände zerkratzt, welches mir wirklich schon ein paarmal geschah." Unter solchen Umständen konnte es dem jungen Hofe nur erfreulich sein, als denselben ein Befehl der Aeltern von Erlau ab und in ihre Nähe nach Ofen rief. Am 18. September schrieb Maria Louise von dort ihren letzten Brief an ihren Vater, und auch diesen mußte sie eilig abbrechen; denn „in diesen Augenblicke höre ich das ganze Domkapitel zur Beurlaubung kommen, ich muß enden."

12.

Am 17. August hatten in Ungarisch-Altenburg — ungefähr die Mitte Weges zwischen Schönbrunn wo der siegreiche Franzosen-Kaiser sein Haupt-Quartier hatte, und Komorn wo damals noch das österreichische Herrscherpaar weilte — die Friedensunterhandlungen begonnen. Sie wurden von jener Seite durch Champagny, von der unsern durch Metternich und Nugent geführt und ließen sich ungünstig genug an. Champagny verlangte nichts weniger als das „uti possidetis" nach der Demarcations-Linie des Waffenstillstandes von Znaim, also, nebst den von den russischen und sächsischen Truppen besetzten Gebieten,

Salzburg Ober-Österreich Kärnten und Krain, dann die Kreise Leitmeritz Saaz und Elbogen von Böhmen. Die österreichischen Bevollmächtigten erklärten diesen Vorschlag für unannehmbar, Metternich sprach von Aufkündigung des Waffenstillstandes, Kaiser Franz verzweifelte an einem gütlichen Ausgleich. Von Prag aus hatte Stadion schon vorlängst um seine Entlassung gebeten; der Kaiser hatte sie nicht angenommen, vielmehr den Grafen wiederholt nach Komorn eingeladen. Stadion hatte immer Ausflüchte gebraucht; nun empfing er die gemessene Weisung sich am kaiserlichen Hoflager, das inzwischen nach Dotis verlegt worden war, einzufinden. Dotis bekam jetzt ein belebtes Aussehen, zwischen da und Altenburg nach der einen, Ofen nach der andern Seite gab es fortwährendes Kommen und Gehen der bedeutendsten Persönlichkeiten. Am 2. September erschien der Staats- und Conferenz-Minister Graf Zinzendorf und hatte lange und ernste Conferenzen mit dem Kaiser. Zugleich mit ihm war Oberst Flahaut, Adjutant des Fürsten von Neufchatel, eingetroffen um eine Verlängerung des Waffenstillstandes auf weitere sechs Wochen vorzuschlagen. Bald darauf brachte Černišev, Flügel-Adjutant des Kaisers Alexander, ein Schreiben seines Monarchen an den unseren. Erzherzog Franz von Este, Hofrath von Hudelist, Friedrich Gentz, der Engländer Bathurst, der Corse Pozzo di Borgo, der Prinz Wilhelm von Oranien, Anwärter des holländischen Erbes, der Graf Wallmoden u. a. waren ab und zu in Dotis und in Ofen. Am 4. September traf in ersterem Orte Stadion ein, und einen Augenblick schien alles auf Wiederaufnahme des Kampfes hinzudeuten. Allein bald gewannen wieder kühlere Erwägungen die Oberhand; Kaiser Franz setzte ein eigenhändiges Schreiben an Napoleon auf, womit Graf Bubna in der Nacht vom 6. zum 7. eilends nach Wien abreiste. Zehn Tage später war Bubna wieder in Dotis zurück, Ueberbringer der Antwort des französischen Kaisers, der es als eine große Gunst von seiner Seite angesehen wissen wollte von der strengen Forderung des uti possidetis — „qui comprenait 9 millions de population“ — abgelassen zu haben und sich mit beiläufig 1,600.000 Seelen im Südwesten und etwa 2,000.000 in Galizien begnügen zu wollen. Allein abermals hatte sich in Dotis der Wind gedreht, Bubna wurde kalt empfangen, man sprach neuerdings

von Aufkündigung des Waffenstillstandes, man entwarf kaiserliche Manifeste, Aufrufe an die Völker des Reiches u. dgl. Am 20. ging Bubna mit einem neuen Schreiben seines Kaisers nach Schönbrunn ab, wo er eine stürmische Audienz zu bestehen hatte. Allmälig beruhigte sich Napoleon, sprach dann noch zweimal mit Bubna ohne jedoch von seinem Ultimatum etwas ablassen zu wollen; er kam wieder auf die Abdankung des Kaisers Franz zu Gunsten des Großherzogs von Würzburg zurück, in diesem Falle sei er bereit die Monarchie in ihrem ganzen Umfang wieder herzustellen; „übrigens wolle er gern dem Kaiser Franz die Ehre der Aufkündigung des Waffenstillstandes lassen, eines Schauspieles unerhörter Verblendung und des Vorläufers seines völligen Unterganges". Am 24. war Bubna in Dotis zurück. In einem unmittelbar darnach abgehaltenen Familien-Conseil sprach die Kaiserin zum erstenmal für den Frieden. Derselben Meinung waren in einem Tags darauf zusammenberufenen Staatsrathe die Feldmarschälle Bellegarde und Fürst Johann Liechtenstein. Stadion reichte neuerdings seine Entlassung ein. Am 27. gingen Liechtenstein und Bubna nach Wien, wo sie mit dem versöhnlichen Maret in Verhandlung traten der jedoch alsbald wieder durch Champagny ersetzt wurde.

An der Friedensstimmung der Kaiserin, die bisher stets für die Wiederaufnahme des Kampfes gesprochen hatte, mochte ihr äußerst leidender Zustand einen großen Antheil haben. Sie befand sich die ganze Zeit über bei den Kindern in Ofen und kam nur zeitweilig nach Dotis hinüber, was sie aber jedesmal in Folge der Mühen und Beschwerden der Reise mit einer Verschlimmerung ihres Zustandes zu büßen hatte[14]). Dagegen genossen die kaiserlichen Kinder jetzt das lang entbehrte Vergnügen ihren Vater wenigstens auf kurze Zeit zu sehen. In der zweiten October-Woche überraschte er sie in Ofen und versprach sobald als möglich wieder zu kommen; Maria Louise war außer sich vor Wonne: „Die ungeheure Freude die mir die Ueberraschung machte Sie zu sehen", schreibt sie ihrem Vater am 12. nachdem er sie wieder verlassen, „täglich, vielmehr stündlich empfinde ich sie wieder." Es war das ein kurzer Sonnenblick in einer langen traurigen Zeit. Denn im allgemeinen war die Stimmung trüb und düster, wie die

Witterung fast den ganzen Herbst hindurch unfreundlich kalt und regnerisch war; ein Winzerfest das die „Onkeln“ den kaiserlichen Kindern auf der Margarethen-Insel bereiten wollten, mußte zweimal verschoben werden; das drittemal kamen sie unverrichteter Dinge ganz durchnäßt nach Hause; erst der vierte Versuch gelang. Der Abend versammelte die Familie bei der Kaiserin, wenn es irgend ihr leidender Zustand erlaubte; ihr Bruder Franz, Graf Althan, die Kammerdienerin Wiesenthal trugen Gesangstücke vor, die Erzherzogin Maria Louise accompagnirte auf dem Clavier und verrichtete, wie sie sich selbst ausdrückt, „das Amt eines Capellmeisters.“ Doch kaum gelang es auf kurze Augenblicke die Gemüther zu erheitern. Ein Trauerfall der sich um diese Zeit in der kaiserlichen Familie ereignete gab neuen Anstoß zu ernster Stimmung[15]). Dazu die allgemeine Aufregung über das was die nächsten Tage bringen würden; das fortwährende Hangen und Bangen ob vielleicht noch einmal das Waffenglück versucht werden solle oder ob endlich das Werk der Unterhandlung zum Abschluß kommen werde; die noch immer nicht erloschene Opferwilligkeit und Schlagbereitschaft der Bevölkerung; der bittere Schmerz der Patrioten, treu ergebene Provinzen, vor allem das heroische Tyrol ohne Hilfe zu wissen; die lähmende Voraussicht den Frieden nur mit den schwersten, mit beschämenden Opfern erkaufen zu können; dann aber wieder die schreckliche Gewissheit dass, wenn das Wagnis abermals mislänge, die Monarchie dem Untergang geweiht sei[16]): alle diese verschiedenartigen, stets wechselnden und einander bekämpfenden Gedanken Wünsche Hoffnungen Befürchtungen ließen es zu keiner innern Ruhe kommen.

Noch immer überbot sich Champagny in den härtesten Forderungen. Die Kriegs-Entschädigung wurde von ihm mit 190,000.000 Fr. angesetzt; davon waren nach der Behauptung der österreichischen Bevollmächtigten bereits die Hälfte, wo nicht zwei Drittel, abgetragen; der französische aber berechnete die noch zu begleichende Summe mit 134,000.000 und wollte sich erst nach mehrtägigen lebhaften Unterhandlungen mit 100,000.000 begnügen. Liechtenstein und Bubna sandten in ihrer Verlegenheit die Bedingungen Champagny's nach Dotis um den Willen des Kaisers einzuholen; Liechtenstein wollte für

diesen Zweck selbst dahin reisen, allein Champagny erklärte: „sein Herr werde den Abgang des Fürsten wie einen vollständigen Bruch der Verhandlungen ansehen, die von seinen Truppen besetzten Provinzen an sich ziehen und nach Belieben vertheilen, und mit Ruhe abwarten was der frühere Gebieter derselben thun werde um sie seiner Herrschaft wieder zu unterwerfen." Es war der höhnendste Übermuth des Siegers, dessen herrischem Gebot die Unterworfenen nichts entgegenzusetzen hatten als ohnmächtige Erbitterung. Am 6. October legte Stadion sein Portefeuille endgiltig nieder und reiste noch denselben Tag nach Komorn ab; am 7. übernahm Graf Metternich die Leitung der auswärtigen Geschäfte. Zur selben Zeit erschien — der französische Bezwinger hatte die Erlaubnis dazu gegeben — Graf Bubna in Dotis und brachte, wie Gentz nach Prag schrieb, „eine ganze Litaney von Zweifeln Ausständen und Klagen" mit, so daſs wieder einmal die Meinung auftauchen konnte daſs man „ohne Krieg nicht aus dieser unglücklichen Sache herauskommen könne". Allein in den maßgebenden Kreisen war man bereits zur äußersten Nachgiebigkeit entschlossen. In einem vom Kaiser präsidirten Minister-Rathe, der noch am Tage von Bubna's Eintreffen und in dessen Beisein abgehalten wurde, entschied man sich hinsichtlich der Kriegsentschädigung dahin daſs man 30,000.000 Fr. gleich bezahlen wolle; für den Rest hätten die Bevollmächtigten auf Nachlaſs oder doch annehmbare Bedingungen der Abstattung zu dringen, widrigen Falles aber alles weitere abzubrechen. Es gab nun in Wien zwischen den beiderseitigen Bevollmächtigten noch eine Reihe von stürmischen Verhandlungen, wiederholt schickten sich Liechtenstein und Bubna zur Abreise an, als ein eigenthümlicher Vorfall zum lang ersehnten Ziele führte.

Am 12. October 9 Uhr V. M., der Stunde wo Napoleon im Schloßhofe von Schönbrunn Musterung zu halten pflegte, schritt er die große Treppe herab und, anstatt wie sonst am Fuße derselben zur Entgegennahme von Bittschriften einige Augenblicke zu verweilen, gerade auf die Truppe los; es waren zwei bis drei Reihen französischer Gefangenen die vor kurzem gegen österreichische ausgewechselt worden waren. Ein junger Mensch von einnehmendem Äußern und sanfter Bildung, in einfachem blauen Überrock, einen Militärhut mit einem

metallenen Adlerknopf auf dem Haupte, drängte sich, ein zusammengefaltetes Papier in der Hand haltend, dem Kaiser nach, durch die Suite hindurch, so dass ihn Berthier mit der Mahnung, er möge sich gedulden, zurückweisen mußte. Doch nur um so zudringlicher wurde der Jüngling: „er müße den Kaiser sprechen", bis ihn General Rapp, Flügel-Adjutant vom Dienst, beim Arm ergriff und zwei Elite-Gensdarmen übergab die ihn auf die Schloßwache abführten. Als er daselbst untersucht wurde fand man in der Seitentasche seines Rockes ein großes zweischneidiges Messer; über die Bestimmung dieses scharfgeschliffenen Werkzeuges, über seinen Namen, seine Herkunft befragt, verweigerte er jede Auskunft: „er werde nur dem Kaiser Rede stehen". Napoleon selbst hatte von dem Vorfalle nichts bemerkt; er erfuhr ihn erst als ihm, nachdem er in seine Gemächer zurückgekehrt, Rapp davon Meldung machte. Er ließ den Gefangenen heraufbringen der sich als einen Pastors-Sohn aus Naumburg Friedrich Stapps mit Namen, 18 Jahre alt, zu erkennen gab und aus seiner Absicht den Kaiser zu ermorden kein Hehl machte. Napoleon, ganz verdutzt über dieses in ruhigem Tone, ohne alles schauspielerische Wesen vorgebrachte Geständnis, meinte der Mensch müsse verrückt sein und sandte um Corvisart. „Das ist ganz unnöthig", sagte Stapps unbefangen; „ich bin vollkommen gesund." Corvisart kam, fühlte ihm den Puls und gab sein Gutachten ab, dem jungen Mann fehle nichts. „Das habe ich ja gleich gesagt", war Stapps' ruhige Bemerkung. Napoleon versuchte es den jungen Menschen auf andere Gedanken zu bringen; die Verhandlung, bei welcher General Rapp den Dolmetsch machte, wurde von beiden Seiten mit einer merkwürdigen äußeren Ruhe geführt. „Und wenn ich Sie begnadigte", sagte Napoleon zuletzt gelassen, „würden Sie nicht aus Rücksichten der Dankbarkeit von Ihrem verbrecherischen Vorhaben abstehen?" „Sie zu tödten", erwiederte Stapps ohne Aufregung, „ist für mich kein Verbrechen sondern Pflicht. Ich verlange mir keine Verzeihung, ich kann nur bedauern meine Absicht nicht haben ausführen zu können." Napoleon ließ ihn nach Wien schaffen und dem Gerichte überliefern. Von diesem wurde nicht so gelind mit ihm verfahren. Man wandte allerhand Torturen an, ihm weitere Geständnisse abzunöthigen; man beraubte ihn gewaltsam des Schlafes, man

gab ihm 24 Stunden nichts als Wasser zu trinken oder nur Obst zu genießen um ihn herabzustimmen. Es war alles vergeblich; er hatte keine Mitschuldigen oder wollte keine haben, und ging muthvoll seinem Tode entgegen. [17])

Der Auftritt mit dem thüringischen Mucius Scävola machte auf den modernen Porsenna einen tieferen Eindruck als er sich gegen seine Umgebung wollte merken lassen. Er hatte keine Ruhe mehr in Schönbrunn, und er selbst war es nun der auf den Abschluß des Friedens drang. Er beschied die österreichischen Bevollmächtigten zu sich die er jetzt mit einer ausnehmenden Freundlichkeit behandelte [18]); seinem eigenen Minister aber ertheilte er den Auftrag: „Schließen Sie ab, ich will den Frieden, ich will mit der Sache ein Ende machen". Champagny setzte seine Forderung auf 85,000.000 Francs herab, wovon 55,000.000 in Fristen abzutragen wären. Am 14. October unterzeichneten Johann Liechtenstein und Bubna den Friedens-Vertrag, am 15. brachten sie das Document nach Dotis wo man noch in letzter Stunde unschlüssig war ob man es unterzeichnen solle; so drückend fand man, nebst den ungeheueren Abtretungen an Ländergebiet, die Bedingung der die Finanzen belastenden „Feld-Contribution". Während in diesem Sinne ein Conseil nach dem andern gehalten wurde, erschien am 17. General Lauriston mit einem Höflichkeits-Schreiben Napoleon's in Tata. Jetzt entschloß sich auch Kaiser Franz ein Ende zu machen. Die Erwägung von dem üblen Eindrucke den es bei der Bevölkerung machen müßte, wenn man erführe dass, nachdem die unglückselige Unternehmung so viele und so großartige Opfer gekostet, das Feilschen um ein paar Millionen Kriegsentschädigung auf oder ab das Friedenswerk abgebrochen habe, gab den Ausschlag.

Am 18. ging der kaiserliche Kämmerer Graf Wrbna nach Wien wo er nur noch Champagny traf. Napoleon hatte bereits am 16. Schönbrunn verlassen, an demselben Tage da die erste Mauerseite der alten nun der Zerstörung geweihten Befestigungen Wiens in Schutt rollte. Am 20. wurden die Ratificationen des Friedensvertrages ausgewechselt, am 22. überbrachte Wrbna die für Österreich bestimmten nach Dotis [19]).

13.

Für Maria Louise hatte der Abschluß des Friedens eigentlich nur eine Bedeutung und Folge; alles was sie bisher gebangt und ausgestanden trat vor dem Jubel ihrer Seele zurück: sie wusste ihren Vater aller Gefahr entrissen und sie bekam ihn wieder zu sehen. Am 22. setzte sie sich wieder um nach langer Zeit den ersten frohen Brief an ihn zu richten, und selbst die stylistischen Uebereilungen die ihr dabei wiederholt unterliefen sind nur ein Beweis mehr für die mächtige Erregtheit ihrer Empfindungen. „Ich kann Ihnen“, schreibt sie, „nicht genug meine Freude beschreiben über die Hoffnung welche uns der Friede machte, Sie wieder und recht bald zu sehen, und ich eile Ihnen diese Freude, dieses Vergnügen gänzlich auszudrücken. Ich finde daß nur diejenigen es so lebhaft und innigst fühlen und empfinden kann“ (können) „als ich, welche Ihnen während der langen Zeit von 7 Monatthen nicht die Ehre hatten zu sehen. Ich kann nicht genug Gott dem Allmächtigen danken, welcher nach einer so langen Abwesenheit Ihnen glücklich und gesund nach einer so langen Abwesenheit uns wieder gibt.“

Die kaiserliche Familie blieb vorderhand noch in Ofen, der Kaiser selbst brachte den größten Theil des November in Dotis zu und erschien am 22. in Presburg um sich von da nach Wien zu begeben. Seine älteste Tochter machte im Geiste die Triumphe mit, die ihm bei seinem Einzuge am 27. und in den Tagen darnach die Liebe und Anhänglichkeit seiner Wiener bereitete. Man hatte in der Hauptstadt bis fast zum letzten Augenblicke von seiner Rückkunft nichts gewusst; als sich nun auf einmal die frohe Kunde davon verbreitete, da strömte alles aus den Häusern, auf die Gassen, stürzte sich unter Jubel und Thränen dem geliebten Landesvater entgegen; Abends ließen sich's die Leute, so sehr der Kaiser dagegen war, nicht nehmen, die Stadt zu beleuchten was zu neuen Ausbrüchen der Freude Anlass gab. „Ich habe“, heißt es in einem Briefe vom 9. December den Fürst Kaunitz ihrem Vater zu überbringen hatte, „mit innigster Rührung die Freudens-

bezeugungen gelesen, welche die Wiener bey Ihrer Ankunft äußerten. Aber auch unter diesen freudigen rührenden Gefühlen, stieg ein trauriger Gedanke in meiner Seele auf. Wäre ich nur dabey gewesen, und hätte das Glück mit diesen guten Leuten genießen können Ihnen zu sehen". Am 4. December früh verließ der Kaiser in Begleitung seines General-Adjutanten Kutschera Wien um sich zu seiner Familie nach Ofen zu begeben, als er in Presburg die Nachricht erhielt der Kronprinz sei von den Masern befallen, worauf er am 14. nach Wien zurückkehrte.

Überhaupt war den ganzen November und December hindurch der Krankenzustand in der ungarischen Hauptstadt ein sehr bedenklicher. In den Spitälern griffen ansteckende Seuchen um sich, mehrere Ärzte wurden das Opfer derselben — „einer jedoch, welchen man mit Gewalt in die zu enge Todtentruhe hineindrängen wollte, ward zu seinem Glücke wieder lebendig" —. In der Stadt griffen Ausschläge um sich von denen selbst erwachsene Personen, wie der Prinz von Württemberg, befallen wurden. Die Universität verlor binnen wenig Wochen vier Professoren durch Tod. Die ganze kaiserliche Familie hatte mehr oder minder von diesen Übelständen zu leiden, wozu die meist schlechte Witterung, die alle Wege grundlos machte und oft tagelang weder Ausgang noch Spazierfahrt gestattete, das ihrige beitrug. Maria Louise wurde wiederholt von Unwohlsein geplagt, ihre Geschwister hatten mit Husten und Schnupfen fast fortwährend zu schaffen. Der Bruder der Kaiserin Erzherzog Franz wurde von den „Flecken" befallen die trotz aller Vorsicht auch den Weg zu dem Kronprinzen fanden. Maria Ludovica kannte keine Schonung wenn es die Sorge für ihre Angehörigen galt. Ihre Mama habe den Katarrh, klagte Maria Louise ihrem Vater am 28. November, schone sich aber gar nicht; sie „geht oft zweymals des Tages über alle Gänge zu den Geschwistern und zu mir. Gestern kam sie um zwölf Uhr zu mir, und ich bin überzeugt daß sie das Fieber gehabt hatte, denn sie konnte sich vor Kälte gar nicht erwärmen, bekam den Magenkrampf und Krämpfungen und mußte sich übergeben, ging aber demungeachtet zum Bruder und durch alle Gänge, alles Bitten daß sie sich schonen möchte ist umsonst." Und etwa drei Wochen später: „Es ist wirklich höchst traurig zu sehen wie sie leidet und abnimmt." Gerade während diese Krankheiten wütheten, gab es

in Ofen ein militärisches Schauspiel um das andere. Am 6. December zogen die Gömörer und Tornaer, am 10. die Szathmarer und Szabolcser Cavallerie-Regimenter, am 12. die Neograder Bacer Jazygier und Kumanier aus dem Felde wo sie allerdings nichts mehr auszurichten vermocht hatten, in ihre Heimat zurückkehrend, durch Pest-Ofen. Am 12. traf Erzherzog Joseph nach mehr als halbjähriger Abwesenheit in Ofen wieder ein und stieg, da die Burg von der kaiserlichen Familie besetzt war, im „Präsidial-Hause" ab; am 13. führte er in voller Parade das Cavallerie-Regiment des vereinigten Pest-Pilis-Solther Comitats, dessen immerwährender Obergespan er als Palatin war, in Person durch die Festung, an den Fenstern des an sein Bett gefesselten Kronprinzen und der großentheils leidenden kaiserlichen Familie vorbei. Erst in der zweiten Hälfte December begann sich der allgemeine Gesundheitszustand zu bessern, Kronprinz Ferdinand war von seinen Masern genesen, auch der Kaiserin ging es wieder etwas besser und Wundarzt Herbeck, den man zu Anfang des Monats von Wien hatte kommen lassen, konnte nach Weihnachten wieder dahin zurückkehren.

In den Zeiten da sie nicht durch Unwohlsein verhindert war, sehen wir die Erzherzogin Maria Louise in Ofen ihre Tageseintheilung mit gewohnter Gewissenhaftigkeit einhalten. Sie beschäftigt sich zwei Stunden täglich mit Logik, mit Geschichte und Geographie, und bringt mehrere andere mit „lesen, schreiben und arbeiten" zu. Sie hat auch begonnen in Öhl zu malen; „ich könnte es gerade nicht die angenehmste und reinlichste Arbeit finden, aber ich bin fest überzeugt daß es man nur auf diese Weise in der Kunst weitbringen kann". Es geht ihr gut von statten, und sie hofft ihr Vater werde finden daß sie darin „einige Fortschritte gemacht habe". Auch dem Clavier wird manche Stunde gewidmet, „obwohl man hier gar kein gutes Fortepiano findet und das meinige sehr schlecht ist". Wenn es die Witterung irgend erlaubte wurden längere Promenaden auf den Basteien der Festung unternommen, wo an heitern Wintertagen die von den Mauern und Wänden der Häuser zurückprallende Sonne eine angenehme Temperatur erzeugte. Pest, wo es in der ersten Hälfte November sehr belebten Markt gab, konnte die Erzherzogin nur aus der Ferne beobachten; von hinübergehen war keine Rede, aber auch sich im Wagen hinüberbringen

zu lassen erforderte einen heroischen Entschluß; „denn der Koth ist so schrecklich daß die meisten Wägen in den Straßen stecken bleiben". Noch grundloser waren die Wege außerhalb der Stadt, „besonders in der Gegend von Neudorf", so daß „neulich ein Lastwagen in die Donau stürzte". Abends wurde meist Schach gespielt und der Graf Edling, ihr Lehrer in dieser Kunst, ließ sich von seiner Schülerin mehr als eine Partie abgewinnen. Der gute alte Herr scheint zugleich die Rolle eines lustigen Rathes des kleinen erzherzoglichen Hofstaates gespielt zu haben, und zwar wie es scheint mehr in passivem als in activem Sinne; „er wird völlig kindisch", schrieb Maria Louise eines Tages ihrem Vater, „und erzählt daher so unglaubliche Sachen, daß man sich alle Mühe geben muß ihm nicht in's Gesicht zu lachen, zum Glück macht er sich gar nichts daraus".

Überhaupt finden wir die Erzherzogin in den letzten Briefen aus der Ofner Zeit ganz als dieselbe wieder, als die sie sich uns schon ein paar Jahre früher gezeigt. An der Schwelle eines unabsehbaren Geschickes, wozu sie die Verkettung der Umstände, nicht ihre Anlage und Neigung berufen, erscheint sie uns wie das schuldlose Gretchen, „halb Kinderspiele halb Gott im Herzen". In den aufgeregten Monaten die sie während ihres fluchtähnlichen Aufenthaltes in Ungarn zubrachte, verräth sie nicht eine Ahnung davon daſs es mit ihr je anders werden könnte als unter der Obhut ihres „lieben Papa" und der „lieben Mama", in der Gesellschaft des Grafen Edling und der Gräfin Lazansky zu leben. Der am stärksten hervortretende Zug ihres Charakters ist die Liebe zu ihrem Vater, hinter der alles andere zurücktritt. Sie ist keine Cordelia, sie scheint nicht das geringste für den künftigen Gatten zurückbehalten zu wollen, ja es ist ihr der Gedanke wohl noch ganz fremd daſs es etwas dergleichen wie einen künftigen Gatten für sie einmal geben könne. Aber noch weniger ist sie eine Regan oder Goneril, die mit ihren überschwänglichen Tochter-Gefühlen eigensüchtig prunken; diese Gefühle strömen ihr treu und wahr aus dem Herzen. Dabei ist sie ihrem Vater gegenüber nicht die herangereifte achtzehnjährige Jungfrau, sie ist das gewissenhaft gehorsame, das willenlos unselbständige, im kleinsten wie im größten auf ihren Vater blickende, von ihm Lob und Gnaden erwartende, ihm alles dankende Kind. Auch

sonst erlaubt sie sich älteren Personen gegenüber, sittig und artig, kaum ein eigenes Urtheil, auf's höchste einen Zweifel. „Auch sogar ein Taschenspieler ist hier", erzählt sie ihrem Papa vom Pester Jahrmarkte, „welcher die sonderbarsten Künste macht, letztens schüttete er über die Gräfin Bathyany ein Glas rothen Wein, so daß man ihn herabtropfen sah, sie wurde aber weder beschmutzt noch naß, sondern der Wein verwandelte sich in lauter Rosenblätter, dieses scheint mir ein wenig unwahrscheinlich". Wenn sie ein Unwohlsein an die Krankenstube fesselt, gedenkt sie der Mahnungen ihres Vaters wie ein braves Töchterchen. „Sie können versichert seyn lieber Papa", schreibt sie einmal, „daß ich Ihrer Ermahnungen meines Kathars wegen getreu folge und bey jeder Schale Suppe, wenn ich sie noch so ungern nehme, an Sie denke und mir vorstelle, daß wenn Sie es sehen würden ich Ihre Zufriedenheit erhalten würde". Und als sie, vielleicht als Lohn für dies ihr braves Betragen, bald darauf von ihrem Papa aus Dotis einen Kleiderstoff zugeschickt erhält, findet sie nicht Worte ihr Vergnügen und ihre Dankbarkeit dafür auszudrücken. „Wie oft", schreibt sie, „habe ich nicht Ihr schönes Geschenk seit gestern bewundert, und immer mit einer neuen größeren Freude. Heute habe ich es gleich zum Schneider geschickt, und allemal als ich das Kleid anziehen werde, wird mein immerwährender Gedanke Ihre Güte seyn".

So erscheint uns die junge Erzherzogin weder zur Heldin geboren noch zur Herrscherin erzogen; wir verlassen sie in der Kinderstube, um sie binnen kurzem auf dem Wege zum ersten Thron der damaligen Christenheit, an die Seite eines der größten Männer aller Zeiten und aller Länder, wiederzufinden.

III.

Der Ehe-Handel.

14.

Die Ereignisse des Kriegsjahres 1809 haben in Österreich und in Frankreich ganz merkwürdige Wandlungen nach sich gezogen.

Österreich war bis dahin, von dem überseeischen England abgesehen, der ausdauerndste, der muthvollste, der redlichste Widersacher jenes Neu-Frankenthums von dem sich die staatliche Ordnung von ganz Europa unausgesetzt bedroht sah. In langjährigen Kämpfen wiederholt geschlagen, empfindlich gedemüthigt hatte Österreich zuletzt allein das Wagnis unternommen, dem glückbegünstigten Emporkömmling der Revolution den Fehdehandschuh hinzuwerfen. Die nationale Begeisterung, die im Jahre 1809 nicht blos zu Beginn des Feldzuges sondern bis nach der unglücklichen Wendung desselben durch alle Kreise der österreichischen Bevölkerung ging, kann den schönsten Beispielen dieser Art in der Geschichte an die Seite gestellt werden. Um so lähmender war nun aber der Rückschlag, nachdem alle mit so viel Freude gebrachten Opfer, alle mit so viel Hingebung gemachten Anstrengungen als vergeblich, nachdem selbst ein herrlicher Sieg, der erste der über den modernen Cäsar erfochten worden, nur als Vorboten um so größerer Niederlagen sich gezeigt, nachdem Österreich durch maßlose Geld- und Gebiets-Verluste auf die Stufe einer Macht zweiten Ranges

herabgedrückt worden! Der Muth der Bevölkerung war gebrochen, ihre Kraft gelähmt, das Feuer ihrer Begeisterung erloschen. Eine stumpfe Ergebung in ihr Schicksal breitete sich weithin über die auf keine Zukunft mehr bauenden Gemüther aus; ein Gefühl der Ohnmacht, der Fügsamkeit in eine, wie es schien, unabwendbare Nothwendigkeit beherrschte alle Kreise. „Gott und sein Würgengel Napoleon sind über uns", schrieb Gentz in jener traurigen Zeit. Er und andere aufgeklärte Freunde Österreichs wühlten in ihrem Schmerze nach den Ursachen die ein so trauriges Geschick herbeigeführt, und als deren erste ihnen stets der beklagenswerthe Mangel an Thatkraft und Entschlossenheit des Kaisers galt[20]); allein wie etwas an der verzweiflungsvollen Lage zu ändern, wie aus ihr herauszukommen sei, davon hatte keiner von ihnen eine Ahnung. Andere erblickten den Grund aller Übel in dem Mangel an Intelligenz die sich in allen Schichten der Bevölkerung und darum auch auf allen Stufen der Heeresleitung fühlbar mache, und führten diese Erscheinung auf die mangelhaften Schuleinrichtungen auf die blöde Censur und Geistesbeschränkung zurück, oder klagten die übermäßige und unbehilfliche Centralisation als Wurzel aller Misstände an. Leuten dieser Art war es Napoleon von welchem allein Rettung kommen könne wenn noch eine Rettung sei; er werde Österreich, das er von der einen Seite gelähmt und zertrümmert, auf einer anderen zur Wiedergeburt verhelfen; „auf das Machtgebot jenes Helden" würden „die Fesseln der Donau und die Fesseln der Meere gebrochen" werden und dann werde Österreich „schöner blühen als es kein Zeitalter sah". Ein Buch, ohne Angabe des Verfassers und des Verlagsortes auf elendem Papier gedruckt: „Sinn und Herzmann, oder wer herrscht nun in Österreich?" kann als wahres Zeichen jener Zeit gelten. Unter dem „Herzmann" ist der österreichische Patriot gemeint, der sein warmes Herz sprechen läßt und nur Seufzer und Klagen für sein unglückliches Vaterland hat; der „Sinn" stellt den aufgeklärten Kosmopoliten vor, dem der corsische Sieger wie das reinigende Wetter gilt das alle angesammelten Dünste zu zerstreuen, die verrotteten Zustände des alten Europa hinwegzufegen und eine neue Ordnung der Dinge herbeizuführen von der Vorsehung erkoren sei. „So sollst du denn fallen glänzendes Österreich", jammert der erstere; „fallen nachdem

du über ein halbes Jahrtausend groß warst, deine Fürsten auf alle Throne von Europa gesandt und Völker die sich ursprünglich die fremdesten waren in deinem Schoße zu vereinigen gewußt hast?... Glorreich endete Habsburg, aber als die letzte Habsburgerin ihre Scepter an die Lothringer übergab wich das Glück von Österreich. Schon der dritte Lothringer muß es zerrissen sehen!" Darauf erwidert Sinn: „Nur selten hat das Glück auf Lothringen gelächelt, schon als es nur noch an der Mosel herrschte; noch seltener als es zur Kaiserkrone gelangt war. Dafür hat es in beiden Verhältnissen zu allen Zeiten eine unglaubliche Volksliebe genossen, welche beweiset daß sich das Volk von ihm nicht minder geliebt wufste!"... Und in der That, diese wechselseitige Liebe der österreichischen Völker und ihres angestammten Herrscherhauses war es fast noch allein was alle Unglücksfälle der letzten Jahre überdauert hatte. Kaiser Franz gehörte in dieser Hinsicht zu den beneidenswerthesten Fürsten aller Zeiten. Er war ein glücklicher Gatte; von den Frauen, deren er nun schon die dritte hatte, liebte ihn eine mit zärtlicherer Neigung als die andere. Er war ein glücklicher Vater, an dem seine Kinder mit abgöttischer Verehrung und Folgsamkeit hingen. Und nie sind einem aus siegreichem Feldzuge heimkehrenden Fürsten innigere Huldigungen dargebracht worden, als sie dem geschlagenen, an Land und Gut beraubten Kaiser Franz bei seiner Rückkehr aus den Kriegen von 1805 und von 1809 die Wiener Bevölkerung bereitete.

Wie nun sah es im Gegentheile in dem sieghaften Frankreich aus? Herrschten dort Jubel und ausgelassene Siegesfreude? War man stolz und übermüthig, und blickte voll Geringschätzung auf den abermals niedergeworfenen Feind hinüber? Äußerlich schien es allerdings so. Napoleon sonnte sich in dem strahlenden Glanze seines Ruhmes und Glückes; es gab Augenblicke wo er sich im Lichte seiner Unüberwindlichkeit als von höherer Macht dahingestellten Gebieter der Fürsten und Völker zu erblicken und gleichsam vor seiner eigenen Größe zu erstaunen schien. Sein Paris sollte die Hauptstadt des Weltalls werden. Alle Vasallen-Fürsten des neuen Kaiserreiches wurden berufen huldigend vor seinem Throne zu erscheinen. Die Cardinäle des päpstlichen Stuhles erhielten Befehl ihren Sitz in Paris aufzuschlagen, das

auf diese Art zugleich den Mittelpunkt der gesammten katholischen Welt bilden sollte. . . . Allein trotz all' dieses Prunkes und Schimmers war die allgemeine Stimmung in Frankreich nichts weniger als ungetrübt. Der letzte Feldzug war ein so mörderischer gewesen, der Sieg war so zäh und hartnäckig bestritten, mit so großen Opfern erkauft worden, dass man in Frankreich den Preis der errungenen Lorbeern ziemlich hoch zu finden begann. Zudem war es das erstemal dass Napoleon eine Kugel getroffen; sie hatte, bei Regensburg, allerdings nur seinen Fuß gestreift, allein der Gedanke lag nahe: wie wenn sie um drei Schuh höher eingeschlagen hätte? Und mit dem Zauber seiner Unverwundbarkeit hatte auch der seiner Unüberwindlichkeit einen Stoß erlitten; zum erstenmal war Napoleon in einer Hauptschlacht erlegen, und zwar war es das vereinzelte, noch dazu seit 1805 bedeutend verkürzte Österreich das ihm den Siegespreis entrissen hatte[21]). Bei Napoleon selbst und seinen Getreuen hatten die Ereignisse des letzten Feldzuges tiefe Eindrücke zurückgelassen. In Augenblicken wo er sich nicht als Halbgott fühlte, machte er gegen Andere daraus kein Hehl. „Aus seinem eigenen Munde vernahmen wir es", heißt es in den Memoiren Fouché's, „was für Schwierigkeiten er zu überwinden hatte in diesem mühseligen Feldzuge, und wie sehr sich Österreich stark und bedrohlich gezeigt hatte". Bekannt ist die von ihm mit einer Art Bewunderung anerkannte Tapferkeit der „österreichischen Grenadiere", die er besonders bei Aspern kennen gelernt. „Ihr habt die Österreicher von Aspern nicht gesehen, also habt Ihr nichts gesehen!" rief er seinem Schwager Murat zu, als dieser bei einer Gelegenheit Zweifel äußerte warum Napoleon nach Wagram und Znaim nicht entschiedener vorgegangen sei[21b]). Allein noch mehr als in seiner Wehrkraft hatte ihm Österreich in seinem inneren Halt unwillkührliche Achtung abgenöthigt. Was er für ein äußerlich zusammengewürfeltes Reich gehalten, hatte sich ihm als ein durch traditionelle Sympathien festgekittetes Staatengebilde vor Augen gestellt. Er hatte es in Stücke zertheilen, er hatte Ungarn zum Aufstande bringen, er hatte den Großherzog von Würzburg an die Stelle des Kaisers Franz setzen wollen; allein er hatte von all diesen Rachegedanken ablassen müssen weil sie, wie ihm bald klar wurde, an dem Willen der Völker Österreichs würden gescheitert

sein. Was er sonst wohl im Hohne gesprochen: „Österreich arbeitet unausgesetzt an seinem Untergange und kommt nie dahin — L'Autriche travaille toujours à sa ruine et n'y peut parvenir", das mußte jetzt für ihn eine ganz andere, eine tiefere Bedeutung haben. So trat denn die eigenthümliche Erscheinung zu Tage, dass in derselben Zeit wo man in Österreich an der eigenen Kraft verzweifeln wollte, die Meinung von diesem Staate bei dessen Feinden nach dem Feldzuge von 1809 eher gestiegen als gesunken war. In ganz auffallender Weise offenbarte sich diese Stimmung bei Napoleon's Marschällen, von denen viele von dieser Zeit an nichts eifriger sannen als wie sie ihren Gebieter zu jener scheinbar gebrochenen Macht in möglichst innige Beziehungen zu setzen vermöchten.

Napoleon insbesondere fühlte sich durch das kühne Wagnis und die kaltblütige Entschlossenheit des Stapps tief berührt. „Es ist ohne Beispiel", äußerte er zu General Rapp, „daß ein junger Mann von diesem Alter, ein Protestant, ein Deutscher und gut erzogen, ein solches Verbrechen hätte begehen wollen"; und zu Champagny: „Wenn wir nicht Frieden machen, so stehen tausend Vendéer um uns herum auf!" Mit seiner Kriegsmacht, so mußte er sich sagen, war Österreich im letzten Feldzuge allein gegen ihn gestanden; doch moralische Verbündete hatte es mehr und hingebendere gehabt als er selbst. Das ernste Wort das er ein paar Jahre später gesprochen: „Ich habe die Völker beleidigt — J'ai choqué les peuples", im Schloßhofe von Schönbrunn war es vielleicht zuerst wo es als vorwurfsvolle Mahnung vor seiner Seele aufstieg!

Die That des jungen Stapps war es auch, die das ihrige beitrug einen Entschluß zur Reife zu bringen auf den einige Glieder der Familie Napoleon's seit Jahren hindrängten, den er selbst schon lang insgeheim gefaßt, zu dessen Ausführung es aber ihm, der sich in seiner Familie eben so friedliebend und nachgiebig zeigte als er nach außen starkmüthig und kriegerisch war, bisher stets an Muth gefehlt hatte.

15.

Im Jahre 1796 hatte General Buonaparte die verwitwete **Josephine Beauharnais**, geborne Tascher de la Pagerie, die aus ihrer ersten Verbindung zwei Kinder Eugen und Hortense hatte, zur Frau genommen. Die Ehe war nach der damaligen sehr laxen Praxis eingegangen worden, nämlich ohne Vermittlung des zuständigen Seelsorgers und als ein nicht unauflösliches Band; erst der spätere Code Napoleon hat wieder strengere Grundsätze eingeführt. Als es im Jahre 1804 zur Kaiserkrönung kam wozu Napoleon den Papst aus Italien herbeibemüht hatte, erfuhr Pius VII. zu seinem unangenehmen Erstaunen wenige Tage vor der heiligen Handlung daß Josephine in dieselbe einbegriffen werden sollte, und nun erst wurde vom kirchlichen Standpunkte die Frage aufgeworfen: ob denn das Bündnis zwischen dem kaiserlichen Paare ein giltiges sei? Um das Gewissen des Papstes zu beruhigen, fand nun Sonnabend den 1. December, am Vortage der Krönung, eine Art Einsegnung statt die der Oheim Napoleon's Cardinal Fesch in den Gemächern Josephinens in aller Stille und Heimlichkeit vornahm. Doch soll sich Josephine später vom Cardinal eine Bescheinigung über den Vollzug dieses Actes haben ausstellen lassen [22]).

Josephine war nach ihrer eigenen Angabe im Jahre 1768 geboren; es wurde aber der Verdacht rege daß sie den Taufschein einer jüngeren vorverstorbenen Schwester zu ihren Gunsten geltend gemacht, und von Einigen behauptet daß sie schon 1761 das Licht der Welt erblickt habe. Jedenfalls war sie älter als ihr zweiter Gemahl den sie nicht mit Kindern beglückte. Sie hatte in den ersten Jahren, während der oftmaligen und mitunter lang dauernden Abwesenheiten ihres kriegerischen Gatten, einen etwas lockeren Wandel geführt und dem stark verliebten General oft genug Grund zu bitteren Vorwürfen gegeben. Später änderte sich das Verhältnis, und wenn auch Josephine in der Neigung des ersten Consuls und nachmaligen Kaisers stets ihren Platz behauptete, hatte sie sich doch je länger je mehr über allerhand Verhältnisse desselben zu beklagen die zu verhüllen er sich keine

sonderliche Mühe gab. Trotz dieser vielfachen Anlässe zur Eifersucht für Josephinen und trotz der nicht minder häufigen Klagen zu denen andererseits sie durch ihre unbesonnene Verschwendung ihrem Gemahl Grund gab, war die Verbindung beider eine herzliche zu nennen. Josephine besaß ein so wunderbares Verständnis für den Charakter Napoleon's, einen so feinen Tact in der Art ihn zu behandeln, eine solche Selbstverläugnung seinen Schwächen und Launen gegenüber, und war dabei so vollendete Meisterin aller Künste weiblicher Anmuth und Liebenswürdigkeit, daſs sie den jüngeren Gemahl mit ungeschwächter Neigung gefesselt zu halten wuſste.

Der große Schmerz für beide Gatten blieb stets nur ihre Kinderlosigkeit. „Es ist dies die Qual meines Lebens", sagte Napoleon zu seinem Vertrauten Bourrienne als er 1805 zur Krönung nach Mailand abging; „ich sehe ein daſs meine Stellung so lang keine gesicherte sein wird so lang ich keine Kinder habe; keiner meiner Brüder ist fähig mich zu ersetzen; alles ist begonnen, nichts ist vollendet, Gott weiß was daraus entstehen könnte!" Bourrienne hütete sich wohl der Kaiserin diese Äußerung zu hinterbringen; er wuſste daſs es der nagende Wurm an ihrem Herzen war und daſs sie nie das Vorgefühl dessen verließ was sie, die Glanz und Pracht liebende Frau, eines Tages aus allen ihren Himmeln stoßen könnte. Sie ließ kein Mittel das ihr die Ärzte angaben unversucht, den Bann ihrer Unfruchtbarkeit zu lösen. Wiederholt hatte sie sich und ihren Gemahl mit Hoffnungen hingehalten die sich nur zu bald wieder als eitel erwiesen. Sie schrak selbst, als es auf natürlichem Wege nicht gehen wollte, vor dem Betruge nicht zurück der Welt mit der Unterschiebung eines Kindes Sand in die Augen zu streuen, und machte ihrem Manne geradezu Vorschläge in diesem Sinne [23]). Doch schien sich eine Zeit hindurch Napoleon an den Gedanken zu gewöhnen den ältesten Prinzen seines Bruders Ludwig und seiner Stieftochter Hortense, Napoleon Ludwig Karl geb. 1803, zu seinem Nachfolger heranzuziehen. Er zeigte große Zärtlichkeit für das begabte Kind, und die Lästerzunge verfehlte nicht diese väterliche Zuneigung aus einer trüben Quelle herzuleiten. Allein der Knabe starb in seinem vierten Jahre, 5. März 1807. Napoleon war außer sich vor Schmerz, und noch tiefer schnitt es Josephinen in die Seele.

Sie verschloß sich in ihre Gemächer, wollte keine Nahrung zu sich nehmen, verschmähte jeden Trost; als das theuerste Andenken erbat sie sich des Verstorbenen blondes Haar, das sie auf einem Grunde von schwarzem Sammet einrahmen ließ und beständig vor sich auf dem Schreibtische hatte. Nachdem der Schmerz um den Verlorenen sich etwas gemildert, trat nur um so qualvoller der Fluch ihres eigenen Schicksals vor ihre Seele. „O wenn Sie wüßten", sagte sie eines Tages zu Madame Junot, „was ich litt so oft eine von Ihnen ihr Kind in meine Nähe brachte! Ich die ich nie den Neid gekannt, ich fühlte ihn wie ein fürchterliches Gift mich durchdringen wenn ich schöne Kinder, frisch und rosig, mit ihren Müttern sah. Und mich Unglückselige, mit Unfruchtbarkeit geschlagene, mich wird man mit Schimpf und Schande von dem Bette meines Gatten jagen! Und Gott ist mein Zeuge, ich liebe ihn mehr als mein Leben, mehr als den Thron und die Krone die er mir gegeben!"

In der That war es um diese Zeit das erstemal daß den Kaiser der Gedanke einer Trennung von Josephinen ernstlicher zu beschäftigen schien. Die einsamen Ritte die er jetzt, nur von seinem vertrauten Leibjäger Jardin begleitet, oft halbe Tage unternahm, brachte man bei Hofe mit dieser seiner Stimmung in Zusammenhang. An Begünstigern derselben fehlte es nicht. Die Mitglieder seiner Familie, den Cardinal Fesch allein vielleicht ausgenommen, waren, schon aus Neid gegen die Beauharnais die in der Gunst des Kaisers so hoch gestiegen, für die Scheidung. Madame Mère hatte für ihn schon eine, augenblicklich wohl noch sehr junge, Braut im Auge: Charlotte, geb. 13. Mai 1796, älteste Tochter ihres Lieblingssohnes Lucian deren Erziehung Frau Lätitia leitete. Eine auffallende Rolle spielte die Prinzessin Pauline, in zweiter Ehe an den gutmüthigen Fürsten Borghese vermählt. Napoleon war in seine Schwester verliebt, noch auf St. Helena schwärmte er von ihren Reizen und erklärte sie für das schönste Weib ihrer Zeit, und wenn Pauline nicht aus wahrem Gefühl diese Neigung theilte so konnte sie aus Ehrgeiz dafür nicht gleichgiltig sein. Es wurden in dem allerdings sehr boshaften Geträtsch jener Tage mitunter ganz häßliche Geschichten, von denen es genug ist wenn sie erfunden werden konnten, über den Umgang der beiden Geschwister herumgetragen. Unter an-

dern soll der Prinzessin, die überhaupt weder ihr Mundwerk noch ihre Gebärden besonders im Zaume hielt, eines Tages die Äußerung entschlüpft sein: „Warum leben wir nicht im alten Ägypten? Wir würden es dann wie die Ptolomäer machen; ich würde mich scheiden lassen und mein Bruder würde mich heirathen“ [24]). Pauline war darum gegen Josephine, aber auch gegen jede andere die etwa deren Platz einnehmen sollte. Von Napoleon's Ministern war nur Montalivet entschieden wider die Scheidung; die meisten andern ließen es an Andeutungen in dieser Richtung nicht fehlen, Fouché vor allen, in früheren Jahren Josephinens Getreuer. Der Herzog von Otranto wagte es sogar, ohne von Napoleon ermächtigt zu sein, Josephinen selbst davon zu sprechen, ihr das Wohl Frankreichs vor Augen zu halten. Dass diese ihm darob bitter grollte war begreiflich, und dass sie von ihrem Gemahl verlangte er solle ihm um ihn Lügen zu strafen den Abschied geben, nicht unglaublich; allein Napoleon konnte sich hiezu nicht entschließen, vielleicht gerade weil er den Schein vermeiden wollte als misbillige er Fouché's Eifer. Auch Talleyrand, der zur Zeit der Abwesenheit Buonaparte's in Ägypten Josephinen schwer beleidigt hatte und sie von daher für seine unversöhnliche Feindin hielt, setzte sein Bemühen darein sie durch eine Ehescheidung ungefährlich zu machen. Doch kam mit der Zeit alles wieder in das frühere Geleise, und für Josephinen schienen sich sogar neue Aussichten zu eröffnen, als ihr Gemahl in einem am 14. Jänner 1806 erlassenen Statute für den Fall seines Absterbens ohne männliche Nachkommen den Prinzen Eugen Beauharnais als seinen Sohn und Erben für die italienische Krone anerkannte, wobei der Gedanke nahe lag dass der Kaiser diese Gunst mit der Zeit wohl auch auf das Nachfolgerecht in Frankreich ausdehnen möchte.

So war der Krieg gegen Österreich im Jahre 1809 herangekommen. Josephine hatte sich's nicht nehmen lassen ihrem in's Feld ziehenden Gemahl bis an die Gränze Frankreichs das Geleite zu geben; in Straßburg hatten auf sie die Königinen von Holland und von Westphalen, die Erbgroßherzogin von Baden u. a. gewartet; sie hatte sich umgeben gesehen von dem ganzen Pomp und Glanz den die gebieterische Machtfülle Napoleon's um sich verbreitete. Mit den Segenswünschen für einen glücklichen Ausgang des Krieges und eine siegreiche Heimkehr

ihres hohen Gemahls war sie nach Paris zurückgekehrt. Doch bald schon nachdem das Waffenspiel begonnen, sollte sie inne werden daſs die letzte Stunde ihres Glückes geschlagen hatte. Wahrscheinlich war es das an sich unbedeutende Ereignis vor Regensburg das die allgemeine Aufmerksamkeit in Frankreich von neuem auf die Scheidungsfrage lenkte. Die unvorsichtigen Äußerungen einzelner Marschälle daß, falls ihrem Gebieter ein Unglück zustieße, Prinz Eugen der Armee und der Nation ein willkommener Nachfolger sein würde, spornten die antibeauharnistische Partei zu verdoppelten Anstrengungen an. Dazu der Auftritt mit dem jungen Stapps, der bei Napoleon selbst den tiefsten Eindruck hinterlassen. Er kam, wie es Josephine gewünscht hatte, als Sieger aus dem Feldzuge heim, aber zugleich, was sie nicht vorausgesehen, mit dem festen Entschlusse sich die Aussicht auf einen unmittelbaren Thronerben zu eröffnen.

16.

Am 26. October 9 Uhr V. M. war Napoleon in Fontainebleau eingetroffen wohin er, bevor er noch seine Gemahlin gesehen, den Fürst-Erzkanzler des Reiches beschieden hatte. Napoleon war voll übermüthigen Selbstgefühls; „er sah aus als ob er sich in der Fülle seines Ruhmes erginge“, sagte Cambacérès später von diesem Auftritte. Bald lenkte der Kaiser das Gespräch auf die Nothwendigkeit Frankreich einen Erben zu geben. Cambacérès hing an den Überlieferungen der Republik, und wie er dem ersten Consul das Kaiserreich widerrathen hatte, so verfocht er auch jetzt die Sache Josephinens gegen den Plan eines neuen Ehebundes. Allein der Herr wollte und der Diener mußte sich bescheiden.

Josephine selbst erfuhr von dem Inhalte dieser Unterredung unmittelbar nichts; allein sie ahnte ihr Schicksal, wozu noch ein anderer Umstand trat der ihr wie eine schlimme Vorausverkündigung galt. Als sie — am Nachmittage desselben 26. October an dessen Morgen Napoleon eingetroffen war — in Fontainebleau ankam, fand sie die Verbindung ihrer Gemächer mit denen des Kaisers unterbrochen. Der

Palast-Präfect Bausset den sie darüber befragte schob die Ursache auf einige Baulichkeiten, die durch den in so vorgerückter Jahreszeit nicht mehr erwarteten Besuch der beiden Majestäten in's Stocken gerathen seien. Die Kaiserin schüttelte traurig den Kopf: „Glauben Sie mir Herr von Bausset, es steckt dahinter ein Geheimnis!“ Sie hatte die ganze Sicherheit ihrer Haltung verloren, ihre Augen füllten sich wenn sie sich unbelauscht glaubte mit Thränen; sie war blaß, ihre Züge sprachen von innerem Leiden. Sie suchte ihre Umgebungen auszuforschen ob sie etwas sicheres wüßten, und zuckte doch zusammen wenn jemand das Wort entschlüpfte das sie selbst über ihre zitternden Lippen nicht zu bringen wagte. Dann gab es wieder Eifersuchts-Scenen mit ihrem Gemahl, die er vielleicht absichtlich hervorrief um einen Vorwand zu haben unfreundlicher gegen sie zu sein; doch fehlte es ihm noch immer an Muth ihr offen zu erklären was er in seinem Herzen barg. Ihre Kinder sollten es ihr beibringen. Hortense die nach dem Haag abreisen wollte hielt er zurück, den Prinzen Eugen rief er aus Italien herbei.

Am 14. November wurde Fontainebleau verlassen. Paris war damals von hohen Besuchen erfüllt. Alle Napoleoniden waren dahin geeilt dem ruhmgekrönten Kaiser ihre Huldigung darzubringen, freilich auch allerhand Anliegen und Wünsche ihm vorzulegen. Der König von Sachsen, die Könige von Bayern und Württemberg, der Fürst-Primas, der Großherzog von Würzburg und andere Rheinbund-Fürsten hatten sich in der stolzen Metropole eingefunden. Aber je glänzender nach außen eine Festlichkeit die andere ablöste, um so stiller ging es im Innern des kaiserlichen Haushaltes zu. Napoleon war in seiner Haltung verlegen, verschlossen, Josephine war unruhig, von düsteren Gedanken befangen; beim Speisen das nur etwa zehn Minuten dauerte waren beide einsylbig; höchstens daſs Napoleon ein paar gleichgiltige Fragen an einen seiner Hofbeamten hinwarf ohne auf dessen Antwort zu achten. Denn schon hatte er in der Sache, die er vor seiner Gemahlin noch immer geheim hielt, einen entscheidenden Schritt gethan.

In den Erfurter Tagen 1808 war der Gedanke einer näheren Verbindung der Höfe von Saint-Cloud und St. Petersburg zuerst angeregt worden. Kaiser Alexander schwärmte für Napoleon, und die Hand

einer seiner Schwestern galt ihm kaum als ein Opfer wenn er dadurch seinen genialen Bundesgenossen mehr an sich ziehen konnte. Noch vor Beendigung seines Feldzuges 1809 gegen Österreich hatte Napoleon durch seinen Gesandten in St. Petersburg vorsichtig anfragen lassen; die Großfürstin Anna — geb. 18. Jänner 1795 — war es auf die er seine Augen richtete. Allein abgesehen von der großen Jugend der Prinzessin war man in der stolzen Zaren-Familie einer so bedeutungsvollen Verbindung mit dem corsischen Emporkömmling durchaus nicht geneigt. Die Kaiserin-Witwe konnte ihren Abscheu vor Napoleon nicht überwinden. Dazu die Orthodoxen, von denen Zweifel angeregt wurden ob man wohl einem altgläubigen Popen und seinem Gottesdienste Raum in den Tuilerien gönnen werde. Als in Folge dessen für's erste keine bestimmte Antwort sondern nur höfliche Redensarten, hinhaltende Entschuldigungen nach Schönbrunn und nach Paris zurückgekommen waren, hatte man, weniger von Seite Napoleon's selbst als von der seiner Umgebung, Anlaß genommen nach andern Richtungen Umschau zu halten. Die Prinzessin Karoline Louise von Sachsen-Weimar — geb. 18. Juli 1786 — scheint nur nebenbei, etwa um die Auswahl reicher erscheinen zu lassen, in's Auge gefaßt worden zu sein; um so eifriger dagegen machte man sich um Österreich zu schaffen.

Eine Persönlichkeit war es vor allem, die sich in dieser Angelegenheit hervortretend bemerkbar machte. Graf Alexander de Laborde, bei Ausbruch der französischen Revolution von seinem Vater nach Österreich geschickt wo er Dienste genommen und bis zum Frieden von Campoformio gegen die republicanischen Heere seines Vaterlandes gefochten hatte, war dann in letzteres zurückgekehrt, hatte sich dem im Aufsteigen begriffenen Stern Buonaparte zugewandt und war von diesem 1808 zum Auditeur im Staatsrath ernannt worden. Als der Krieg von 1809 ausbrach befand sich Laborde im Gefolge seines Kaisers, dem er durch frühere Bekanntschaft mit den österreichischen Verhältnissen ersprießliche Dienste zu leisten geeignet schien. In der That bekam er sowohl während des Feldzuges als während der Friedensverhandlungen allerhand zu thun. In Dotis war er nicht gern gesehen. Je beflissener er bei jeder Gelegenheit seine einstige österreichische Unterthanschaft herauskehrte, desto weniger Gefallen hatte man an ihm; eine gewisse

aufdringliche Dienstfertigkeit machte ihn dem Grafen Metternich eben so unangenehm als verdächtig; dabei war er eitel und ordenssüchtig. Während der Unterhandlungen zwischen Wien und Dotis nun war es wo Laborde zuerst auf eine Familien-Verbindung der Napoleoniden mit dem österreichischen Herrscherhause hindeutete, und zwar war es die Prinzessin Charlotte die sich, wie er meinte, für den kaiserlichen Kronprinzen eignen möchte, ein Vorschlag der österreichischerseits in ganz unzweideutiger Weise von der Hand gewiesen wurde. Als es sich bald darauf um einen neuen Vertreter Österreichs am französischen Hofe handelte und die Wahl auf den k. k. General der Cavallerie Fürsten Karl Schwarzenberg fiel, nahm Metternich in dessen Instruction auch die Weisung auf: „der kaiserliche Botschafter habe sich, falls jener Antrag jemals ernstlich zur Sprache käme, darauf zu beschränken die Befehle seines Monarchen darüber einzuholen"[25]).

In ganz anderer Weise als Laborde zu Wien und Dotis dachten mittlerweile die Staatsmänner Napoleon's zu Paris daran eine Verbindung zwischen den beiden Höfen anzuknüpfen, und schon der Empfang den der neue Botschafter in Frankreich fand schien darauf berechnet zu sein, ihn und das Cabinet das ihn gesandt in günstiger Weise dafür zu stimmen. Nie vielleicht ist der Vertreter einer gedemüthigten Macht, wie es Österreich Ende 1809 war, von seinem Überwinder in ähnlicher Weise begrüßt worden; die Reise des Fürsten Schwarzenberg hätte nicht glänzender sein können wäre das Verhältnis das umgekehrte gewesen. Auf besonderen Befehl Napoleon's wurde er, sobald er den französischen Boden betreten, in allen Orten feierlich und mit einer gesuchten Auszeichnung empfangen. Als der Botschaftsrath Floret am 21. November — am Morgen dieses Tages war Schwarzenberg in Paris angekommen — sich in das Hotel des Ministeriums des Äußern verfügte um für seinen Chef Tag und Stunde des Empfanges zu erfragen, war er sehr erstaunt als er, obgleich der Saal von Wartenden angefüllt war, sogleich vorgelassen und von Champagny mit einer ganz ungewöhnlichen Freundlichkeit empfangen wurde[26]). Der Minister, nachdem er ihm einen Fauteuil nächst dem Kamine angeboten, erkundigte sich über die Reise des neuen Botschafters, über das Befinden des Grafen Metternich, berührte einzelne geschäftliche Angelegenheiten,

fragte wann Floret Dotis verlassen, und leitete von da das Gespräch auf unseren Kaiser und dessen Familie. „Und die Frau Erzherzogin Maria Louise? Haben Sie sie gesehen? Wo ist sie in diesem Augenblick? Sie ist, so höre ich, das einzige von den Kindern Seiner Majestät das sich einer kräftigen Gesundheit erfreut. Man rühmt die vollendete Erziehung die sie genossen“. Floret erwiederte, ohne dem Gegenstande ein besonderes Gewicht beizulegen, in allgemeinen Ausdrücken, „er könne nur alles bestätigen was der Herr Minister hinsichtlich der Frau Erzherzogin gesagt habe“. Mit Schwarzenberg selbst scheint der Herzog von Cadore über diesen Gegenstand vorläufig nicht gesprochen zu haben. Es mochte dies damit zusammenhängen, daß Champagny um eben diese Zeit eine Chiffern-Depesche an Caulaincourt aufsetzen lassen mußte worin dieser den Auftrag erhielt, dem Kaiser Alexander unmittelbar und persönlich Andeutungen über die bevorstehende Ehetrennung des französischen Kaiserpaares zu machen und selben zu bitten ihm in zwei Tagen zu eröffnen wie er hierüber denke; in seinem Berichte habe sich dann Caulaincourt über die Eigenschaften der jungen Großfürstin auszulassen, insbesondere über die Zeit wann dieselbe fähig sein dürfte Mutter zu werden; „denn unter den gegenwärtigen Umständen sind sechs Monate Unterschied ein Gegenstand von Belang“. Die Depesche trug das Datum des 22. November, der damit betraute Eilbote scheint aber erst einige Tage später von Paris abgeschickt worden zu sein. Am 26. wurde Schwarzenberg von Napoleon empfangen der ihn ungemein freundlich aufnahm und unter anderen fallen ließ: „daß er aus der Wahl seiner Person endlich von den Gesinnungen seines Kaisers überzeugt sein und eine günstige Meinung von den Beziehungen fassen könne die derselbe mit ihm (Napoleon) zu unterhalten gedenke“. —

Gerade um die Zeit da Schwarzenberg seine Antritts-Aufwartungen beim französischen Hofe machte, spielten sich in den Gemächern des letzteren folgenschwere Ereignisse ab. Auffallen mußte ihm dafs er, als er sich nach der Audienz bei Napoleon der Kaiserin vorstellen wollte, die Ausrede vernahm dieselbe empfange niemand da sie sich unwohl fühle.

Da Prinz Eugen aus Mailand noch immer nicht eingetroffen war entschloß sich Napoleon selbst den Schritt zu thun den er so lang aufgeschoben hatte. Es war am 30. November. Die französischen Majestäten speisten im kleinen Kreise; nicht ein Wort wurde während des traurigen Mahles gewechselt, nur dass Napoleon einmal Herrn Bausset fragte was für Wetter draußen sei. Josephine, die seit den letzten Tagen die Angst in sich trug dass es bald zu dem verhängnisvollen Worte kommen müsse, hatte Mühe ihre Thränen zu ersticken. Der Kaiser erhob sich, Josephine folgte ihm zögernd in das anstoßende Gemach wo der Kaffee eingenommen wurde. Die beiden Gatten waren allein. Napoleon's Miene, sein Blick verriethen seine innere Aufregung, Josephinens Glieder durchzitterte ein leises Frösteln. Er näherte sich ihr, ergriff ihre Hand, legte sie an sein Herz, sah sie eine Weile an ohne zu sprechen, und fand zuletzt die Kraft sie in rührenden Ausdrücken seiner unwandelbaren Liebe zu versichern, aber zugleich das gebieterische Verhängnis zu schildern das stärker sei als sein Wille, und auf die Interessen Frankreichs hinzuweisen denen gegenüber seine theuersten Empfindungen schweigen müßten. Josephine brachte mit Mühe einige Worte heraus: „sie verstehe ihn, sie habe das lang erwartet, aber der Schlag sei darum nicht minder tödtlich"; dabei brach sie mit einem lauten Aufschrei zusammen. Napoleon stand der Angstschweiß auf der Stirne; in äußerster Verlegenheit rief er um Hilfe. Der Thürhüter im Speisesaale wollte hinein, der Palast-Präfect hielt ihn zurück. Da erschien Napoleon in der Thür: „Treten sie ein Herr von Bausset", rief er, „und schließen Sie hinter sich ab". Josephine lag noch immer auf dem Boden; „nein ich überlebe es nicht", seufzte sie halb bewustlos. Bausset vom Kaiser aufgefordert die Liegende fortzutragen warf seinen Hut fort, faßte sie von rückwärts um den Leib während Napoleon ihre Beine ergriff, und schleppte sie aus dem Zimmer; der Degen machte die Sache schwierig, Bausset fürchtete jeden Augenblick zu stürzen; doch gelang es sie ohne Unfall in ihre Gemächer zu bringen [27]). Napoleon war in der höchsten Aufregung. Er ließ die Königin Hortense, Corvisart, Cambacérès, Fouché kommen, die nacheinander in den Tuilerien erschienen. Er stieß nur einzelne Sätze aus: „er habe nicht gedacht daß es sie derart angreifen werde;...

um so mehr da Hortense sie schon drei Tage darauf vorbereitet haben müße;... er bedauere sie von Herzen;... allein das Interesse Frankreichs verlange dies Opfer". Er sprach davon sie stets in seiner Nähe behalten zu wollen, als seine liebste und zärtlichste Freundin; „sie soll einen Palast in Paris haben, den ersten Rang nach der künftigen regierenden Kaiserin einnehmen"...

Noch waren Josephinen herbe Prüfungen auferlegt. Am 3. December war Tedeum in Notre-Dame und großes Gastgebot in den Tuilerien zur Feier des glücklich überstandenen Feldzuges; Josephine erschien dabei noch als Kaiserin, in reichem Schmuck, doch Trauer in den Blicken. Tags darauf wurde eine Festlichkeit im Stadthause von Paris abgehalten. Der Präfect Graf Frochot hatte eine Anrede für ihren Empfang vorbereitet, allein er erhielt die Weisung dies zu unterlassen; ihre Damen hatten sich eingefunden sie in gewohnter Weise an der Treppe zu erwarten, auch dies wurde untersagt. Als Josephine erschien nahm sie gleich die eingetretene Änderung wahr. Mit Mühe unterdrückte sie die Thränen die jeden Augenblick hervorbrechen wollten; sie nahm all ihre Kräfte zusammen, doch die Natur war stärker als sie; ihre Stimme zitterte wenn sie sprechen wollte, die Knie versagten ihr den Dienst als sie sich erhob; sie mußte heimkehren in den Palast den sie bald für immer verlassen sollte, und weinte in einem kleinen Kreise von Vertrauten den tiefen Schmerz aus der sie überwältigte. Von da an erschien sie nicht mehr vor der Öffentlichkeit. Auf dem Hofball der am 6. abgehalten wurde, machte Madame Mère die Honneurs; Josephine ein Unwohlsein vorschützend hielt sich eingeschlossen in ihren Gemächern.

Am 9. December traf ihr Sohn aus Mailand ein. Es war bei seiner plötzlichen Berufung nach Paris der Gedanke in ihm aufgestiegen es gelte vielleicht ihn als Erben des Kaiserreichs verkündigen zu lassen; um so grausamer war die Enttäuschung als er erfuhr wozu man ihn berufen. In seinem ersten Schmerze erklärte er daſs ihm und seiner Schwester nichts übrig bleibe als mit ihrer Mutter sich in's Privatleben zurückzuziehen; doch ließ er sich, besonders im Hinblick auf seine Gemahlin eine geborene Prinzessin von Bayern von der er ein solches Opfer kaum fordern durfte, zuletzt eines anderen bereden und half

von da an mit großer Selbstverläugnung mit, die Pläne seines Stiefvaters zu unterstützen und zu fördern.

17.

Napoleon schien in dieser Zeit ganz im russischen Fahrwasser zu sein. Obgleich Fürst Kurakin jede Mitwissenschaft eifrig abläugnete, ließen sich's Andere nicht nehmen die Sache mit Rußland sei so gut wie abgemacht; General Savary, sagten sie, halte sich bereit jeden Augenblick in außerordentlicher Sendung nach St. Petersburg abzugehen. Auch den Umstand daß die Zaren-Witwe, deren Abneigung gegen Napoleon man kannte, ihren Winteraufenthalt im Schlosse Gatčina nehmen wollte um sich wie sie erklärte ganz der Sorge für ihre Kinder zu widmen, setzte man mit den Unterhandlungen wegen der Heirat in Verbindung: da sie dieselbe nicht hindern könne, wolle sie mindestens nicht Zeugin davon sein und durch ihre Anwesenheit gleichsam darein willigen. Am französischen Hofe erfuhr der russische Botschafter die größte Auszeichnung, während Schwarzenberg und die Vertreter der anderen Mächte bei Hoffesten, im Cercle u. dgl. über allerhand wie absichtliche Verstöße gegen die gebührende Etiquette zu klagen hatten. Bei einer dieser Gelegenheiten war es auch wo Napoleon seinem getreuen Savary in's Ohr flüsterte, er möge ihm unter den anwesenden Damen jene bezeichnen die der Großfürstin Anna am meisten ähnlich sähe; dem Gefragten, der die Prinzessin in noch sehr zartem Alter gesehen hatte, war es einigermaßen schwer die Neugierde seines Gebieters zu befriedigen.

Was den Fürsten Schwarzenberg in seinen Muthmaßungen nach dieser Seite hin bestärken mußte war, dafs er für seine Person zur selben Zeit mit den verschiedensten Unannehmlichkeiten zu kämpfen hatte. Er stand so zu sagen fortwährend in der Mitte zwischen den Klagen und Hilferufen aus seiner Heimat und den Vorwürfen und Drohungen seitens der französischen Regierung. Dafs sich bei dem Empfange des Kaisers Franz in Wien in die Freudenrufe für den Landesvater einige Pereats gegen Napoleon und dessen Franzosen gemischt, und

daſs im Theater an der Wien die Leute ein paar freche wälsche Gesellen, die dem Enthusiasmus Lachen und Zischen entgegensetzten, zum Saale hinausgeworfen hatten, wurde von den „Mouches“, von denen es seit dem letzten Kriege in Wien wimmelte, eilends mit allerhand aufreizenden Zugaben nach Linz, wo damals noch französische Besatzung lag, und von da weiter nach Paris berichtet. Der rohe Davoust packte unsern Commandirenden in Ober-Oesterreich FML. Vacquant auf offener Straße an und hielt ihm eine Strafpredigt über den Vorfall, „den zweihundert Franzosen ‚qui ne mentent pas‘ zu bezeugen vermöchten. Das ist eine erbärmliche Regierung“, schrie er, „die dem Gesindel gestattet sich solche Freiheiten zu nehmen anstatt es dafür zu paaren zu treiben; der Kaiser mein Herr wird dafür Rache zu nehmen wissen“. In der That war man in Paris über diese Anzeigen Feuer und Flamme. Der Minister des Innern Graf Montalivet ließ in den amtlichen Blättern einen geharnischten Artikel darüber abdrucken. Napoleon, in höchstem Grade gereizt, wollte von der Beglaubigung eines Botschafters am kaiserlichen Hofe, die gerade damals im Zuge war, nichts weiter wissen; „man werde sich in Wien mit einem blosen Geschäftsträger zu begnügen haben“. Ja es verlautete, einige nach Spanien bestimmte Regimenter hätten plötzlich Haltbefehl bekommen u. dgl.

Und bei alledem war es gerade in diesen Tagen, wo von mehreren Anhängern Napoleon's sowohl zu Paris als zu Wien die Frage einer Familien-Verbindung mit dem Hause Österreich eifriger als je betrieben wurde. Von allen Großen des französischen Hofes war es keiner der es in dieser Hinsicht ernster nahm als Berthier. Bei einer Unterredung die er zu Anfang December mit Schwarzenberg hatte, schien er diesem „ganz durchdrungen von der Möglichkeit einer größeren Annäherung zwischen Österreich und Frankreich“; und machte einige Tage später kein Hehl daraus: „er hoffe daſs der Zeitpunkt nicht fern sei wo alle unliebsamen Beziehungen zwischen den beiden Höfen ein Ende haben werden“. So allgemein diese Versicherungen lauteten und so geringen Werth Schwarzenberg denselben beilegte, so standen sie doch unläugbar mit einem Schritte im Zusammenhang der in derselben Zeit in Wien gemacht wurde. Bevor Graf Laborde nach Frankreich heim-

kehrte fand er sich noch einmal bei unserem Minister des Äußern ein, kam auf den Vorschlag einer Familien-Verbindung zwischen Österreich und Frankreich zurück, warf die Idee rücksichtlich der Prinzessin Lucian hin und knüpfte daran eine andere: die einer Vermählung Napoleon's mit der ältesten Tochter des Kaisers von Österreich. Den ersteren Vorschlag lehnte Metternich durchaus ab; bezüglich des zweiten war er nicht unvorbereitet. Eine in den französischen Hof- und Marschalls-Kreisen immer zahlreichere Partei, die sich und das System dem sie ihre junge Macht, ihren Glanz, ihren Reichthum verdankte endlich einmal gesichert und darum den fortwährenden Erschütterungen des Welttheils ein Ziel gesetzt zu sehen wünschte, hatte schon 1808 dem damaligen österreichischen Gesandten über eine mögliche Lösung der Bande, die ihren Kaiser an Josephine Beauharnais knüpften, Andeutungen gemacht auf die Metternich damals nicht besonders geachtet zu haben scheint. Jetzt war das anders. Der Plan einer Familien-Verbindung des allgewaltigen Beherrschers von Frankreich mit dem Hause seines Monarchen war ihm wie ein Rettungsanker der für's erste das in allen Fugen erschütterte Staatsschiff festhalten, es gegen jede künftige Bedrohung von jener Seite sichern könnte; in weitere Aussicht nahm der gewandte Diplomat allerhand Vortheile und Begünstigungen, die sich mit der Zeit an den Abschluß eines Ehebündnisses knüpfen ließen das für einen neuen Mann wie Napoleon doch von unschätzbarem Werthe sein müßte. Erwägungen solcher Art leiteten den österreichischen Staatskanzler, als er Laborde's zweiten Vorschlag nicht unbedingt ablehnte, allein vorsichtig darauf hindeutete: „wenn sich auch sein Monarch, nur allein das Wohl Seines Reiches und das Glück Seiner Völker im Auge haltend, zu einem solchen Schritte entschließen könnte, so gebe es doch Gesetze denen Er Sich als unter allen Umständen unterworfen betrachten werde; nie werde Er ein geliebtes Kind einer Verbindung aufopfern vor der es zurückscheue und nie werde Er Seine Einwilligung zu einer Heirat geben die nicht den Vorschriften unserer Religion gemäß sei". Im übrigen gab er dem Grafen freie Hand, in Paris über diese Angelegenheit sich mit dem österreichischen Botschafter in das Benehmen zu setzen.

Metternich unterließ nicht, den Fürsten Schwarzenberg von seiner Unterredung mit dem Grafen de Laborde in Kenntnis zu setzen. Er instruirte ihn: „jede Mittheilung die ihm in dieser Richtung von französischer Seite zukommen sollte ohne allen amtlichen Charakter aufzunehmen, nur seine persönliche Geneigtheit anzubieten die Stimmung in Wien zu erforschen; diese rein persönliche Stellung werde es ihm auch erleichtern einen unter allen Umständen wichtigen Gegenstand zur Sprache zu bringen: welche Vortheile Frankreich für den Fall des Zustandekommens dieser Familien-Verbindung Österreich biete“. Zugleich legte aber Metternich dem Fürsten die größte Behutsamkeit in allem was er mit Laborde zu besprechen haben werde an's Herz, eine Mahnung deren es bei dem überaus feinen und rückhaltsvollen Vorgehen des Fürsten Schwarzenberg nicht erst bedurfte[28]). Auch kam dieselbe zu spät; denn ehe noch die Depesche unseres Staatskanzlers aufgesetzt war, hatten in Paris Ereignisse stattgefunden und Unterhandlungen begonnen, für die sich Schwarzenberg für den Augenblick ohne Weisungen von seinem Hofe befand.

18.

Am 15. December 1809 fanden sich der Fürst-Erzkanzler des Reiches Cambacérès Herzog von Parma und der Minister des kaiserlichen Hauses Graf Regnault de Saint-Jean d'Angely, einem unmittelbaren Befehle Napoleon's Folge leistend, um 9 Uhr Abends im Thronsaal der Tuilerien ein von wo sie in das große Cabinet des Kaisers geführt wurden. Es befanden sich daselbst: Napoleon und Josephine, die Könige und Königinen von Holland Neapel Spanien und Westphalen, der Vice-König von Italien, die Prinzessin Pauline; Josephine und Hortense waren in schwarzen Sammet gekleidet. Der Kaiser eröffnete den Versammelten daſs er, seit Jahren der Hoffnung beraubt aus der Ehe mit seiner sehr geliebten Gemahlin Kaiserin Josephine Kinder zu bekommen, sich veranlaſst fühle die süßesten Neigungen seines Herzens zu opfern, seine Verbindung aufzulösen und eine neue einzugehen. „In dem Alter von vierzig Jahren“, schloß er, „kann ich die Hoffnung

hegen noch hinreichend lang zu leben um die Kinder, welche die Vorsehung mir zu schenken belieben wird, in meinem Sinn und Geist zu erziehen". Darauf sollte Josephine das Wort ergreifen und „mit Erlaubnis" ihres „allerdurchlauchtigsten und theuersten Gemahls" ihrerseits die Erklärung abgeben: „dass sie zur Befriedigung der Bedürfnisse seiner Politik und des Interesses von Frankreich . . . ihm gern den größten Beweis von Ergebenheit und Aufopferung gebe der je auf Erden gegeben wurde". Doch sie brachte kaum die ersten Worte hervor, Thränen erstickten ihre Stimme, das Blatt entfiel ihrer Hand. „Sie sehen eine sehr unglückliche Frau vor sich", sprach sie stoßweise . . . „Ich verliere den Frieden meines Lebens . . . Ich werde bald sterben . . . Diese Trennung tödtet mich . . . Mache man was man will, ich werde mich allem unterwerfen" . . . Ihr Sohn hatte das Blatt aufgehoben das er nun zu Ende las wie es Tags darauf, als ob Josephine selbst die Worte gesprochen hätte, im „Moniteur" zu lesen war. Noch spät Abends, Napoleon lag bereits im Bette, öffnete sich die Thüre seines Schlafgemaches und Josephine in allen Zügen entstellt, mit aufgelöstem Haar, schwankte zu ihm heran; ein langes Zwiegespräch, eine erschütternde Scene erfolgte, deren Einzelheiten kein Lauscher behorcht hat.

Am 16. December waren die Mitglieder des Senats „in großer Amtstracht" versammelt um aus den Händen des Erzkanzlers und des Ministers des Hauses den Entwurf eines Beschlusses wegen Auflösung des zwischen dem Kaiser-Paare bestehenden Ehebandes entgegenzunehmen. Prinz Eugen, am selben Tage in den Senat eingeführt, war es selbst der für Zustimmung sprach: „das Glück Frankreichs verlange es dass der Gründer dieser vierten Dynastie ein langes Leben erreiche, umgeben von einer unmittelbaren Nachkommenschaft als Schutz und Bürgschaft für uns alle, als Unterpfand des Ruhmes unseres Vaterlandes". Der Bericht des Senators Lacépède wies darauf hin, „daß unter den Regierungs-Vorgängern des Kaisers nicht weniger als dreizehn sich durch ihre Pflicht als Souveraine genöthigt gesehen die Bande aufzulösen durch die sie mit ihren Gemahlinen verbunden waren, und dass unter diesen dreizehn vier der am meisten bewunderten und geliebten französischen Monarchen gewesen: Karl der

Große, Philipp August, Ludwig XII. und Heinrich IV." Zuletzt wurde der Beschluß im Sinne des vorgelegten Entwurfes gefaßt; es war darin ausgesprochen dass die getrennte Gattin den Titel und Rang einer gekrönten Kaiserin fortführen und einen Jahresgehalt von zwei Millionen Francs beziehen solle. Das Senatus-Consult wurde sodann in die Tuilerien überbracht, worauf unmittelbar die räumliche Scheidung der beiden Gatten erfolgte: Napoleon bezog die beiden Trianon, Josephine übersiedelte mit einem Theile ihres Hofstaates nach Malmaison. Doch wurde darum der Verkehr zwischen ihnen nicht abgebrochen; im Gegentheil sie schienen mit einander auf besserem Fuße zu stehen als je. Selten verging ein Tag wo Napoleon nicht nach Malmaison hinüberkam oder Josephine einen Besuch in Trianon machte, und wenn sie sich nicht sahen schrieben sie sich Briefchen, auch mehrere des Tages wie zwei Verliebte. Napoleon fühlte sich einsam in den Tuilerien, der große Palast schien ihm öde und leer seit Josephine daraus geschieden war. Er war übellaunig gegen seine Familie, aber liebenswürdig gegen Josephinen; er drückte ihr beim Kommen und Gehen zärtlich die Hände, nur dass er sie nicht mehr küsste, was Josephinen anfangs schmerzlich berührte [29]). Er war voll Aufmerksamkeit für sie, er machte ihr Geschenke, er gab Befehl den Park von Malmaison zu erweitern, er ließ das Elysée in Paris zu ihrer Wohnung herrichten und stattete dessen Gemächer mit allem aus wovon er wusste dass es ihr Freude machen könnte. Er schien ihre unmittelbare Nähe nicht entbehren zu können. Als sie eines Tages in Trianon einen Besuch machte und von da nach Paris wollte wo sie dem Fürst-Erzkanzler zum Diner zugesagt hatte, ließ sie der Kaiser nicht von sich; ein Courier flog nach Paris um bei Cambacérès ihr Ausbleiben zu entschuldigen. In Hofkreisen meinte man sich gar nicht verwundern zu sollen wenn die beiden Getrennten sich eines Tages wieder ganz vereinigten. Doch damit hatte es seine weiten Wege; Napoleon betrieb den Ehe-Process, der jetzt vor den geistlichen Gerichten schwebte, mit unverwandter Aufmerksamkeit.

Nach katholischen Grundsätzen gibt es keine Trennung der Ehe, sondern nur eine Scheidung von Tisch und Bett welche die Eingehung eines neuen Bündnisses nicht gestattet; letzteres kann nur dann ein-

treten wenn die Ehe für ungiltig d. h. für eine Verbindung erklärt wird die von allem Anfang keine wahre Ehe gewesen. Wollte daher Napoleon seinen Zweck erreichen, so mußte vom kirchlichen Standpunkte seine Verbindung mit Josephinen für null und nichtig, für eine blose Schein-Ehe erklärt werden. Das Diöcesan-Officialat von Paris, das in erster Instanz entscheiden sollte, machte die Einwendung dass die Angelegenheit als zwischen gekrönten Häuptern eine solche sei die vor den Richterstuhl des heiligen Vaters gehöre, 26. December. Das kam nun aber Napoleon sehr ungelegen; einmal weil es die Sache jedenfalls würde verzögert haben, und dann weil er sich mit Pius VII. im Kampf befand und er nicht wohl seinen Gefangenen von Savona über sich zu Gericht sitzen lassen konnte. Er ließ daher durch ein aus sieben gefügigen Prälaten gebildetes Collegium, an ihrer Spitze die Cardinäle Maury und Caselli, das Gutachten abgeben: dass das Officialat von Paris unter den obwaltenden Verhältnissen keinen Anstand zu nehmen brauche in der ihm vorgelegten Ehesache sein Urtheil zu fällen, 3. Jänner 1810. Als Ungiltigkeitsgründe wurden dem Officialat zur Auswahl vorgelegt: „dass die Verbindung im Jahre 1796 nicht nach canonischen Grundsätzen eingegangen worden; dass der damalige General Buonaparte dieselbe ohne Einwilligung seiner Mutter — Vater Buonaparte war schon lange todt — geschlossen, und dass er überhaupt nie, auch nicht bei der Einsegnung im Jahre 1804, das Band zu einem unauflöslichen zu machen im Sinne gehabt, dass er vielmehr blos, müde der dringenden Bitte Josephinens und mit innerem Widerstreben, die Vornahme des Actes ohne Zeugen und ohne schriftliche Beglaubigung zugelassen und eine blose Schein-Einwilligung abgegeben habe". Von diesen Gründen war der erste unzweifelhaft richtig; allein der ursprüngliche Fehler war durch den nachfolgenden Act von 1804, falls anders dieser letztere als ein giltiger anzusehen, ausgeglichen worden. Dadurch fiel auch der zweite Grund hinweg, abgesehen davon dass Madame Mère durch ihre Anwesenheit bei der Krönung jedenfalls ihr nachträgliches Einverständnis zu der Verbindung ihres Sohnes mit Josephinen an den Tag gelegt hatte. Immer war es daher nur der Act vom 1. December 1804 auf dessen Giltigkeit oder Ungiltigkeit alles ankam. Duroc Berthier und Talleyrand,

die am 6. Jänner als Zeugen vernommen wurden, gaben die Erklärung ab: „dass die kirchliche Einsegnung, falls ja eine solche zwischen Ihren Majestäten stattgefunden habe, ohne wahrhafte Zustimmung seitens des Kaisers, ohne den zuständigen Pfarrer, ohne Zeugen und ohne darüber ausgestellte beweiskräftige Urkunde vorgenommen worden sei". Cardinal Fesch, der vierte Zeuge, konnte natürlich nicht läugnen die Einsegnung vorgenommen zu haben; allein der zuständige Seelsorger war er nicht und eben so wenig hatten, wie auch er zu Protocoll gegeben zu haben scheint, Zeugen beigestanden. Auf dieser Grundlage nun erfolgte — „denn die Ermächtigung des heiligen Vaters konnte nicht den Abgang des ordentlichen Seelsorgers ersetzen, was nur der Bischof als Ordinarius würde haben thun können" — am 9. Jänner der Urtheilsspruch des Diöcesan-Officialates von Paris: „dass die zwischen Ihren kais. und königl. Majestäten eingegangene Ehe nichtig und von keiner Wirkung quoad foedus sei und dass daher beiden Majestäten freistehe ein anderes Ehebündnis nach den gesetzlichen Vorschriften einzugehen"; ein Urtheilsspruch der Tags darauf in zweiter Instanz von dem Pariser Metropolitan-Officialate bestätigt wurde[30]).

19.

Während dieser ganzen Zeit waren die vertraulichen Unterhandlungen wegen des österreichischen Ehebündnisses in unausgesetztem Gange.

Wenige Tage nach der feierlichen Senats-Sitzung, am 30. December, war Graf de Laborde bei unserem Botschafter erschienen um ihn auszuholen wie man es in Wien aufnehmen würde falls man für den Kaiser Napoleon um die Hand der Erzherzogin Maria Louise anhielte. Auf die Entgegnung des Fürsten Schwarzenberg: „ihm scheine Kaiser Napoleon seine Wahl bereits getroffen zu haben; auch habe er, Schwarzenberg, in letzter Zeit in Paris so viel unangenehme Dinge erfahren, dass er sich unmöglich denken könne dass man besondere Sympathien für Österreich hege", begann der Unterhändler die Vortheile einer Ver-

bindung zwischen Frankreich und Oesterreich auseinanderzusetzen; „die aufreizenden Nachrichten aus Wien rührten von einem gewissen Toussaint her der früher in französischen Diensten gestanden; der Herzog von Bassano sei für Oesterreich sehr günstig gestimmt und lasse durch Sémonville den Senat in diesem Sinne bearbeiten; was den Zar betreffe so sei der Kaiser der russischen Allianz nachgerad müde so daſs das leiseste Zaudern von jener Seite hinreichen würde das Heirats-Project ganz fallen zu lassen; dagegen sei Napoleon sehr geneigt sich Österreich inniger anzuschließen und in diesem Falle demselben eine der verlornen Provinzen zurückzustellen". Zuletzt beschwor Laborde den Fürsten ihn bald in die Lage einer entschiedenen Antwort zu setzen. Schwarzenberg, damals noch ohne Weisungen aus Wien, antwortete mit großer Zurückhaltung: „der Fall sei so höchst persönlicher Natur daſs er in keiner Weise wagen dürfe den Absichten seines erlauchten Gebieters vorzugreifen; nur das glaube er für seine Person aussprechen zu dürfen daſs die Sache nicht so ganz unmöglich sei, da er wisse daſs Seine Majestät lebhaft wünsche Allerhöchst Ihren Beziehungen zu Frankreich einen vertraulicheren Charakter (un caractère d'intimité) aufzudrücken".

In der That hatte Napoleon's Zorn wegen der Wiener Vorfälle sich bereits gelegt. An die Ernennung eines Botschafters für Wien wurde nun ernstlich gedacht und man zeigte sich bestrebt eine dem österreichischen Hofe gefällige Wahl zu treffen. Andréossi, Gouverneur von Wien während der feindlichen Besatzung, wurde von Schwarzenberg abgelehnt, dagegen auf de la Rochefoucault hingewiesen; zuletzt bestimmte Napoleon den Grafen Otto, bisher französischen Gesandten in München, für den jetzt doppelt wichtigen Wiener Posten.

Um den 12. Jänner 1810 hatte unser Botschafter eine Unterredung mit dem Herzog von Cadore der, nach längerem Umherfühlen ob Schwarzenberg nichts aus Wien zu berichten wisse, mit der Frage herausrückte was für einen Eindruck das Ereignis vom 15. December gemacht habe und wie sein Hof über die weiteren Folgen denke. „Man war schon lang darauf vorbereitet", erwiederte der Fürst; „man läſst dem Entschluße Ihres Monarchen Gerechtigkeit widerfahren, und was die Folgen seines Schrittes betrifft so kann man an unserem Hofe die

öffentliche Stimme über die von Sr. Majestät getroffene Wahl kaum überhören". „Aber das ist ja gar nicht wahr", fiel Champagny mit französischer Lebhaftigkeit ein; „die öffentliche Meinung befindet sich vollständig im Irrthum, der Kaiser hat noch gar keine Wahl getroffen und ich habe Anlaß genommen in einem eigenen an unsere Gesandtschaften gerichtetem Rundschreiben dies ausdrücklich zu betonen"[31]). Champagny bedauerte den Grafen Otto noch nicht in Wien zu wissen, kam dann auf das Befinden des Kaisers und der Kaiserin, dann der Prinzen des kaiserlichen Hauses und zuletzt nach mancherlei Umschweifen auf das der Erzherzogin Maria Louise, ganz so wie er es anderthalb Monate früher Floret gegenüber gemacht hatte. Schwarzenberg hielt sich innerhalb der Gränzen allgemeiner Redensarten; Champagny war am Ende der Unterredung nicht um einen Schritt weiter als zu Anfang derselben.

Mittlerweile wurde derselbe Gegenstand auch von anderer Seite aufgegriffen. Die Gräfin Metternich war seit dem letzten Aufenthalte ihres Gemahls in Paris daselbst zurückgeblieben; sie stand in Beziehungen zum Hofe und bot dadurch sowohl ihrem Gemahl wie den Faiseurs von der andern Seite Gelegenheit zu allerhand Andeutungen, die man auf geradem Wege an den Ort ihrer Bestimmung gelangen zu lassen Anstand nehmen konnte. Wenn Graf de Laborde um sie herumflatterte, ihr allerhand Aufmerksamkeiten und kleine Gefälligkeiten erwies und sie dafür als Vermittlerin von Correspondenzen mit ihrem einflußreichen Gatten in Anspruch nahm, so waren es andererseits keine geringeren Persönlichkeiten als die Kaiserin Josephine und die Königin von Holland, die mit ihr die Angelegenheit der Wiedervermählung Napoleon's zur Sprache brachten und dabei geradezu auf die österreichische Erzherzogin hinwiesen. Denn wie früher, da es sich um die Trennung gehandelt hatte, die Buonapartes entschieden gegen Josephinen gewesen waren, eben so entschieden waren nun, da die Wahl der neuen Gattin in Frage kam, die Beauharnais für Maria Louisen. Nicht aus persönlicher Sympathie wozu ihnen Boden und Beziehungen fehlten, sondern aus kluger Berechnung; sie sahen durch die Verbindung mit Österreich den Weltfrieden und gleichzeitig Eugen's Besitz von Italien gesichert. Sobald Metternich von dieser

Stimmung erfuhr, säumte er nicht seine Gemahlin aufzufordern der Kaiserin Josephine Vertrauen mit Vertrauen zu erwiedern, die Vortheile der beabsichtigten Verbindung, aber auch die derselben noch im Wege stehenden Hindernisse offen darzulegen: die kirchlichen Bedenken und die kaum zu erwartende Zustimmung der jungen Erzherzogin. Fürst Schwarzenberg durfte von diesen Vorgängen nicht ohne Kenntnis bleiben. Metternich verhehlte ihm zwar nicht dass die Beziehungen zu Rußland noch immer nicht aufgegeben zu sein schienen, dass dieselben vielmehr in sehr augenfälliger Weise in Gang erhalten würden; allein gerade in diesem letzteren Umstand glaube er Grund zu finden daran zu zweifeln ob jene Verhandlungen auch ernst gemeint seien[32]. Schwarzenberg für seine Person war noch immer ungläubig; die Heirat mit der russischen Prinzessin war ihm trotz aller gegentheiligen Versicherungen Laborde's „mehr als wahrscheinlich". Die Ankunft eines russischen Couriers am 26. galt ihm als neuer Beweis für die Geneigtheit des Hofes von St. Petersburg; „zwar habe Caulaincourt berichtet, bei der großen Jugend der Prinzessin Anna lasse sich weder für die Gesundheit noch für den Charakter derselben einstehen; allein trotzdem", meinte Schwarzenberg, „seien die Unterhandlungen weit davon entfernt abgebrochen zu sein".

Abgebrochen waren nun die Unterhandlungen mit Rußland gerade nicht; allein, von allem andern abgesehen, erhoben sich auch Schwierigkeiten politischer Art. Kaiser Alexander stellte eine Forderung bezüglich Polens der zu willfahren Napoleon gerechten Anstand nahm. Der französische Kaiser sollte sich verpflichten Rußland von polnischer Seite für immer Ruhe zu verschaffen; das Königreich Polen sollte nie wieder hergestellt, der Name Polen in keinen amtlichen Schriften mehr gebraucht, das Großherzogthum Warschau niemals vergrößert, die Ritter-Orden der ehemaligen polnischen Republik für immer abgeschafft werden. „Kann ich eine solche Verbindlichkeit eingehen?" sagte Napoleon. „Ich kann versprechen eine polnische Empörung in keiner Weise zu unterstützen; aber wenn Polen aus eigener Kraft dazu käme für seine Wiederherstellung zu kämpfen, soll ich meine eigenen ehemaligen Verbündeten mit den Waffen in der Hand niederwerfen helfen? Die Unterdrückung des Namens von Polen aber wäre eine Grausamkeit zu der ich mich nie

herbeifinden könnte. Was die Erweiterung des Großherzogthums Warschau betrifft, so muß ich Rußland fragen ob es sich seinerseits verpflichten will seinen Staaten nie und unter keinen Umständen einen Theil des ehemaligen Polen hinzuzufügen".

Am 28. Jänner wurde von Napoleon großer Familien=Rath berufen, dem der König von Neapel, der Vice=König von Italien, der Cardinal Fesch, die Großwürdenträger des Reiches, die Präsidenten des Senats und des gesetzgebenden Körpers, die Minister Champagny und Maret beiwohnten. „Ich habe", eröffnete Napoleon den Versammelten, „die Wahl zwischen einer Prinzessin von Rußland, von Österreich, von Sachsen, oder von irgend einem der deutschen souverainen Häuser, oder aber einer Französin; denn am Ende steht es mir frei meine Augen auf die erste zu werfen die durch den Arc de Triomphe ihren Einzug in die Tuilerien halten würde". Er knüpfte daran die Aufforderung an die Anwesenden ihre Meinungen abzugeben. Für eine Französin sprach keiner. Gegen die Russin machten sich hauptsächlich confessionelle Gründe geltend: eine russische Capelle in den Tuilerien und ein das Gewissen der Kaiserin beherrschender altgläubiger Pope! Cardinal Fesch und Fontanes wiesen auch auf die Schwierigkeit, für eine gemischte Ehe die päpstliche Dispens zu erlangen, hin. Prinz Eugen redete eifrig Oesterreich das Wort: „um der Ruhe Frankreichs und Europas willen müße etwas geschehen was Österreich zu versöhnen im Stande sei". Der Herzog von Bassano fiel ihm lebhaft bei. Graf Cessac sprach entschieden wider Österreich, und König Murat fachte alte revolutionäre Erinnerungen an, rief das Gedächtnis an Maria Antoinette wach, warnte vor einer Verbindung mit dem Hause Habsburg=Lothringen die Frankreich nie Glück gebracht habe. Doch war die Mehrheit für die österreichische Heirat. Zuletzt ergriff wieder Napoleon das Wort: „Was das Hindernis der Religion betreffe, so dürfe er bei seinen vertraulichen Beziehungen zu Kaiser Alexander hoffen denselben von jener Bedingung abzubringen. Allein ihm selbst widerstrebe ein solcher Religions=Wechsel. Er habe seit jeher eine tiefe Verehrung für das Andenken des Königs Heinrich IV.; den einzigen Vorwurf mache er diesem in jeder anderen Hinsicht so vollendeten Fürsten dass er um des Thrones willen seinen Glauben geändert habe.

Sein Grundsatz sei daß jeder Mensch bei der Religion bleibe in der er geboren worden. In der Hauptsache übrigens könne er sich vom Flecke weg nicht entscheiden und hebe, nachdem er die verschiedenen Ansichten vernommen, die Sitzung auf."

Der Herzog von Bassano ließ durch Laborde den österreichischen Botschafter von dem Vorgefallenen sogleich in Kenntniß setzen und ihm andeuten wie man es bei Hofe gern sehen würde wenn Schwarzenberg davon durch einen Courier weitere Mittheilung nach Wien machte. In den höheren Kreisen der Pariser Gesellschaft wurde nun schon ganz offen von der großen Angelegenheit gesprochen. Als am 30. Maret bei Maximilian von Bayern speiste, drückte ihm dieser seine Anerkennung für den Muth aus womit er für Österreich in die Schranken getreten sei; „er selbst", sagte der König, „urtheile gewiss unparteiisch da es mehr in seinem Vortheil läge seine Gränzen bis St. Pölten als nach der Seite von Würzburg auszudehnen; allein er schlage es höher an, dessen was er besitze in Frieden sich zu erfreuen, und in dieser Hinsicht liege in der Verbindung des französischen Kaisers mit Österreich, nicht aber mit Rußland, die Bürgschaft eines dauernden Friedens und einer allgemeinen Sicherheit"[33]).

20.

Der neue französische Botschafter an unserem Hofe Graf Otto war am 25. Jänner 1810 in Wien eingetroffen, hatte am 27. seinen ersten Besuch beim Grafen Metternich gemacht, am 28. seine Antritts-Audienz beim Kaiser von Österreich erhalten. Am zweiten Tage darauf reiste der letztere seiner nach fast dreivierteljähriger Entfernung von Wien heimkehrenden Gemahlin, in deren Gesellschaft sich der Kronprinz Ferdinand und die Erzherzogin Maria Louise befanden, einige Posten weit entgegen und traf noch denselben Tag, 30. Jänner, mit ihnen in Wien wieder ein. Die anderen kaiserlichen Kinder kamen einige Tage später in zwei Abtheilungen, 2. und 3. Februar, aus Ungarn zurück.

Graf Otto hatte hinsichtlich der großen Frage die seinen Hof bewegte keine näheren Weisungen; doch mehrten sich Anzeichen in einer

bestimmten Richtung. Um dieselbe Zeit da Otto seinen Wiener Posten antrat befand sich Graf Narbonne, zuletzt Gouverneur von Triest, nun zu Otto's Nachfolger in München ernannt, in Wien, erbat sich im Auftrage Fouché's eine Audienz beim Kaiser um die Gesinnung des österreichischen Monarchen auszuforschen, und glaubte aus den Äußerungen desselben zu entnehmen dass man österreichischerseits für das Heirats-Project nicht ungünstig gestimmt sei[34]). Narbonne schrieb darüber sogleich nach Paris, und Fouché hatte nichts eiligeres zu thun als Napoleon zu benachrichtigen der davon ganz entzückt war[35]). In Paris selbst gehörte der Senator Marquis de Sémonville zu jenen Persönlichkeiten die das österreichische Bündnis am eifrigsten betrieben. Er war früher Gesandter im Haag gewesen und hatte daselbst Herrn von Floret kennen gelernt der jetzt Botschaftsrath in Paris war. An diesen wandte er sich eines Abends im Salon des Fürsten Schwarzenberg, indem er sein Erstaunen kundgab „daß Österreich das so liebenswürdige Prinzessinen besitze keine Schritte thue um dieselben in den Vordergrund zu bringen, da dies doch der einzige Weg sei seine Angelegenheiten wieder auf besseren Fuß zu stellen". Die sehr vorsichtig gehaltene Antwort Floret's hinterbrachte Sémonville, obwohl in geänderter Fassung, andern Tages dem Herzog von Bassano[36]) der nicht säumte seinem Gebieter darüber Bericht zu erstatten.

So wurde der französische Kaiser in der verschiedensten Weise nach der Seite hingetrieben zu der er sich ohnedies bereits in seinem Innern neigte. In Pariser Hofkreisen galt die österreichische Heirat zu Anfang Februar schon als ausgemachte Sache; man wartete nur noch Depeschen aus St. Petersburg ab. Schwarzenberg, dessen Couriere trotz aller Eile noch nicht die entscheidende Antwort von Wien gebracht hatten, befand sich in peinlicher Verlegenheit. Gab er seinen gegründeten Bedenken Gehör, so lief er bei dem heftigen Charakter Napoleon's Gefahr den ganzen Handel rückgängig zu machen; setzte er sich dagegen über dieselben hinaus, so lud er seinem Monarchen und der zum Opfer erkorenen Erzherzogin gegenüber die ungeheuerste Verantwortung auf sich. Die letzten Weisungen aus Wien ließen ihn nur in allgemeinen Ausdrücken durchblicken, daß sein erlauchter Gebieter mit seiner bisherigen Haltung zufrieden sei und daß derselbe wünsche er möge fort-

fahren in dieser Richtung zu wirken. Das war Schwarzenberg's ganze Instruction als er am 7. Februar, er befand sich aus Anlaſs einer Jagd außerhalb der Stadt, die Einladung empfing unverweilt nach Paris zurückzukehren und sich in seinem Hotel bereit zu halten.

Am Tage zuvor, 6. Februar, war der längst erwartete Courier Caulaincourt's eingetroffen. Der Zar hatte sich zuerst zehn Tage und dann nochmals zehn Tage Bedenkzeit vorbehalten. Am 16. Jänner war die zweite Frist abgelaufen; immer schien es beim Kaiser Alexander die polnische Frage zu sein um die sich alles drehte; als am 21. Jänner noch keine Antwort erfolgt war, hatte der Herzog von Vicenza nicht länger seinen Hof ohne Antwort lassen zu dürfen geglaubt. Das russische Heirats-Project hatte sich somit endgiltig zerschlagen, und nun wollte Napoleon von keinem Aufschub bezüglich des österreichischen mehr wissen; die Sache sollte in einem Tage zu Ende geführt werden. Am 7. Februar 1810 4 Uhr N. M. war in den Tuilerien der große Familien-Rath versammelt. Prinz Eugen und Talleyrand sprachen für Österreich, Cambacérès machte Gegenbemerkungen; doch die Sache war so gut wie abgemacht, die ganze Berathung reine Form. Um 6 Uhr erschien der Vice-König beim Fürsten Schwarzenberg, ihm das Ergebnis mitzutheilen und ihn zu bitten sich in das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten zu verfügen um im Namen seines Monarchen, so wie Champagny im Auftrage des seinigen, das förmliche Eheverlöbnis zu besiegeln. Schwarzenberg legte zwar Verwahrung ein dasſs er in keiner Weise „ad hoc“ ermächtigt sei; aber nichts desto weniger unterzeichnete er, und der Vertrag war abgeschlossen. Unmittelbar darauf schrieb er nach Wien: „Wenn dieses Geschäft im Sturm zu Ende geführt worden, so macht Napoleon keine in anderer Weise, und ich habe es für meine Pflicht gehalten den günstigen Augenblick nicht zu versäumen. Ich habe die volle Ueberzeugung meinem Gebieter gut gedient zu haben; sollte ich so unglücklich sein durch meinen Schritt dessen Misfallen erregt zu haben so kann mich Se. Majestät ganr einfach desavouiren, nur muß ich im letzteren Falle um meine augenblickliche Abberufung bitten“. Am 8. sandte er den Botschaftsrath Floret mit den betreffenden Acten an Metternich. „Ich beschwöre Sie“, schrieb er, „wenden Sie lieber Freund alles an, daß diese große Angelegenheit

keinen Aufschub erleide und daß dies in entgegenkommender Weise geschehe; das erstere sichert uns den Bestand der Monarchie, das andere kann denselben sogar freundlich gestalten. Ich bedauere in der That die Erzherzogin, allein möge sie bedenken wie schön es sei so guten Völkern den Frieden zu geben und persönlich als Bürge der allgemeinen Ruhe und Sicherheit dazustehen" [37]).

In Paris war alles froh und guter Dinge. Insbesondere in den Hofkreisen. Am 8. war Cercle beim Kaiser der zu Schwarzenberg sagte: „Sie haben, wie mir scheint, in diesen Tagen viel zu thun gehabt: ich hoffe es ist ein glückliches Geschäft" *). Am 9. speiste der Fürst bei Madame Mère wo er den König von Holland traf; dieser sprach ihm von der Verehrung und Zuneigung die er für die kaiserliche Familie empfinde und die ihn während des letzten Krieges so weit gebracht habe theilnahmsvolle Wünsche für Schwarzenberg's Monarchen zu hegen. Denselben Abend gab unser Botschafter einen Ball; alles strömte herzu sich im österreichischen Gesandtschafts-Hotel nicht missen zu lassen; der Vice-König von Italien zeigte sich von ausnehmender Liebenswürdigkeit gegen den Hausherrn. Nur Fürst Kurakin der auch beim gestrigen Cercle gefehlt hatte, ließ sich entschuldigen „er liege an der Gicht zu Bette"; alle Welt hielt das für einen blosen Vorwand, allein er war wirklich krank. Von der Kaiserin Josephine berichtete man die Äußerung: „sie werde es sich zum Gesetze machen die Erzherzogin bei jeder Gelegenheit zu stützen und zu vertheidigen, und aus dem Grunde ihres Herzens alles thun was in ihren Kräften liege damit der Kaiser und seine junge Gemahlin gegenseitig glücklich seien". Bei der Bourgeoisie machte die neue Kunde den besten Eindruck; sie sah darin eine Bürgschaft des Friedens, die ein Bündnis mit Rußland nie bieten könne. Die Effecten stiegen am 9. um zwei von hundert. Die in Paris weilenden Deutschen erblickten das Ende ihrer Leiden in der Heimat. Auch die Polen gaben dem Entschluße des Kaisers Napoleon ihre laute Zustimmung. In Holland und Belgien herrschte die günstigste Stimmung; Capitalisten die ihre

*) „Vouz avez fait de la besogne, ce me semble, ces jours-ci, je crois que ce sont de bonnes affaires."

Gelder in Frankreich hatten versprachen sich von dem Ereignisse die beste Einwirkung auf den öffentlichen Credit. Wer entschiedenes Misfallen zeigte, waren nur die Parteien die an den beiden Endpunkten der politischen Stufenleiter standen: der Faubourg Saint-Germain war entrüstet über den Frieden den das alte Haus Österreich mit dem Emporkömmling der Revolution besiegelt; und die Jacobiner, die „Königsmörder", sahen mit Ingrimm die Herrschaft ihres Bezwingers durch eine neue Stütze befestigt[35]).

Wer sich aber zu dem glücklichen Ausgange am meisten Glück wünschte und wer sich in seinen Reden und Schilderungen am meisten damit zu schaffen machte, war Graf de Laborde. Er überlief die Gräfin Metternich in Paris, er sandte dem österreichischen Staatskanzler Nachrichten und Rathschläge, er bot sich ihm zum vertrauten Vermittler an, mit einem Wort er zeigte sich von einer aufdringlichen Zuvorkommenheit, von einem impertinenten Wohlwollen, wie das nur ein Angehöriger der großen Nation jener Tage an Minister und Potentaten inferiorer Völker verschwenden konnte. Er gratulirte sich und der Monarchie zu der Wendung die in Folge jenes Ereignisses das ganze bisherige Regierungs-System erfahren müsse. „Sorgen Sie nur dafür mein Freund", schrieb er witzelnd nach Wien, „dass Ihre Prinzessin bald Kinder bekommt, und sagen Sie ihr dass sie in meinem Herzen jederzeit die Verehrung finden wird die man einem Hause schuldig ist unter dem durch zehn Jahrhunderte das Vaterland glücklich war". Er versicherte Metternich daß die Freundschaft mit dem Zar ihrer Auflösung entgegengehe: „Zählen Sie darauf dass wir in weniger als fünf oder sechs Monaten mit Rußland in kühlen Beziehungen sein und in weniger als achtzehn Monaten auf dem Kriegsfuß stehen werden". Er warnte ihn vor Otto der es nie gut mit Österreich gemeint habe; „er wird nicht bei Euch bleiben und es wird nur von Euch abhängen ihn durch einen andern ersetzen zu lassen". Bezüglich Schwarzenberg's meinte er anfangs dass sich derselbe „nicht ganz geschickt in dieser Angelegenheit benommen habe"; allein zuletzt zeigte er doch wieder Gnade für denselben und ertheilte ihm das Lob, er wie Floret seien ganz ausgezeichnete Leute; nur gebe es freilich manches was am besten gar nicht auf den amtlichen Weg gebracht werde: „Rechnen Sie darauf dass alles was

Sie mir zukommen lassen, wenn Sie es wünschen, an den M a n n kommen und, was Sie wünschen dass Er davon nichts wisse, in der Tiefe eines brennenden Kamins seine Stelle finden werde". Die Hauptsache aber, um was es dem edlen Grafen zu thun war und wofür alles andere nur Aufputz und Zugabe bildete, waren Orden und Geschenke für jene die sich um die nun dem Abschluße nahe Verbindung verdient gemacht: für den Herzog von Bassano den Stephans- oder Leopolds-Orden in Brillanten im Werthe von 300.000 Francs, oder besser noch diese Summe in Noten in einer schönen Aufsehen erregenden Tabatière: „Madame Maret wünscht das, sie sagt es werde das die Ausstattung des Kindes sein das sie unter dem Herzen trägt"; für Champagny, „diesen Pinsel", eine Tabatière ohne Noten; für die Senatoren Sémonville und Beurnonville den Stephans- oder Leopolds-Orden: „sie waren beide Eure Gefangene in Olmüz und eine so auffällige Genugthuung wird in den Kreisen der vernünftigen Jacobiner und der Constitutionellen den günstigsten Eindruck machen"; für sich selbst endlich den Stephans- oder Leopolds-Orden: „ich überlasse es Ihrer Freundschaft und Ihrer Theilnahme für mich zu thun was in Ihren Kräften liegt [39]).

21.

Ganz anderer Art waren die Stimmungen in Wien. Metternich zwar zeigte sich voller Freude indem er für seine Gewandtheit und Kunst das volle Verdienst dessen in Anspruch nahm was, wie Gentz ganz richtig erkannte, zu einem großen Theile von ganz andern Umständen und treibenden Kräften herzuleiten war [39 b]). Doch waren es bei ihm und in noch höherem Grade bei seinem Monarchen von allem Anfang nur Rücksichten der Staatsklugkeit von denen sie sich leiten ließen. Kaiser Franz wollte nicht durch eine abschlägige Antwort den Zorn Napoleon's reizen, und Metternichs Bestreben war bei dem ganzen Handel darauf gerichtet alle irgend für die österreichische Monarchie erreichbaren Vortheile daraus zu ziehen. „Durch das Opfer der Erzherzogin s o v i e l a l s m ö g l i c h zu erlangen", schrieb er am

14. Februar, „das muß vor allem für uns in Rechnung kommen; die jederzeit wohlmeinenden und gemäßigten Ansichten des Kaisers haben in erster Linie die Sicherheit und den künftigen Frieden Seiner Völker im Auge".

Das amtliche Schreiben war kaum an den Fürsten Schwarzenberg abgegangen als der Staatskanzler am 15. morgens 8 Uhr ein eigenhändiges Billet des Grafen Otto erhielt worin ihn dieser, der in der letzten Nacht Depeschen von höchster Wichtigkeit empfangen, dringend um Bestimmung einer Stunde bat wo er ihm den Inhalt derselben bekannt machen könne. Der Minister und sein Monarch waren beide auf das peinlichste überrascht als sie aus den Mittheilungen Otto's das Ereignis vom 7. Februar erfuhren. Durch die stürmische Eile womit Napoleon die Sache behandelt hatte sah Metternich die ganze Angelegenheit zum Abschluß gebracht, ehe noch Verhandlungen über die Bedingnisse dieses Abschlußes begonnen hatten. Kaiser Franz dagegen fühlte sich durch die rücksichtslose Hintansetzung der gewöhnlichsten Forderungen des Anstands, geschweige denn der an seinem Hofe üblichen Förmlichkeiten auf das empfindlichste verletzt. Der französische Imperator hatte seine Verlobung mit einer Prinzessin des ältesten Regentenhauses von Europa abschließen lassen, ohne um die Hand derselben angehalten zu haben, ohne ihrer schließlichen Einwilligung versichert zu sein, und nicht am Wohnorte der Braut wie dies die Sitte mit sich brachte war es geschehen sondern am Herrschersitze des eigenwilligen Bräutigams. „Wenn er über diesen eigenthümlichen Vorgang hinausgehe", ließ Kaiser Franz durch Metternich nach Paris schreiben, „so geschehe es weil er den Act vom 7. Februar als ein bloses Versprechen (promesse) ansehe dem die Unterzeichnung des wirklichen Heirats-Vertrages am Wohnsitz der kaiserlichen Braut und nach den in den Hausgesetzen und dem Herkommen des regierenden Hauses vorgezeichneten Förmlichkeiten nachfolgen werde". Der Staatskanzler selbst aber faßte sogleich den Gedanken, unmittelbar nach der geschlossenen Heirat nach Paris zu gehen um daselbst im Interesse der Monarchie nachzuholen was ihm durch das brusque Vorgehen Napoleon's vorläufig entschlüpft war. Ein Vorwand zu dieser Reise war bald gefunden: Metternich hatte Gemahlin und Kinder noch in Paris; zudem

dachte er, so schrieb er an Schwarzenberg am 17. Februar, „den Wünschen der kaiserlichen Familie zuvorzukommen und derselben sobald als möglich über die Lage der jungen Erzherzogin in ihrer neuen Umgebung verläßliche Nachrichten zu überbringen; der Botschafter möge den Herzog von Cadore ausholen ob dessen Gebieter nichts dagegen einzuwenden habe".

Am 17. oder 18. Februar kam Floret mit dem Schreiben Schwarzenberg's vom 7. in Wien an, und nun war das bisher auf das strengste gewahrte Geheimnis dem Publicum gegenüber kaum länger zu halten. Der Eindruck den die Nachricht in allen Kreisen des Hofes, der Diplomatie, der Bevölkerung hervorrief, war unbeschreiblich. Der russische Gesandte Graf Šuvalov war, nach Metternich's Ausdruck, geradezu versteinert über die Botschaft. Die Engländer erblickten in dem Arrangement eine neue Demüthigung des Hauses Österreich, sprachen von der rauhen Behandlung welche die kaiserliche Prinzessin von dem übermüthigen Corsen zu erdulden haben werde u. dgl. Auf der Börse konnte der Rückschlag nicht übler sein; die Curse sanken im ersten Augenblick mit panischer Eile und nur durch ein Manoeuvre der Regierung, die auf ein baldiges Erholen vom ersten Schrecken bauend rasch eine Million aufkaufte, gelang es sie auf der Höhe von 370 zu erhalten.

Die Masse der Bevölkerung wollte anfangs gar nicht glauben dass so etwas möglich sei; es war ihr unerhört dass eine österreichische Erzherzogin an den Erbfeind ihres Vaterlandes, eine Kaiserstochter an einen abenteuerlichen Emporkömmling sich solle haben verhandeln lassen. Vorzüglich in Prag, damals zugleich dem Sitze der unversöhnlichsten Anti-Buonapartisten, war die Stimmung eine äußerst gereizte. „Der plötzliche Ausbruch eines ungeahnten Vulcans", schrieb Varnhagen von dort, „hätte nicht wunderbarer überraschen können; aller Sinn war betäubt, alle bisherigen Vorstellungen lagen umgestürzt, die verwirrten Begriffe rangen nach neuer Fassung und Folge. Man fragte erstaunt was dies Ereignis bedeute, woher es stamme, wohin es ziele? ob neue Schlachten verloren worden? ob die äußerste Gefahr abgewendet, oder ob Deutschland und Italien als Gewinn versprochen sei? Noch gab

es Wunden von Wagram und Znaim die nicht völlig geheilt waren, es schien jetzt ein Spott dort geblutet zu haben!" Die Kreise des höchsten Adels waren am meisten in Aufruhr; der ganze Stand äußerte sich mit gleicher Heftigkeit; von allen Seiten widerhallte ein Schrei des Unmuthes und der Zerknirschung[39 c]).

In dem leichtblütigeren Wien machten die ersten Eindrücke bald anderen Platz. Auch hier gab es nicht Wenige, besonders unter den höheren Militärs wie die Hieronymus Colloredo, die Klebelsberg, die Karl Paar, die ihrem Unmuth über die unnatürliche Verheißung keine Zügel anlegten und die sich, wenn sie die Umstimmung der Andern wahrnahmen, nur damit trösteten: „man dürfe es damit so ernst nicht nehmen; die Meinung der Leute könne, wenn sich die allgemeine Lage ändere, eben so leicht wieder in das Gegentheil umschlagen". Allein die Mehreren fanden sich eben mit dem ab was sie für ihre Person nicht ändern konnten. Sie faßten die Sache erst von der Gefühlsseite auf: „um des Heiles seiner Monarchie willen habe sich Kaiser Franz in die traurige Nothwendigkeit gefügt; ihrem theuren verehrten Vater zu Liebe Maria Louise das ungeheuere über sich ergehen lassen". Denn das mußte bei ruhigerem Erwägen jedem klar werden daſs ein so großes Opfer nicht ohne heilsame Folgen bleiben könne; die Monarchie, sagte man sich, habe dadurch ihren gefährlichsten Gegner wenn nicht zum Freunde und Schützer gewonnen, doch jedenfalls in eine Lage gebracht wo er sich der mannigfaltigsten Rücksichten gegen sie und ihre Interessen kaum werde entschlagen können; Österreich werde mindestens einige Jahre der Ruhe und Sicherheit genießen und damit in die Möglichkeit versetzt die Wunden zu heilen welche die fast unausgesetzten Kriege der letzten Jahre allen Ländern des mittleren Europa geschlagen, die inneren Zustände zu verbessern und zu befestigen, den Künsten des Friedens neuen Spielraum zu gönnen; eine so nahe Verbindung des stürmischen Eroberers mit dem conservativsten Herrscherhause von Europa werde seinem Ehrgeiz, für einige Zeit wenigstens, Zügel anlegen, den zerstörenden Gang seiner Angriffs-Politik aufhalten. Es dauerte nicht lang, und die guten Leute sahen in dem bevorstehenden Ereignisse gar nichts anderes mehr als das lang ersehnte Ende aller Trübsal und Besorgnisse. Am 24. Februar brachte die Wiener

Zeitung die amtliche Nachricht von dem am 7. zu Paris stattgefundenen „förmlichen Eheverlöbnis“ und bemerkte dazu: „Diesem großen Bunde huldigen Millionen; in ihm sehen die Völker Europas das Unterpfand des Friedens, nach nun erloschenen Kämpfen die Segnungen der Zukunft“. Die Worte riefen im Publicum den freudigsten Wiederhall wach; man riß sich um das Blatt von welchem die Druckerei nicht Exemplare genug liefern konnte. Und wie in dem Wiener Leben jener Zeit das leichtlebige Phaiakenthum noch eine so große Rolle spielte, so ging es, wo alles sich zu freuen hatte, in häuslichen Kreisen und an öffentlichen Orten laut und hoch her. „Seit vielen Jahren ist auf der Redut in Essen und Trinken nicht so viel verschwendet worden“, schrieb der „junge Eipeldauer“ seinem „Herrn Vettern“ in Kagran; „das wird aber alles aus lauter Freud, und in der Hoffnung g'schehn seyn, daß wir ein dauerhaften Frieden kriegn“. Und ein paar Tage später: „So lebendig ist's in der Wiener Stadt seit langer Zeit nicht zugangen, und man hört fast kein anderes Wort mehr als von der großen Vermählung und vom dauerhaften Frieden den sich alle davon versprechen“ [40]). So kam es daß Metternich schon in der zweiten Hälfte Februar nach Paris schreiben konnte, „das Ereignis habe die allgemeine Billigung des eigentlichen Hauptstockes der Bevölkerung für sich“ [40 b]).

Von Seiten des französischen Hofes wurde mittlerweile fortwährend gedrängt. Am 20. erhielt Otto durch einen außerordentlichen Courier den am 7. zu Paris von Schwarzenberg und Champagny unterzeichneten Vertrag; schon am Vormittage des 21. fand der Austausch der Ratificationen desselben zwischen ihm und Metternich statt. Letzterer empfing von seinem Kaiser den Befehl die Acten über die Vermählung der Erzherzogin Maria Antoinette heraussuchen zu lassen, da er wolle dafs in allem auf's genaueste das vorgeschriebene Ceremoniel beobachtet und nichts außeracht gelassen werde was dem Vorgange möglichsten Glanz und Ansehen zu verleihen vermöchte.

Allein während in solcher Weise der österreichische Minister und der französische Botschafter alles auf den besten Weg gebracht zu haben meinten, erhoben sich von anderer Seite Anstände deren Beseitigung den beiden Staatsmännern in den nächsten Tagen manche Sorge bereiten sollte.

22.

Wie wir bereits erzählt, war es einer der Punkte worauf der kaiserliche Hof von allem Anfang das größte Gewicht legte: daß kein kirchliches Hindernis dem beabsichtigten Ehebunde im Wege stehe. Als die Angelegenheit um die Mitte Februar sich ihrer Verwirklichung näherte blieb von Seite Metternich's dieser Punkt keineswegs unbeachtet, und auch von französischer Seite hielt man denselben für so wichtig dass man dem Grafen Otto die Original-Documente des Pariser Officialates mit dem Auftrage übersandte: „dieselben auf Verlangen dem kaiserlichen Hofe behufs Einsichtnahme zur Verfügung zu stellen". Allein sei es nun dass Metternich die Nothwendigkeit einer Vorlage der betreffenden Schriftstücke Otto gegenüber nicht ausdrücklich betonte, oder dass er in seiner leichten Weise meinte eine mündliche Erklärung des französischen Gesandten, dass ein Hindernis kirchlicher Natur nicht vorhanden, werde um so mehr genügen als ihm, Metternich, gleichzeitig Aufklärungen des Cardinals Consalvi zukamen, die keinen Zweifel darüber ließen dass von Seite der päpstlichen Curie die Verbindung Napoleon's mit Josephine Beauharnais zu keiner Zeit als eine kirchlich giltige aufgefasst wurde, genug, Otto machte dem österreichischen Staatskanzler von dem Einlangen jener Papiere keine Mittheilung sondern behielt sie ruhig in seiner Schublade und hatte, als nach drei Tagen, 17.—19., keine Nachfrage darum geschehen war, nichts eiligeres zu thun als sie am 20. mittelst Couriers an den Herzog von Cadore zurückzusenden [41]).

Bisher war in Wien die ganze Angelegenheit nur zwischen der Staatskanzlei und dem französischen Gesandtschafts-Hotel hin- und hergegangen: jetzt wo es sich um die letzten Schritte handelte konnte das fürst-erzbischöfliche Palais nicht umgangen werden, und von hier erhoben sich unerwartet Schwierigkeiten. Graf Hohenwart ließ eine Reihe genau formulirter Fragen zusammenstellen, rücksichtlich deren er vollkommene Beruhigung haben müsse wenn von ihm verlangt werde dass er dem zu schließenden Ehebündnisse der Frau Erzherzogin den Segen der Kirche ertheile. Die wichtigsten dieser Fragen waren folgende:

„Nach welchen Gesetzen und unter welchen Förmlichkeiten ist seinerzeit die Verbindung zwischen Napoleon und Josephine Beauharnais abgeschlossen worden?

War es blos ein Civil-Contract, oder hat die Kirche dabei intervenirt?

Hatte der Civil-Contract, wenn es ein solcher war, eine unauflösliche Verbindung im Auge oder eine solche die unter gewissen Bedingungen wieder zu trennen war?

Wenn blos ein Civil-Contract stattgefunden, wurde derselbe vor der durch den heiligen Vater vorgenommenen Krönung erneuert oder bekräftigt?

Aus welchem Titel fand die Auflösung des bürgerlichen Ehebandes statt, und unter Beobachtung welchen Vorgangs hat die kirchliche Behörde die Nichtigkeit desselben ausgesprochen?“

Zur Aufhellung dieser Zweifel bedurfte man einer Einsicht in die Acten, und in dieser Absicht wandte sich am 24. Februar Metternich im Auftrage seines Monarchen an Otto, von dem er nun zu seinem großen Erstaunen erfuhr daſs sich die betreffenden Papiere bereits auf der Rückreise nach Paris befänden. Otto versprach augenblicklich einen außerordentlichen Courier nachzuschicken; allein ehe dieser nach Paris kam und von da wieder zurück sein konnte vergingen bei der größten Beschleunigung vierzehn Tage, ein Aufschub der dem französischen Gesandten um so mehr auf der Seele brannte als er die Ungeduld seines Gebieters in dieser Angelegenheit kannte und sich dabei sagen mußte daſs nur er allein an diesem Misgeschick schuld sei.

Über einige der aufgeworfenen Fragepunkte ließ sich zwar auch ohne Einsicht in die Papiere Auskunft geben, und die Ungenirtheit, die Frivolität, die man französischerseits an den Tag legte um nur die Bedenken des Wiener Kirchenfürsten in vollständigster Weise zu beseitigen, machen einen eigenthümlichen Eindruck. Man schien es im französischen Gesandtschafts-Hotel gar nicht zu fühlen wie sehr man die Vergangenheit Napoleon's und jene der hohen Frau, die ihm in den Jahren seines Glückes hingebend und glanzvoll zur Seite gestanden,

herabwürdigte wenn man sich alle erdenkliche Mühe gab den Nachweis zu liefern, Napoleon sei eigentlich nie mit ihr rechtskräftig vermählt gewesen, mit andern Worten, er habe im Grunde die ganze Zeit hindurch als Beherrscher der „großen Nation" eine Gauklerin, ein Kebsweib an seiner Seite gehabt. Zum Beweise dass die Verbindung zwischen dem damaligen General Napoleon Buonaparte und Josephine Beauharnais ohne alle kirchliche Intervention und als eine unbedingt auflösliche eingegangen worden, legte Otto die in der Sitzung der National-Versammlung vom 14. und 20. September 1792 angenommenen vier Artikel „über die Ehetrennung" vor, nach denen die Ehe „durch die gegenseitige Einwilligung der Verbundenen" aufgelöst werden konnte und in diesem Falle jeder Theil „die volle Unabhängigkeit mit der Freiheit eine neue Ehe zu schließen" erlangte. Der National-Convent hatte am 22. August 1793 diese Befugnis der Ehetrennung noch weiter ausgedehnt, indem letztere auch „durch den blosen ausdauernden Willen eines der Gatten" sollte stattfinden können. Otto erklärte überdies: „es sei eine Sache von unbestrittener Offenkundigkeit, dass es zu der Zeit da jenes erste Ehebündnis geschlossen worden in ganz Frankreich keinen Priester gegeben habe der bei einem ähnlichen Acte intervenirte, indem alle Heiraten damals einfach als bürgerliche Verpflichtungen angesehen worden die das geringste Misverständnis oder gegenseitige Übelwollen gesetzlich lösen konnte". Zwar seien, fuhr Otto fort, „seit dem Regierungsantritt des Kaisers Napoleon die Grundsätze des katholischen Glaubens wieder mehr zur Geltung gekommen und die Mehrzahl der früher eingegangenen Ehebündnisse mit Beobachtung der kirchlichen Förmlichkeiten erneuert und geheiligt worden; allein gerade mit der Ehe Seiner Kaiserl. Majestät sei dies nicht der Fall gewesen" ꝛc. Über diesen letzteren Umstand nun bot die bereits erwähnte Eröffnung des Cardinals Consalvi entscheidende Anhaltspunkte. Dieser Mittheilung zufolge hatte Pius VII. keineswegs, wie französischerseits behauptet wurde, den Cardinal Fesch zu dem heimlichen Vorgange am 1. December 1804 ermächtigt; „vielmehr habe der Papst erst darnach erfahren wie sehr man ihn getäuscht, sein Vertrauen misbraucht habe; es hätten zwischen ihm und dem neuen Kaiser lebhafte und gereizte Auseinandersetzungen stattgefunden; allein vor der Öffentlichkeit habe es der heilige Vater doch für besser gehalten über ein Ereignis,

das nicht mehr rückgängig zu machen war, strenges Stillschweigen zu bewahren".

Über diese Punkte konnte somit das Wiener fürst-erzbischöfliche Ordinariat beruhigt sein; es handelte sich nur noch um den Nachweis der rechtsgiltig und förmlich stattgefundenen Auflösung des Ehebandes. „So lang mir", erklärte Graf Hohenwart am 28. Februar allerunterthänigst seinem Monarchen, „der Grund der bürgerlichen und geistlichen Behörden in Frankreich, aus welchem sie die Nullität und Ungiltigkeit der Napoleonischen Ehe erklärt haben, ordentlich überweisend authentisch nicht bekannt ist, so bin ich nicht im Stande die bevorstehende Ehe mit der Erzherzogin Louise einzusegnen, um nicht das Heil. Sacrament der Gefahr der Nullität, das Brautpaar in eine gefährliche wankende, vielen Witzeleien, Klügeleien ausgesetzte Lage zu setzen". Sollten demnach, fuhr der Fürst-Erzbischof fort, die erwarteten Acten nicht vor dem zur Vornahme der Trauung festgesetzten Tage eintreffen, so gebe es ein einziges Mittel: daß nämlich entweder die Staatskanzlei oder die böhmisch-österreichische Hofkanzlei oder eine zuständige Gerichtsbehörde ihm die Versicherung gebe, „dass die Ungiltigkeit des natürlichen und civil-ehelichen Vertrages zwischen dem Kaiser Napoleon und der Kaiserin Josephine ordentlich und rechtmäßig sey anerkannt und publicirt worden". Mit dieser Erklärung des Fürst-Erzbischofs war ein erwünschter Ausweg gefunden. Metternich dem der Boden unter den Füßen brannte [42]) schlug seinem Monarchen vor, für den angedeuteten Zweck ein „Collegium" zusammenstellen zu lassen, bestehend aus einem Präsidenten, drei Beisitzern und einem Protocoll-Führer; allein bald einigte er sich mit Otto in der Überzeugung: „was dies beabsichtigte Collegium zu thun vermöge, das könne ja er, Otto, noch besser und sicherer leisten; er habe die Papiere des Pariser Officialates eingesehen, er habe sie drei Tage in Händen gehabt, er sei daher im Stande aus eigener Überzeugung über den Inhalt derselben Rechenschaft zu geben." Davon säumte denn Otto keinen Augenblick erschöpfenden Gebrauch zu machen. Vom 28. Februar datirte der Vortrag des Grafen Hohenwart, vom 1. März jener des Staatskanzlers an den Kaiser; noch an diesem selben Tage setzte der französische Botschafter eine „formelle Erklärung" auf worin er im wesentlichen bezeugte: „dass die beiden Urtheilssprüche

des Diöcesan- und des Metropolitan-Officialates von Paris, deren Original-Schriftstücke er in Händen gehabt und eingesehen, sich wesentlich auf den gänzlichen Abgang aller durch die Kirchengesetze vorgeschriebenen Förmlichkeiten stützen, und dafs darin die Nichtigkeit der ersten Heirat Sr. Maj. des Kaisers Napoleon durch sieben ehrwürdige Kirchenfürsten auf Grund der heil. Canones und auf Grund glaubwürdiger Original-Documente anerkannt worden sei". Otto fügte dieser seiner Zeugenschaft die Bemerkung bei, „dafs den Franzosen mehr wie jeder anderen Nation daran gelegen sein müße die Ungiltigkeit der früheren Ehe ihres Kaisers beurkundet zu wissen, als dieser hochwichtige Umstand es sei auf den sich in der Folge die Rechte der Nachkommen Sr. Maj. des Kaisers Napoleon gründen würden".

Die amtliche in den bündigsten Ausdrücken abgefafste Erklärung Otto's hatte die beabsichtigte Wirkung. Der Fürst-Erzbischof fand sich in seinem Gewissen beruhigt und erklärte selbst, dafs die von ihm beantragte und von Metternich vorgeschlagene Conferenz nun überflüssig geworden. Er erbat sich nur die Mittheilung eines Auszuges aus der Note des französischen Botschafters, welcher Auszug von der kaiserlichen Staatskanzlei legalisirt und mit dem „Placet" des Kaisers oder einer anderen authentischen Anerkennung versehen und ihm, Fürst-Erzbischof, in diplomatischem Wege zugestellt werden müße, „damit der Auszug dadurch zu einer Art Document werde das man erforderlichen Falls zur Geltung bringen und dadurch den beiden Gatten und ihm eine wahrhafte Beruhigung verschaffen könne". Schon am 3. März bekam Graf Hohenwart den gewünschten legalisirten Auszug mittelst eigenen kaiserlichen Cabinets-Schreibens in seine Hände, und gleichzeitig sandte Metternich den Legations-Secretär v. Neumann mit der Botschaft nach Paris dafs alle weiteren Anstände endgiltig beseitigt seien[43]).

23.

In Paris scheint man sich, außer etwa im österreichischen Gesandtschafts-Hotel, über diese Anstände nicht eben viel Sorge gemacht zu haben; die Vorbereitungen zum Empfang der Kaiserbraut und zur

feierlichen Trauung wurden mit einer Eile betrieben, als ob man von Schwierigkeiten oder Hindernissen die dem Zustandekommen der Verbindung in den Weg treten könnten gar nichts wisse.

Es ist bekannt dass, je jünger die Dynastie war die mit Napoleon I. ihren Anfang genommen hatte, desto besorgter und umsichtiger von derselben alles auf das Hof-Ceremoniel bezügliche in's Auge gefasst wurde, um nur ja in keinem Stücke hinter den Förmlichkeiten der stolzen Ludwige von Frankreich oder sonst eines der alten europäischen Fürstenhäuser zurückzubleiben. Dabei verrieth sich auch in diesem Punkte der scharfe durchdringende Geist, die Menschenkenntnis und schlaue Berechnung des großen Emporkömmlings der Revolution Kaiserin Josephine, eine Frau von reiferen Jahren und reicher Erfahrung, hatte sich was ihren inneren Hofhalt betraf einer ausgedehnten Unabhängigkeit von Seiten ihres kaiserlichen Gemahls zu erfreuen: sie sah wen sie wollte, sie liebte und pflegte die Gesellschaft in der sie durch ihren Tact, durch die Freundlichkeit und Munterkeit ihres Wesens glänzte und aus der sie durch ihre persönliche Liebenswürdigkeit ihrem hochgebietenden Gemahl immer neue Freunde und Anhänger zuzuführen strebte. Das mußte nun, so erkannte Napoleon mit richtigem Blick, anders werden. Josephinens Nachfolgerin war ein junges unbefangenes Geschöpf, ohne Reife und Erfahrung auf einen Boden und in Verhältnisse versetzt die ihr vollständig neu waren. Hier thaten bindende Formen des Hoflebens Noth, die vor allem geeignet waren die jugendliche Gebieterin von allen Zudringlichkeiten der Cabale und des Coterie-Wesens frei zu halten. Auch auf eine sorgfältige Auswahl der Personen die den Dienst bei der jungen Monarchin zu versehen hatten, kam es für diesen Zweck an. Die Königin von Neapel wurde von ihrem Bruder mit diesem wichtigen Geschäfte betraut, aber in letzter Linie war es immer Napoleon selbst der entschied. An Bewerbern und Bewerberinen um die neuen Posten fehlte es nicht; ja es mußte auffallen welch eigenthümliche Wirkung die Kunde, dass eine Prinzessin aus dem altkaiserlichen Hause Österreich den Thron Napoleon's theilen solle, in Kreisen hervorbrachte die sich bis dahin abseits von Geschäften und öffentlichem Leben gehalten hatten, die in der Welt und am Hofe des neugeschaffenen Kaisers nie erschienen waren und die sich jetzt heran-

drängten um eine Stelle im Dienste der künftigen Monarchin zu erhalten. Für den Posten der Ehren-Dame schwankte Napoleon eine Zeit zwischen der Prinzessin von Beauvau und der Herzogin von Montebello, Witwe seines Freundes und Vertrauten, des bei Aspern gefallenen Marschalls Lannes. Er entschied sich für letztere, eine Frau kaum zehn Jahre älter als ihre künftige Gebieterin, eben so schön von Gestalt als rein von Sitten, gemessen und tactvoll in ihrem Benehmen; andererseits warf man ihr allerdings Mangel an Gemüth, Selbstsucht in ihren Angelegenheiten, Schonungslosigkeit in ihrem Urtheil über dritte Personen, Schroffheit und Härte gegen tiefer Stehende vor. Oberste Kammerfrau, „dame d'atours", wurde die Gräfin Luçay, eine sanfte gutmüthige Dame von edlem Ton und Anstand. Der Senator Graf von Beauharnais wurde zum Hof-Cavalier, der Fürst Aldobrandini zum ersten Stallmeister, der Erzbischof Ferdinand von Rohan zum Groß-Almosenier ernannt. Außerdem gab es hundert Palast-Damen, sechs „Anmelde-Damen", dames d'annonce — von Napoleon wegen der Amaranth-Farbe ihrer Roben kurzweg „femmes rouges" geheißen — und achtzehn Kammerfrauen, „dames blanches", von welch letzteren jederzeit zwei unmittelbar und unausgesetzt um die Person der Kaiserin sein mußten [11]). Zur feierlichen Werbung um die Hand der kaiserlichen Prinzessin im Namen seines Gebieters und zur Abholung derselben von Wien bestimmte Napoleon seinen vertrauten Berthier, und es wurde ausdrücklich angeordnet dass derselbe, um Österreich nicht zu verletzen, für den besonderen Fall seinen zweiten Titel eines „Herzogs von Wagram" fallen zu lassen, nur als „Fürst von Neufchatel" aufzutreten habe.

Einen schwierigen Stand hatte der französische Oberst-Ceremonien-Meister. Die Hof-Acten waren während der Revolution großentheils zugrunde gegangen, die vorhandenen waren lückenhaft und ließen den armen Grafen Ségur über die wichtigsten Fragen der Etiquette im Stich. So konnte er durchaus nicht herausbringen welchen Sitz der österreichische Botschafter bei der Trauungs-Feierlichkeit einzunehmen habe, und wandte sich in seiner Verlegenheit an den Fürsten Schwarzenberg der seinerseits darüber nach Wien schrieb man möge die Berichte des kaiserlichen Gesandten zur Zeit der Königin Maria Antoinette,

Fürsten Starhemberg, heraussuchen, „eines Mannes den man ohne Frage als classische Autorität in dieser Angelegenheit betrachten könne“.

Auch die Stellung der Kaiserin Josephine kam in Frage. Dieselbe hatte sich das schöne Schloß Navarre in der Nähe von Evreux als Sommer-Aufenthalt gekauft; den Winter gedachte sie in Paris zuzubringen. Österreichischerseits war man nicht derselben Ansicht. Graf Metternich ließ in seiner vertraulichen Correspondenz mit Schwarzenberg diesen Punkt nicht unerörtert und bat ihn, in der zartesten Weise und mit aller einer Fürstin von so edler Denkungsweise schuldigen Rücksicht, an gehörigem Orte ein Wort darüber fallen zu lassen[45]). Allein Napoleon selbst hatte sein Augenmerk darauf gerichtet und bereits Anfangs Februar Josephinen nahe gelegt, ihren Aufenthalt in Italien zu nehmen. Dazu war sie nicht zu bewegen; alles was man für's erste von ihr erreichte war, dafs sie sich für die Zeit der Hochzeitsfeierlichkeiten auf ihren Landsitz an der Loire zurückziehen wollte. Und selbst die Ausführung dieses Entschlußes scheint sie ungebührlich hinausgeschoben zu haben. Der armen Frau, der Keiner böses nachsagte weil sie nie absichtlich jemand etwas zu Leide gethan, waren Glanz und Gesellschaft alles; in den Tag hineinlebend, keiner ernsteren Beschäftigung fähig, von dem Flitter und den Äußerlichkeiten des Hoflebens befangen, fröstelte sie bei dem Gedanken fern von Paris weilen zu müßen. Als zuletzt die Zeit drängte, wurde ihre Abreise von Malmaison so eilig betrieben daß es fast wie eine Fortschaffung aussah, ohne Garden, ohne ihre gewohnte Umgebung, nur von reitender Gensdarmerie begleitet. Als sie durch Nanterre fuhr, wollten die Leute bemerken wie sie schluchzend das Gesicht in ihr Sacktuch drückte. So erzählte man allgemein in Paris.

Immer war noch keine entscheidende Antwort von Wien da. Alle die in diesen Tagen um die Person Napoleon's zu thun hatten, fanden ihn von einer Unruhe, von einer fieberhaften Ungeduld, die er nicht zu bemeistern im Stande war. Endlich am 22. Februar 2 Uhr N. M. traf im österreichischen Gesandtschafts-Hotel ein Courier, fünf Stunden später eine telegraphische Nachricht von Wien ein, deren Inhalt sich Schwarzenberg beeilte den Herzog von Bassano wissen zu lassen;

ersterer brachte die Mittheilung daß „die Frau Erzherzogin sich dem ihr gemachten Antrage günstig gestimmt zeige“, die zweite, „daß der Kaiser von Österreich die Bewerbung um die Hand seiner Tochter anzunehmen gewillt sei“. Für Napoleon kam jetzt eine schwere Stunde. Unter all den Lehrern deren Unterricht er in der Kriegsschule zu Brienne genossen, waren es der Tanzmeister, der der deutschen Sprache und jener des Schreibens gewesen die ihm am wenigsten rühmliches nachzusagen hatten, und der letztere Umstand war Ursache dass er selbst im Verkehr mit Souverainen seine Correspondenz durch seine Secretäre führte. Allein die Briefe an seine künftigen Schwiegerältern, an seine Braut konnte er doch unmöglich von einem Dritten schreiben lassen; er mußte sich entschließen selbst die Feder zu ergreifen. Mit vieler Mühe und großem Fleiß[45b]) brachte er endlich ein paar einigermaßen leserliche Seiten zusammen; nur mußte sein erster Geheimschreiber Baron Méneval, ohne dass man die fremde Hand merken sollte, ein wenig nachhelfen, was dieser hauptsächlich dadurch zuwege brachte dass er die Ringelchen im e schloß und die Pünktchen über dem i vervollständigte. So kamen am Ende glücklich die drei eigenhändigen Schreiben an Kaiser Franz, an die Kaiserin Maria Ludovica und an die Erzherzogin Maria Louise zustande[46]), mit denen General Lauriston an demselben Tage, Freitag den 23. Februar, von Paris abging, an welchem Fürst Paul Eszterházy, „zum Empfang und Complimentirung“ des Prinzen von Neufchatel an der Gränze, die österreichische Hauptstadt verließ. Nachträglich sandte Napoleon noch einen seiner Ordonnanz-Officiere, den Grafen Anatole Montesquiou ab, der der Erzherzogin das Portrait ihres Bräutigams überbringen, der Trauungsfeierlichkeit beiwohnen und nach Abschluß derselben unverweilt als erster Ueberbringer der Nachricht davon zurückkehren sollte. Am 27. ging ein Page des Cardinals Fesch mit der Vollmacht für den Wiener Fürst-Erzbischof zur Vornahme der Trauung unter Dispens von dem dreimaligen Aufgebote mit der Weisung ab, sich ähnliche Vollmachten bezüglich der in Paris vorzunehmenden Trauung vom Grafen Hohenwart zu erbitten[47]).

Am selben 27. Februar ließ Napoleon unter Gegenzeichnung des Herzogs von Bassano aus seinem „Palaste der Tuilerien“ eine Bot-

schaft an den Senat ausgehen, dem er die geschehene Werbung bekannt gab und die Artikel des Heiratsvertrages mittheilte. „Unsere Völker", ließ sich dabei der Kaiser und König vernehmen, „werden diese Prinzessin lieben aus Liebe zu uns, bis sie, Zeuge der Tugenden die Sie in Unserer Achtung so hoch gestellt haben, Sie um Ihrer Selbst willen lieben werden." Am 4. März nahm Napoleon, auf dem Throne stehend, die Antworts-Adresse dieser Körperschaft entgegen. Einen Tag früher hatte er, eine Art Genugthuung für die Kaiserin Josephine und ihr Haus, dem Prinzen Eugen das Nachfolgerecht in dem Großherzogthum Frankfurt verliehen, und ernannte er bald darauf den dritten am 20. April 1808 gebornen Sohn der Königin Hortense, Charles Louis Napoleon, zum Großherzog von Berg.

Die beiden Repräsentanten Österreichs am Hofe der Tuilerien, der weibliche nicht-officielle die Gräfin Metternich, und der männliche amtliche der kaiserliche Botschafter, erfuhren jetzt täglich neue Auszeichnungen von Seite Napoleon's und der Glieder seines Hauses. Am 1. März war kleiner Cercle mit Theater Spiel und Tanz: die Gräfin Metternich hatte ihren Platz unmittelbar nach der kaiserlichen Familie, vor der Fürstin von Neufchatel. Am nächsten Abend war Spiel in den Appartements des Kaisers als ein Courier eine Depesche aus Wien brachte; Napoleon, nachdem er sie durchlesen, reichte sie dem Fürsten Schwarzenberg hin, zog dann diesen in ein Seiten-Cabinet und unterhielt sich mit ihm mehr als anderthalb Stunden von den Wünschen und Planen bezüglich seiner künftigen Gemahlin. Am 5. war Hofjagd der abermals der österreichische Botschafter beiwohnen mußte; Napoleon nahm ihn wiederholt beiseite, besprach alle Einzelheiten der Trauung, der Reise der Kaiserbraut rc. Alles zeigte wie unablässig ihn diese Angelegenheit beschäftigte, wie sein ganzes Sinnen und Trachten daran hing.

Als Schwarzenberg am Abend des 5. von der kaiserlichen Jagd zurückkehrte, fand er eine Einladung Champagny's sich in das Hotel der auswärtigen Angelegenheiten zu verfügen. Der Herzog von Cadore war untröstlich über die Ungeschicklichkeit Otto's die Consistorial-Acten zurückzuschicken ehe er davon amtlichen Gebrauch gemacht hatte, und

erschöpfte sich in Nachweisen dass der Verbindung Napoleon's mit Josephinen jeder nachhaltige Charakter gefehlt habe: einmal habe keine rechtsgiltige Einwilligung stattgefunden, und zweitens seien die vom Trienter Concil vorgeschriebenen Förmlichkeiten nicht beobachtet worden. „Aber dann kann man sich ja die Sache nicht anders erklären", bemerkte Schwarzenberg, „als daß der Kaiser Napoleon nie die Absicht gehabt habe eine wahre Ehe mit der Kaiserin Josephine abzuschließen, sondern dass er geflissentlich Lücken in den Förmlichkeiten offen gelassen um, dafern er keine Kinder von ihr bekäme, das Band wieder aufzulösen das er nur zum Scheine geschlossen!" Champagny versicherte ihn, das sei allerdings die richtige Auffassung. Schwarzenberg sprach denselben Tag noch Maret, der aus zwei Nichtigkeitsgründen gar vier machte: 1. Unvollkommene Einwilligung; 2. Abgang der Publicität; 3. Mangel an Zeugen und 4. Außerachtlassung der durch das Concil von Trient vorgeschriebenen Förmlichkeiten; es sei, fügte er bei, „schon damals vom Pfarrer gegen die Heimlichkeit des Ehebündnisses Einsprache erhoben worden, doch habe man ihn zum Schweigen gebracht" [47b]).

Noch denselben Abend verließ ein Courier mit den Consistorial-Acten Paris und kreuzte sich ohne es zu wissen, etwa an der französischen Gränze, mit dem am 3. Abends von Wien abgegangenen Neumann, der 4 Uhr früh am 11. in Paris eintraf und die Nachricht brachte daß man jene Acten nun nicht weiter benöthige.



IV.

Hochzeitsfahrt und Vermählungs-Feierlichkeiten.

24.

Wenn wir uns durch die ganze letzte Zeit um die Person der Erzherzogin, der die Hauptrolle in dem Schauspiele zufiel das sich nun vor den Augen des staunenden Europa entfaltete, um ihre Anschauungen und Gefühle, ihren Willen oder ihre Abneigung gar nicht kümmerten, so haben wir nur gethan was der Hauptsache nach damals in den Tuilerien und im Hotel der auswärtigen Angelegenheiten an der Seine, was aber theilweise selbst in unserer Kaiserburg und im Cabinete der Haus- Hof- und Staats-Kanzlei geschah. Maria Louise war schon lang in Paris Braut, ehe sie in Wien eine Ahnung davon hatte es je werden zu können. Es hat alle Wahrscheinlichkeit für sich daſs die Prinzessin bis in die erste Hälfte Februar in vollständiger Unkenntnis ihrer nahen Bestimmung gelassen wurde und daſs ihr Vater, der sich voraussagen konnte was die nächsten Folgen seiner Eröffnung sein würden, damit zurückhielt so lang es nur irgend möglich war. Was mußte auch in dem Herzen der jungen Erzherzogin vorgehen als an sie die Zumuthung herantrat dem Kaiser Napoleon ihre Hand zu reichen! Es war das derselbe Mann dessen Namen sie im Schoße ihrer Familie nie ohne Ausdrücke tiefsten Abscheus hatte aussprechen hören; derselbe Mann gegen den sie, als Kind mit ihren Geschwistern spielend, stets ihre

zerstörendsten Geschoße gerichtet, ihre leidenschaftlichsten Streiche geführt hatte; derselbe Mann dem sie in den letzten Kriegen, als er so hart ihren Vater bedrängte, wohl hundertmal eine Kugel in den Leib gewünscht hatte um sein verruchtes Leben geendet zu wissen! Was für Kämpfe mochte es darum gekostet haben ehe sie sich entschloß in die Höhle des Löwen zu gehen, wenn sich überhaupt von Kämpfen sprechen ließ in dem Verhältnisse zwischen einem Vater der der Abgott und unterwürfig verehrte Gebieter seiner Familie war, und einer seit ihrer Kindheit an blinden Gehorsam und Fügsamkeit gewohnten Tochter. Nicht von Widerstand, nicht von Trotz und Unwillfährigkeit konnte da die Rede sein, nur von heißen Thränen, von inbrünstigem Flehen und Beschwören, ein Opfer so unnatürlicher Art von ihr nicht zu verlangen. Doch es half alles nichts; das Opfer mußte gebracht werden, „und am Ende", so tröstete sie ihr Vater, „werde sie bald an sich selbst erfahren daſs das Opfer kein so großes gewesen" [18]).

Die meisten ihrer Wiener Landsleute befanden sich bereits in einer Gemüthsverfassung wo sie über die Hoffnungsseligkeit wegen des „dauerhaften Friedens" und über die Kinderfreude, was man alles in den nächsten Tagen werde zu sehen und zu hören bekommen, ganz zu vergessen schienen, mit welcher Angst und Pein ein junges harmloses Geschöpf es über sich gewinnen müße um ihnen jene Vortheile zukommen, um sie diese Vergnügungen genießen zu lassen. Das Wiener Publicum war in den letzten Wochen wie umgewandelt. Dieselben Leute hatten nur Worte der Bewunderung für den Kaiser Napoleon, die noch vor kurzem des Fluchens und Schimpfens über den „Bonapart" kein Ende hatten finden können. Den Franzmann, den man früher als den Erbfeind verwünscht, pries man jetzt und suchte ihm zu gefallen. Der Oberst-Burggraf von Böhmen Graf Wallis, einige Monate später zum Hofkammer-Präsidenten ernannt, war einer der ersten der mit Wohlgefallen im Rock vom neuesten Grün, das zu Napoleon's Ehren in der Donau-Stadt schnell Mode wurde, sich in den Straßen zeigte. Wer heute tadelte ahmte morgen schon nach. Die Vorbereitungen für die erwartete große Feierlichkeit nahmen die ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Reiche Cavaliere, die ihre Gala-Wagen während des letzten Krieges nach Ungarn und Böhmen geschafft hatten ließen sie mit

Extrapost nach Wien kommen um sich nur ja während der Festtage nicht vermissen zu lassen. Dichter und Dichterlinge spitzten ihre Federn und sandten zum Preise des großen Ereignisses, und der Haupt-Personen an die sich dasselbe knüpfte, die Ergüße ihrer versificirten Begeisterung in die Welt hinaus[40]). Mit bitterem Sarkasmus schrieb Justinus Kerner an seine im ernsteren Prag weilenden Freunde: „Die Wiener sind toll wegen der Heirat; Napoleon ist nun ein Gott, man betet für ihn in den Kirchen; die Besiegung ist Gewinn; sie betrachten jetzt mit Entzücken die Ruinen von Wien; die zerriebenen Steine der Festungswerke streuen die Kaufleute zum süßen Angedenken an den göttlichen Mann in ihre Zimmer als Bodensand, auch sandeln sie die Briefe damit und mischen ihn unter den Marocco“.

Eine ungekünstelte Huldigung, die auf die junge Kaiserbraut nicht ohne wohlthätigen Eindruck bleiben konnte, wurde ihr von französischer Seite dargebracht. Nach dem letzten Kriege waren Massen verwundeter Feinde zurückgeblieben von denen nun ein großer Theil schon geheilt war. Diese fanden sich eines Tages in den Gängen der Hofburg vor den Gemächern Maria Louisens ein; „sie wollten“, sagten sie, „sich nur das Vergnügen machen ihre künftige Kaiserin zu sehen, und wenn sie zwölf Stunden warten müßten, sie würden sich nicht vom Flecke rühren“. Maria Louise der man diesen Vorfall zutrug ließ nicht lang auf sich warten; sie trat heraus und sprach einige der Harrenden in ihrer Landessprache an, was die Franzosen derart begeisterte dass sie ihr, als die Erzherzogin sich wieder zurückzog, laute Hoch's nachriefen: „Vive notre Impératrice! Vive la maison d'Autriche!“ Voll freudigen Erstaunens hierüber schrieb der „junge Eipeldauer“ nach Kagran: „Was hätt der Herr Vetter dazu gsagt, wenn man so was vor 4 Monaten prophezeyt hätt“?

Am 4. März traf der Fürst von Neufchatel, „der französische Herr Großbotschafter“, in Wien ein und stieg fürs erste im Schwarzenberg-Palais am Glacis ab. Tags darauf hielt er von da seinen feierlichen Einzug in die Stadt. Man hatte in der Eile einen neuen Weg herrichten und eine Brücke bauen müßen, um ihn in anständiger Weise über die Trümmer der von seinen Landsleuten ein paar Monate

früher in die Luft gesprengten Bastionen in die Hofburg zu bringen wo für ihn in dem Tracte der Reichs-Kanzlei Appartements hergerichtet waren[50]). Noch denselben Tag wurde er in feierlicher Audienz vom Kaiser dem er seine Vollmachten zu überreichen hatte, von der Kaiserin, zuletzt von der Erzherzogin Maria Louise empfangen. Ueber diese und alle folgenden Feierlichkeiten wurde das Publicum durch die „Wiener Zeitung", wo man das Einzelne nachlesen kann, in fortlaufender Kenntnis erhalten. Bereits hatten die verschiedenen Provinzial-Stände ihre feierlichen Auffahrten und Audienzen begonnen; am 4. die von Ober-Österreich, am 6. jene von Österreich unter der Enns mit dem Landmarschall Grafen Dietrichstein an der Spitze, am 7. eine Deputation der Königreiche Kroatien und Slavonien und von zehn ungarischen Comitaten, und eine andere der Stände von Mähren und Schlesien; am 8. die von Böhmen, deren Sprecher ihr ehemaliger Oberst-Burggraf Graf Wallis abgab u. s. w. Die jugendliche Erzherzogin hatte bei diesen Anlässen schwere Prüfungen zu bestehen. Oft war ihr das Weinen näher als das Reden, wie etwa wenn sie der nieder-österreichischen Deputation gegenüber ihres nahen Abschiedes von dem Orte gedachte „wo sie geboren, wo sie so glückliche Zeiten verlebt; ewig werde das Andenken an ihr Vaterland in ihrem Herzen bleiben, und immer werde sie den wärmsten Antheil an dem Glück und Wohlergehen von dessen Bewohnern nehmen".

Am selben Tage wo Berthier seine ersten Audienzen bei Hofe genommen, war Graf Montesquiou mit dem früher erwähnten zweiten Schreiben Napoleon's in Wien eingetroffen. Nicht blos der Inhalt seiner Briefe, schon die Art und Rechtzeitigkeit ihrer Ueberbringung machten an unserem Hofe den besten Eindruck; man meinte daraus zu ersehen dass Napoleon nur mit einer Art Ungeduld, gleichsam als fürchtete er sonst nicht an sein Ziel zu kommen, die Sache anfangs überstürzt habe, dass er es aber jetzt nicht daran fehlen lasse alle gebotenen Rücksichten einzuhalten[51]). Noch am 6. wurde der k. k. Kämmerer Graf Schönborn mit den Antwortschreiben der kaiserlichen Familie nach Paris abgeschickt; Kaiser Franz ließ in dem seinigen jede politische Anspielung beiseite und sprach einzig als Vater eines geliebten Kindes dessen Schicksal er in die Hände seines künftigen Gatten

legte. Der Fürst von Neufchatel, der nebst Lauriston, Otto und dem gleichfalls in Wien anwesenden Narbonne täglich in den höchsten Kreisen verkehrte, nahm die angenehmsten Eindrücke in sich auf und sprach sich gegen Metternich wiederholt darüber aus. Er konnte sich der Ueberzeugung nicht verschließen dass alle Angaben, die nach Paris über das innere Wesen und die Umgangsweise am Wiener Hofe gelangt waren, vollkommen falsch gewesen; er war besonders erstaunt über die in Frankreich unbekannte Entfaltung großartiger Pracht und Macht die er in Wien fand[52]).

Donnerstag den 8. März N. M. 6 Uhr fuhr der französische Großbotschafter „in feierlichem Staate" bei Hofe auf und eröffnete, nachdem er sich dem Throne des Kaisers genähert, in einer Ansprache seinen Auftrag: „um die Hand Ihrer kaiserl. Hoheit der Durchlauchtigsten Frau Erzherzogin Maria Louise für Se. Maj. den Kaiser der Franzosen zu werben". Darauf erschien von ihrem Hofstaat umgeben die Erzherzogin, der der Großbotschafter das Bildnis des Kaisers Napoleon überreichte, das sich die Kaiserbraut durch ihre Oberst-Hofmeisterin vor die Brust heften ließ. Der Fürst von Neufchatel verfügte sich sodann in gleich feierlichem Aufzuge zu Ihrer Majestät der Kaiserin und zuletzt zum Erzherzog Karl dem er den Wunsch seines Gebieters, dessen Stellvertretung bei der Vermählung zu übernehmen, eröffnete und die darauf bezügliche Vollmacht überreichte. Am 9. März N. M. 1 Uhr fand in der „Geheimen-Raths-Stube" die vor der Vermählung kaiserlicher Prinzessinen übliche „Renuntiation" auf alle Thronrechte mit dem Eide auf das Evangelium, am Sonntag den 11. um ½ 6 Abends in der Augustiner-Kirche die Vermählungsfeier statt, wobei der Sieger von Aspern den Platz seines großen Gegners ausfüllte; „nach der Ringswechslung aber nahm die Durchlauchtigste Braut den für Se. Majestät den Kaiser Napoleon bestimmten Ring wieder zu sich, um solchen persönlich Ihrem Durchlauchtigsten Gemahl selbst zu überreichen". Unmittelbar nach der Trauung sandte die neue Kaiserin ihren dienstthuenden Kammerherrn Grafen Komorowski in Begleitung des französischen Obersten Romeuf und des „Commissaire-Ordonnateur" Delille in sämmtliche Militär-Spitäler, um „jedem kranken oder verwundeten Krieger der Nation die bald stolz auf Ihren

Besitz sein wird einen Napoleon'dor, jedem Amputirten aber 5 Napoleon'dors" einzuhändigen; gleiches geschah mit den Sachsen und anderen Verwundeten der mit Frankreich alliirten Truppen.

Am Abend war in der Stadt feierliche Beleuchtung, die nur leider von einem abscheulichen Sturmwind arg mitgenommen wurde; „denn wenn s' zehn Lampen anzunden habn, so hat der Wind wieder zwanzig ausglöscht", schrieb der Eipeldauer. Unter den Transparenten machte jenes des berühmten Mechanikers Mälzel in der Nähe des rothen Thurmthores am meisten von sich reden. Er hatte in einem seiner Fenster seinen „Kriegs-Trompeter" aufgestellt; doch war derselbe diesmal verstummt und ein schwebender Friedensengel wies, während aus dem Innern des Gemaches angenehme Musik ertönte, auf das Chronostikon:

taCe MVnDVs ConCors!

Aber auch allerhand boshafte Streiche, satyrische Bilder und Inschriften gaben der Polizei zu schaffen; sie verriethen den unbezwinglichen gegeheimen Groll Solcher die sich nun einmal in das, wie sie meinten, unnatürliche Bündnis nicht finden mochten.

Der 13. März war der schwere Tag wo Maria Louise sich von ihren Angehörigen trennen mußte um einer ungewissen Zukunft entgegenzugehen. Gedenkmänner die sie damals zu sehen Gelegenheit hatten, wissen von den schweren Tropfen zu erzählen die ihr fast unabläßig in den Augen standen oder sich über die jugendfrischen Wangen hinabstahlen: es kostete sie Anstrengung genug daſs sie nicht in lautes Schluchzen ausbrach. Nachdem sie im engsten Kreise ihrer Familie Abschied genommen, wurde sie vom Erzherzog Karl durch den versammelten Hofstaat zu dem achtspännigen Hofwagen geführt wo sie zur Seite der Gräfin Lazansky, ihrer alten Freundin und Führerin, Platz nahm. In feierlichem Aufzuge, von Lothringen-Kürassieren und reitenden Bürgergarden begleitet, sieben sechsspännige Hofwagen mit dem Fürsten Trauttmansdorff, dem Grafen Edling, 12 Palast-Damen, 12 Kammerherren voran, ging es langsamen Schrittes über den Michaeler-Platz, den Kohlmarkt und Graben, durch die Kärntnerstraße auf das Glacis, dann durch die Mariahilferstraße zur Linie hinaus.

Von manchen Häusern wehten tricolore Fahnen, kaiserliche Musikbanden spielten französische Weisen; die verschiedenen Abtheilungen des Bürger-Corps standen in Parade, alle Straßen füllten dichtgedrängte Schaaren von Menschen welche die leise vor sich hinweinende Prinzessin, als gehörten sie mit zur Familie, mit ihrer gerührten Theilnahme, mit ihren stillen Segenswünschen begleiteten.

Maria Louise hatte noch nicht das Weichbild Wien's verlassen als sie einige jener Ehren und Huldigungen entgegennehmen mußte, die von da an auf ihrem ganzen Wege nach Paris ihre Freundlichkeit und Ausdauer so sehr auf die Probe stellen sollten. An der Linie stand eine der bekanntesten Patriotinen jener Tage, die Schlossermeistersgattin Francisca Klähr in der Mitte von vierzehn weißgekleideten Mädchen von denen eines einige Abschiedsworte an die Scheidende richtete; von den Wällen wurden die Kanonen gelöst, die Glocken der Stadt tönten ihr den letzten Abschiedsgruß ihrer Heimat nach. Auf dem Braunhirschengrunde an der Straße nach Schönbrunn hatte der Kaffeesieder Friedrich Halderlein vor seinem Hause ein Tableau arrangirt: zu beiden Seiten eines Altars mit lodernder Flamme knieten zwölf Mädchen, die gefalteten Hände zum Himmel gerichtet; Halderlein selbst hinter dem Altar stehend hob ein kleineres Mädchen dem dasselbe Geberdenspiel eingelernt war als der Kaiserwagen langsam herankam, in die Höhe, während im Rücken der Gruppe eine sanfte Musik zu tönen begann. In allen Ortschaften welche die französische Kaiserbraut auf ihrem Wege berührte, empfing sie feierliches Glockengeläute; wo die Pferde gewechselt wurden standen die Einwohner in ihren Sonntagsgewändern, Böllerschüße donnerten sobald man des Zuges ansichtig wurde. Bis Purkersdorf gab die Bürger-Cavallerie mit den Kürassieren das Geleite; von da an ritten je 2 Mann der Arcieren- und der ungarischen Nobel-Garde an ihrem Wagenschlage; die andern je zehn fuhren zur Ablösung im Wagen voraus; die in der Gegend liegende Cavallerie hatte Befehl dieselben von einer Station zur andern beritten zu machen. Außer dieser Bedeckung bestand der Zug aus 300 Personen die in 83 Kutschen und Wagen vertheilt waren; 454 Fahr- und 8 Reit-Pferde mußten auf jeder Post-Station in Bereitschaft sein. In St. Pölten, wo der Zug Nachmittags ankam, warteten der Bischof Crüts, der General Chevalier

Mayer, der Kreishauptmann von Roschmann an der Spitze des Clerus, der Garnison und der Civil-Behörden. Abends war die Stadt festlich beleuchtet.

Kaiser Franz war seiner abreisenden Tochter nach St. Pölten vorausgegangen; die Kaiserin unerwartet und im strengsten Incognito desgleichen. Am andern Morgen gab ihr dieselbe das letzte Lebewohl, ihr Vater begleitete sie noch weiter bis Enns wo er sich am 15. früh verabschiedete und dann über Linz nach Wien zurückkehrte. Maria Louise schlug am selben Tage die Richtung über Wels ein. Eine kleine Meile hinter Lambach war sie an der damaligen Gränze ihres Vaterlandes angelangt. Der Statthalter Graf Saurau und der Landrechts-Präsident Graf Aicholt waren ihr dahin vorangeeilt, eine Abtheilung österreichischer Cavallerie, vom Landes-Commandirenden FML. v. Strauch befehligt, stellte sich diesseits der Gränzpfähle auf, während jenseits derselben die Generale Montbrun und Lauriston an der Spitze französischer Husaren und Chasseurs ihre junge Gebieterin erwarteten. Spät kam man nach Ried wo das Nachtlager aufgeschlagen wurde.

Am 16. März, nachdem sie um halb acht Uhr morgens eine Messe gehört, brach Maria Louise von Ried auf und fuhr bis Altheim von wo sie, nachdem sie und ihr Hofstaat ein Dejeuner eingenommen und große Toilette gemacht, gegen 2 Uhr N. M. am Orte ihrer nächsten Bestimmung eintraf.

25.

Der Fürst von Neufchatel hatte Wien bereits am 12. verlassen um zur feierlichen Übernahme der Kaiserbraut von Seiten Frankreichs alles erforderliche einzuleiten. Napoleon selbst hatte die Einzelnheiten des Vorganges vorgezeichnet und als Geschenke für seine junge Gemahlin ähnliche bestimmt, wie Ludwig XV. in Straßburg der österreichischen Maria Antoinette hatte überreichen lassen. Zum Empfang der neuen Kaiserin hatte er seine Schwester die Königin Karolina von Neapel ausgewählt. Die Übergabs-, beziehungsweise Übernahms-Commissäre waren von österreichischer Seite der Erste Obersthofmeister des Kaisers Fürst Ferdinand Trauttmansdorff, von französischer der Fürst von

Neufchatel; Regierungsrath Baron Löhr und der französische Graf Seyssel fungirten als Ceremonien-Meister. Erzherzog Anton war Maria Louisen zur Begleitung beigegeben um sie, ehe sie in die Hände Frankreichs übergeben würde, in ihres Vaters Namen zum letztenmal zu begrüßen und zugleich die Königin von Neapel zu bewillkommnen.

Nächst dem Orte St. Peter am Hart, ungefähr die Wegmitte zwischen Altheim und Braunau, war ein aus drei großen Gelassen bestehender Holzbau aufgeführt. Der östliche Flügel enthielt den österreichischen, der gegen Braunau gelegene den französischen Saal. Nächst jedem derselben befand sich eine größere Umfriedung zur Aufnahme der von beiden Seiten eintreffenden Staatskutschen; eine Doppelreihe frischgesetzter Bäumchen führte von der Straße zu jedem der Seitensäle; auf der französischen Seite standen zwei Regimenter Infanterie und eines Cavallerie in Parade. Der große Mittelraum des Gebäudes war für die beiderseitige Zusammenkunft bestimmt. Hier befand sich an der österreichischen Wand, gerade dem französischen Eingang gegenüber, unter einem Thronhimmel ein Sitz aus golddurchwirktem Stoffe für die junge Kaiserin, rechts davon in der Mitte des Raumes ein mit Sammet gedeckter Tisch zur Unterzeichnung der betreffenden Urkunden. Hinsichtlich des Ceremoniels war befohlen in allen Stücken den im Jahre 1770 beobachteten Vorgang einzuhalten.

Die von Altheim kommende Kaiserbraut konnte im österreichischen Saale eine Weile ruhen, hatte sich dann in den gemeinschaftlichen Saal unter den Thronhimmel zu verfügen und den daselbst bereiteten Sitz einzunehmen; ihr zunächst, durch die zu beiden Seiten des Thrones angebrachten Thüren heraustretend, hatten sich ihre Obersthofmeisterin, der Erste Obersthofmeister des Kaisers, die übrigen Cavaliere und Damen aufzustellen, hinter denselben im Halbkreise zwölf Mann von der deutschen und eben so viel von der ungarischen Nobel-Garde in Parade zu stehen. Fürst Trauttmansdorff als Übergabs-Commissär und Hofrath Hudelist als Secretär für diesen Act hatten ihren Platz vor dem Tische einzunehmen. Sobald alles geordnet, hatte der österreichische Ceremonien-Meister an die Thüre des anderen Saales zu klopfen und sich mit seinem französischen Collegen in Verkehr zu setzen, worauf der Fürst von Neufchatel als Übernahms-Commissär und der als sein

Secretär fungirende Graf de Laborde, die Herzogin von Montebello und der Graf von Beauharnais mit dem übrigen Hofstaat der neuen Kaiserin in den Mittelsaal schritten und dem österreichischen gegenüber sich aufstellten. Der Fürst von Neufchatel hatte sodann vorzutreten und eine kurze Ansprache an seine junge Gebieterin zu halten, worauf Hudelist die Vollmachten des Fürsten Trauttmansdorff und Laborde jene des Fürsten von Neufchatel vorlesen und dieselben in die Hände der bezüglichen Commissäre übergeben mußten, die dann diese Schriftstücke gegen einander austauschten. Dasselbe hatte dann mit der Übergabs- und mit der Übernahms-Urkunde, nachdem jede derselben von dem Commissär und dessen Secretär unterfertigt und mit dem Siegel versehen worden, zu geschehen, worauf Fürst Trauttmansdorff vortreten und sich die Erlaubnis ausbitten durfte der scheidenden Kaisertochter zum letztenmal die Hand zu küssen; alle anderen vom österreichischen Gefolge durften nach ihrem Range dasselbe thun. Nachdem dieselben wieder ihre Plätze eingenommen, hatte der Übergabs-Commissär die Hand der Kaiserin zu ergreifen und sie dem Übernahms-Commissär zuzuführen, der ihr die Herren und Damen ihres Hofstaates der Reihe nach vorstellte. Erst nachdem dies geschehen und hiermit die ganze Förmlichkeit abgeschlossen war, durfte die Königin von Neapel zum Empfang ihrer jungen Schwägerin und von der österreichischen Seite Erzherzog Anton zur Begrüßung der Königin Karoline eintreten.

Dies das vorgeschriebene Ceremoniel. Vernehmen wir jetzt Maria Louise selbst wie sie den Act schildert; es ist der erste Brief, den sie nach einer Trennung von kaum drei Tagen an ihren Vater schreibt. Beobachten wir was in dem jungen Frauenherzen vorgeht während die Förmlichkeiten ihren gemessenen Lauf nehmen; versetzen wir uns in die Lage dieses kindlichen Geschöpfes, das bang und angstvoll dem Augenblick entgegenzittert wo es alles verlassen soll was ihm bisher nahe gestanden und theuer war, um in eine fremde unbekannte Welt eingeführt zu werden die sich ihr mit süßlächelnder unterthäniger Miene, mit kalter geschminkter Freundlichkeit ankündigt, und das sich selbst ruhig zeigen und Vergnügen zur Schau tragen soll während ihr das Herz vor Betrübnis und Befangenheit bis hinauf zur Kehle schlägt!

Der Brief lautet:

„Liebster Papa!

Verzeihen Sie daß ich nicht gleich gestern Ihnen wie es meine Schuldigkeit gewesen wäre schrieb, aber die Reise welche ein wenig ermüdend und lang war verhinderte mich daran. Durch Fürst Trautmansdorf finde ich noch eine Gelegenheit wo ich Ihnen noch einmal aufrichtig schreiben kann, und ich ergreife sie mit Freuden, um Ihnen zu versichern daß ich beständig an Sie denke und immer denken werde. Gott hat mir die Kraft gegeben auch den letzten empfindlichen Stoß (die Trennung von allen meinen Angehörigen glücklich auszuhalten, auf ihm allein habe ich mein ganzes Vertrauen er wird mir helfen und Muth geben, und ich werde meine Beruhigung in den Trost finden meine Pflicht gegen Sie indem ich Ihnen dieses Opfer brachte gethan zu haben. Gestern bin ich sehr spät in Ried angekommen, noch immer mit den Gedanken von Ihnen vielleicht auf ewig getrennt zu seyn beschäftigt. Heute kam ich um zwey Uhr in den französischen Lager in der Barake zu Braunau an, nachdem ich mich einige Zeit in der österreichischen Barake blieb*) verfügte ich mich auf einen Thron in die Neutrale, nachdem die Akten abgelesen wurden küßten mir noch alle meine Leute die Hand in diesem Augenblick wußte ich wirklich nicht was ich machte, ein kalter Schauer überfiel mich, und ich kam so aus aller Faßung daß der Fürst von Neufchatel zu weinen anfieng. Der Fürst Trautmansdorf übergab mich ihm und es wurde mir meine ganze Hofstat aufgeführt, o Gott welcher Unterschied zwischen den französischen und wienerischen Damen! — — Die Königin von Neapel kam mir in andern Zimmer entgegen ich umarmte sie, und zeigte mich erstaunlich freundlich gegen sie, doch traue ich ihr nicht ganz, ich glaube daß nicht Diensteifer allein die Ursache ihrer Reise war. Sie fuhr mit mir nach Braunau, und hier mußte ich eine zwey Stunden lange Toilette halten, ich versichere Sie, daß ich schon ebenso parfumirt als wie alle andern Französinnen bin. Kaiser Napoleon hat mir eine prächtige

*) Lapsus calami für: „aufgehalten“.

goldene Toilette geschickt, geschrieben hat er mir noch nicht, weil ich schon von ihnen fort mußte, so wünschte ich schon bey ihm zu seyn, viel lieber als mit allen denen Damen zu reisen. O Gott wie bedaure ich nicht noch die glücklichen Tage bey ihnen zubringen zu können, itzt lerne ich sie erst erkennen. Ich versichere Sie bester Papa daß ich recht traurig bin und mich noch nicht trösten kann. Ich hoffe ihr Kathar wird ganz vorüber seyn, täglich schließe ich sie in mein Gebeth ein. Verzeihen Sie mein schlechtes Gekritzel ich habe aber so wenige Augenblicke für mich, noch tausendmal küße ich die Hände und habe die Ehre zu seyn

Liebster Papa!

Braunau den 16ten März 1810.

Ihre unterthänigste gehorsamste Tochter Louise".

Haben wir jetzt die neue „Kaiserin der Franzosen, Königin von Italien" sprechen lassen, so ist es billig uns auch auf der andern Seite etwas umzusehen. Da man hier vor Begier brannte die künftige Monarchin so bald als möglich zu sehen, so hatte sich Herr von Bausset, ihr neuer Palast-Präfect, von Braunau einen Zwickbohrer mitgebracht und mittelst desselben in die Bretterwand des französischen Wartsaales eine Anzahl Löcher eingebohrt um die sich, sobald sich die österreichischen Flügelthüren öffneten, die Herren und ganz besonders die Damen des französischen Hofstaates drängten um ihre junge Gebieterin in's Auge zu fassen. So war, ohne dass Maria Louise es ahnte, jede ihrer Mienen, jede ihrer Bewegungen Gegenstand der eifrigsten Beobachtung. Der Eindruck den sie auf diese Art ohne ihr Wissen hervorbrachte, war ein ungemein günstiger. „Sie stand auf dem Throne", so schildert sie uns einer jener Späher; „ihre aufgerichtete Gestalt zeigte vollendetes Ebenmaß, ihr blondes Haar war wundervoll, ihre blauen Augen spiegelten die ganze Reinheit und Unschuld ihrer Seele, ihr Antlitz strahlte von Frische und Herzensgüte". Den Damen vom Hofe fiel das kostbare Kleid von schwerem mit Blumen in Naturfarbe durchwirkten Gold-Brocat auf; von ihrer Brust hing das Bildnis Napoleon's herab, von 16 funkelnden Soli-

tairen im Werthe von 500.000 Fr. umrahmt. Die französischen Damen hatten auch Zeit die schönen Männer der österreichischen Nobelgarde, deren hohe Gestalten über die ihrer Umgebung emporragten, zu bemerken, während sich den Herren vom Hofe mehr die prachtvollen Uniformen derselben, vorzüglich der ungarischen, einprägten. Die Haltung der jungen Kaiserin bei der Ceremonie machte auf alle tiefen Eindruck; die ungekünstelte Rührung bei der Trennung von ihrer heimischen Begleitung gewann ihr alle Herzen.

In dem kleinen Städtchen Braunau hatte es mit den Vorbereitungen zur Unterkunft einige Schwierigkeiten gehabt; es hatten mehrere anstoßende Häuser gemiethet, von einem in das andere Thüren durchgebrochen, Stufen aus dem einen niederen in das nächste höherliegende Stockwerk hergestellt werden müßen. Bei der Ankunft des Zuges läuteten alle Glocken der Stadt; so hatte es Napoleon befohlen. Maria Louise mußte daselbst, wie wir schon aus ihrem Briefe erfahren, ihr äußeres Selbst aus dem österreichischen in's französische übersetzen lassen; es war für alles auf das pünktlichste gesorgt; für ihre kleinen Füßchen hatten die Pariser Schuster sich von den Wienern das genaue Maß zu verschaffen gewusst.

In Braunau war die österreichische Begleitung Gast der französischen. Auch in dieser Hinsicht hatte Napoleon alles genau vorgezeichnet. Die Generale Friant und Pajol hatten die österreichischen Officiere zu bewirthen; beim Banquet waren drei Toaste auszubringen: der erste auf den französischen Kaiser, der zweite auf die neue Kaiserin, der dritte auf den Kaiser von Oesterreich; bei jedem Trinkspruche war eine Salve von dreißig Kanonen-Schüßen zu geben.

Das Absteige-Quartier Maria Louisens und der Königin von Neapel war im Hause des Weinwirths Michael Fink: vor dem gegenüberliegenden Rathhause war ein mit österreichischen und französischen Adlern gezierter Triumph-Bogen aufgerichtet der die höchst bezeichnende Inschrift trug:

Die Liebe sichert uns vor künftigen Gefahren:
Machte sie uns doch so glücklich als wir waren![53]).

26.

Maria Louisens nächster Brief an ihren Vater war aus Straßburg, vom 23. Sie entschuldigt sich über ihr „langes Schweigen", allein sie habe nicht früher schreiben können; „denn wir kommen so spät in unser Nachtlager an, bleiben bis Mitternacht bey den Festen und stehen um 5 Uhr früh auf, ich wünsche daß die Reise bald geendigt seyn möchte, denn ich bin unbeschreiblich ermüdet".

In der That hatte die junge Kaiserin ihren Eintritt in die große Welt theuer genug zu erkaufen; es war eine lang fortgesetzte Reihe von schönen Tagen die sich ja nach dem Dichter so schwer ertragen läßt, um so schwerer für ein an solch Schaugepränge und Ceremoniel nicht gewöhntes Geschöpf. Am 17. brach sie bei „schrecklichem" Wetter und „fürchterlichem" Wege am frühen Morgen von Braunau auf, frühstückte in Alt-Ötting und kam unter dem Geläute aller Glocken nach Hag, wo sie der Kronprinz Ludwig von Bayern erwartete und mit einer Anrede begrüßte: „er ist voll Verstand, stottert aber schrecklich und ist so taub, daß er gar nicht verstand was ich ihm sagte". Um 10 Uhr Abends war sie in München, „die Stadt hätte sollen prächtig beleuchtet werden, aber ein starker Regenguß verhinderte es". Im königlichen Palaste am Ende der Stiege warteten der König, die Königin, die verwitwete Kurfürstin, der Thronfolger und die königlichen Prinzen; der König trat an den Wagenschlag und führte sie die Treppe hinauf in ihre Appartements. Am 18. blieb sie in München, es gab großen Cercle Tafel Theater, alles war für sie voll wohlwollender Aufmerksamkeit; nur „der Kronprinz war sehr übler Laune weil er durch meine Ankunft in München abgehalten wurde, seine Vermählung mit der Prinzeßin von Hildburgshausen zu feyern"[54]).

In München traf die junge Kaiserin der letzte empfindliche Schlag; während sie am 19. morgens ihre Reise gegen Frankreich fortsetzte, verließ wenige Stunden nach ihr die Gräfin Lazansky München in entgegengesetzter Richtung. „Wie schwer fiel mir die Trennung von ihr," klagt Maria Louise ihrem Vater, „und ich konnte wirklich meinen Bräutigam kein größeres Opfer als dieses bringen, obwohl ich überzeugt bin daß es nicht sein Gedanke war". Nicht so einfach nahm man die

Sache in Wien wo die Gräfin am 22. wieder eintraf. Man hatte allgemein geglaubt sie werde ihre junge Herrin bis nach Paris begleiten, und war darum bei Hofe und im Publicum nicht wenig erstaunt sie schon von München zurückkehren zu sehen; sogar die Curse sanken über diese Nachricht. Kaiser Franz konnte nicht umhin gegen den französischen Gesandten einige Worte darüber fallen zu lassen. Ausführlicher schrieb Metternich an den Fürsten Schwarzenberg in Paris, während er vor der Öffentlichkeit der Sache den Anschein gab als sei es von Anfang beabsichtigt gewesen die Gräfin solle um ihre bisherige Gebieterin nur so lang bleiben bis diese sich in ihre neuen Verhältnisse etwas eingewöhnt haben werde; das habe sich nun gleich in den ersten Tagen gezeigt ꝛc. Von der anderen Seite wurde dagegen behauptet, nach der Hofsitte hätte die Obersthofmeisterin der früheren Erzherzogin dieselbe unmittelbar nach deren Uebergabe in französische Hände verlassen sollen, und man habe daher ein übriges gethan wenn man die Gräfin noch zwei Tage habe mitreisen lassen[55]).

Mittlerweile setzte Maria Louise ihre Reise fort. Am 19. wurde in Augsburg bei dem Kurfürsten von Trier und der Prinzessin Kunigunde ein Frühstück eingenommen: „beyde finde ich gleichen dem Herzog Albert und sind so gut als er. Kaum waren wir eine Viertelstunde in Augsburg als uns Fürst von Neufchatel schon wieder weg trieb. Unwillig über seinen obwohl gutgemeinten Ungestüm, setzten wir uns in Wagen, und eilten bey der Division Arrighi, welche aus lauter gepanzerten Dragonern besteht vorbey. Wie erstaunten wir aber nicht, als wir anstatt um 5 Uhr um 11 Uhr in Ulm ankamen. Ohne etwas zu genießen, legte ich mich in's Bett, weil wir den andern Tag schon um 5 Uhr fortmußten. Wir hatten das schönste Wetter, und die prächtigsten Gegenden, um 10 Uhr langten wir in Günzburg an, wo wir vom Prinzen Paul und von dem schlechtesten Frühstück was ich in meinem Leben genoßen hatte, empfangen wurden. Wir hielten einen förmlichen Einzug um 5 Uhr Nachmittags in Stuttgardt. Die ganze Stadt ist nichts als eine lange breite Gaße mit prächtigen Häusern, der Pallast ist ungeheuer, und begreift die halbe Stadt, der König läßt ihm aber noch immer fortbauen; ich wurde in Stuttgardt eben so wie in München durch die königliche Familie empfangen, hatte auch Cercle,

Diner, und das Urtheil Salomons im Theater wo eine solche Kälte war, daß sich die Königin von Neapel und ich seit dieser Zeit nicht mehr erhohlen können. Die ganze königliche Familie außer der Königin und der Kronprinzessin gefällt mir nicht. In Karlsruhe welches auch eine hübsche Stadt mit einer schönen Residenz ist, kam ich auf eben die Weise an. Ich sah nicht den alten Großherzog, denn er ist so durch das Alter geschwächt daß er ganz das Gedächtniß verloren hat. Die Stadt und die Residenz waren eben so beleuchtet wie Stuttgardt. Den 22. früh ging ich in der früh fort, und langte bald in Rastadt an, wo mir der Erbprinz von Baaden ein Frühstück gab. Um 5 Uhr kam ich unter den Donner der Kanonen unter dem Geläute aller Glocken, und in Begleitung von 20 Generälen und mehreren Divisionen bey der geschmackvoll verzierten Rheinbrücke an. Hier hielt mir der Präfekt und bey den Thoren von Straßburg der Maire eine Anrede. Ich durchzog langsam die Straßen, und kam unter dem größten Jubel der Volksmenge in dem kaiserlichen Pallast an. Marschall Bessieres der mich empfangen sollte ist noch nicht angekommen. Straßburg ist eine sehr schöne regelmäßig gebaute und volkreiche Stadt. Heute sind eine Menge Feste, ich weiß aber noch nicht recht die Tagesordnung, denn der Prinz von Neufchatel kommt immer erst um 12 Uhr meine Befehle vernehmen, ich kann Ihnen nicht sagen lieber Papa, wie komisch es mir ist, ich die nie bis itzt meinen eigenen Willen hatte, jetzt Befehle ertheilen zu müßen". Die erwähnte Einrichtung Berthier's kam der jungen Kaiserin diesmal trefflich zu statten; sie sah es wie einen „halben Rasttag an" und konnte bis 11 Uhr im Bette bleiben; sie hatte von der unausgesetzten Anstrengung und den Mühen der Reise „einen schrecklichen Kathar Schnupfen und Kopfweh, Halsschmerzen", so daß sie daran dachte den Arzt zu Rathe zu ziehen.

In Straßburg hatte Maria Louise eine erfreuliche Begegnung und ein eigenthümliches Zusammentreffen, dessen nachmalige außer den Rahmen unserer gegenwärtigen Geschichte fallende Bedeutung freilich niemand ahnen konnte. Erstere betraf den Grafen Metternich der am 12. Wien verlassen hatte und, ohne Zweifel nach einigem Aufenthalt an verschiedenen deutschen Höfen, am 22. in Straßburg eingetroffen war um

von da unmittelbar nach Paris zu gehen. Von dem letzteren berichtete am 24. die Straßburger Zeitung folgendes: „Dem Feste welches die Stadt Ihrer Majestät gab, wohnte auch der österreichische General Graf Neipperg der in Geschäften seines Hofes sich hier aufhält, neben den beiden mit ihm anwesenden Officieren vom Generalstab Graf Belcredi und Graf Karaczay bei". In Straßburg hatte die junge Kaiserin auch die unaussprechliche Freude, nach ihrer „harten Trennung" die ersten Zeilen aus ihrer lieben Heimat zu erhalten an der noch all ihre Gedanken und Empfindungen hingen. Es war ein Schreiben von ihrem Vater das sie mit Thränen in den Augen nicht geschwind und oft genug lesen konnte. „Ich bitte Sie bester Papa bethen sie fleißig für mich", schrieb sie zurück; „Sie können versichert seyn, daß ich alle meine Kräfte aufbiethen werde um Ihnen den Trost zu verschaffen denn sie sich von mir erwarten. Ich bin beruhigt über mein Schicksal, ich bin überzeugt glücklich zu seyn, ich wünschte daß Sie die Briefe lesen könnten die mir Kaiser Napoleon schreibt, er hat unendlich viel Attentionen für mich". Ein Courier, den Metternich von Straßburg nach Wien abschickte, nahm den Brief Maria Louisens an ihren Vater mit.

Maria Louise hatte sich nunmehr mit ihren neuen Verhältnissen schon einigermaßen befreundet, und besonders auf französischem Boden gewann sie mit jedem Schritte den sie vorwärts machte neue Kräfte, wobei ihr gutes Französisch ihr sehr zu statten kam. Ihre jugendliche Unschuld und Befangenheit wirkten wie ein Zauber; in Straßburg war alles von ihrer Erscheinung entzückt, und einen besonders guten Eindruck ließ sie beim Clerus zurück als sie die Deputation desselben mit den Worten entließ: „Ich empfehle mich Ihrem Gebete!" Auch die politische Bedeutung ihres Erscheinens äußerte die günstigste Wirkung. Kriegsmüde wie man in Frankreich allenthalben war, erblickte man in der österreichischen Kaisertochter ein Unterpfand der Versöhnung zwischen den beiden Hauptgegnern des Festlandes, und darum des europäischen Friedens überhaupt. Kaiser Napoleon ließ es seinerseits an nichts fehlen die junge Königin seines Herzens für sich zu gewinnen. In München hatte sie seit ihrem Abgang von Wien den ersten Brief von ihm empfangen, der kaiserl. Stallmeister Baron von

Saint-Aignan hatte ihr denselben überbracht; in Stuttgart erschien Graf Beauvau mit einem zweiten, in Karlsruhe Graf Boudy mit einem dritten. Maria Louise wurde diese Aufmerksamkeit bald so gewohnt dass, wenn zur Zeit ihres Levers kein kaiserlicher Page eingetroffen war, man ihr alle erdenklichen Umstände herzählen mußte die etwa dessen Ankunft verzögert haben könnten. Auf französischem Boden trafen wohl auch drei bis vier Briefe des Tages ein und dazu gesellten sich allerhand Liebesgaben, bald ein Strauß frischer Blumen aus den kaiserlichen Glashäusern, bald Fasanen oder anderes Wild das ihr kaiserlicher Herr für sie geschossen hatte u. dgl. Dabei verrieth sich die eifersüchtige Wachsamkeit Napoleon's in dem Ceremoniel das er für die männliche Umgebung seiner jungen Gemahlin vorgeschrieben hatte; so durfte Graf Beauharnais von dem Vorrechte seiner Stellung als Ehren-Cavalier, der Kaiserin wenn sie aus dem Wagen herab oder die Treppen hinan stieg den Arm zu reichen, keinen Gebrauch machen.

Am 25. wurde von Straßburg aufgebrochen und die Reise bis Nancy fortgesetzt; am 26. nahm Maria Louise das Frühstück in Void, speiste zu Mittag in Bar-le-Duc, empfing in Vitry-sur-Marne den Fürsten Schwarzenberg und die Gräfin Metternich die ihr auf besondere Einladung Napoleon's entgegengereist waren und noch denselben Abend wieder zurückkehrten, und blieb zu Nacht in Rheims, von wo am 27. die Reise nach Soissons angetreten wurde. Der Empfang in all diesen Orten war ein eben so glanzvoller als herzlicher; durch diese „zudringliche Liebe der Städte"*), telegraphirte der Fürst von Neufchatel an den Kaiser Napoleon, „werde die Reise der Kaiserin verzögert die kein größeres Verlangen habe als bald in Compiègne einzutreffen".

27.

Die Wiedervermählung des allgewaltigen Kaisers der Franzosen war ein Ereignis das seine Schwingungen in allen Theilen des weiten Reiches und den davon abhängigen Ländern fühlbar machte. In ganz

*) So übersetzte die „Wiener Zeitung"; im Urtext offenbar: „amour empressé".

Frankreich, in den niederländischen Provinzen, in Italien, in den deutschen Rheinbund-Staaten war Wochen hindurch alles in Bewegung. Am meisten natürlich in Paris, dessen Journale ihren Lesern nichts zu erzählen hatten was an Wichtigkeit das Erscheinen der neuen Kaiserin und die glänzenden Vorbereitungen zu ihrem Empfange überragen konnte. Der Astronom Messier unterhielt das Publicum von dem Kometen der am 15. December 1791, drei Tage nach der Geburt Maria Louisens, am Himmel sich gezeigt hatte, ähnlich dem anderen der am 2. August 1769 um die Zeit der Geburt Napoleon's erschienen war. Alle Dichter und Rhetoren zeigten einen dienstfertigen Wetteifer in französischer, lateinischer, griechischer, selbst hebräischer Sprache die „Verbindung des Mars mit der Flora", „die Wahl des Jupiter", „die Hochzeit des Zeus und der Latona" zu besingen, oder „die Nymphe der Seine" ihre kommende junge Gebieterin anreden zu lassen, oder „die Vision eines Greises in der Nacht des 12. December 1791" in zierliche Stanzen zu bringen ꝛc.[56]). Großartige Feste wurden in Aussicht genommen. Vom Hofe erhielten die kaiserlichen Theater Befehl ihren Aufführungen während der Monate März bis Mai allen erdenklichen Glanz zu geben. Auch Gnaden-Acte gingen der Ankunft der neuen Monarchin voraus. Mit kaiserlichem Decret wurde die Freilassung zu correctionellen Strafen verurtheilter Personen, die Nachsicht der Haft für gewisse Staatsschuldner, General-Pardon für alle Fahnenflüchtlinge u. dgl. verfügt. An die Präfecte im ganzen Reiche erging der Auftrag 6.000 in ehrenhaften Ruhestand versetzte Militäristen und eben so viel wohlverhaltene Mädchen auszuwählen die nach dem Kaiserpaar an einem Tage getraut werden und in Paris je 1.200, außer der Hauptstadt je 600 Fr. Ausstattung erhalten sollten.

Gegen Mitte März wurde es in Paris mit jedem Tage lebendiger. Am 11. verließen 100 Mann der Elite-Gensdarmerie und 6.000 Mann der kaiserlichen Garde die Hauptstadt, um in Rheims Soissons Compiègne für die Ankunft ihrer neuen Herrscherin in Bereitschaft zu sein. Fast jeden Tag hatten die Zeitungen die Ankunft eines hohen Gastes zu melden: am 14. des Fürsten Camillo Borghese, am 16. des Königs Jérôme von Westphalen, am 18. der Princessin

Elise Bacciochi; denn so hatte das Rundschreiben ihres kaiserlichen Familien-Hauptes vom 26. v. M. gelautet: „Unter diesen wichtigen Umständen habe ich beschlossen die Prinzen und Prinzessinen meines Hauses um mich zu versammeln“ [56 b]). Von allen Seiten strömten Fremde nach Paris, selbst aus Wien wo man doch in der letzten Zeit an Festlichkeiten sattsam viel zu genießen bekommen hatte. Der „junge Eipeldauer“ erzählt von einem Fleischhackermeister und einem Vorstadt-Wirth die sich Extra-Post nahmen um zu den Empfangs-Feierlichkeiten in Paris nicht zu spät zu kommen, und einen französischen Sprachmeister mit sich führten der ihnen dort als Dolmetsch dienen sollte; der Postillon mußte bis zur Linie in einem fort blasen damit der ganze „Grund“ staunend und bewundernd von der wichtigen Abreise Kenntnis nehme. Ob sie in der Hauptstadt an der Seine ihre Rolle mit gleichem Erfolge spielten wird uns nicht gemeldet: denn das war kein so leichtes Ding. Der Andrang zu den Plätzen von wo man etwas von den Festlichkeiten würde sehen können war ungeheuer. Von dem Thore Maillot bis zur Place de la Concorde gab es kein Fenster, keine Lucke in einem Dachstübchen das nicht für 4, 5 bis 6 Napoleond'or vermiethet war; für das kleinste Zimmer bei einem Cafetier oder Restaurant in den Straßen durch die das Kaiserpaar seinen Einzug halten sollte wurden bis 600 Fr. gezahlt.

Wohl gab es auch in Frankreich eine Partei, oder vielmehr zwei Parteien, jene der alten Royalisten und die der unversöhnlichen Republicaner, die aus ganz entgegengesetzten Gründen mit tiefem Groll der neuen Wendung entgegensahen und dieser ihrer Stimmung in ätzendem Spotte Luft machten. In den Kreisen des Faubourg Saint-Germain gingen von Hand zu Hand Abschriften eines Gedichtes das auch andern Persönlichkeiten, denen man ein Verständnis dafür zutraute, anonym durch die Post zugesandt wurde; Varnhagen von Ense, damals in österreichischen Diensten in Paris, erhielt es auf diesem Wege und theilt es in seinen „Denkwürdigkeiten“ mit [57]). Das Gedicht war im gemeinsten Pariser Volkston abgefaßt, sprudelte von Geist und boshaftem Witz und machte der kaiserlichen Polizei, die den Auftrag hatte nach dem frechen Verfasser zu fahnden, eben so große als erfolglose Mühe. Keine solche Mühe, aber kaum geringern Ärger hatten die Napoleonischen

Sicherheits-Organe mit einem allbekannten Witzbold, dessen giftigen Pfeilen nichts entging was irgend in Paris Aufsehen machte. Es war dies der beliebte Komiker Brunet dem man gern etwas am Zeug geflickt hätte wenn es nur möglich gewesen wäre. Was er sagte war ja ganz loyal; wenn jene die es hörten, eine hohe Polizei inbegriffen, einen anderen Sinn hineinlegten, was konnte er dafür? Vielleicht war es derselbe Brunet der schon 1804 in rührender Weise die Krönungsfeierlichkeit geschildert hatte, wie „l'impératrice Joséphine pleurait et Pie VII aussi". Konnte man ihm etwas anhaben wenn er ein Lustrum später auf das vor den noch leeren Siegeswagen des großen Kaisers gestellte Venetianer Viergespann wies und voll Emphase ausrief: „Le char l'attend"?! Und wieder in der Zeit vor der Ehetrennung da Napoleon, um seinen Zweifeln zu entrinnen, häufiger als sonst auf Jagden ging, war es nicht wieder Brunet der in der besten Absicht von der Welt den Argwohn der Leute beschwichtigte: „L'empereur n'aime que Joséphine et la chasse"?! So konnte man es ihm denn auch jetzt nicht verübeln daſs er, als über die der jungen Habsburgischen Kaiserbraut bevorstehende bürgerliche Trauung gesprochen wurde, über die Neuheit dieses Vorgangs seine gerechte Verwunderung äußerte: „Jamais archiduchesse d'Autriche n'a fait un mariage civil!"...

Die erste Begegnung der kaiserlichen Neuvermählten sollte nicht in Paris selbst sondern in dem großen Forste an der von Soissons nach Compiègne führenden Straße stattfinden. Dort waren auf einem blumigen von Pappeln und Weiden theilweise beschatteten, von einem klaren Wasser durchrieselten Anger drei prachtvolle Zelte, in ähnlicher Anordnung wie die drei Säle bei St. Peter am Hart, errichtet worden; das mittlere größte von Gold und Purpur strotzend war zum Zusammentreffen beider Theile bestimmt, wo die Braut des Beherrschers von Frankreich, so verlangte es das hergebrachte Ceremoniel, diesem entgegenzugehen und sich vor ihm auf das Knie niederzulassen hatte. Im Napoleonischen Familienkreise kam auch die Toilette des Kaisers zur Sprache. Die Prinzessin Pauline, die sich in Sachen des Geschmackes ein Richteramt beilegte, zog den anerkanntesten der damaligen

Pariser Schneider Léger zu Rathe und schrieb im Bunde mit diesem ihrem Bruder ein Phantasie-Kleid mit reicher Verbrämung vor. Napoleon legte es ihr zu Gefallen an, allein nur ein einzigesmal; er kehrte wieder zu seinem einfachen Soldaten-Anzug mit schwarzer Halsbinde zurück, worin er sich ohne Zwang fühlte und worin ihn seit Jahren alle Welt zu sehen gewohnt war.

Napoleon hatte die Nachricht von der für den 11. März festgesetzten Wiener Trauung bereits am 10. abends durch den Telegraphen von Straßburg und dann Tags darauf durch einen von Wien abgeschickten Courier erhalten. Vielleicht um dieselbe Stunde da in Wien die feierliche Handlung vor sich ging, empfing der österreichische Botschafter in Paris von ihm als Geschenk eine prachtvolle mit sechs Rossen von ausgewählter Schönheit bespannte Kutsche. Am 13. jagte er im Forste von Saint-Germain wobei Schwarzenberg und Madame Metternich als Gäste eingeladen waren und wiederholte Beweise seiner Aufmerksamkeit erhielten. Am 16. kam Graf Schönborn, Überbringer der Schreiben der Majestäten von Österreich, nach Paris und wurde noch denselben Abend bei Napoleon eingeführt der ihn in seinem Cabinete, umgeben von seiner Familie, empfing. Napoleon las die Briefe mit sichtlichem Interesse und ließ den Fürsten Schwarzenberg, gleichsam als Gegengabe, einen Bericht Berthier's einsehen worin dieser mit den Ausdrücken tiefer Ergriffenheit seine Wiener Eindrücke schilderte. „Das ist der ergebenste Diener, der Freund seines Monarchen", sagte Napoleon, „der ganz durchdrungen von dem ihm gewordenen hohen Auftrage sich am Gipfel der Seligkeit befindet, da er in der künftigen Lebensgefährtin seines Souverains alle die Eigenschaften findet deren es bedarf ihn glücklich zu machen". Napoleon antwortete nach Wien sogleich am 17.: „Eure Majestät", schrieb er, „sollen sich nicht zu beklagen haben daß Sie mir Ihre geliebte Tochter anvertraut. Sie wird das Glück Frankreichs, sie wird das meine machen; wenn das ihrige von der Lauterkeit meiner Absichten und Empfindungen abhängen soll, wird niemand glücklicher sein als Maria Louise" [58]).

Napoleon hatte den Auftrag gegeben daß während der ganzen Reise Maria Louisens Tag für Tag Nachricht von ihr an den Kaiser Franz gelange; was er ihr selbst täglich für Aufmerksamkeiten

erwies wurde bereits erwähnt. Sie blieb die Erwiederung nicht schuldig; sie schrieb so oft er ihr schrieb, antwortete dankend, unterrichtete ihn von den Wechselfällen ihrer Reise u. dgl. „Er war entzückt", heißt es in den Aufzeichnungen Méneval's, „über die mitunter recht langen Antworten die er auf seine Briefe erhielt; sie waren in gutem Französisch geschrieben und drückten mit Zartheit und maßvoll ihre Empfindungen aus" [59]). Kaum minder als der Kaiser war dessen ganzer Hof in Spannung erhalten. „Ich erinnere mich", erzählt der Herzog von Rovigo in seinen Memoiren, „dass, als die erste Antwort eintraf und der Kaiser den Umschlag fallen ließ, man sich beeilte denselben aufzuklauben und dann herumzuzeigen um Studien über die Handschrift der Kaiserin zu machen; es war wie ihr Bildnis selbst das man zu sehen sich drängte. Die Pagen die von ihr zurückkamen hatten ein förmliches Verhör zu bestehen; mit einem Wort, wir waren bereits so eifrige Höflinge geworden wie dies nur je jene Ludwig XIV. gewesen sein konnten; wir schienen nicht mehr die Männer zu sein die so viele Völker bezwungen hatten" [60]).

Am 20. März verließ Napoleon Paris und traf abends 7 Uhr in Compiègne ein; die anderen Glieder des kaiserlichen Hauses kamen in den folgenden Tagen nach. Er sollte, wie schon früher erwähnt, am festgesetzten Tage in den Gezelten vor Soissons seine Braut erwarten; er hatte in allen Punkten das von ihm selbst angeordnete Ceremoniel in der strengsten Weise einhalten lassen; nur in dem einen, der seine eigene Person betraf, setzte er sich darüber hinaus. Zum Theil war es wohl zarte Rücksicht für seine junge Gemahlin, um ihr die begreifliche Verlegenheit und den Zwang der vorgeschriebenen Förmlichkeiten zu ersparen; zum größten Theile aber war es gewiß jene fieberhafte Ungeduld die, je mehr er sich dem Ziele seiner ehrgeizigen Wünsche näherte, desto sichtlicher sein ganzes Wesen beherrschte und ihn im letzten Augenblicke einen Entschluß fassen ließ, der seinen Ceremonien-Meister-Stab und in noch höherem Grade die gute Stadt Soissons, die alle Vorbereitungen für einen glänzenden Empfang und eine kostbare Bewirthung der Kaiserin getroffen hatte, im eigentlichsten Sinne verblüffte. Am 27. März morgens trafen Fürst Schwarzenberg und Gräfin Metternich, von Vitry-sur-Marne kommend, in Com-

piègne ein, gegen Mittag ein Brief Maria Louisens worin sie dem Kaiser anzeigte dass sie von Rheims aufgebrochen sei. Sogleich sandte Napoleon um seinen Schwager Murat und um seinen Geheimschreiber Méneval, welchem letzteren er unter Auferlegung tiefsten Stillschweigens seine Befehle gab. Mit dem Könige von Neapel aber schlüpfte er, in einen einfachen grauen Mantel gehüllt, in den Park außerhalb dessen vor einem Nebenpförtchen eine Kutsche ohne Wappen hielt in welcher die Beiden, einen einzigen unlivrirten Bereiter voraus, die Straße nach Soissons einschlugen. Da sie dort noch niemand fanden ging es weiter bis Courcelles wo eben die Pferde für den Train der Kaiserin bestellt wurden. Die beiden Unerkannten stiegen aus und stellten sich unter den Eingang der nahen Kirche. Als die Kutsche der Kaiserin ankam und das Gespann gewechselt wurde, trat Napoleon hervor und an den Wagenschlag heran wo er, als sei er ein kaiserlicher Ordonnanz-Officier, ein Schreiben überreichen wollte. In diesem Augenblicke aber erkannte ihn der Stallmeister Audenarde der von der beabsichtigten Ueberraschung nichts wusste, riss den Kutschenschlag auf und rief: „Se. Majestät der Kaiser!" Mit der Verstellung war es nun vorbei, Napoleon und Murat stiegen in den Wagen der zum Tode erschrockenen Maria Louise und der Königin Karolina, und die Pferde setzten sich in Bewegung. Was jetzt erfolgte wird verschieden erzählt. Die Einen, denen man nicht leicht glauben wird, wollen wissen Napoleon sei seiner jungen Gemahlin ohne weiters um den Hals gefallen und habe sie abgeküsst; die Andern behaupten bescheidener, es sei erst ein verlegenes Stillschweigen eingetreten, das zuletzt Maria Louise mit den Worten gebrochen habe: „Sire, Ihr Bildnis ist nicht geschmeichelt". Mittlerweile ging es in raschem Fluge auf der Straße weiter und durch Soissons fort, dessen getäuschte Bürgerschaft das Nachsehen hatte, während manchen Herren und Damen vom Hofe um das leckere Mahl leid war das ihrer da vergebens wartete. Der Kaiser sandte einen Courier nach Compiègne voraus, wo die Nachricht daß die Kaiserin noch denselben Abend eintreffen werde eine freudige Bestürzung erregte; denn man hatte seine Anstalten erst für den morgigen Tag getroffen. In Eile wurden Befehle wegen einer Stadtbeleuchtung erlassen, über Hals und Kopf die Triumphpforten mit ihrem letzten

Schmucke versehen, die Geschütze für die herkömmlichen 101 Schüße in Stand gesetzt. Marschall Bessières ließ seine Cavallerie aufsitzen, alle Generale und Flügel-Adjutanten des Kaisers machten sich beritten und eilten zu der Steinbrücke an der Soissoner Straße, derselben wo Ludwig XV. die Dauphine Maria Antoinette erwartet hatte, und alles was seine Beine gebrauchen konnte strömte auf die Straße und vor die Stadt.

Um 10 Uhr abends bei einem abscheulichen Regen kam das Kaiserpaar in Compiègne an; „zu unserem großen Glücke war es ganz unnütz uns bemühen zu wollen etwas wahrzunehmen“, bemerkt Savary; „ich glaube, wir würden uns sonst unter die Räder ihres Wagens geworfen haben um nur etwas von der Kaiserin entdecken zu können“. Am Ausgange der Treppe wartete die ganze kaiserliche Familie deren Glieder Napoleon seiner Gemahlin vorstellte, worauf er letztere an der Hand in ihre Gemächer geleitete. Maria Louise war angenehm überrascht, ihr Hündchen, ihre Vögel, selbst die Tapeten-Stickerei die sie unvollendet in Wien zurückgelassen, hier wieder zu finden; es war das eine der vielen und so zartsinnigen Aufmerksamkeiten des großen Mannes die ihm gleich ihr ganzes Herz gewannen; das wornach sie sich zuerst umsah war ein Fortepiano, und auch dieses war nicht vergessen. Nach einem vertraulichen Souper, dem nur die Königin von Neapel beigezogen wurde, führte der Kaiser Maria Louisen zur Prinzessin Pauline die wegen Unwohlseins nicht hatte am Empfange theilnehmen können, geleitete sie dann in ihre Appartements zurück — und ließ am nächsten Tage 12 Uhr das gemeinschaftliche Frühstück an ihr Bett bringen [61]).

Am 28. fanden einige Aufwartungen statt. Der Kaiser selbst stellte seiner jungen Gemahlin seine Flügel-Adjutanten vor die sich dadurch überdiemaßen geschmeichelt fanden; die Herzogin von Montebello machte ihre Gebieterin mit den anwesenden Palast-Damen bekannt rc. Graf Metternich traf am selben Tage von Paris ein und erhielt sammt seiner Gemahlin, und eben so Fürst Schwarzenberg, unmittelbar im Schlosse sein Quartier. Auch wurden die Drei diesen und die folgenden Tage zur Familien-Tafel gezogen. Eine der größten Freuden war es für Maria Louise ihren Onkel den Großherzog Ferdinand

von Würzburg zu sehen, mit dem sie heiter und vertraulich von ihrem Vater plaudern konnte.

Am 29. März ging Graf de Praslin als Courier nach Wien ab; er hatte dem Kaiser Franz einen Brief Napoleon's zu überbringen worin ihm dieser die glückliche Ankunft seiner Tochter mittheilte. „Erlauben Sie mir", schrieb er, „dass ich Ihnen für das schöne Geschenk danke das Sie mir gemacht haben, und möge sich Ihr Vaterherz an den Versicherungen des Glückes eines geliebten Kindes erfreuen" [62]). Einige Tage später sandte er sowohl dem Kaiser als dem Erzherzog Karl das Groß-Kreuz der Ehren-Legion und letzterem überdies, nebst dem Danke für dessen Stellvertretung bei dem Trauungs-Acte, das Zeichen dieses Ordens das er selbst getragen: „das eine", fügte er bei, „ist eine Huldigung für ihr Genie als General, das letztere für ihre seltene Tapferkeit als Soldat" [63]).

Auch Maria Louise konnte zum erstenmal in ihren neuen Verhältnissen ihrem Vater schreiben. Sie hatte sich mit denselben schnell befreundet; denn es lag in ihrem Charakter, sich nur schwer und mit innerem Widerstreben von gewohnter Umgebung zu trennen, aber sich eben so leicht, nachdem der Wechsel vor sich gegangen, in die neue Lage zu finden. So fühlte sie sich bereits vollkommen glücklich an der Seite eines Gatten den sie kaum kennen gelernt hatte. Sie erzählt ihrem Vater wie sie Napoleon unmittelbar nach Compiègne geführt, „um mir die Verlegenheit der Zusammenkunft zu ersparen", und fährt dann fort: „Seit diesen Augenblick bin ich fast beständig mit ihm, und er liebt mich inniglich, ich bin ihm auch sehr erkenntlich und erwiedere herzlich seine Liebe, ich finde daß er sehr gewinnt wenn man ihm näher kennt, er hat etwas einnehmendes und zuvorkommendes dem man unmöglich widerstehen kann. Ich bin überzeugt daß ich recht zufrieden mit ihm leben werde. Meine Gesundheit ist fortdauernd die beste, ich bin ganz von der Reise ausgerastet, und habe den Kathar ganz verloren, ich versichere Sie lieber Papa, daß der Kaiser noch strenger als Sie auf das genaue einnehmen der Arzneyen sieht und mir nicht erlaubt so lange ich den Husten habe, vor zwey Uhr aufzustehen. Mir fehlt nichts mehr an meinem Glücke als Sie zu sehen, und mein Gemahl

theilt meinen Wunsch auf das Aufrichtigste." Fünf Tage später schreibt sie: „Ich kann Ihnen versichern liebster Papa daß Ihre Prophezeyung eingetroffen ist, ich bin so glücklich als Sie mir es sagten daß ich es seyn würde ... Je mehr ich meinen Gemahl Freundschaft, Liebe und unbeschränktes Vertrauen zeige, desto mehr überhäuft er mich mit Aufmerksamkeiten aller Art ... Er hat die nehmliche Gewohnheit als Sie bester Papa, zu fragen, ob man eine Sache begreift und wenn man Nein erwidert, jedermann bey der Nase zu ziehen, die meinige ist völlig verunstaltet." Auch mit seinen Angehörigen stand sie bald auf bestem Fuße: „Die ganze Familie hat mich sehr gut und freundschaftlich aufgenommen und ich bin überzeugt daß vieles nicht wahr ist was man ihr aufbürdet ... Meine Schwiegermutter ist eine recht liebenswürdige ehrwürdige Prinzeßin, welche mich mit viel Güte aufnahm, auch die andern Befreunde*), besonders die Königinnen von Neapel, Holland und Westphalen und der König von Holland sind recht gut und freundschaftlich. Ich habe auch die Bekanntschaft des Vicekönigs und der Vicekönigin gemacht, sie ist sehr schön, und viel schöner noch als die Fürstin Moritz Lichtenstein"[64]).

War Maria Louisen fast alles fremd was sie in ihrer jetzigen Umgebung und Lebensweise beobachten konnte, so war das bei ihrem kaiserlichen Gemahl in gewisser Hinsicht eben so der Fall. Josephine war seines Gleichen gewesen; von edelmännischem Geschlechte entsprossen wie er, aus fremder Erde nach Frankreich übersetzt wie er, aus der Revolution herausgewachsen wie er, hatte keines von beiden dem andern etwas besonderes zu erzählen, ihre Erinnerungen waren gemeinschaftliche. Anders war es jetzt mit Maria Louisen. Die Ideen und Anschauungen, die Gewohnheiten und Umgangsformen einer Tochter aus dem alten Cäsaren-Geschlechte übten nicht blos auf Napoleon einen bisher ungekannten Reiz, sie gaben seinem scharfen Geiste auch allerhand zu denken. So nahm er unter andern gleich in den ersten Tagen die Aufschrift wahr die Maria Louise auf die Briefe an ihren Vater setzte, und es fiel ihm dabei etwas auf; er sagte ihr nichts darüber, allein bei der ersten Gelegenheit mußte ihm Metternich Rede stehen.

*) Befreundeten = Verwandten.

„Ich habe bemerkt daß die Kaiserin wenn sie an ihren Vater schreibt auf die Adresse setzt: An Seine Geheiligte Majestät. Ist das bei Ihnen Sitte?“ Metternich erklärte ihm, jener Titel rühre von dem alten deutschen Kaiserreiche her das das „heilige“ römische geheißen habe, und überdies sei sein Gebieter „apostolischer“ König von Ungarn. „Der Gebrauch ist schön und von tiefer Bedeutung“, sprach Napoleon mit nachdenklichem Ernst. „Alle Macht kommt von Gott, und nur nach diesem ihren Ursprung steht sie außerhalb des Bereiches menschlicher Angriffe. Von jetzt in einiger Zeit werde ich denselben Titel annehmen!“

28.

Am 31. März wurde Compiègne verlassen, über Saint-Denis kam man nachmittags in die Nähe von Paris. Am Eingang des Boulogner Wäldchens begrüßte der Präfect des Seine-Departements an der Spitze der Behörden die jugendliche Monarchin, zahlreich waren die Pariser hinausgeströmt sie zu sehen; der Kaiser hielt sie zärtlich bei der Hand, sie nahm schüchtern verschiedene Bittschriften an, die Luft ertönte von feurigen Hoch-Rufen. In Saint-Cloud, wo man gegen halb sechs abends ankam, warteten die Großwürdenträger des Reichs, die Marschälle, die Senatoren und Staatsräthe in voller Gala, die Cardinäle in ihren rothen Prunkgewändern.

Am 1. April 2 Uhr N. M. fand in der Galerie von Saint-Cloud die bürgerliche Trauung statt, beide Majestäten auf dem Throne sitzend, Napoleon rechts, Maria Louise links, zu einer Seite die Könige und Prinzen, zur anderen die Königinen und Prinzessinen des kaiserlichen Hauses, alle stehend bis zum Schluße der Feierlichkeit, dann weiter im Halbkreise zu beiden Seiten der Hofstaat und die Spitzen der Behörden; von den Cardinälen war diesmal nur ein Theil erschienen. Von Auswärtigen waren blos Fürst Schwarzenberg, Graf und Gräfin Metternich, Graf Schönborn und Graf Karl Clary, also nur Österreicher, beigezogen. Die Ceremonie bestand darin daß der Fürst-Erzkanzler auf die mit lauter Stimme an den Kaiser und an

die Kaiserin gerichtete Frage die Erklärung ihres Einverständnisses entgegennahm, und darauf Regnault als Minister des kaiserlichen Hauses den Majestäten die Civil-Stand-Register zur Eintragung ihrer Namen vorlegte, worauf die Prinzen und Prinzessinen des Hauses, eins nach dem anderen vortretend und vor dem Throne sich verneigend, ihre Unterschrift beisetzten.

Dass die in Paris anwesenden Cardinäle, neunundzwanzig an der Zahl, bei der Aufwartung am 31. März vollzählig, bei der bürgerlichen Trauung am 1. April aber nur zum Theil erschienen waren, damit hatte es folgende Bewandtnis. Wie wir wissen, war gleich bei der ehegerichtlichen Verhandlung vor dem Officialate von Paris die Einsprache erhoben worden dass Ehesachen zwischen gekrönten Häuptern der Entscheidung des heiligen Stuhles vorbehalten seien; das Collegium der sieben Prälaten hatte aber diesen Einwand nicht gelten lassen und das Officialat darauf seinen Spruch gefällt. Von den Cardinälen nun meinten einige, ihre anfänglichen Bedenken nach dem von dem Pariser Officialate beobachteten Vorgang für beschwichtigt halten zu können; es waren ihrer fünfzehn, inbegriffen den Cardinal Fesch der überhaupt bei diesem ganzen Handel eine eigenthümliche Rolle spielte da er sich nach dem Willen seines kaiserlichen Neffen zu allem brauchen ließ; er hatte die Einsegnung am 1. December 1804 vorgenommen, er hatte die Hand dazu geboten diese Einsegnung für wirkungslos erklären zu lassen, und er war es jetzt wieder von dem der neue Bund eingesegnet werden sollte. Einer von den Cardinälen, Caprara, lag auf den Tod krank und war darum nicht zu zählen. Die übrigen dreizehn, an ihrer Spitze der geistvolle vielerfahrene und charakterfeste Consalvi, nahmen die Sache nicht so leicht. Der Spruch des Pariser Officialates war und blieb ihnen ein von unberufener Behörde gefällter, und sie hielten es in ihrer Eigenschaft als Cardinäle des römischen Stuhles für ihre heilige Pflicht, die Rechte des letzteren unverletzt und ungeschmälert aufrechtzuhalten und darum jeden Schein zu vermeiden als ob sie die Eingehung des neuen Ehebundes billigten so lang der alte nicht von der allein zuständigen Gewalt nach Recht und Herkommen für aufgelöst erklärt worden. Um jedoch den Kaiser nicht offen zu verletzen hatten sie noch im März ihren Amtsgenossen

Mattei als rang-ältesten zum Cardinal Fesch gesandt, um diesem offen die Lage der Dinge auseinanderzusetzen und ihn um Aufbietung seines ganzen Einflußes zu ersuchen, man möge, etwa unter dem Vorwand von Mangel an Platz, nicht alle Cardinäle sondern nur zehn bis zwölf zu der bevorstehenden Feierlichkeit einladen. Fesch hatte Mattei von dem Vorhaben der Dreizehn abzubringen gesucht und sich, als seine Vorstellungen nichts gefruchtet, nach Compiègne verfügt um dem Kaiser den Fall vorzutragen; der war dabei in heftigen Zorn gerathen und hatte darauf bestanden alle einzelnen Cardinäle ohne Ausnahme einladen zu lassen; „sie werden es nicht wagen!“ war sein letztes Wort. Eine Zeit darauf hatte Consalvi mit einigen anderen Cardinälen eine Audienz bei Napoleon gehabt; als ihn der Kaiser gewahr wurde warf er ihm einen wüthenden Blick zu, wandte sich darauf mit der gewinnendsten Freundlichkeit zu Consalvi's Nebenmann und wiederholte dasselbe Spiel noch einmal, wie um den kühnen Cardinal ahnen zu lassen welche Folgen ein Beharren auf seinem Widerstande haben könne. So war der 31. März herangekommen und die Dreizehn hatten keinen Anstand genommen sich zur Vorstellung in Saint-Cloud, einer blosen Höflichkeitssache, einzufinden. Noch bevor das Kaiserpaar erschien, hatte Fouché den von ihm hochgeschätzten Consalvi beiseite genommen und alle Minen seiner einschmeichelnden Beredsamkeit springen lassen ihn und dessen Genossen auf andere Gedanken zu bringen; „und wenn sie schon nicht bei dem Civil-Act erscheinen wollten so möge es hingehen, aber nur von der kirchlichen Trauung dürften sie um alles in der Welt nicht ausbleiben. Was Sie insbesondere betrifft“, schloß er, „so wäre ich im Stande Sie in meiner eigenen Kutsche aus Ihrer Wohnung zu holen ehe ich Ihr Nicht-Erscheinen zugäbe, was das schlimmste von allem wäre, nicht blos für die Sache sondern für Sie selbst“. Das Zwiegespräch, das Consalvi Perlen des Angstschweißes auf die Stirne trieb, hatte zu keinem Ergebnis geführt als Napoleon und Maria Louise eintraten. Der Kaiser war von der gewinnendsten Freundlichkeit und stellte jeden Einzelnen seiner Gemahlin vor, ein paar Worte hinzufügend, wie bei Consalvi: „Dieser ist es der das Concordat gemacht hat!“ Am Tage darauf bei der bürgerlichen Trauung erschienen von allen Cardinälen nur zwölf, da selbst von den gefügigen fünfzehn drei krank waren oder

doch Unwohlsein vorschützten. Obwohl dies ein bedenkliches Wahrzeichen war, mochte man von der andern Seite doch so wenig glauben der Anhang Consalvi's werde es auf's äußerste ankommen lassen, dass man für die Feierlichkeit des kommenden Tages für die sämmtlichen Cardinäle die Sitze herrichten ließ.

Sonntag den 2. April brach der Hof gegen 9 Uhr V. M. von Saint-Cloud auf: voran die kaiserliche Garde, Napoleon und Maria Louise in einem von acht isabellen-farbenen Rossen gezogenen Wagen, um sie zu Pferde die Marschälle von Frankreich; eine zweite für die Kaiserin bestimmte Kutsche mit acht Grauschimmeln fuhr leer nach; dreißig andere reich gezierte Equipagen führten den Hofstaat. Der Zug bewegte sich durch das Boulogner Hölzchen, durch den noch kaum angefangenen „Arc de Triomphe" den man ungefähr in der Gestalt wie er heute zu sehen ist modellirt hatte, durch die elyseeischen Felder, über den Revolutions-Platz in die Tuilerien, wo man abstieg und Toilette machte. Die Theilnahme der Bevölkerung war unermeßlich; vom Gitter des Parks von Saint-Cloud an stand die Menge dicht gedrängt; ein sonnenheller Tag, nach einer Reihe höchst widerwärtiger, kam der allseits gehobenen Stimmung freundlich zu statten. In der Diana-Galerie des Louvre ordnete man sich für die bevorstehende Feier. Napoleon hatte bestimmt dass die drei Königinen, dann die Fürstinen Pauline und Elise die Schleppe der Kaiserin zu tragen hätten; sie erhoben Widerspruch, allein er bestand auf seinem Willen. Der Zug bewegte sich durch einen eigens für diesen Zweck angebrachten Gang in den großen Saal der Gemälde-Ausstellung, dessen an die Apollo-Galerie anstoßende Rückwand in eine Capelle umgeschaffen war. Der Saal war angefüllt mit allem was die Hauptstadt des großen Reiches an höchsten Persönlichkeiten beherbergte. Das diplomatische Corps, das sich auf Einladung des Oberst-Ceremonien-Meisters im Hotel des österreichischen Botschafters versammelt hatte, war vollzählig erschienen, den Fürsten Kurakin, der sich noch den Abend vorher wegen seines leidenden Zustandes bei Schwarzenberg hatte entschuldigen lassen, nicht ausgenommen. Was dagegen auffiel waren die vierzehn weit auseinander stehenden Prachtsessel der Cardinäle — man hatte im letzten Augen-

blicke, als keiner von der Partei Consalvi's erschien, die andern dazwischen herausgenommen und fortgeschafft —, von denen überdies nur zehn besetzt waren da sich vier der erwarteten Herren wegen Krankheit entschuldigen ließen. Als Napoleon in den Saal trat, fiel sein Blick sogleich auf diese Stelle, sein Auge sprühte Flammen furchtbaren Zornes und sein Antlitz nahm einen solchen Ausdruck der Wildheit an daſs man davor erzittern konnte. Die heilige Handlung: Trauung, feierliches Hochamt, Tedeum, ging mit dem größten Pomp vor sich; doch des kaiserlichen Eheherrn Gedanken waren Tod und Hölle. Als der Act vorüber und der Zug den Saal verlassen, entlud sich sein Ingrimm. Er sprach davon, drei von den nicht erschienenen Cardinälen, — Consalvi und Oppizzoni, der dritte wahrscheinlich di Pietro — erschießen zu lassen; dann beschränkte er sich auf Consalvi allein, und dieser hielt sich nachmals überzeugt daſs er es nur den eindringlichen Vorstellungen Fouché's zu danken hatte daſs Napoleon seinen Vorsatz nicht ausführen lassen. Doch andere Rache sollte nicht ausbleiben. Für den heutigen Tag nahmen die Festlichkeiten ihren Fortgang: nach der kirchlichen Ceremonie Banquet im Thronsaale des Schlosses, Concert vor den Fenstern des Louvre, abends Stadterleuchtung „wovon die ausschweifendste Phantasie sich kein getreues Bild machen kann". Auf den Kirchthürmen brannten Feuertöpfe die mitten in der dunklen Luft zu schweben schienen. Der Arc de Triomphe schien, von der Stadt aus gesehen, mit seinem Feuerglanze im Freien zu hängen: „er zeigte sich dem erstaunten Auge wie die Pforte des Himmels"[65]).

Am 3. war große Cour im Thronsaal der Tuilerien. Die jugendliche Monarchin empfand bei dieser Gelegenheit zuerst die schwere Bürde der Krone, im figürlichen aber auch im buchstäblichen Sinne des Wortes. „Gestern", berichtete sie am 4. ihrem Vater, „wurden mir über 1500 Personen vorgestellt, mir war aber die ganze Zeit so übel dabey, daß ich gar niemanden sah. Der Kaiser hat mir ein Diadem und eine brillantene Krone verfertigen lassen, die ein unermeßliches Gewicht haben, so daß ich sie kaum ertragen kann". Die nicht durch Krankheit verhinderten Cardinäle waren diesmal vollzählig erschienen; in ihren Purpur-Gewändern standen sie mitten im Gedränge. Nach dreistündigem Harren öffneten sich die Flügelthüren und die Vorstel-

lung begann: zuerst die Senatoren, Cardinal Fesch unter diesen, nicht unter seinen geistlichen Amtsbrüdern[66]), dann der Staatsrath, darauf der gesetzgebende Körper. Als schon die Cardinäle an die Reihe kommen sollten, rief Napoleon einen seiner Ordonnanz-Officiere zu sich und befahl ihm die Unfügsamen des gestrigen Tages fortgehen zu heißen; der Officier war bereits die Stufen des Thrones hinabgestiegen als der Kaiser seinen Befehl auf Consalvi und Oppizzoni beschränkte, was aber jener nicht recht verstanden zu haben schien und so seinen Auftrag an alle dreizehn richtete die nun, angesichts der alle Säle und Gemächer füllenden Menge, ihren Rückzug antraten und die größte Mühe hatten zu ihren auf diese verfrühte Heimkehr nicht vorbereiteten Kutschen zu gelangen. Mittlerweile konnten ihre begünstigteren Amtsbrüder auch von keiner freundlichen Aufnahme erzählen. Während sie einer nach dem andern mit dreimaliger Verbeugung vor die Majestäten traten, machte Napoleon vor dem Thronsessel stehend bald zu seiner Gemahlin bald zu den Königen und Prinzen mit erregter Stimme seine Bemerkungen über die „von Vorurtheilen aufgeblähten Pfaffen", über Consalvi und Oppizzoni denen er nie verzeihen werde; „dieser sei ein Undankbarer der ihm den Cardinals-Hut und das Erzbisthum Bologna verdanke; jener aber sei der schuldigste von allen, denn er habe nicht um theologischer Spitzfindigkeiten willen so gehandelt auf die er nichts gebe, sondern aus persönlichem Hasse weil er, Napoleon, sein Ministerium gestürzt habe; eine Falle sei es die er jetzt aus Rache dafür ihm oder vielmehr seinen Erben bereite, denen man, wenn einmal die Furcht die gegenwärtig die Feinde des Kaiserreiches niederhalte geschwunden sein würde, dann unter dem Vorwande ungesetzmäßiger Abstammung das Nachfolgerecht bestreiten werde". Wie empfindlich Napoleon überhaupt in allem war was sein neues Eheband betraf, zeigte sich darin daſs selbst solche Personen von deren Ergebenheit er überzeugt sein konnte in seine Ungnade fielen sobald sie, vielleicht ohne ihr Verschulden, den Verdacht auf sich luden die Verbindung mit Maria Louisen nicht zu billigen[67]).

Über die armen Cardinäle aber entlud sich das Unwetter am nächsten Tage. Mittwoch den 4. April 9 Uhr abends wurden sie zu dem Minister des Cultus beschieden, bei dem sich wie zufällig auch der

Polizei-Minister befand; beiden war es anzumerken wie schwer es ihnen fiel was sie den Vorgeladenen zu eröffnen hatten. „Sie hätten sich", so begann Graf Bigot, „des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig gemacht, eine Verschwörung gegen den Kaiser angezettelt und ihre Absichten in das Dunkel des Geheimnisses gehüllt; der Kaiser betrachte sie als Widerspänstige und Auflehner gegen seine Gewalt, und belege darum alle ihre geistlichen und weltlichen Güter mit Sequester, entziehe ihnen ihre kirchlichen Würden und Pfründen denen sie sofort zu entsagen hätten; er verbiete ihnen ihre Abzeichen als Cardinäle zu tragen, betrachte sie hinfort als einfache Priester und behalte sich weitere Verfügungen nach Maßgabe ihres künftigen Verhaltens vor". Consalvi, einer der Wenigen die der französischen Sprache vollkommen mächtig waren, ergriff im Namen der übrigen das Wort: „Den Vorwurf der Auflehnung müße er zurückweisen, es sei das ein ihres Purpurs und ihres persönlichen Charakters unwürdiges Verbrechen; eben so wenig könne man sie heimlicher Ränkespinnerei beschuldigen, denn es wäre doch wohl eine neue Art von Verschwörung: den Oheim von den Fallstricken zu unterhalten die man dem Neffen legen wolle und diesen selben Oheim zu bitten dem Neffen davon Mittheilung zu machen; was weiter die Verzichtleistung auf ihre Würden und Pfründen betreffe, so könnten sie darüber nicht frei verfügen da sie dieselben dem heiligen Vater verdankten". Bigot und Fouché schienen über diese Aufklärung verwundert zu sein, meinten, wenn der Kaiser sie so hören könnte möchte er wohl anderen Sinnes werden, und erklärten sich bereit eine schriftliche Vorstellung, welche die Cardinäle noch in dieser Nacht aufsetzen müßten, in die Hände ihres Gebieters gelangen zu lassen. So verfügten sie sich denn in die Wohnung ihres Decans Mattei, beriethen über die Form ihrer Erklärung, wobei jeder Ausdruck, jede Redewendung auf's sorgfältigste erwogen wurde, und waren gegen 5 Uhr morgens mit ihrer Arbeit fertig, die Cardinal Litta, sobald es Tag geworden, dem Minister Bigot überbrachte. Der Herzog von Otranto fuhr damit noch vormittags nach Saint-Cloud, traf aber den Kaiser nicht mehr an da derselbe früher als es bestimmt war abgereist war, und so ließ sich in der Sache nichts mehr thun.

Das harte Verfahren mit den „widerspänstigen" Cardinälen fiel niemand schwerer auf's Herz als ihren begünstigten fügsameren Amtsbrüdern. Cardinal Fesch benützte daher, als Napoleon mehrere Wochen später zurückgekehrt war, den ersten Anlass seinen kaiserlichen Neffen milder zu stimmen; allein er führte damit nur herbei dass sich dieser an „die weiteren Verfügungen" erinnerte die er sich, wie die Minister den Cardinälen angekündigt, vorbehalten hatte. Die Dreizehn hatten die ganze Zeit in Paris in äußerster Zurückgezogenheit gelebt; sie hatten ihre Dienerschaft entlassen, ihre Equipagen verkauft, sich bescheidenere Wohnungen gemiethet, da ihnen die Einkünfte fehlten ihren Haushalt auf dem früheren Fuße fortzuführen. Jetzt traf sie zu alle dem noch die Verbannung. Es wurden ihnen, meist zwei und zwei, Orte außerhalb Paris angewiesen wohin sie sich sofort zurückzuziehen hatten, und so weit ging die kaltblütige Rache des Corsen dass so viel als möglich solche zusammengegeben wurden die am wenigsten zu einander stimmten; von den Cardinälen Saluzzo und Pignatelli die seit drei Jahren mit einander gewohnt hatten wurde der eine nach Sedan und später nach Charleville, der andere nach Rethel verwiesen; Consalvi mußte von seinem langjährigen Gefährten di Pietro sich trennen und mit Brancadoro, mit dem er am wenigsten Verkehr gepflogen, nach Rheims übersiedeln; die anderen kamen mit zum Theil wechselndem Aufenthalte nach Mezières, Saint-Quentin, Semur, Saulieu. Der Cultus-Minister bot jedem 50 Louisd'or für die Reisekosten, der eine nahm sie in der Noth an, der andere verschmähte sie; für ihren Unterhalt wurden ihnen 250 Fr. monatlich ausgeworfen, wovon aber gleichfalls nicht alle Gebrauch machten. Einige, wie Consalvi, hatten Freunde die ihnen Vorschüße gewährten; andere fristeten ihren Unterhalt aus dem Ergebnisse von Sammlungen die von vielen Seiten und in ergiebiger Weise für sie veranstaltet wurden. Alle aber lebten in ihrem Verbannungsorte einfach und still, mit dem befriedigenden Bewustsein nur nach ihrer Ueberzeugung und gemäß ihrer Ehre gehandelt zu haben . . .

Dies ist die Geschichte der „schwarzen" Cardinäle, wie der Volkswitz die des Purpurs entkleideten nannte. Ihre bevorzugten Amtsgenossen, die „rothen", verkehrten in Paris nach wie vor mit der großen

Welt, doch war ihnen dabei kaum sehr wohl zu Muthe; denn sie fühlten dass nicht sie es waren denen der Vergleich zwischen ihrem Prunk und Glanz und der selbstgewählten Armuth jener Andern in der öffentlichen Meinung zu statten kam[68]).

29.

Napoleon und Maria Louise waren nur wenige Tage in Saint-Cloud geblieben und dann wieder nach Compiègne gegangen, das Napoleon mit ausgewähltem Luxus hatte herrichten lassen. In Compiègne waren Metternich und Schwarzenberg häufige Gäste, wie es überhaupt der Kaiser in zarter Rücksicht für seine junge Gemahlin an Auszeichnung der Österreicher nicht fehlen ließ. Als am 15. April eine Vorstellung des diplomatischen Corps stattfand, wurden nach der bestehenden Etiquette private Ausländer zur Audienz nicht zugelassen; darunter befanden sich mehrere Österreicher, zum Theil von hohem Rang wie Fürst Eszterházy, was diese nicht wenig verstimmte. Einige Tage darauf drückte Napoleon im Cercle dem Grafen Metternich sein Bedauern darüber aus: „jedenfalls hätte, wenn er davon gewusst, für die Österreicher eine Ausnahme gemacht werden müßen, deren eifrigen Wunsch er begreife die geliebte Tochter ihres Souverains wieder zu sehen“; am andern Morgen erschien der Herzog von Friaul bei Metternich um ihm mitzutheilen, der Kaiser habe ihn und den Ober-Ceremonien-Meister den Verstoß entgelten lassen.

Am 27. April wurde Compiègne verlassen und eine Reise in die dem Kaiserstaate neu einverleibten holländischen Provinzen angetreten. Die Fahrt hatte, nebstdem dass Napoleon der Reiselust seiner jungen Gemahlin Nahrung geben wollte, zugleich politische Zwecke; er wollte sich von den Zuständen und Verhältnissen in jenen Ländern durch unmittelbaren Augenschein überzeugen und andererseits konnte er sich seinen neuen Unterthanen in keinem günstigeren Lichte zeigen, als eine Enkelin der großen Theresia an seiner Seite. In der That hatte er nöthig sich mit den Niederländern auf guten Fuß zu setzen. Sie hatten das Regiment des beliebten

Königs Louis mit dem eisernen von dessen kaiserlichem Bruder vertauschen müßen, und was die Sache noch ungünstiger stellte war der Anlaſs aus welchem dieser Wechsel vor sich gegangen war. Napoleon hatte darauf bestanden die Continental-Sperre gegen England mit aller Strenge durchzuführen, König Louis hatte sich dagegen verwahrt: „die Aufrechthaltung des Continental-Systems sei der Tod der holländischen Provinzen", und war nach Paris geeilt mit dem Vorsatze seine Krone in die Hände seines Bruders zurückzulegen; zuletzt hatte er sich gleichwohl bereden lassen, und einen Vertrag unterzeichnet durch welchen das Gebiet zwischen dem rechten Ufer der Schelde und dem linken des Waal zu Frankreich geschlagen wurde.

Die Kaiserreise wurde mit einem Pomp unternommen den Napoleon nie früher entfaltet hatte; das Königspaar von Westphalen, die Königin von Neapel, Prinz Eugen, der Großherzog von Würzburg, Fürst Schwarzenberg, Graf Metternich befanden sich in seinem Gefolge. Diesem Glanze entsprach die Aufnahme die der hohen Reisegesellschaft allerorts bereitet wurde. Doch hat von allen mitunter sehr kostspieligen Empfangs-Feierlichkeiten keine einen größeren Beifall gefunden, als die in einem unbedeutenden Flecken der eine bescheidene Ehrenpforte errichtet hatte; auf der einen Seite derselben lautete die Inschrift: „Pater noster!", auf der andern: „Ave Maria!"; am Eingange standen der Landpfarrer und der Maire die einen Strauß von Feldblumen überreichten. Die Reise ging über Saint-Quentin, Cambrai — wo am 28. der unterirdische Canal begangen wurde der die Schelde mit der Oise verbinden sollte — und Valenciennes nach Laeken, 29., dann anderen Tags auf dem Schiffahrts-Canal nach Mecheln und von da, auf Kriegs-Schaluppen die der Marine-Minister Decrès den Rupel hatte heraufkommen lassen, nach Antwerpen wo man 7 Uhr abends unter dem betäubenden Geschützdonner der französischen Kriegsflotte ankam. Unter den Festlichkeiten denen Maria Louise in der berühmten Schelde-Stadt beiwohnte war ihr das neueste und anziehendste der Stappellauf des „Friedland", eines Kriegsschiffes von 80 Kanonen dessen Einsegnung der Erzbischof de Pradt von Mecheln an der Spitze einer zahlreichen Geistlichkeit vornahm. Von Antwerpen wollte Napoleon allein eine Rundreise nach Seeland antreten,

doch Marie Louise bat so dringend sie nicht von seiner Seite zu lassen, dass er sie mitnehmen mußte. Man fuhr am 6. Mai über Breda nach Herzogenbusch Gertruidenburg und Bergen-op-Zoom, 8., auf die Insel Walcheren wo die Werke von Vließingen und andere Küstenpunkte in Augenschein genommen wurden. „Die Reise in die Inseln der Schelde", schreibt Maria Louise ihrem Vater, „war ziemlich ermüdend, und sehr ungesund. Bey der Zurückfahrt hatten wir einen so starken Sturm auszustehen, daß wir wirklich Gefahr liefen". Am 13. war man wieder in Antwerpen, am 14. im Schloße Laeken bei Brüssel, welches letztere nun die Reihe traf sich der jugendlichen Monarchin in seinem schönsten Glanze zu zeigen. Am 17. Mai wurde nach Gent aufgebrochen, am 18. „in einer sehr schönen Yacht" der Canal von Brügge befahren. Den 20. brachte man in Ostende zu und war am 21. in Dünkirchen wo Maria Louise einen unglücklichen Versuch auf dem offenen Meere machte: „obwohl ganz Windstille war so war die Bewegung so heftig, daß ich bald krank geworden wäre, wenn nicht der Herzog von Istrien welchem ganz übel ward das Zeichen zum Umkehren gegeben hätte". Napoleon war in diesen Tagen so beschäftigt dass ihn Maria Louise außer der Zeit die sie im Wagen mit einander fuhren fast gar nicht zu sehen bekam. Von Ryssel (Lille) wo man den 22. und 23. zubrachte, reiste man nach Calais Boulogne Valery-sur-Somme Dieppe Havre, und dann über Rouen nach Saint-Cloud wo man am 1. Juni abends ankam.

Die imperialistischen Zeitungen jener Tage und eben so die Napoleonischen Memoiristen wussten nicht genug von der günstigen Stimmung und den Freudenbezeigungen zu erzählen mit denen ihr großer Kaiser in den belgischen und in den neu einverleibten holländischen Provinzen aufgenommen wurde. Im österreichischen Gesandtschafts-Hotel wollte man jedoch wissen, Napoleon sei mit den Erfolgen seiner Reise nicht ganz zufrieden gewesen; „an allen Orten", so wurde nach Wien berichtet, „habe er Klagen über Stockungen des Handels und Wünsche für Erhaltung des Friedens vernommen; in Antwerpen habe der Plan, einen Kriegshafen daselbst zu schaffen und den Handelshafen nach Dortrecht zu verlegen, die größte Bestürzung hervorgerufen; dabei habe die Art wie er den Clerus behandelt tief verletzt; und was

die Aufnahme seitens der Bevölkerung betraf so habe die Begeisterung in Belgien eigentlich nur der Kaiserin gegolten, der Empfang des Kaisers sei wenn nicht kalt, doch wenig herzlich gewesen" [69]).

Die Stimmung der Holländer gegen Napoleon konnte keine günstigere werden als, wenige Wochen nachdem die französischen Majestäten nach Paris zurückgekehrt waren, König Louis seinen schon vor Monaten gefasSten Vorsatz ausführte, die Krone niederlegte und als einfacher Private aus dem Lande ging. Nun wurden auch die übrigen holländischen Provinzen zu Frankreich geschlagen, wozu gegen Ende des Jahres die Hansestädte Bremen Lübeck und Hamburg mit den Mündungen der Ems und der Weser, also der ganze gegen das Meer gelegene nordwestliche Theil von Deutschland kamen.

In Paris hatte man mittlerweile Zeit gehabt Anstalten zu den Festlichkeiten zu treffen mit denen jetzt erst das freudige Ereignis der Vermählung gefeiert werden sollte. Den Anfang machte am 8. Juni eine große Auffahrt in den Tuilerien wo sich das diplomatische Corps einfand; in besonderen Audienzen wurden jene Gesandte empfangen die in außerordentlicher Mission dem Kaiserpaare die Glückwünsche ihrer Höfe zu überbringen hatten: Fürst Alexis Kurakin von Rußland, Baron Rosenkranz von Dänemark, General Graf Wrede von Schweden, Minister d'Azanza von Spanien ꝛc. Sonntags den 10. war das Fest der Stadt Paris. Abends neun Uhr verließen die Majestäten Saint-Cloud, Pagen mit Fackeln ritten zu beiden Seiten des Wagens, hohe Candelaber von antiker Form mit brennendem Pech erleuchteten die Straßen; ein prachtvolles Feuerwerk und ein Ball gaben der Monarchin Gelegenheit sich in dem vollen Schmucke ihrer Jugend und ihrer Brillanten zu zeigen. Am 14. folgte das Fest der Prinzessin Pauline in Neuilly. Mit Zartsinn hatte dieselbe in ihrem Garten allerhand Veranstaltungen getroffen welche die Kaiserin an ihre Heimat erinnerten: hier war das Schloß von Schönbrunn mit dem Flügel zu schauen den sie als Erzherzogin bewohnt hatte; dort sah man eine österreichische Landschaft wo Gruppen von Landleuten einen volksthümlichen Tanz ausführten; zuletzt eine weite Ebene mit Laxenburg im Hintergrunde, vorn reichte ein französischer Officier einer schönen

Deutschen die Hand zum ewigen Bunde. Am 21. Juni Fest beim Kriegs-Minister Herzog von Feltre, am 24. das der Garde dessen Herrlichkeit Maria Louise ihrem Vater nicht genug preisen konnte. Es fand auf dem Mars-Felde statt, „auf Staffelagen“ waren „600.000 Menschen“ zugegen, es war „das schönste was ich je sah“. Um 7 Uhr erschien die kaiserliche Familie und wurde vom Herzog von Istrien empfangen, der Maria Louisen als „ein äußerst liebenswürdiger und sanfter Mann“ erschien. Das Fest begann mit Pferderennen, zuerst von Hengsten, dann von Stuten, zuletzt von „Wallachen“. Darnach Wettlauf von Wagen „zwischen welchen Franconi seine Übungen hielt“. Um 8 Uhr flog Madame Blanchard in die Luft; darauf Feuerwerk, zuletzt Ball: „Die Tänzer und Tänzerinnen der Opera tanzten eine schöne Quadrille im Anzug von sechs Nationen: der französischen, österreichischen, pohlnischen, deutschen, spanischen, und italienischen“.

Den Abschluß sollte das Fest des Fürsten Schwarzenberg bilden und alle vorhergegangenen, so sagte man sich, an Pracht und Geschmack überbieten. Das Haus des österreichischen Botschafters war damals in mancher Richtung das erste von Paris. Nicht blos der Abglanz der auf dasselbe von der allseits gefeierten neuen Kaiserin als österreichischen Prinzessin fiel, die schöne und stattliche Erscheinung des Fürsten selbst, Kriegshelden und Staatsmannes zugleich, das würdevolle und dabei liebenswürdige Walten der edlen Fürstin, der ausgewählte Kreis seines Botschafts-Personals, des feinen Floret, des ritterlichen Tettenborn, des geistvollen Varnhagen, des vornehmen Bratislav rc., dazu die augenfällige Gunst deren sich die österreichische Vertretung vor denen aller andern Staaten von Seiten der Napoleonischen Regierung zu erfreuen hatte, alles wirkte zusammen, Schwarzenberg's Hotel nicht blos zum Vereinigungspunkt aller seiner Landsleute die zu jeder Stunde freundliche Aufnahme und williges Gehör, zu Tische und zu Abend wie viel ihrer auch sein mochten gastliche Bewirthung fanden, sondern auch zum Zufluchtsort aller Deutschen in Paris, der Angehörigen der Rheinbundsstaaten, der Mitglieder der souverainen oder mediatisirten deutschen Häuser zu machen. Der Österreicher gab es damals viele und angesehene in Paris: Graf Metternich Gast des französischen Kaisers im Hotel des Marschalls Ney, Fürst Joseph Regierer des Hauses Schwar-

zenberg mit seiner Gemahlin Fürstin Pauline und einem blühenden Kinderkreis, Fürst Eszterházy, die Generale Graf Wallmoden und Graf Neipperg, Oberst Graf Bentheim, Graf Caspar Sternberg, Graf Paar, zwei Grafen Sickingen u. a. m. Aber selbst viele der französischen Großen die man in der Gunst Napoleon's und in der Anhänglichkeit an seine Sache am höchsten stellte, hatten an der österreichischen Verbindung, als Unterpfand einer festeren Ordnung der Dinge die sie durch die Kriegslust ihres Gebieters immer bedroht sahen, ein Interesse das sie durch eifriges Erscheinen in dem Salon Schwarzenberg's zu bekunden suchten.

Das österreichische Botschafts-Hotel war damals der Palast Montesson in der Rue de Provence; für das Fest wurde ein anstoßendes Gebäude hinzu gemiethet und außerdem in den Park hinein ein großer Holzbau aufgeführt der den Tanzsaal bilden sollte. Dem Fürsten Schwarzenberg waren von seiner Regierung reiche Geldmittel zur Verfügung gestellt worden [70]). Der Holzbau, von außen mit Wachsleinwand ausgeschlagen, war inwendig mit den schönsten Tapeten bekleidet, leichte Vorhänge fielen zu beiden Seiten der Thüren und Fenster herab, Spiegel Wandlichter mächtige Kronleuchter von Krystall, dazwischen Blumengewinde und aller erdenkliche Zierrath schufen den ungeheuren Raum zu einem wahren Feentempel um. Tag und Nacht waren Arbeiter beschäftigt das Werk zustande zu bringen; es war sengend heiße Zeit, Balken und Bretter waren dürre und rissig vor Hitze, das Laub der Bäume und Sträucher verdorrte, Rasen und Zweige, die grünend dem Feste dienen sollten, mußten künstlich aufgefrischt werden.

Endlich war der 1. Juli, ein Sonntag, herangekommen und die großartigen Räume füllten sich mit allem was Paris an hochgestellten und ausgezeichneten Persönlichkeiten besaß. Das Fest begann im Garten mit einer Landschaft die das Schloß Laxenburg zeigte; Tänzer und Tänzerinen der großen Oper in österreichischer Tracht führten Gruppirungen und Reigen aus. Dies Schauspiel war kaum geendet als sich hinter der Scene Peitschenknall und Pferdegetrampel vernehmen ließ und ein Courier, abgehetzt und bestaubt, in den Raum trat auf den Sitz des Kaiserpaares loseilend. Durch die glänzende Ver-

sammlung lief ein Gemurmel: „Siegesnachrichten aus Spanien möchten es sein“; allein der Kaiser hielt mit leichtem Lächeln die Depesche seiner Gemahlin hin: es war ein Brief ihres Vaters den er kurz zuvor empfangen und, mit dem Festgeber im heimlichen Einverständnis, bis zum heutigen Tage aufgespart hatte; er wusste er könne Maria Louisen keine größere Freude bereiten. Nach einem künstlichen Feuerwerk, zu dem sich ein natürliches gesellen wollte das aber glücklicher Weise erstickt wurde, begab sich alles in den großen Tanzsaal wo der Ball beginnen und bis 4 Uhr morgens dauern sollte. Mitternacht war vorüber, eine Quadrille und eine Ecossaise waren bereits getanzt worden, als das Kaiserpaar sich von seinem Throngestühle erhob um sich nach verschiedenen Seiten der Gesellschaft zu zeigen. Napoleon war in der rosigsten Laune, sein Antlitz strahlte von Glück und Freude, er munterte alle Welt auf sich dem Vergnügen, dem Tanze hinzugeben; selbst Personen die er sich nicht freundlich gesinnt wusste empfingen heitere Ansprache. Die Kaiserin hatte ihren Rundgang bereits vollendet und war zu ihrem Sitze zurückgekehrt, ihr Gemahl befand sich am andern Ende des Saales wo ihm die Fürstin Pauline Schwarzenberg eben ihre Töchter vorstellte, als durch einen Luftzug das Licht einer Kerze einem der Vorhänge nahe kam und ihn entzündete. Graf Bentheim erstickte mit seinem Hute eines der Flämmchen, der Kammerherr Graf Dumanoir riss einen Theil des brennenden Gewebes herab um es zu zertreten; aber schon hatte die Flamme, mit überraschender Schnelligkeit an dem leichten Flor emporzüngelnd, die oberen Theile ergriffen wohin keine Hand reichte. Napoleon, dessen Antlitz plötzlich einen eisernen Ausdruck annahm, eilte an die Seite Maria Louisens, einige seiner Getreuen schaarten sich um ihn und zogen wie Verrath witternd ihre Degen; aber schon war der Hausherr alles andere beiseite setzend zur Stelle, beschwor den Kaiser keinen Augenblick zu verziehen und wich ihm und der Kaiserin, welche letztere eine bewundernswerthe Fassung an den Tag legte, nicht von der Seite bis er beide durch das Gedränge des Saales und den Garten glücklich in die rasch herbeigerufenen Wagen gebracht hatte. Man kam bis auf den Platz Louis XVI. von wo Maria Louise allein nach Saint-Cloud weiter fuhr, während Napoleon einen andern Wagen nahm und in

das Hotel des österreichischen Botschafters zurückkehrte. Dort war das Unglück schon in vollem Maße hereingebrochen. Kaum hatten die Majestäten, deren Gegenwart noch einige Ordnung erhielt, den Saal verlassen als ein Gedränge nach den Ausgängen entstand wo kein Rang und Stand mehr galt; Männer suchten ihre Frauen, Ältern riefen nach ihren Kindern, einer stieß den andern zur Seite um nur sich oder die Seinigen zu retten; hier wurde einer zu Boden geworfen, von den Vorwärtsdrängenden mit Füßen getreten, dort trug ein beherzter Mann eine zitternde Frau deren Gewänder schon Feuer fingen rettend aus den Flammen. Noch war keine Viertelstunde verflossen und schon war der ganze Holzbau ein Flammenmeer das zu bannen ganz unmöglich erschien. Mit ungeheuerem Gekrache stürzte der große prachtvolle Kronleuchter zu Boden, und ein Schrei des Entsetzens erhob sich aus der jammernden und wehklagenden Menge. Fürst Schwarzenberg der, so lang er die Majestäten nicht gerettet wusste, nur für diese Augen gehabt hatte, stand jetzt da, der feingebildete, sonst sich so beherrschende Mann, und schwere Thränen rollten über seine Wangen als er das grausame Ende seines schönen Festes, als er so viel Jammer und Unglück sah. Das erste war dass er nach seiner Gemahlin forschte — die Kinder waren in Sicherheit zu Hause —; er sah sie ohnmächtig herausbringen, doch mindestens unversehrt vom Brande. Sein Schwager Joseph irrte umher und rief nach der Fürstin; man hatte sie zuletzt an der Seite ihrer gleichnamigen Tochter gesehen, doch ein dazwischen stürzender Balken hatte beide getrennt; die Prinzessin war, obgleich mit schweren Wundmalen, gerettet worden und der Vater umarmte mit Inbrunst sein wiedergefundenes Kind; allein von der Mutter wusste niemand zu sagen. An einer andern Stelle des Parkes waren Dr. Koreff und mehrere österreichische und französische Officiere um den Fürsten Kurakin beschäftigt den man, brennend und ohnmächtig, aus den Flammen getragen hatte .... Doch vernehmen wir Maria Louise selbst, was sie über weitere Einzelnheiten gleich am andern Tage an ihren Vater schrieb:

.... „Sie wißen daß ich gar nicht erschrecke, Fürst Schwarzenberg und der Kaiser führten mich unter dem schrecklichsten Ungewitter durch den Garten nach Hause, und ich bin ersterem sehr

erkenntlich, den er verließ Frau und Kind im brennenden Saale um mir beyzustehen. Das Getümmel und Gedräng war schrecklich, wenn der Großherzog von Würzburg die Königin von Neapel nicht hinausgetragen hätte, so wäre sie lebendig verbrannt. Meine Schwägerin Katherine welche ihren Mann im Feuer glaubte fiel ohne Kennzeichen um, und die Vizekönigin war so erschrocken daß der Vizekönig sie hinaustragen mußte. Ich hatte alle meine Damen und Kavaliere verloren, General Lauriston welcher seine Frau anbethet, schrie erschrecklich und versperrte uns den Weg. Ich war viel unruhiger als ich nachdem den Kaiser wieder zum Feuer zurückkehren sah. Wir wachten mit Caroline bis 4 Uhr wo ich ihm gesund aber durch den Regen durchnäßt ankommen sah. Die Herzogin von Rovigo meine Dame du Palais ist sehr verbrannt, die Gräfinnen Buchholz und Löwenstein Damen der Königin von Westphalen ebenfalls. Der Herzog von Istrien verbrannte sich die Hand bis aufs Bein um die Frau des Generals Thouzard zu retten, welche in Lebensgefahr ist. Lauriston um seine Gemahlin welche Dame du Palais ist zu retten verbrannte sich die Haare und die Stirn. Fürst Kourakin fiel vor Schrecken um, verbrannte sich schrecklich und in dem Getümmel lief alles über ihm und trat ihm halb todt. Graf Metternich verbrannte sich aber nicht viel und die Fürstinn Schwarzenberg welche nicht heraus wollte bis nicht alles gerettet wäre verbrannte sich sowohl als ihr Sohn recht stark. Die Fürstin Pauline Schwarzenberg ist bis jetzt nicht gefunden worden, meine Kammerherren haben die meisten Füße, Kleider und Haare verbrannt. Der arme Fürst Schwarzenberg war voll Verzweiflung obwohl niemand dieses Unglück verhindern konnte. Eben komme ich von dem Kaiser wo ich ein schrecklichen Vorfall gehört habe. Fürstin Pauline Schwarzenberg war in Garten mit ihrer zweyten Tochter gelosen, mehrere Männer warfen sie über den Haufen wo das Kind sehr verwundet war. Einer unter ihnen hob sie auf, und trug es weg. Die Fürstin voll Verzweiflung glaubte die kleine Eleonore verbrannt, und eilte in den voll Flammen stehenden Saal zurück. Man glaubt daß der

Boden mit der Unglücklichen eingebrochen ist, denn als man sie heute nicht zurückkommen sah suchte man sie überall, und fand unter einem Schlafsessel einen Körper dessen Hirn und ein Fuß und Schenkel ganz verbrannt war, es lagen viele Diamanten um sie herum und die Unglückliche trug um den Hals ein brillantenes Herz mit den Nahmen Eleonore und Pauline durch diesen Schmuck sah man das Schicksal dieser so liebenswürdigen und guten Frau. Sie verläßt 9 Kinder wovon das älteste 12 Jahre alt ist, und sie war in der Hoffnung. Die Familie ist untröstlich und ich bin ganz so erschüttert daß ich mich nicht bewegen kann. Kourakin ist recht übel heute. Madame Durosnel Frau eines Generals ist gefährlich verbrannt“ [71]).

Das Unglück, das eine mit so vielem Geschmack und so großen Kosten vorbereitete, mit so freundlichen Aussichten eingeleitete Festlichkeit in ihr entsetzliches Widerspiel umgewandelt, machte in Paris Tage lang das traurigste Aufsehen. Außer der Fürstin Pauline Schwarzenberg waren auch die Fürstin von Leyen, die Generalin Trouzard und noch bei zwanzig andere Personen theils unmittelbar bei der Katastrophe um's Leben gekommen theils in den Tagen darnach unter schrecklichen Schmerzen dem Tode erlegen, deren Leichenbegängnisse eines nach dem andern die Erinnerung an die Schreckensnacht von neuem wachriefen. Verwundet waren mehr als sechzig, zum Theil sehr schwer, einer langsamen und zweifelhaften Heilung entgegensehend; darunter Fürst Kurakin und die Prinzessin Pauline Schwarzenberg die beide mehrere Wochen lang zwischen Leben und Tod hingen. Der Verlust an Schmuck und Kostbarkeiten war ungeheuer, man schätzte ihn auf mehrere Millionen. Es fehlte im Publicum nicht an Anspielungen an jenes ähnliche Misgeschick das in die Vermählungs-Feierlichkeiten der Dauphine Maria Antoinette seine Schatten geworfen hatte, obgleich wieder Andere da waren die den Vergleich des unglücklichen Ludwig XVI. mit dem strahlenden Gestirn Napoleon's, das durch die Verbindung mit einem alten Herrscherhause nur neuen Glanz gewonnen, nicht gelten lassen wollten. Nicht weniger machte das Ereignis an allen europäischen Höfen von sich sprechen, und da war es das Benehmen des fürstlichen Festgebers für das man nicht Worte

genug der Anerkennung finden konnte. Die schlichten im Augenblicke des ersten Schreckens niedergeschriebenen Worte Maria Louisens bezeichnen so ganz den Mann der, wie einer seiner jüngern Zeitgenossen noch in späten Tagen von ihm zu sagen pflegte, seiner Pflicht alles nachsetzte. Schwarzenberg berichtete in Ausdrücken tiefsten Schmerzes nach Wien: „niemand habe das Verhängnis voraussehen, keine menschliche Berechnung es abwenden können". Kaiser Franz, bereits von seiner Tochter von dem Hergang in Kenntnis gesetzt, ließ ihm durch den Fürsten Metternich die vollste Zufriedenheit über eine Haltung ausdrücken „die ihn, selbst von den theuersten Interessen in Anspruch genommen, sich selbst habe vergessen lassen um seine ganze Sorgfalt der Tochter seines Monarchen zuzuwenden". Auch seinem Schwiegersohne fühlte sich Kaiser Franz für die seiner geliebten Tochter in der Stunde der Gefahr bewiesene Aufmerksamkeit zu besonderem Danke verpflichtet und drückte ihm denselben in einem eigenen Handschreiben aus. Napoleon selbst, bei dem im ersten Augenblicke Argwohn aller Art aufgestiegen war, faßte nach der Selbstaufopferung mit der sich Schwarzenberg während der Katastrophe ihm und der Kaiserin gegenüber benommen hatte, noch größeres Vertrauen zu dem Fürsten als er ihm schon früher bewiesen hatte. Er unterhielt sich mit ihm je länger je lieber und nahm, besonders bei Erörterung militärischer Gegenstände, einen Ton ungezwungener Vertraulichkeit an, der es beinahe vergessen ließ daſs es der Beherrscher eines weiten Reiches sei der da spreche [72]). . . .

Mehrere Wochen nach der Schreckensnacht blieb der Hof von der Hauptstadt fern. Am 8. Juli begaben sich die französischen Majestäten nach Rambouillet von wo sie am 17. nach Saint-Cloud zurückkamen und am 2. August für einige Tage nach Trianon übersiedelten. Mit der Feier des Napoleon-Tages, 14. und 15. August, und mit dem Namensfeste Maria Louisens, das am 25. und 26. in Saint-Cloud begangen wurde und wobei sich die Stadt Paris durch das Geschenk einer kostbaren Toilette sammt Zugehör auszeichnete, endete die Reihe der Vermählungs-Feierlichkeiten an die sich bald Hoffnungen eines noch freudigeren Ereignisses knüpfen soll-

ten, freudig nicht blos für den Kaiser sondern für alles was mit der neuen Schöpfung seines Reiches zusammenhing[73]).

30.

Wir besitzen von verschiedenen Zeitgenossen Schilderungen des Eindruckes den Maria Louise bei ihrem ersten Auftreten in Frankreich machte. Sie stand in ihrem neunzehnten Lebensjahre im vollen Glanze ihrer Jugend. Ein Wuchs von vollendetem Ebenmaß, Hände und Füße die zum Modell dienen konnten, ein edler Gang. Das Mieder ihrer Robe war länger als man es damals zu tragen pflegte, was ihrer majestätischen Gestalt nur zu statten kam und vortheilhaft gegen die verkürzten Oberleiber der französischen Damen abstach. Ihre Gesichtsfarbe war belebt durch die Bewegung der Tage und durch eine liebenswürdige Schüchternheit die einen eigenen Zauber auf die weltgewandten Franzosen des Napoleonischen Hofes übte. Kastanienbraune Haare fein und überreich umrahmten ein rundes frisches Antlitz, dem Augen voll Sanftmuth und Güte einen reizenden Ausdruck gaben; die etwas vollen Lippen erinnerten an den Habsburgischen Typus. Die ganze Erscheinung athmete Reinheit und Unschuld; die weichen, vielleicht etwas zu vollen Formen zeigten von unverdorbener Kraft und Gesundheit. Wenn die jugendliche Kaiserin sich in der großen Welt verlegen und befangen zeigte, so entfaltete sie im häuslichen Kreise, und Personen gegenüber die ihr Gemahl für ihren nähern Umgang auswählte, eine ungekünstelte Anmuth, einen Frohsinn und eine Leutseligkeit die Männer und Frauen in gleicher Weise für sie einnahmen. Aber auch Napoleon war wie umgewandelt; er war verliebt wie ein junger Mensch und entfaltete in seinem Benehmen einen Zartsinn, eine Aufmerksamkeit, eine rücksichtsvolle Sorgfalt, die bei dem Manne der so rauh und übermüthig gegen Frauen sein konnte, etwas rührendes hatte[74]).

„Bei Hofe und in der Stadt“, heißt es in den Memoiren Fouché's, „war von jetzt an die Losung: Gefallen zu finden bei der jungen Kaiserin die das Herz Napoleon's ungetheilt besaß, ja der zu

Liebe er fast selbst wieder zum Kinde wurde". Es lag nahe den Vergleich mit ihrer Vorgängerin Josephine zu machen, und in mehr als einer Hinsicht verlor Maria Louise dabei. Was Gewandtheit Tact ausgesuchten Liebreiz betraf, war Josephine eine blendende Erscheinung, die jedermann der in ihre Nähe kam zu beschäftigen, jedermann zu fesseln wuſste. Die Kunst des Gefallens war ihr in hohem Grade eigen; sie hatte einen ausgewählten Geschmack was in einem Lande wie Frankreich als kein geringer Vorzug galt. Sie besaß angeborne Herzensgüte und spendete Wohlthaten nach allen Seiten; allein sie war klug genug auch diese Tugenden im gehörigen Lichte erscheinen und sich dafür loben und preisen zu lassen. Von solcher Berechnung wuſste Maria Louise nichts. Sie widmete für wohlthätige Zwecke vielleicht mehr als Josephine; von ihren monatlichen Einkünften wurden jedesmal 10.000 Francs für die Armen beiseite gelegt, und auch außerdem, wo sie irgend von einem Unglück und Elend hörte, war es ihr angenehme Pflicht nach Kräften Hilfe zu bringen[75]). Aber es fiel ihr nicht ein sich damit sehen lassen zu wollen; niemand sprach von ihren Gutthaten, denn niemand wuſste darum als die Beglückten selbst, wenn nicht etwa gar, durch den Eigennutz von Mittels-Personen die ihr Vertrauen misbrauchten, die gut gemeinte Gabe in die unrechten oder wohl gar in unwürdige Hände fiel. Von der Unterhaltungsgabe Josephinens, von ihrer Kunst im ersten Anlauf alles für sich einzunehmen, besaß Maria Louise nichts; sie war schüchtern und verlegen in größeren Kreisen, befangen wenn sie Fremde oder minder Bekannte anreden mußte; dabei versah sie es mitunter, weil sie nicht von selbst darauf kam und von Andern nicht aufmerksam gemacht wurde, in Dingen die scheinbar unbedeutend, allein bei Großen nicht ohne Folgen sind. „Maria Louise hatte den Brauch", erzählt der Herzog von Rovigo, „wenn sie in der Öffentlichkeit erschien drei Verneigungen zu machen, und niemals kam es zur dritten ohne daſs das Publicum in lebhaften Beifall ausgebrochen wäre". Aber darnach konnte sie den ganzen Abend zurückgelehnt in ihrer Loge sitzen, und doch waren hunderte in's Theater gekommen, hatten wohl um hohe Preise Sitze gekauft nur um ihre gepriesene junge Monarchin zu sehen, die dann unzufrieden aus dem Schauspielhause gingen wo sie sonst ihres Lobes würden voll gewesen

sein[76]). Auf diese Art konnte Maria Louise Solchen die sie nur nach ihrem Auftreten in der Öffentlichkeit beurtheilten für kalt, für theilnahmslos, für hochmüthig gelten während sie in Wahrheit das Gegentheil von alle dem war, und zwar in viel höherem Grade als Josephine. Die sie näher kannten, die täglich um sie waren, in deren Mitte sie sich zwanglos und mit natürlichem Liebreiz ergehen ließ, die wufsten allerdings von ihrer Güte und Sanftmuth, von ihrer unbefangenen Herzlichkeit zu sagen. So schätzte man sich's denn auch bei Hofe, in Maria Louise eine Souverainin zu besitzen die nichts von Ränken und Cabalen wufste, die jedem eine wohlwollende Meinung entgegenbrachte, bei der niemand von den Folgen boshaften, wenn auch geistreichen Klatsches etwas zu fürchten hatte. Sich in die Staatsgeschäfte zu mischen lag niemand ferner als ihr, von den öffentlichen Angelegenheiten wufste sie in der Regel nichts was nicht in den Zeitungen stand; das andere war nicht ihre Sache und sie machte sich damit nichts zu schaffen. Worin sie sich aber am auffallendsten von Josephinen unterschied und was sie in den Augen Napoleon's der in allen Dingen Ordnung liebte besonders hochstellte, war ihre Pünktlichkeit in ihrem innern Haushalt. Wo Josephine mit den reichlichsten Mitteln die ihr Napoleon zur Verfügung stellte nie auskam und, wenn er ihr einmal ihre Schulden gezahlt, gleich darauf neue hatte, da wufste Maria Louise mit der ihr ausgeworfenen Summe gewissenhaft auszukommen ohne deshalb zu kargen oder Andere, die sich an die Freigebigkeit der Großen gewiesen meinten, darunter leiden zu lassen. Handelte es sich um eine größere Auslage, etwa um einen Schmuck auf den ihr begehrliches Auge fiel, dann machte sie ihre Berechnung wie viel sie etwa zur Abtragung der Kaufsumme bis zu einer gewissen Zeit zurückzulegen vermöchte; wollte es damit nicht stimmen, dann warf sie einen letzten Blick auf die Kostbarkeit die nicht die ihre werden sollte, und stellte sie dem Überbringer zurück ohne über das Geständnis zu erröthen: die Auslage überschreite ihre Mittel. Freilich wohl, wenn der Kaiser unter der Hand von dem rückgängig gewordenen Handel erfuhr, dann war es ihm ein Vergnügen den Verkäufer vor sich zu laden und seine haushälterische Gemahlin bei erster Gelegenheit mit einer Gabe zu überraschen die vielleicht den zehnfachen

Werth dessen besaß was sie aus ihren eigenen Einkünften sich anzuschaffen sanftmüthig und bescheiden sich versagt hatte.

Was Maria Louise in ihren Mädchenjahren stets fremd gewesen, das kannte sie auch auf dem Throne Frankreichs nicht: Langeweile. Es gab keine Stunde des Tages für die sie nicht ihre Beschäftigung hatte und ihr großer Gemahl, der, nachdem die ersten Honigwochen vorüber waren, ihr nur wenige Zeit widmen konnte, brauchte sich in dieser Hinsicht nicht bange sein zu lassen. Sie fand bald Muße genug ihre alten Lieblingsfächer wieder zu betreiben. Einer der anerkanntesten Maler jener Tage Prudhon und der berühmte Isabey bildeten sie im Zeichnen und Mahlen weiter; von letzterem mußte sie bald ablassen da ihr der Geruch von Ölfarben nicht zusagte. Musik wurde fleißig betrieben, Meister Paër gab ihr darin Stunden, und Kaiser Franz bekam allerhand Anliegen in dieser Hinsicht von ihr zu hören; einmal wünscht sie „ein gutes Clavier" aus Wien zu haben, „denn die französischen sind erschrecklich hart"; ein andermal bittet sie ihn um Übersendung der Partitur von Eybler's „vier letzten Dingen" ꝛc. War man auf dem Lande so ging wohl manche Stunde mit Fischen dahin, meistens aber gab es Jagden die der Kaiser liebte. Maria Louise fand durchaus kein Vergnügen daran, sie fand es sogar „in der Hitze abscheulich unangenehm"; allein, wie sie aus einem solchen Anlasse ihrem Vater schrieb, „was thut man nicht alles um seinen Gemahl zu folgen". Sie fuhr dem Kaiser im Wagen nach, sechs bis sieben Stunden lang, wobei ihr in der ersten Zeit Schwarzenberg oder Metternich Gesellschaft leisteten.

Bald nach der Rückkunft von der holländischen Reise begann sie auf den Wunsch ihres Gemahls reiten zu lernen. Am 8. Juni wurde der k. k. „Bastinbereiter" Adam Grimm in Saint-Cloud vor Napoleon und Maria Louise gelassen die im Parke ihr Frühstück einnahmen; er hatte als Geschenk des Kaisers Franz einen prachtvollen Sechser-Zug nach Paris gebracht den er nun dem Kaiser der Franzosen vorführte. Napoleon ließ Grimm herantreten und mit der Kaiserin deutsch reden, was denn jener „auf gut Wienerisch" that und ihr von dem Gefühl der Erinnerung und der Theilnahme erzählte die alle für sie fühlten die früher in ihrer Nähe gewesen. Maria Louise war

noch zu kurz aus ihrem Vaterlande fort um den Bericht des ehrlichen Österreichers ohne tiefe Bewegung vernehmen zu können, was ihr Gemahl mit zarter Theilnahme beobachtete. Zuletzt hieß er Grimm sich auf die Reitschule begeben wo die Kaiserin sogleich erscheinen werde. „Sie werden Sr. Majestät berichten", sagte er, „dass sie die Kaiserin zu Pferde gesehen haben, es ist die zweite Lection die sie heute nehmen wird." Es ging damit anfangs langsam vorwärts. Maria Louisens angeborne Schüchternheit zeigte sich auch in diesem Stücke; doch theilt sie am 21. Juni ihrem Vater mit, dass sie „schon so kühn" sei dass sie „vor 4 Tägen bald vom Pferde gestürzt wäre". Napoleon war in ihrer Nähe so oft es seine Geschäfte zuließen; bei den ersten Lectionen führte der Stallmeister ihr Pferd am Zügel, während der Kaiser neben ihr herging und sie bei der Hand hielt. Nachdem sie einige Fortschritte gemacht ließ er nicht selten nach dem Frühstück zwei Pferde vorführen und nahm dann, in seidenen Strümpfen und Schnallenschuhen, in dem abgeschlossenen Theile des Parkes die Lection selbst vor, spornte sein Pferd und trieb das ihre an und konnte, wenn sie bei einer Bewegung eine ängstliche Gebärde machte oder wohl gar aufschrie, herzlich über ihre Furcht lachen; Gefahr war dabei keine, da von allen Seiten Bereiter aufgestellt waren um jeden Unfall zu verhüten. Mit der Zeit gewöhnte sich Maria Louise an das Pferd, fand Vergnügen an der Bewegung und wurde zuletzt eine gewandte und selbst kühne Reiterin.

Die Tagesordnung der Kaiserin Maria Louise war regelmäßig diese: Um 8 Uhr morgens wurden die Vorhänge zurückgeschlagen, die Fensterladen geöffnet; sie ließ sich die Zeitungen in ihr Bett bringen und nahm da ihr Frühstück ein. Um 9 Uhr wurde Morgen-Toilette gemacht und Damen vorgelassen die den „kleinen Eintritt" hatten. War der Kaiser abwesend so verfügte sich Maria Louise dann gewöhnlich in die Appartements ihrer Ehren-Dame, der Herzogin von Montebello. Um zwölf Uhr war zweites Frühstück, darnach kamen Musik, Zeichnen, leichte Arbeiten, auch Billard-Spiel an die Reihe. Um 2 Uhr wurde ein Ritt unternommen oder eine Spazierfahrt mit der Montebello an ihrer Seite, ihr Ehren-Cavalier und zwei Palast-Damen in einem Wagen hinten nach. Dann war große Toilette, um

6 Uhr Diner in Gesellschaft des Kaisers, in dessen Abwesenheit mit der Montebello. Abends war Empfang oder Concert oder man fuhr in's Theater. Um 11 Uhr zog sich die Kaiserin in ihre Gemächer zurück. War der Kaiser anwesend, so ließ sich diese Tagesordnung allerdings nicht immer gleichförmig einhalten.

Die erste Stelle in dem Hofstaat Maria Louisens und bald auch in ihrer Neigung und ihrem Vertrauen nahm die Herzogin von Montebello ein; war der Kaiser abwesend, so hing ihr Bildnis in dem Zimmer der Kaiserin mitten unter jenen ihres Papas, ihrer Mama, ihrer Geschwister. Maria Louise war mit ihr fast wie mit einer Schwester, voll der liebenswürdigsten Rücksichten für sie und deren Kinder; sie fühlte sich glücklich wenn sie ihr eine Freude bereiten konnte, sie liebte wen die Herzogin liebte und zeigte sich fremd gegen solche die jener nicht zusagten[77]). Den Dienst bei der Kaiserin hatte Napoleon so geregelt dass von den „ersten Damen" täglich vier bereit sein mußten, von denen eine jederzeit um die Kaiserin war. Sie traten in das Schlafgemach der Kaiserin bevor sich diese vom Lager erhob und sie verließen es erst nachdem sie zu Bette gegangen; dann hatte eine die Nacht über ihre Schlafstelle in einem unmittelbar anstoßenden Zimmer das den einzigen unversperrten Zugang bildete, so dass selbst der Kaiser nicht anders als durch dieses Gemach eintreten konnte; das wurde in Paris, auf dem Lande, auf Reisen in gleicher Weise beobachtet[78]). Von Männern durften auch bei Tage nur die Ärzte, der Secretär und der Intendant der Kaiserin ihre Gemächer ohne ausdrückliche Gestattung des Kaisers betreten. Selbst die Anzüge wurden blos nach dem Modell und durch die Kammerfrauen angeprüft; durch sie erfuhr der Kleiderkünstler was daran etwa misfiel oder sonst zu ändern war; der letztere selbst betrat die inneren Gemächer der Kaiserin nie. Was man sich daher allgemein in Paris erzählte, was übrigens nur für die hohe Meinung zeugte die man im Publicum von allem Anfang von Maria Louisens Anstand und Sittsamkeit hatte: dass sie nämlich den Modisten Leroi, der ihr ein neues Kleid anprobirte und als sie es zu stark ausgeschnitten fand mit einer Josephinen gegenüber gewohnten Schmeichelei sagte: „Ach Madame, wenn man eine so schöne

Büste hat muß man sie zeigen", zur Thüre habe hinausweisen lassen, war vollständig unwahr, weil unmöglich.

Napoleon selbst erschien in den Gemächern seiner Gemahlin wie und wann es ihm beliebte, war es auch nur um nachzusehen ob alles nach der vorgeschriebenen Ordnung ging. In diesem Punkte war er unerbittlich; die geringste Vernachlässigung im Dienste zog scharfe Zurechtweisung nach sich. Eines Tages als die Kaiserin Musik mit Meister Paër machte, ertheilte jene der Madame Durand einen Auftrag den diese, bei der geöffneten Thüre in das anstoßende Zimmer tretend, weiter gab. Im selben Augenblicke trat Napoleon von einer andern Seite ein und sah keine der „ersten Frauen" im Zimmer, das die Durand sogleich wieder betrat. „Madame", sagte Napoleon streng, „ich achte und ehre die Kaiserin; allein die Souverainin eines großen Staates muß außerhalb der Möglichkeit eines Verdachtes stehen!" Ein andermal wo Maria Louise öffentlich zu erscheinen hatte verlangte sie nach ihren Diamanten; die Dame die den Schlüßel des Schmuck-Kästchens führte sah nach allen Seiten herum, mußte aber zuletzt gestehen dass sie die Cassette nicht aufsperren könne. „Nun denn, so geben Sie mir meine Perlen", sagte die Kaiserin etwas gereizt. Da erschien der Kaiser in der Thüre, bemerkte sogleich den Abgang der Diamanten und fragte nach der Ursache. Maria Louise, die ihren Ärger bereits überwunden hatte, entgegnete anstatt der Antwort: „Nun, bin ich so etwa nicht hübsch genug?" „Ganz hübsch! Immer hübsch!" lachte der Kaiser, und die unglückliche Kammerfrau war von einem Donnerwetter befreit das sich sonst über sie entladen hätte[79]). Überhaupt hatte die junge Kaiserin überraschend schnell gelernt ihren Gemahl zu behandeln, und dieser selbst schien sich nichts besseres zu verlangen. „Ich bin überzeugt", sagte Maria Louise eines Tages zu Metternich, „dass man sich in Wien viel mit mir zu schaffen macht; man kann sich's dort gar nicht anders vorstellen als dass ich in beständiger Todesangst schwebe. So ist das wahrscheinliche nicht immer das wahre! Ich fürchte mich gar nicht vor Napoleon, aber ich fange an zu glauben, dass er sich vor mir fürchtet."

Einen schwierigeren Stand hatte die weibliche Umgebung der Kaiserin die von Napoleon mancherlei ausstehen mußte. Er neckte sie bei

jedem Anlasse, und Manche die neu im Dienste und an Hofsitte und Hofton noch nicht gewöhnt war ließ es an schnippischen Erwiederungen nicht fehlen worüber er, wenn sie anders mit Anmuth vorgebracht waren, herzlich lachen konnte. Napoleon war bekanntlich was man im gewöhnlichen Leben einen „Topfgucker" nennt der sich, wenn er gerade keinen Fürsten zu entthronen oder kein Land einzustecken hatte, um die geringsten Sachen des Haushaltes kümmerte. Eines Tages da er in den Gemächern seiner Gemahlin weilte hatte er kein Taschentuch bei sich; die dienstthuende Dame überreichte ihm eines der Kaiserin: es war fein, gestickt, mit edlen Spitzen eingefasst. „Was kostet das Ding da?" „Sire, es kann 70 bis 80 Francs kosten!" „Was?! 70 bis 80 Francs?! . . . Ei, wenn ich Dame der Kaiserin wäre würde ich alle Tage so ein Tuch einstecken, das würde mir mehr eintragen als mein Gehalt". „Es ist gut, Sire", entgegnete die kluge Dame, „dass Ihre Majestät um sich nur Personen hat die zuverlässiger und minder eigennützig sind als Euer Majestät sich zu stellen belieben". Ein andermal bei Tische fragte Napoleon: „Was kostet so eine Pastete?" „Zwölf Francs Eurer Majestät, sechs einer Bürgersfrau von Paris." „Das heißt also mit andern Worten dass man mich bestiehlt!", „Nicht so, Sire; aber es ist Gebrauch dass ein Monarch alles theurer bezahlt als seine Unterthanen". Das wollte er aber nicht zugeben sondern sagte er werde sich dies anders einrichten.

Napoleon war, nachdem einmal die Honigmonde des neuen Ehestandes vorüber, seiner zweiten Frau eben so wenig unverbrüchlich treu als er es seiner ersten gewesen war[79b]). Nur dass er, bei der zarten Aufmerksamkeit die er für Maria Louise in jeder Beziehung an den Tag legte, seine zeitweisen Seitenwege im tiefsten Geheimnisse einschlug und emsig dafür sorgte dass nichts davon zu ihrer Kenntnis gelangte. Auch war er ihr bei der unerfahrenen und innigen Liebe die sie ihm entgegenbrachte solche Rücksicht schuldig, was bei der weltmännisch geprüften und gereiften Josephine gerade nicht der Fall war. Eben diese Bedachtnahme auf den empfindlichen Sinn seiner zweiten Gemahlin brachte auch eine Störung in Napoleon's Beziehungen zu Josephinen, der er immer noch die freundschaftlichsten Gefühle bewahrte und ihr dies auch gern bezeigt haben würde. Josephine selbst, eine ächte

Creolin der Glanz und Prunk über alles ging, würde sich gern mit der zweiten Rolle beschieden haben wo sie die erste nicht mehr spielen konnte, wenn es ihr nur vergönnt gewesen wäre im elyséeischen Palaste von Paris zu hausen. Das Publicum wusste sie in dieser Hinsicht ganz richtig zu beurtheilen; es zweifelte nicht dass Josephine sich, um den Preis in Paris weilen zu dürfen, an Maria Louise würde anschließen wollen; nur darüber ob die letztere sich dies werde gefallen lassen waren die Meinungen getheilt [80]). Josephine hatte es über sich gebracht den Hochzeitsfeierlichkeiten auszuweichen und sich auf ihr Schloß Navarre zurückzuziehen; aber sie fühlte daselbst ihr Unglück nur um so peinlicher. Wie sehr stach, bei allem verschwenderischen Luxus den sie mit ihren 3,000.000 Francs jährlich entfalten konnte, ihre jetzige Verlassenheit, die Stille die um sie herrschte, gegen den geräuschvollen Pomp ab in dem sie sich früher spiegeln konnte! Alle Federn, alle Leyern setzten sich in Bewegung der neuen Souverainin zu huldigen, und nicht eine Stimme fand sich den großen Schmerz ihrer Vorgängerin zu feiern und durch solche Feier zu mildern und zu versöhnen! Josephine war kaum einige Tage in Navarre als sie schon wieder fort wollte; „das Schloß sei verwahrlost, es bedürfe weitläufiger Herstellungen um es in Stand zu setzen", schrieb sie durch Hortense an den Kaiser; „er möge ihr entweder die nöthigen Summen vorschießen oder ihr gestatten dass sie in die Nähe von Paris zurückkehre". Napoleon ließ sie vierzehn Tage ohne Antwort. Neuerdings wandte sie sich durch den Prinzen Eugen an ihn; der Kaiser bewilligte ihr was sie verlangte, und Josephine bezog anfangs Mai wieder Malmaison; die Neuvermählten befanden sich damals in Holland. Nachdem sie zurückgekehrt stattete Napoleon seiner früheren Gemahlin einen Besuch ab, 13. Juni; er that es mit allen Vorsichten, allein Maria Louise erfuhr dennoch davon und Napoleon soll sie damals zum erstenmal weinen gesehen haben. Einige Zeit später, Josephine hatte sich in die Bäder von Aix in Savoyen begeben, wollte Napoleon bei einer Spazierfahrt Maria Louisen das Schloß von Malmaison zeigen; doch bei der blosen Erwähnung schoßen der jungen Frau die Thränen in die Augen und ihr Antlitz nahm einen solchen Ausdruck des Schmerzes an, dass Napoleon von seinem Vorhaben abließ und nie wieder darauf zurück-

kam. Von Aix kehrte Josephine nicht wieder nach Malmaison zurück, sondern ging nach Navarre wo sie länger als ein Jahr entfernt von Paris weilte.

Mit den Kindern Josephinens, dem Prinzen Eugen und der Königin Hortense, stand Maria Louise auf gutem Fuße, und so war dies zu Anfang auch ihren andern Angeschwägerten gegenüber der Fall. „Mit der Familie des Kaysers läßt sich recht gut leben", schrieb sie in der ersten Zeit an ihren Vater; . . „Die Großherzogin von Toscana ist voll Verstand, sie ist sehr häßlich, hat aber eine Tochter von 3 Jahren welche das hübscheste Kind ist was ich noch je sah. Die Princesse Pauline ist eine Schönheit, sie ist sehr schlank und sieht der Gräfinn Zamoiski ein wenig ähnlich. Die Königinn von Neapel ist voll Anmuth sie ist kleiner und fetter als ich aber sehr hübsch, und man ließt in ihrem Gesichte die Güte welche sie beseelt, sie ist voll Verstand, und sie ist mir die liebste der drey genannten Prinzeßinen . . . Die Königinn von Westphalen ist der hübscheste zwar nicht regelmäßige Kopf den ich je gesehen habe, sie ist aber zu fett sie ist äußerst munter" u. s. w. Der nächste Verwandte am französischen Hofe war ihr der Großherzog von Würzburg zu dem sie sich am meisten hingezogen fühlte und mit dem sie ihre kleinen Neckereien hatte; „ich werfe ihm immer vor daß er mich ganz vernachläßigt um der Königin von Neapel zu folgen, welches auch wahr ist". Beim Fürsten Borghese, zweiten Gemahl der Prinzessin Pauline, ließ sie es bei blosen Neckereien nicht bewenden, der mußte sich selbst derbe Spässe gefallen lassen. „Gestern", heißt es am 15. Juli aus Rambouillet, „feyerten wir den Nahmenstag meines Schwagers Camillo, welchen wir fast wie den Prinz Anton von Sachsen martern. Ich stiftete alle meine Damen an, ihm ein Bouquet von Breneßeln zu geben, ich gab ihm aber eine Uhr welche Musik macht, und Abends legte man ihm unter das Leintuch eine verschnittene Bürste so daß er heute mir eine Visite um 8 Uhr in der Früh mit einem ganz jämmerlichen Gesichte machte".

Nicht so harmlos wie die jugendliche Frau sich in diesen Kreisen bewegte, wurde das Verhältnis von der andern Seite aufgefaſst. Die Männer waren ihr wohl alle gewogen, und auch von den Damen

meinten es einige gut mit ihr; allein die meisten konnten die Demüthigung nicht verwinden der jungen Monarchin die Schleppe nachgetragen zu haben, und machten ihrem Groll und Neid hinter dem Rücken Maria Louisens Luft, da sie den Zorn des Kaisers zu sehr fürchteten um ihr offen ihre Abneigung zu zeigen. Maria Louise hieß in diesen Kreisen nicht anders als „die Erzherzogin“, was zuletzt auch ihr zu Ohren kommen mußte und ihre anfängliche Sympathie für die Familie des Kaisers bald in das Gegentheil umwandelte. Königin Hortense nahm dies mit heimlicher Freude wahr. „Gott sei Dank“, äußerte sie eines Tages zu einer ihrer Vertrauten, „wir sind sattsam gerächt, meine Mutter und ich, für die Bosheiten unserer Schwägerinen; sie wissen endlich mit wem sie es zu thun haben bei dieser Erzherzogin, die sie haßt und die sich keinen Zwang anthut es sie fühlen zu lassen“. Zu den versteckten Feindinen Maria Louisens gehörten denn auch fast der gesammte weibliche Hofstaat ihrer Schwägerinen und viele Damen von dem Anhang Josephinens. „Sie wurde von keiner von uns geliebt“, sagt die Junot in ihren Memoiren und fügt den Grund davon bei: „Stets zurückgezogen in den Kreis ihrer Vertrauten habe sie fast niemand als die Montebello gesehen; ihre Empfangsabende seien von einer Steifheit ohne gleichen gewesen; hochmüthig, voll Rückhalt und nichts als Etiquette, habe es ‚die Erzherzogin‘ nicht verstanden sich einer der Damen die bei ihr erschienen zu nähern und leutselig zu zeigen, und wenn nicht ihr Eichhörnchen gewesen wäre, das bei solchen Gelegenheiten die Gefälligkeit gehabt habe sich von einer Hand zur andern geben zu lassen, hätte man sich ganz kaiserlich langweilen müßen“ [81]).

31.

Die angenehmen und unangenehmen Beziehungen die Maria Louise zu denen hatte in deren Mitte sie nun lebte, ließen sie keinen Augenblick diejenigen vergessen die sie am Strande der Donau zurückgelassen, und vor allem Ihn der ihr das höchste war was sie kannte. Gewiss ist dies der rührendste Zug in dem Charakter Maria Louisens, diese innige unablässige, mit der Entfernung sich nur stei-

gernde Liebe zu ihrem Vater. An ihn schreiben zu können ist stets „die süßeste Vergnügung“ für ihr Herz; die Freude von ihm ein Schreiben zu erhalten ist „unbeschreiblich groß“, aber dafür auch nicht zu schildern die „Unruhe“, die „Angst“, wenn längere Zeit eines ausbleibt. „Ihr lieber gnädiger Brief“, heißt es am 22. Mai wo sie seit drei Wochen keine Nachricht aus Wien erhalten, „war wie ein Engel des Trostes für mich, und ich habe ihm schon über 10mal überlesen“. Sie wird nicht müde ihrem Vater zu betheuern daß sie beständig an ihn und seine „Gnaden“ denke; sie erinnert sich „noch immer an die glücklichen Zeiten wo ich so viel um Sie war“; sie betet täglich um die Fortdauer seiner Gesundheit; sie vergißt an der Seite ihres von so überraschendem Glücke gehobenen Gemahls nicht die schweren Prüfungen die ihr Vater hat bestehen müßen. „Mögen Sie“, wünscht sie ihm aus Anlaß eines Familientages, „doch einmal glücklichere Zeiten genießen als Sie bis jetzt verlebt haben“. Sie forscht in den Artikeln aller Zeitungen wo sie etwas von ihrem Vater lesen kann; sie begleitet ihn in ihrem Sinne nach Prag wo er mit der Kaiserin den Vorabend des Johannis-Festes mitfeiert und am Tage darauf dem Gottesdienste im St. Veitsdome beiwohnt, 15. und 16. Mai; sie macht in Gedanken seine Wallfahrt nach Maria-Zell mit, während Maria Ludovica von der Erzherzogin Leopoldine begleitet die Heilquelle von Karlsbad gebraucht, erste Hälfte Juni; sie ist glücklich ihn zuletzt wieder wohlbehalten in Baden zu wissen. Ihr sehnlichster Wunsch ist ihn bald wieder zu sehen, „und ich versichere Sie“, schreibt sie am 10. August aus Trianon, „daß ich die Hoffnung gar nicht aufgebe Ihnen einstens in Paris und in Wien die Hände küßen zu können“.

Maria Louise nimmt Antheil an allen Vorgängen im Schoße ihrer Familie, an dem Befinden ihrer „liebsten Mama“ das in keinem Briefe vergessen wird, an dem Gedeihen ihrer jüngern Schwestern denen sie nicht blos wegen ihrer Jahre sondern jetzt auch durch ihre Stellung eine Art wohlmeinender Freundin wird. „Ich bin unendlich glücklich“, versichert sie am 23. August ihren Papa, „wenn Sie mit meinen Brief an die Marie zufrieden gewesen sind, ich hoffe sie wird meinen guten Rath annehmen, denn daß ist der einzige Artikel der

ihr fehlt". Worin jener „gute Rath" bestanden und welches der „einzige Artikel" gewesen der der zwölfjährigen Erzherzogin Maria damals gefehlt, sind wir allerdings nicht im Stande anzugeben.

Der Briefwechsel zwischen Wien und Paris konnte nur durch eine „sichere Gelegenheit" vermittelt werden, da Kaiser Napoleon seiner Gemahlin widerrieth „durch die Post zu schreiben". So lang Graf Metternich in Paris war hatte es damit keine Noth, da theils er theils Fürst Schwarzenberg oft genug Couriere nach Wien abgehen ließen; als jedoch der Staatskanzler mit Anfang October 1810 nach Wien zurückkehrte fand dies seltener statt, und Maria Louise bittet darum ihren Vater „eine andere Gelegenheit zu finden durch welche ich öfters Briefe von ihnen erhalten kann".

Es war besonders wohlthuend für das Herz Maria Louisens, das Verhältnis zwischen ihrem Papa und ihrem jetzt so innig geliebten Gemahl als ein durchaus wohlwollendes, ja herzliches sich gestalten zu sehen, und Napoleon besaß Zartsinn genug diesen schönen Glauben in ihr zu nähren. Wenn er ein Schreiben von seinem kaiserlichen Schwiegervater erhielt säumte er nicht es seiner Gemahlin zu lesen zu geben und ihr seine Freude über dessen Inhalt auszudrücken, was diese nicht säumte in ihrem nächsten Briefe an ihren Vater mit froher Genugthuung zu berichten. Ihr Bestreben war sichtbar dahin gerichtet den beiden Personen die vor Allen ihrem Herzen nahe standen gegenseitig eine möglichst günstige Meinung von einander beizubringen, dem Gemahl die Herzensgüte und Aufrichtigkeit der Gesinnungen ihres Papa's zu rühmen, diesem alles Mistrauen, allen Groll wider den noch vor kurzem so gehassten und verwünschten Kaiser der Franzosen zu benehmen. „Ich denke beständig an Sie", schreibt sie einmal, „und spreche fast täglich von Ihnen mit dem Kayser, ich versichere ihm täglich daß er keinen beßeren Freund als Sie haben kann und er glaubt es auch wie ich, die aus Erfahrung weiß daß es keinen beßereren und zärtlichen Vater als Sie geben kann . . . . Ich versichere Sie liebster Papa", heisst es dann wieder nach der anderen Seite hin, „daß man den Kayser viel aufbürdet, was er gar nicht gethan hat, denn je näher man ihm kennen lernt, desto mehr lernt man ihm schätzen und lieben."

In der That ließen die persönlichen Beziehungen zwischen den beiden nun verschwägerten Höfen nichts zu wünschen übrig. Insbesondere von Seite Napoleon's und seiner Gemahlin erschöpfte man sich in Aufmerksamkeiten gegen den Kaiser Franz, die Kaiserin Maria Ludovica und die kaiserlichen Kinder. Bald senden Beide werthvolle Erzeugnisse der Porcellan-Fabrik von Sèvres mit Bildnissen Maria Theresiens, Maria Louisens, bald übergibt Maria Louise dem Grafen Metternich eine Kiste „welche die Bestellungen der Wiesenthal für die liebe Mama enthält", oder erlaubt sich ihrem Vater einen Beutel „zu Füßen zu legen" den sie selbst verfertigt hat: „ich wünsche daß er Ihnen gefallen möchte"; bald erhält ihr Bruder Franz, damals im achten Lebensjahre, einen „Artillerietrain" in mehreren Kisten verpackt als Spielzeug u. dgl. m. Maria Louise kennt die Neigungen und den Sammelgeist ihres Vaters, und Napoleon läßt ihr freie Hand sich demselben in jeder dieser Richtungen gefällig zu erweisen. Kaiser Franz, mit einem ausgezeichneten Physiognomien-Gedächtnis begabt, hatte frühzeitig den Grund zu jener Portrait-Sammlung gelegt die heute einen der werthvollsten Bestandtheile der kais. Fideicommiß-Bibliothek bildet. Auch Städte-Ansichten, Costume-Bilder u. dgl. hatten für ihn Interesse. Da sammelt nun Maria Louise für ihn Portraits, bestellt die Bildnisse „aller Officiere der Ehrenlegion . . . welche man in Paris bekommt", schickt ihm illustrirte Werke: Les vues de Paris peint après nature, L'histoire de France sous Napoleon I en gravures — „die ist aber sehr schlecht" —, Les Costumes de France depuis Clovis u. dgl. m. Auch mit seltenen Pflanzen für den botanischen Garten in Schönbrunn weiß sie ihrem Vater Freude zu bereiten: „Bonplant wird mir einen Catalogue von allen exotischen Pflanzen geben, und Sie haben die Gnade diejenigen welche Sie wollen auszusuchen. Wollen Sie vielleicht ein Exemplar von einer prächtigen Pflanze die man hier bekömmt sie heißt pavonia tigrea, und ich habe sie nie in Wien gesehen".

Auch mancherlei politische Vortheile erwuchsen Österreich aus dem neuen Bündnisse. Der gelehrte Hammer konnte es durch die Gewogenheit des Ministers Montalivet und seine freundschaftlichen Beziehungen zu dem Orientalisten Sacy dahin bringen dafs 106 kost-

bare Manuscripte, die man 1809 aus der k. k. Hof-Bibliothek nach Paris geschleppt hatte, derselben wieder zurückgestellt wurden. Den dalmatinischen Unterthanen, die während des letzten Krieges das österreichische Banner ausgesteckt hatten, wurde auf Fürsprache des Kaisers Franz Vergeben und Vergessen zugesichert. Die Freigebung aller österreichischen Kriegsgefangenen um die Schwarzenberg wiederholt angesucht hatte wurde nun zugesagt, und General-Major Graf Neipperg von Metternich mit der Aufgabe betraut diese Angelegenheit in Ordnung zu bringen. Ende September als der österreichische Staatskanzler nach Wien zurückkehrte, schrieb Napoleon dem Kaiser Franz: „Ich lege keinen Werth mehr auf die Ausführung der Ihre Armee betreffenden Artikel des Wiener Vertrages". Graf Metternich wurde bei seinem Abgang von Paris vom französischen Kaiser mit kostbaren Geschenken beehrt, und wie Napoleon alles für seine politischen Zwecke zu benützen wusste, trug er Champagny auf im „Moniteur" von diesen Geschenken Erwähnung thun zu lassen; es liefen zur selben Zeit beunruhigende Gerüchte über Spanien herum, man wollte von der Verlobung eines spanischen Infanten mit einer Erzherzogin wissen u. dgl., und es lag Napoleon daran durch den befohlenen Zeitungs-Artikel der Welt zu zeigen auf welchen Fuß er sich mit Österreich gestellt habe [82]).

Diese Zuvorkommenheit Napoleon's gegen unsern Hof verhinderte aber nicht, dass es zwischen den beiderseitigen Regierungen zu mitunter recht ärgerlichen Misverständnissen kam.

Selbst unter den Augen ihres Kaisers ließen es die französischen Behörden Österreich und dessen Vertreter gegenüber an allerhand Unannehmlichkeiten nicht fehlen, die theils von nergelnder Misgunst theils von dem hoffärtigen Übernehmen des Siegers zeugten. Mit der Ausfertigung mehrerer wichtiger den Act der Vermählung betreffender Urkunden wurde Monate lang gezögert; der mit der Ratification ihres kaiserlichen Gemahls ausgestattete Renuntiations-Act Maria Louisens ließ trotz vielfacher Betreibungen Schwarzenberg's noch immer auf sich warten [83]). Die Zusage der Auslieferung der österreichischen Kriegsgefangenen fand, als es sich um den Vollzug handelte, tausend Schwierigkeiten. Erst wollte der Kriegs-Minister mit Neipperg nicht verhandeln

so lang sein Kaiser nicht nach Paris zurückgekehrt sei. Dann zeigte es sich daſs man die meisten Gefangenen bereits in französische Regimenter gesteckt und zum Dienst unter der ihnen fremden Fahne gezwungen hatte. Dann hieß es wieder: wer aus einem der beim letzten Friedensschluße abgetretenen Länder gebürtig, sei eben darum nicht als Kriegsgefangener zu betrachten; die übrigen wolle man mit Vergnügen zurückstellen sobald sie nur mit Namen und Person bezeichnet würden. Noch ärger wurde die Sache als an die Stelle Fouché's der Herzog von Rovigo das Polizei-Ministerium übernahm, der den Grundsatz: „daſs allen Franzosen von Geburt, oder solchen die es durch Einverleibung ihres Geburtslandes mit Frankreich geworden, verwehrt sein solle einer fremden Regierung, und wäre dies auch ihre frühere eigene, Kriegsdienste zu leisten", mit der rücksichtslosesten Strenge durchführen wollte. Besonders schwer traf dies viele belgische Familien die sich nach dem Verluste ihrer Heimat an Frankreich nach Österreich gezogen und deren Söhne im österreichischen Heere, dem sie zum Theil schon früher angehört, Dienste genommen hatten. Von französischer Seite wurden sie wenn sie sich nicht freiwillig stellten in contumaciam verurtheilt, ihre in Belgien liegenden Güter zum Verkaufe ausgeboten; fast jeden Tag brachten die französischen Blätter Listen solcher Personen, was im Publicum um so mehr Aufsehen erregte als nicht einmal die zu ihrer straflosen Rückkehr anberaumte Frist abgelaufen war. Als besondere Begünstigung wurde den beiden Prinzen von Lothringen, weil sie dem regierenden Hause angehörten, gestattet in Österreich zu bleiben und sich als Österreicher zu betrachten. Wahre Gewaltstreiche dagegen wurden gegen das fürstliche Haus von Croy geführt; der in österreichischen Diensten ergraute Marquis Chasteler erwartete täglich eine Vorladung oder Requisition; selbst auf mehrere Belgier vom Civil, wie einen Herrn v. Crumpipen, Barbier, warfen die Organe Savary's ihre Augen [84]).

Dabei wurde alles was in Österreich vorging von der französischen Polizei in mistrauischer Weise beobachtet; Berichterstatter über Wiener Persönlichkeiten und Zustände fanden, wenn sie die Dinge mit den schwärzesten Farben malten, stets bereitwilliges Gehör. Als der französische Gesandtschafts-Secretär Lagrange im Monat Juli nach

Paris kam spendete er der Wiener Regierung und namentlich der Person des Kaisers alles Lob; dagegen befänden sich in der Bevölkerung Elemente die es sich zur Aufgabe machten den Hass gegen Frankreich ohne Unterlass zu schüren. Namentlich bezeichnete er den russischen Gesandten Grafen Razumowskij und Napoleon's Landsmann Pozzo di Borgo als solche die der neuen Ordnung der Dinge in Frankreich übelwollten und insgeheim gegen sie arbeiteten. Napoleon verübelte es dem Kaiser Alexander dass dieser seinen Vertreter nicht längst von Wien abberufen, und äußerte was den Grafen Pozzo betraf gegen Schwarzenberg, er könnte ihn als gebornen Corsen und ausgewanderten französischen Unterthan wohl reclamiren; als der Fürst gegen letzteres Einwendungen erhob sprach Napoleon vertraulich: „Wollen Sie mein Geheimnis kennen? Wenn ich ihn reclamire, weiß ich sehr wohl dass ihr mir ihn nicht ausliefern werdet; allein ihr werdet ihm sagen er möge sich entfernen, und das ist alles was ich wünsche“ [85]). Auch der Aufenthalt seines Bruders Louis in den österreichischen Staaten gab Napoleon zu schaffen. Als sich jener nach seiner Abdankung nach Teplitz begab erhob Napoleon keine Einwendung, wohl aber als verlautete, Louis wolle „auf Rath der Ärzte“ Baden bei Wien zu seinem Aufenthalte nehmen. „Der Kaiser möchte“, schrieb Fürst Schwarzenberg, „besonders in einem Zeitpunkte wo er auf Wien nicht gut zu sprechen ist, einen Aufenthalt des Ex-Königs in den Umgebungen dieser Hauptstadt mit einem ungünstigen Auge betrachten; er besorgt dass man in seinem Bruder einen Misvergnügten erblicke und dass dieser an dem Aufenthalte in Österreich nur zu sehr Geschmack finde“. Der „Graf von Saint-Leu“, wie sich Louis jetzt nannte, nahm darauf seinen Wohnsitz in Grätz.

Die Stadt Wien war seit dem letzten Kriege wie übersäet von französischen Spähern und Laurern, aber auch von allerhand andern Kostgängern der „großen Nation“ deren Uebermuth und Zudringlichkeit oft genug zu schaffen machte [86]). Ernstere Einsprache erhob man gegen den Ton gewisser französischer Blätter die dem kaiserlichen Hofe nahestehende Persönlichkeiten, wie Stadion, Baldacci, Grünne, in der infamsten Weise angriffen. Aus der k. k. Staatskanzlei ging aus diesem Anlasse ein sehr scharfes Schreiben nach Paris ab, 26. August,

und überdies wendete sich Kaiser Franz persönlich an seine Tochter damit diese mit ihrem Gemahl über diese Unziemlichkeit spreche. Er muß die Sache sehr dringlich gemacht haben; denn vom 5. September datirt ein kurzes Schreiben Maria Louisens an ihren Vater worin sie ihm mittheilt, sie habe „eine gute Gelegenheit" gefunden „dem Kaiser sogleich" sein Anliegen vorzubringen; „er bath mich Ihnen zu sagen, daß er Ihr Verlangen nichts als billig findet, und daß wenn" (von) „jemand in den Zeitungen gegen Sie oder einen Ihrer Diener etwas ungebührliches gesagt wurde, es ohne sein Wißen geschehen ist; weil er immer dergleichen Sachen verhindert".

Wenn in dieser Angelegenheit Maria Louise über Aufforderung ihres Vaters die Vermittlerin machte, so war man im übrigen in Wien gar sehr darauf bedacht sie nicht ohne besonderen Grund in Thätigkeit zu setzen. Es waren, in der ganzen Zeit wo das freundliche Verhältnis zwischen Kaiser Franz und Napoleon anhielt, etwa noch zwei oder drei, und dies sehr untergeordnete Angelegenheiten wo der Vater die Verwendung seiner Tochter bei ihrem kaiserlichen Gemahl in Anspruch nahm. Insbesondere litt es Kaiser Franz nicht dass Maria Louise von dritten Personen, die aus Österreich kamen oder in Beziehungen zum Wiener Hofe standen, als Fürsprecherin bei ihrem Gemahl ausgebeutet würde. Als er erfuhr dass die Gräfin Hochberg Gemahlin des Großherzogs von Baden, deren Kindern von jenen aus der ersten Ehe das Nachfolgerecht streitig gemacht wurde, sich an den französischen Hof wenden und dessen Einsprache anrufen wolle, mußte Metternich dem Fürsten Schwarzenberg den ausdrücklichen Befehl seines Monarchen bekannt geben, ein wachsames Auge zu haben falls etwa die Gräfin die Vermittlung der Kaiserin ansuchen wollte; „denn es verträgt sich durchaus nicht mit den Interessen unseres erhabenen Gebieters sich in diese Angelegenheit, sei es mittelbar oder unmittelbar, zu mischen" [87]).



V.

Der König von Rom — Apogaion.

32.

Das eheliche Leben schlug Maria Louisen ganz gut an. Die viele Bewegung die sie machte, das Reiten, das Reisen, die Theilnahme an Jagden im Wagen oder zu Pferde kamen ihr trefflich zu statten; sie rühmte ihrem Vater wiederholt ihre Gesundheit und hielt seine guten Lehren für unnöthig: „ich kann aber auch mehr wagen als ein anderer, denn ich bin sehr stark". „Der Kaiser trägt mir auf", heißt es am 26. Jänner 1811, „Ihnen . . zu versichern, daß sie mich ein wenig ausschmälen sollen, weil ich nie den Rath der Ärzte folgen will; es brauchte wirklich viel Ueberwindung von meiner Seite um Ihnen diesen Artikel so genau auszurichten. Ich kann Sie aber versichern liebster Papa daß dieses Folgen eines guten Beyspieles sind, denn mein Gemahl wenn er unpäßlich ist folgt nie dem Arzte und macht sich immer lustig über ihre Verordnungen". Jener „Rath der Ärzte" den zu befolgen sie ihr Gemahl anhielt, und die allerhand Unpäßlichkeiten mit denen sie zu kämpfen hatte, bezogen sich auf ein Ereignis dessen zunehmender Gewißheit Maria Louise und Napoleon sich mit erwartungsvoller Freude hingaben.

Die ersten Anzeichen der „interessanten Umstände" in welche die neue Kaiserin gerieth, fielen noch in den Monat April 1810. „Heute

ist mir wieder gar nicht gut", schrieb sie am 17. ihrem Vater, „ich habe Kopfweh und ein kleines Fieber, auch bekomme ich alle vier Weisheitszähne auf einmal welches mir schreckliche Schmerzen verursacht". Und am 22. klagt sie von neuem: „Ich bin beständig unpäßlich, die Meinungen darüber sind sehr verschieden, ich wünschte daß die des Chirurgs Jvan wahr wäre welcher behauptet daß ich seit einigen Tägen in der Hoffnung bin, doch ist es noch so unsicher daß man nicht davon reden kann". Am 5. Juni heißt es: „Auf den Sonntag fangen die ersten Feste an, ich weis nicht ob ich tanzen werde weil es mir übel anschlagt" ꝛc. Doch waren die Kunstverständigen wochenlang über ihren Zustand im unklaren. Noch am 2. Juli war es blose Vermuthung was sie ihrem Vater mittheilen konnte: „Ich bin doppelt glücklich itzt da mich der Arzt versichert daß ich seit vorigen Monath in der Hoffnung bin, Gott gebe daß es wahr ist, denn der Kaiser hat eine unendliche Freude darüber. Sie können sich vorstellen daß ich gleich das Reiten und Tanzen aufgegeben habe". Erst in der zweiten Hälfte Juli traten bestimmtere Anzeichen auf. Als Schwarzenberg am 25. N. M. dem Kaiser Napoleon ein eigenhändiges Schreiben seines Monarchen überreichte, drückte dieser seine Freude darüber aus daſs er hoffe die Bande die ihn an die Familie des Kaisers Franz knüpften bald noch enger geschlossen zu sehen, da ihm eben heute sein Arzt die glückliche Gewisſsheit von der Schwangerschaft der Kaiserin gegeben habe; „er warte nur die dritte Periode ab um es öffentlich erklären zu lassen". Schon Tags darauf theilte Napoleon selbst seinem Schwiegervater diese frohen Erwartungen mit[88]), und Maria Louise ergänzte diese Mittheilung am 27. indem sie über ihren Zustand schrieb: „Ich kann Ihnen aber zu Ihren und meinen Trost sagen, daß ich über gar nichts erschrecke, welches ein großes Glück ist. Ich befinde mich wohl bis zum Mittagseßen nachdem giebt es aber keine Ruhe bis ich das ganze Eßen wieder herausgegeben habe. Ich fange schon an ein wenig ungestaltet zu werden, obwohl ich erst im 2ten Monathe schwanger bin". Am Napoleonstage waren die Ärzte ihrer Sache bereits so gewiſs daſs einer derselben, Doctor Lepreux, der Kaiserin ein lateinisches Gedicht überreichte das den Vers Virgil's an der Spitze trug:

Nova progenies coelo demittitur alto.

In Österreich wie in Frankreich war die frohe Kunde bald verbreitet. Am 10. October ließ sich die „Wiener Zeitung" schreiben: „Sonntag den 14. wird, gelegenheitlich der Erklärung eines Ereignisses das alle Franzosen mit Freude erfüllen muß, ein großes Fest zu Fontainebleau statthaben". In Paris knüpfte man daran die Erwartung eines hohen Besuches aus Wien und die junge Kaiserin war die erste die sich diesem Glauben hingab. „Man erzählt hier allgemein", schrieb sie am 15. ihrem Vater, „daß Sie morgen oder übermorgen in Fontainebleau eintreffen werden. Ich wünschte daß es möglich wäre, hoffe aber daß es bald in Erfüllung gehen wird, damit sie die Bekanntschaft eines kleinen Enkels machen möchten, der obwohl ungebohren Ihnen tausendmal die Hände küßt". Die angekündigte Festlichkeit fand erst am 21. statt: Vormittags Messe, Abends Schauspiel im Hof-Theater, Ball und Souper in den großen Appartements.

Eine bezeichnendere Feier wurde am 4. November in der Schloß-Capelle zu Fontainebleau begangen. Der Kaiser und die Kaiserin unter einem nächst dem Hoch-Altar errichteten Thronhimmel standen dreißig den ersten Familien Frankreichs angehörigen Täuflingen zu Pathen: dem kleinen Großherzog von Berg, den Kindern des Fürsten von Neufchatel, der Herzoge von Montebello, Bassano, Cadore, Treviso, Belluno, Abrantes, der Grafen von Lauriston, Turenne ꝛc.; die jungen Mütter von zahlreichem weiblichen Gefolge begleitet trugen sie zu den Majestäten welche die vorgeschriebenen Gebete verrichteten und die an diese heilige Handlung geknüpften Verpflichtungen gegen den Täufling zu übernehmen erklärten. Nach geendeter kirchlicher Feier, die Cardinal Fesch von vielen Prälaten des Reiches umgeben vornahm, theilte die Kaiserin in ihren Gemächern kostbare Geschenke an die Ältern der kleinen Weltbürger aus. Am selben Tage erging eine Einladung des Kaisers an alle Erzbischöfe und Bischöfe, besondere Gebete für die Erhaltung der Kaiserin, „Meiner sehr geliebten Gemahlin und Lebensgefährtin", anordnen zu wollen; am 12. forderte er den Grafen von Garnier auf, dem Senate „von diesem für unser Glück eben so als für das Wohl und die Politik des Reiches hochwichtigen Ereignisse" Kunde zu geben; zwei Tage später sandte er den kaiserlichen Stallmeister v. Mes-

grigny mit der förmlichen Anzeige der Schwangerschaft seiner Gemahlin an seinen kaiserlichen Schwiegervater ab.

Baron Mesgrigny, der in der Nacht vom 21. zum 22. November in Wien ankam und am 23. morgens in einer eigenen Audienz empfangen wurde, überbrachte zwei Schreiben, eines Maria Louisens vom 12. und eines des Kaisers Napoleon vom 14. [89]) „Der Überbringer dieses Briefes", schreibt erstere, „ist bestimmt, Ihnen die förmliche Nachricht meiner Schwangerschaft anzukündigen, und ich benütze diese Gelegenheit, um sie schon in vorhinein um Ihre Gnade für Ihren Enkel oder Ihre Enkelinn zu bitten. Sie können sich vorstellen wie glücklich mich dieses Ereigniß macht, und um meine Freude gänzlich zu vervollkommnen könnten Sie lieber Papa vieles dazu beytragen, indem Sie nach seiner Geburt, nach Paris kommen möchten um seine Bekanntschaft zu machen". Die Stelle ist bezeichnend für die junge Schreiberin: sie weiſs, es könne was da erwartet wird auch eine „Enkelinn" sein, aber in ihrem Sinne hat sie es doch immer nur mit einem Enkel zu thun: nach „seiner" Geburt soll ihr Vater kommen, „seine" Bekanntschaft soll er machen.

Der Gedanke ihren Vater in Paris zu sehen beschäftigte sie fortwährend, und ihr Gemahl ging rücksichtsvoll auf ihren Lieblingswunsch ein: „Er redet mit mir recht oft von Ihnen und wünscht sehnlichst Ihnen einstens wiederzusehen". „Ich erhielt vor einigen Tagen Ihren gnädigen Brief vom 7ten 9ber", schreibt sie am 21. 10 Uhr abends, „welcher mir unendlich viel Vergnügen verursachte, es war noch denselben Tag als der Kaiser den Baron Megrigny absandte, und wo ich so traurig über Ihr langes Stillschweigen war. Wenn ich wüßte daß meine Klagen ein Mittel wären noch den nehmlichen Tag Briefe von Ihnen zu erhalten, so würde ich sie sicher beständig wiederhohlen, denn in meiner Trennung von Ihnen ist mein einziger Trost an Sie zu denken, und Ihnen in Gedanken in allen Ihren Beschäftigungen zu folgen". Alles bezog sie auf ihn, alles führte ihr Sinnen und Denken auf ihn zurück. Man hat, klagt sie am 5. December, „einen ganz abscheulichen naßen und feuchten Winter, so daß man beständig im Zimmer bleiben muß, ich spiele deßwegen alle Täge Billard, und wünsche bald so glücklich seyn zu können Ihnen einige

Parthien abgewinnen zu können“. In demselben Briefe kommt auch die allerliebste Stelle vor, wo sie des Kindes unter ihrem Herzen erwähnt das sie sich nun schon gar nicht mehr anders denken kann denn als einen Knaben: „Ich befinde mich vortrefflich, sowohl als der kleine König von Rom denn man ist so fest überzeugt daß es einer ist, daß wenn eine arme Prinzeßinn auf die Welt kömmt, sie recht ungehalten wird aufgenommen werden“. Dabei schildert sie dem Vater ihr häusliches Glück: „Sie werden es erst ganz begreifen, wenn Sie dem Kaiser persönnlich kennen würden, Sie würden dann sehen wie gut und liebreich er in seiner Familie ist, und was er für ein edeldenkendes Herz hat, und ich bin überzeugt daß Sie ihn auch liebgewinnen würden“ [90]).

Am 13. December war Mesgrigny wieder in Paris zurück. „Von den Augenblick als er abgesandt ward“, schreibt Maria Louise am 14., „zählte ich die Augenblicke bis zu seiner Zurückkunft, die Gelegenheiten sind so selten daß mir jede äußerst werth ist“. Fürst Wenzel Liechtenstein war Überbringer dieses ihres Briefes, worin sie ihren Vater zugleich erinnerte ihr sein Portrait zu senden: „obwohl ihr Bildniß auf ewig tief in mein Herz gegraben ist, so wird es mich doch auf einige Augenblicke von meiner Trennung von Ihnen tröśten“.

Seit 16. November befand man sich wieder in Paris. Die Vorbereitungen für das bevorstehende Ereigniß waren nach allen Seiten im Gange. Als „Gouvernante der Kinder von Frankreich“ wurde vom Kaiser die Gräfin Montesquiou Gattin des Oberst-Kämmerers berufen; sie war eine Dame von sechsundvierzig Jahren, von edler Herkunft und Gesinnung, „noble de nom, noble de coeur“, fleckenlos von Wandel, fromm ohne mit ihrem religiösen Eifer zu prunken, von den feinsten Umgangsformen die ihren Stand verriethen ohne den tiefer stehenden zu verletzen, gute Tochter, edle Gattin, verehrungswürdige Mutter, treue Freundin. Sie repräsentirte am kaiserlichen Hofe die alte Aristokratie, wie die Montebello die neue, was der Neigung der beiden Damen zu einander eben nicht zu statten kam und, da die letztere das Herz Maria Louisens besaß, zur Folge hatte daſs die Kaiserin der Montesquiou anfangs nicht jene Sympathie entgegen-

brachte welche die Tugenden und das aufopfernde Pflichtgefühl der Gräfin in so hohem Grade verdienten. „Unter-Gouvernanten“ mit von einem Halbjahr zum andern wechselndem Dienste wurden die Frauen von Mesgrigny und Boubers, letztere zuletzt Aja beim Großherzog vom Berg; später kam noch eine dritte, Madame Soufflot, dazu. Als „Ärzte der Kinder von Frankreich“ bestellte Napoleon die beiden anerkannten Fachmänner Dubois und Bourdois. Es scheint aber, aus der Andeutung in einem Briefe Maria Louisens zu schließen, auch Hofrath Stifft in Wien um seinen ärztlichen Rath angegangen worden zu sein und in Folge dessen sich mit dem kaiserlichen Leibarzt Corvisart in's Einvernehmen gesetzt zu haben. Eine Schreinersfrau aus Fontainebleau wurde zur Amme erkoren; sie war an den Palast gebunden und durfte keinen Mann sehen; ihre Spazierfahrten mit dem Kinde sollte sie nie ohne Begleitung mehrerer Frauen machen. Zwei Bettchen wurden in Bereitschaft gesetzt, ein blaues für einen Prinzen, ein rothes für eine Prinzessin. Eine aus vergoldetem Silber kostbar gearbeitete Wiege beizustellen ließ sich die Stadt Paris nicht nehmen; am 5. März 1811 überreichte dieselbe der Seine-Präfect Graf Frochot an der Spitze des Pariser Municipal-Rathes in feierlicher Audienz[91]). Von der Pracht der Kindbettwäsche wußten die Damen vom Hof nicht genug zu erzählen; jedes Wickeltuch sei mit den reichsten Spitzen besetzt, das Ganze auf nicht weniger als 300.000 Fr. im Werthe geschätzt.

Unter dem Protectorate der Kaiserin wurde eine „Société de charité maternelle“ gebildet deren schöner Zweck war, armen Frauen bei ihrer Entbindung Hilfe zu leisten und für den ersten Unterhalt der Wöchnerinen und die Aufbringung ihrer Kinder zu sorgen. Die Gemahlin des Oberst-Ceremonien-Meisters Ségur und Madame Pastoret fungirten als Vice-Präsidentinen. Tausend Damen von der Kaiserin durch Patent ernannt, und fünfzehn Würdenträgerinen bildeten die Gesellschaft deren Wirksamkeit sich über ganz Frankreich erstreckte. In Paris saß der Großrath derselben mit einem General-Secretär; in den einzelnen Departements bestanden Verwaltungsräthe. Der Gesellschaft waren 500.000 Fr. jährlicher Rente zugewiesen die theils aus öffentlichen Mitteln theils im Wege der Subscription aufgebracht

wurden. Letztere floßen sehr reichlich ein, wie sich denn auch alles drängte in der Zahl der begnadigten Tausend Aufnahme zu finden.

Auch die Gelehrtenwelt beschäftigte das bevorstehende Ereignis: seit dem 22. Februar 1402 dem Geburtstage Königs Karl VII., brachte man heraus, also seit 409 Jahren sei kein Herrscher Frankreichs in Paris zur Welt gekommen.

33.

Die diplomatischen Beziehungen zwischen Wien und Paris, und so auch jene der österreichischen Botschaft mit den Tuilerien konnten nicht freundlicher sein. Tauchten irgendwo Schwierigkeiten in Etiquette-Fragen auf, und wir wissen wie genau der neue Kaiserhof es in diesem Punkte nahm, so wusste entweder Fürst Schwarzenberg die Sache in feiner Weise zum Austrage zu bringen [92]), oder von französischer Seite selbst sorgte man dafür dass zweifelhafte Punkte umgangen wurden, wie denn z. B. beim Herzog von Cadore Schwarzenberg und Kurakin, um die Frage des Vorrangs unter ihnen nicht an die Tagesordnung zu bringen, nie gleichzeitig zur Tafel geladen wurden. Napoleon persönlich war gegen Schwarzenberg von einer Zuvorkommenheit ohne gleichen. Bei einer Jagd in Compiègne ließ ihn der Kaiser zu sich in die Kutsche steigen und nöthigte ihn neben sich Platz zu nehmen; „ich habe Sie lieber an meiner Seite als mir gegenüber", sagte er verbindlich [93]), mit einem Plagiate das jedenfalls nicht das einzige war dessen sich Napoleon in seinen gerühmten Aussprüchen schuldig machte.

Ohne dies freundschaftliche Verhältnis würde Napoleon über einen Vorgang, der um dieselbe Zeit den Wiener Hof in äußerst unangenehmer Weise blosstellte, kaum so glatt hinweggegangen sein als es in der That der Fall war. Im Spätherbst 1810 hatte Erzherzog Franz von Este, ältester Bruder der regierenden Kaiserin, depossedirter Herzog von Modena, bei seinem Schwager um Reisebewilligung angesucht da er seine Nichte Maria Beatrix Tochter des Königs Victor Emanuel von Sardinien zu sehen wünsche, und war von Kaiser Franz an Metternich gewiesen worden. Metternich erhob keine Schwierigkeit

und wollte nur früher in Paris anfragen, vorzüglich um Anstalt zu treffen daſs der Prinz von Livorno oder einem andern Hafen ohne Anstand an den Ort seiner Bestimmung gelassen werde. Das behagte aber dem Erzherzoge nicht; er wolle, sagte er, incognito reisen und den Weg über Durazzo und Saloniki nehmen. Metternich redete ihm die Sache aus; allein eines Tages war Erzherzog Franz aus Wien verschwunden, angeblich um seine kroatischen Güter zu besuchen. Am 28. December 1809 sandte er aus Brod einen Eilboten mit einem Schreiben nach Wien, und bald wuſste man daſs es ihm nur darum zu thun gewesen seinen ursprünglichen Vorsatz auszuführen. Die Sache war nicht so unschuldig als sie aussah. Es verlautete damals allerhand von geheimen Planen der Anti-Buonapartisten; es gelte, hieß es, einen Handstreich mit englischen Streitkräften im Gebiete des mittelländischen Meeres von Lissa und Sicilien aus. Britische Agenten hatten in Wien und in Prag ihre Verbindungen, unter andern mit den Grafen Wallmoden und Nugent die sich, wie man wissen wollte, im Gefolge des Erzherzogs Franz befanden, während Graf Münster in England für die Entwürfe wirkte deren Fäden über Malta zusammenliefen. Auch von einer Zusammenkunft des Prinzen in Saloniki mit Pozzo di Borgo dem eingefleischten Widersacher Napoleon's wurde bald darauf gesprochen. In Wien war man über die Tactlosigkeit des Erzherzogs außer sich. Metternich mußte den Major Tettenborn an Schwarzenberg senden, Kaiser Franz schrieb wiederholt an seine Tochter Louise. Allein sei es daſs man am Hofe von Saint-Cloud über jene Einzelnheiten nicht genauer unterrichtet war oder daſs man aus Grundsatz die Sache leichter nahm, Champagny schien auf die Angelegenheit keinen Werth zu legen; „den Kaiser“, versicherte er unsern Botschafter, „berühre die Sache durchaus nicht; er sehe sie als eine Familien-Angelegenheit ohne irgend eine politische Bedeutung an und wünsche nur zu wissen ob es sich um eine Heirat mit einer sardinischen Prinzessin handle“.

Maria Louise selbst fühlte sich durch diesen Zwischenfall peinlich berührt; hören wir was sie darüber am 2. Februar 1811 ihrem Vater schreibt:

„Ich habe mich ganz in das unangenehme Ihrer Lage bey der plötzlichen Abreise des Erzherzogs Franz hineingedacht ich finde daß es sehr sträflich von ihm ist, und daß er eine große Unbesonnenheit begeht und ganz den Gehorsam entgegenhandelt welchen er Ihnen als Kayser und Oberhaupt der Familie schuldig ist. Ich habe sogleich Ihren Befehlen gemäß den Kayser davon unterrichtet und ihm auch den Brief meines Vetters übersetzt. Er ist überzeugt daß sie nicht den geringsten Einfluß in dieser Geschichte haben, welche ganz einen jungen Thoren ähnlich sieht. Er trägt mir auf Ihnen zu sagen daß er vor Kurzen aus guten Quellen erfahren hat, daß ein östreichischer Major ein Baron in London ist, und Anträge macht Unruhen in ihrem Reiche und in Ihrer Familie anzustiften, und da könnte es wohl seyn daß er einen Versuch mit dem Erzherzog Franz gemacht hat. Mein Gemahl hat Ihnen nichts von dieser Geschichte sagen wollen, weil er noch sichere Nachrichten erwartete. Ich glaube und fürchte daher daß man in Sardinien ihm gänzlich den Kopf verdrehen wird, und wünsche daß wir nicht einmal unvermuthet seine Ankunft in London lesen möchten . . . Mich beunruhigt sehr die Gesundheit der Mama, ich fürchte daß ihr die Abwesenheit des Erzherzogs wieder einen neuen Kummer machen wird, und bitte Sie daher ihr unsere Muthmaßungen nicht zu erzählen".

Noch später einmal kam Maria Louise auf diese Angelegenheit zurück. „Ich theile", schrieb sie am 5. März 1811, „mit Ihnen Ihre Unruhe über das Ende der Reise des Erzherzogs Franz, und will hoffen daß es ganz nach Ihren Wünschen ohne weitere üble Folgen abläuft". In der ersten Hälfte Mai wollte man in Wien wissen dafs Erzherzog Franz auf einem Schiffe unterwegs nach Cagliari sei. Als Schwarzenberg dem Herzog von Bassano davon sprach beschwichtigte dieser alle Bedenken des Fürsten[94]).

Die Andeutungen über verschiedene in Österreich gegen die französische Herrschaft gesponnene Plane und geheime Anschläge, Andeutungen die Maria Louise offenbar von ihrem Gemahl empfangen hatte, waren, wie wir wissen, eben so wenig ohne Grund als die weitere

Hinweisung daß dieselben ihre Ausgangs- oder doch besondern Anknüpfungspunkte jenseits des Canals hatten. Einer der rührigsten Agenten war J. M. Johnson dem auch die Presse als Mittel für seine Zwecke dienen mußte. Eben im Jahre 1811 ließ er unter dem Namen „Wilhelm Ludwig" eine Flugschrift über die Schlappen der Franzosen auf der pyrenäischen Halbinsel — „Authentische Actenstücke über den Rückzug des Generals Massena aus Portugal" — erscheinen die in antinapoleonischen Kreisen gewaltiges Aufsehen machte. Im Bunde mit Johnson war ein Schotten-Priester aus Regensburg P. Maurus der als „Chevalier Horn" für Zwecke der britischen Politik herumreiste. Gegen Ende Februar 1811 setzte ein von London kommendes Individuum bei Helsingförs seinen Fuß an's Land und fuhr von da weiter nach Wien. Als man im auswärtigen Amte zu Paris davon erfuhr argwohnte man in jenem Fremden sogleich einen britischen Agenten, und Champagny unterließ nicht den dänischen Gesandten darüber zur Rede zu stellen. Nicht geringere Aufmerksamkeit erregte ein anderer Engländer der in Wien die Angelegenheiten der Lady Bathurst besorgte, was man aber in Paris für einen blosen Vorwand hielt politische Umtriebe dahinter zu verbergen. Wie diese Zwischenfälle dem Fürsten Schwarzenberg stets neue Anlässe gaben Winke und Aufforderungen seitens des französischen Kaisers oder dessen Ministers an die Wiener Staatskanzlei zu richten, so hielt man auch die österreichische Presse von Paris aus ohne Unterlaß im Auge. „Ich weiß", schrieb unser Botschafter an den Grafen Metternich, „daß in Wien oder in einer unserer Provinzen nicht eine Zeitung oder Zeitschrift, nicht eine Ankündigung oder ein Flugblatt erscheint, das nicht regelmäßig der hiesigen Polizei vorgelegt würde". Ein eigenes sehr zahlreiches Bureau an dessen Spitze der Dichter Esmenard stand hatte die Masse der täglich eintreffenden Journale zu bewältigen. Gegen Ende Jänner 1811 bereitete ein Artikel der „Presburger Zeitung", „de la fameuse gazette de Pressbourg" wie man sie höhnisch in jenem Bureau nannte, worin die amtlichen Lügen des Pariser „Moniteur" über die spanischen Angelegenheiten nach Gebühr behandelt wurden, dem armen Schwarzenberg manch unangenehme Stunde. Die Zahl geheimer Aufpasser der französischen Regierung die man sich in Wien gefallen lassen mußte nahm fort-

während zu. In der österreichischen Staatskanzlei fiel die große Menge von Naturalisationen auf, die von französischen Unterthanen angesucht wurden, und Metternich sah sich veranlaſst der österreichischen Botschaft eine besondere Wachsamkeit zu diesem Zwecke anzuempfehlen[95]).

Die unangenehmsten Berührungen hatte Schwarzenberg überall wo das französische Kriegs-Departement sein Wort mitzureden hatte. Früheren österreichischen Unterthanen oder solchen die es werden wollten und bereit waren alle von den französischen Gesetzen dafür vorgeschriebenen Bedingungen zu erfüllen, wurde der Eintritt in unsere Kriegsdienste in jeder Weise verhindert. Die vertragsmäßig zugesagte Entlassung unserer Kriegsgefangenen erfuhr alle möglichen Schwierigkeiten; die französischen Organe verschmähten weder Täuschungen noch Kniffe um individuelle Reclamationen derselben seitens der österreichischen Behörden unmöglich zu machen. In einer an den Fürsten Schwarzenberg gerichteten Depesche beschwerte sich Metternich bitter über die „Manoeuvres“, die man französischerseits auf verschiedenen Punkten der Gränze anwende um österreichische Kriegsgefangene an die man keine Rechte mehr habe mit Hinterlist anzuwerben (d'embaucher); Schwarzenberg möge wegen Freigebung unserer Gefangenen und Herausgabe jener die unrechtmäßig angeworben worden ein ernstes Wort sprechen[96]). Doch immer wieder gab es neuen Grund zu klagen. Einem Österreicher gelang es im Frühjahr 1811 von Corsica zu entweichen und in seine Heimat zurückzukehren; er sagte aus, es beständen auf der Insel drei Bataillone nur allein aus österreichischen Kriegsgefangenen zusammengesetzt; alle ihre Wünsche, alle Bitten und Anstrengungen in ihr Vaterland entlassen zu werden seien fruchtlos.

Vornehme Belgier, als österreichische Unterthanen geboren und in österreichischem Dienste aufgewachsen, erfuhren von den französischen Behörden Nergeleien aller Art. General Roussel, ohne Vermögen und der endlosen Plackereien müde, nahm zuletzt französische Dienste. Den Feldmarschall-Lieutenants Provencheres und Baron Vincent die im Laufe des Jahres 1811 nach Paris kamen wurden die größten Unannehmlichkeiten bereitet. Letzteren, auf dessen in Österreich ausgestellten Paß „allant en France“ der Herzog von Rovigo mit eigner Hand

beisetzte: „sa patrie“, nahm Schwarzenberg persönlich in seinen Schutz und bewarb sich für ihn um eine Audienz beim französischen Kaiser. Doch in dem Augenblicke als beide in den Tuilerien vorfuhren und absteigen wollten, wurde ihnen bedeutet „der Kaiser werde den Baron nicht empfangen“. Vincent reiste von Paris ab ohne Audienz und ohne Paß-Visum für Wien. Sein Vater, geboren 1712 in Lothringen, hatte in toscanischen Diensten gestanden, er selbst war 1757 „à l'armée autrichienne“ geboren, in Florenz getauft worden, hatte seine ganze Laufbahn unter österreichischen Fahnen zurückgelegt, im Jahre 1805 das Commandeur-Kreuz des Theresien-Ordens sich errungen.

Die Gewalthaber in den früher österreichischen, seit dem letzten Frieden französischen Ländern verfuhren oft in wahrhaft sultanischer Weise. Aus irgend einem, im Grunde damit gar nicht zusammenhängenden Anlasse erließ der General-Gouverneur der illyrischen Provinzen eine Ordonanz mit welcher alle im Umfange seines Gebietes gelegenen Besitzungen österreichischer Unterthanen unter Sequestration gestellt wurden. Diesmal war es Napoleon selbst der, über eine von unserer Regierung diesfalls erhobene Beschwerde, dem Decrete seines Statthalters die Genehmigung versagte[97]).

Napoleon hatte jetzt allerdings besondere Gründe sich Österreich gefällig zu erweisen. Denn in Sachen der Politik verließ er sich nicht auf persönliche Beziehungen von Monarchen und Höfen zu einander, und was insbesondere Österreich betraf wußte er sehr wohl wessen er sich bei irgend einem Umschwung der allgemeinen politischen Lage von der Staatskanzlei zu versehen habe. Maria Louisen gegenüber hielt er zwar nach wie vor, wenn er von ihrem Vater sprach, die Rücksichten ein die er sich in dieser Hinsicht zum Gesetze gemacht hatte; gegen Andere aber legte er sich in seinen Äußerungen keinen Zwang auf. Als er eines Tages mit Talleyrand über die immer bedenklichere Haltung Rußlands und die Möglichkeit eines Krieges mit dieser nordischen Macht sprach, warf er unter anderem die Frage auf woher denn Rußland einen Feldherrn nehmen wolle. „Man sieht nirgends einen Mann von Kopf,“ sagte er. „Auch mein Schwiegervater ist ein schwacher Regent; das einzigemal wo er als Mann von Geist gehandelt hat,

war als er mir seine Tochter gab; das sichert ihm seinen Ruhm und seine Sicherheit". „Die Heirat", äußerte er ein andermal gegen den russischen Fürsten Černišev, „hat in den Verhältnissen der beiden Kaiserstaaten keine Änderung hervorgebracht. Die Österreicher lieben mich nicht, aber euch lieben sie noch weniger. Hütet euch auf sie zu zählen, sie werden im besten Falle neutral bleiben. Ich habe mit ihnen noch nichts ausgemacht, aber es hängt nur von mir ab sie ganz auf meine Seite zu ziehen; ich kann sie haben wann ich will, ich brauche ihnen nur die illyrischen Provinzen zurückzustellen".

Es war am letzten Februar 1811 als Napoleon diese Worte sprach. Er hatte den Flügel-Adjutanten des Kaisers Alexander morgens in den Tuilerien zur Abschieds-Audienz empfangen und ihn etwa eine Stunde lang bei sich gehalten. „Ich will keinen Krieg, ich werde Rußland nicht angreifen", versicherte er. Von Rußland allein, meinte Napoleon, gingen die Aufreizungen aus die zum Kriege führen müßten. Auf diesen Satz kam er wiederholt zurück; er zeigte sich leidenschaftlich als er dem Fürsten Černišev ein langes Gemälde der Vorgänge entwarf über die er sich Rußland gegenüber zu beschweren habe. Den Hauptpunkt bildete der neue russische Tarif, der allerdings Napoleon's System der Continental-Sperre in empfindlicher Weise kreuzte. „Das ist ein schlimmer Streich — c'est un mauvais biais", rief er mit Heftigkeit, „der alle Welt unzufrieden machen und dem selbst die eifrigsten Widersacher Frankreichs unter euch entgegen sein müßen! Es ist gerade", fügte er bei, „als ob man mir Schwierigkeiten bereiten wolle mich mit England zu vergleichen, wozu eben jetzt wo die Einsetzung einer Regentschaft bevorsteht der Zeitpunkt günstig erscheint. Und dann die Art und Weise wie Kaiser Alexander dabei zu Werke gegangen! Eine solche Maßregel zu ergreifen ohne mir ein Wort zu sagen! Derlei Vorgänge treffen hier", setzte er bei indem er mit dem Tone des Tiefgekränkten auf sein Herz wies. Am 1. März beurlaubte sich Černišev beim Herzog v. Cadore der ihm ein Schreiben seines Monarchen an Kaiser Alexander einhändigte. In der darauf folgenden Nacht reiste Černišev von Paris ab[98]).

Am selben 1. März hatte Schwarzenberg eine Unterredung mit dem französischen Minister des Äußern. Der Eindruck den er davon

mitnahm war der, dass Napoleon alles daran gelegen sei Österreich, wenn es zum Kriege mit Rußland käme, als Mitkämpfer an seiner Seite zu haben. Napoleon mistraute Österreich offenbar zu sehr um es nicht, wie 1806, mit Besorgnis in seiner Flanke und gleichsam auf den Augenblick warten zu sehen wo es sich auf diese oder jene Seite schlagen könnte. Wie Napoleon dem Adjutanten des Kaisers Alexander Mistrauen gegen Österreich einzuflößen gesucht hatte, so schlug Champagny dem österreichischen Botschafter gegenüber den entgegengesetzten Weg ein. Er setzte ihm alle Nachtheile auseinander die eine Machtvergrößerung Rußlands im Gebiete der europäischen Türkei für Österreich haben müße, wozu die jetzige Besetzung der Moldau und Walachei durch russische Heere und die zu russischem Eingreifen wie einladende Erhebung der Serben den nächsten Anlass biete. „Österreich möge die ungeheure Gränzlinie bedenken womit es in diesem Falle von Rußland umfangen würde! Welche Schwierigkeiten, welcher Nachtheil für den österreichischen Handel wenn zwischen Österreich und Constantinopel russische Besatzungen lägen!" Er spielte sehr merklich darauf an, Österreich möge doch der Türkei zu Hilfe kommen, mit ihr ein Bündnis abschließen; „ohnedies habe es den russischen Fortschritten lang genug theilnahmslos zugesehen; habe es doch nur von Österreich abgehangen die russischen Heere, wenn es in ihrer Flanke unter was immer für einem Vorwande ein Armeecorps aufmarschiren ließ, von dem Übergang über die Donau abzuhalten! Und stehe es nicht weit mehr Österreich als Rußland zu, sich nach dieser Seite zu vergrößern? Österreich möge versichert sein, jede Erweiterung seines Gebietes die es dort anstrebe werde Frankreich ohne Neid wahrnehmen, ja ihm dazu behilflich sein". Was Napoleon am meisten besorgte oder zu besorgen vorgab war, dass Rußland nachdem es mit der Pforte Frieden gemacht mit England ein Bündnis eingehe. „Die geringste Annäherung dieser Art", erklärte Champagny dem Fürsten Kurakin, „würde für den Kaiser das Signal sein mit Ihrem Monarchen vom Fleck weg zu brechen". Der Herzog v. Vicenza in St. Petersburg mußte dieselbe Sprache führen.

Caulaincourt und Champagny standen übrigens um diese Zeit bereits an der Gränze ihrer beiderseitigen Bestimmung; eben in der russischen Angelegenheit waren beide ihrem Kaiser nicht entschieden

genug und er dachte sie durch andere Männer zu ersetzen. Zuerst kam der Herzog von Vicenza an die Reihe, an dessen Stelle Lauriston für den Posten in St. Petersburg bestimmt wurde. Der Herzog von Cadore blieb ein paar Wochen länger. Er war seinem Gebieter gegenüber die Gefälligkeit selbst, er hatte eine so achtungsvolle Scheu vor demselben — „tremblant à la vue de l'Empereur" wie Schwarzenberg von ihm sagte —, dass er persönlichen Verhandlungen mit ihm möglichst auswich und alles durch Berichte abmachen wollte. Auch diese Eigenschaft scheint dazu beigetragen zu haben dass der Kaiser seiner zuletzt überdrüßig wurde.

34.

Im Januar und Februar 1811 nahm Maria Louise an der Seite ihres Gemahls noch an allerhand Vergnügungen theil, die wohl auch darauf angelegt waren sie in heilsame Bewegung zu setzen. Sie wohnte wenn es halbwegs die Witterung erlaubte Jagden im Forst von Vincennes, in jenem von Saint-Germain, in dem Gehölz von Versailles im Wagen bei, sie unternahm mit dem Kaiser Spazierfahrten in das Bois de Boulogne, sie erschien am 10. Februar beim Bal-paré des Herzogs von Rovigo u. dgl. Um Mitte Februar begann man sich auf das unmittelbare Eintreten der Entbindung vorzubereiten. Dubois brachte auf kaiserlichen Befehl die Nächte in den Tuilerien zu; das früher der Herzogin von Friaul zugewiesene Appartement wurde ihm eingeräumt. Eben so mußte die Herzogin von Montebello in das Schloß übersiedeln. Cardinal Maury, seit kurzem Erzbischof von Paris, wurde ersucht alle Pfarrer der Erz-Diöcese zur Abhaltung des vierzigstündigen Gebets zu verhalten sobald die große Glocke von Notre-Dame, eine Stunde lang ununterbrochen geläutet, den Beginn der Wehen anzeigen würde. Daß den glücklichen Ablauf der Entbindung Kanonenschüße von den Wällen des Invaliden-Hauses kundthun würden, 101 wenn es ein Prinz, 21 wenn es eine Prinzessin, wußte ganz Paris. Am 25. Februar wohnte Maria Louise, obgleich schon hoch schwanger, der Messe in der Capelle der Tuilerien und abends einem kleineren Car-

nevals-Fest in ihren Gemächern bei; vom diplomatischen Corps war nur Fürst Schwarzenberg mit seiner Gemahlin, von Fremden nur Prinz Leopold von Coburg geladen. Von diesem Zeitpunkte an nahm Maria Louise nicht mehr Theil an den kaiserlichen Jagden, an die Stelle größerer Ausfahrten trat allenfalls ein kleinerer Rundgang im Park von Monceau. Vom Anfange März verließ die Kaiserin ihre Appartements nur, um sich bei günstigem Wetter auf der Terrasse der Tuilerien nächst dem Seine-Ufer zu ergehen. Als sie das erstemal hier bemerkt wurde liefen sogleich die Leute zusammen, grüßten sie und riefen ihr Vivats hinauf; von da an gab es täglich an derselben Stelle ein Gedränge, um die Kaiserin zu sehen und sich von ihrem Wohlsein zu überzeugen.

Am 19. März 7 Uhr abends bat Maria Louise ihren Gemahl zu sich; sie lag auf einem Ruhebett und begann die ersten Schmerzen zu fühlen; um 8 Uhr ging sie zu Bette. Der Kaiser ließ sogleich die in Paris anwesenden Prinzen und Prinzessinen des Hauses, die Großwürdenträger des Reiches, die Damen und Cavaliere des Hofes einladen sich in den Tuilerien einzufinden, den Senat, die Municipalität von Paris und das Dom-Capitel, sich in ihren Amtsräumlichkeiten zu versammeln. Die Salons des Erdgeschoßes waren von vielleicht zweihundert Personen beiderlei Geschlechtes angefüllt. Im Gemache der Kaiserin befanden sich die Montebello, die Luçay und die Montesquiou, zwei erste Damen, zwei Kammerfrauen, die Wärterin Mme Blaise; im Nebensaale der Kaiser, Madame Mère und die Prinzessinen von Geblüt; die Ärzte gingen von Zeit zu Zeit in aller Stille aus einem Zimmer in das andere, Nachrichten von der Leidenden zu empfangen und zu bringen. Die Wehen traten zeitweise ein, die Schmerzensschreie der Kaiserin drangen mitunter bis zu dem versammelten Hofe, doch schien die Entscheidung nicht nahe zu sein; Corvisart und Dubois erklärten es für Nierenschmerzen und meinten, die Sache könne sich noch vierundzwanzig Stunden hinziehen. Auf dieses wurde der Hof gegen 6 Uhr morgens am 20. entlassen. Napoleon nahm bald darauf ein Bad, wie er nach größerer Aufregung zu thun pflegte. Er hatte es noch nicht verlassen als gegen 8 Uhr die Ärzte sich melden ließen um ihm zu berichten: die Wehen hätten sich mit verstärkter Gewalt einge-

stellt, man habe bereits das Geschlecht der Leibesfrucht erkannt, die jedoch eine äußerst ungünstige Lage habe so dass Gefahr für Mutter und Kind vorhanden sei. Napoleon rasch gefasst sagte im Tone der Zuversicht zu Dubois, den er blass und zitternd vor sich stehen sah: „Was würden Sie im gleichen Falle thun, wenn Sie die Frau eines Pariser Bürgers zu entbinden hätten?“ „Ich würde von meinen Instrumenten Gebrauch machen“. „Wohlan denn, so thun Sie als ob Sie sich in dem Hause eines Kaufmannes der Straße von Saint-Denis befänden; tragen Sie Sorge für Mutter und Kind, und wenn Sie nicht beide retten können so erhalten Sie mir die Mutter!“ Die Ärzte entfernten sich, der Kaiser kleidete sich nothdürftig an und folgte ihnen auf dem Fuße; er trat an die Seite seiner Gemahlin der er in der liebevollsten Weise Trost und Muth einsprach.

Um 9 Uhr erklärten die Ärzte es sei nicht ein Augenblick zu verlieren, es müße zur künstlichen Hilfe geschritten werden. Beim Anblick der Zangen schrie Maria Louise leidenschaftlich auf; „also weil ich Kaiserin bin“, rief sie schmerzvoll, „muß ich mich opfern lassen!“ Napoleon redete ihr mit zärtlichen Worten zu; die Montebello, die seit neun Stunden ihrer Gebieterin nicht von der Seite gewichen war, hielt ihr den Kopf und suchte sie zu ermuthigen indem sie ihr vorspiegelte, wie sie selbst mehr als einmal in derselben Lage gewesen und jederzeit alles glücklich abgelaufen sei. Das Kind kam mit den Füßen voraus. Dubois begann seine Arbeit bei der es Napoleon nur kurze Zeit aushielt; er ließ die Hand Maria Louisens los und trat blass wie der Tod in ein Seitengemach ab; fast jede Minute sandte er eine der Frauen ab ihm Nachricht zu bringen. Endlich war was die Mutter betraf alles glücklich beendet, die Leibesfrucht die kein Lebenszeichen von sich gab legte man abseits auf den Boden und beschäftigte sich nur mit der Kaiserin. Napoleon stürzte herein und, einen stummen Blick auf das Kind werfend das er für todt hielt, zu seiner Gemahlin hin der er einen inbrünstigen Kuß auf die Lippen drückte. Erst nach einiger Zeit trat Corvisart zu dem Kinde, hob es auf, fing es an mit der Hand am ganzen Körper abzuklopfen, brachte ihm einige Tropfen Branntwein in die Mundhöhle, bedeckte es mit warmen Tüchern, bis es nach beiläufig fünf Minuten den ersten Laut von sich gab. Nun

sprang Napoleon herbei, küßte es, und dann wieder zu seiner Frau die er an sich drückte und ihr innig gerührt dankte daß sie ihm ein solches Geschenk gemacht. Jetzt erst wurden Cambacérès und Berthier gerufen um Augenschein von dem Sohne Frankreichs zu nehmen, und Napoleon trippelte durch das Zimmer zur Thür des Vorsaales wo er hinausrief: „Meine Pagen und 101 Kanonenschüße!“

Nachdem Maria Louise wieder zu Bette gebracht und alles um sie herum in der tiefsten Stille war, verließ sie der Kaiser um sich anzukleiden. Er war wie umgewandelt, seine Augen waren feucht, aber sein Antlitz leuchtete, um seine Lippen spielte ein frohes Lächeln, er summte vor sich hin. Personen des kaiserlichen Haushaltes standen an seinem Wege und wagten nicht ihn anzutreten, er jedoch rief sie herbei: „Nun denn, meine Herren, ich denke es ist ein ganz tüchtiger und ein ganz schöner Knabe den wir jetzt haben? . . . Er hat sich ein wenig bitten lassen, meine ich, um anzukommen . . . aber am Ende da ist er!“ Dann gedachte er wieder der Mutter: „Dies theure Weib, was hat sie gelitten! Um diesen Preis verlange ich mir keine Kinder mehr“![99])

Der 20. März 1811 hatte mit einem prachtvollen Morgen begonnen. Die Sonne erhob sich strahlend am wolkenlosen Himmel, als hätte sie sich vorbereitet einen neuen diesmal friedlichen Triumph des Helden des Jahrhunderts zu bescheinen. Eine Beilage des „Moniteur“ hatte am Abend zuvor den Parisern den Eintritt der ersten Wehen bekannt gemacht, die große Glocke von Notre-Dame die Frommen zur Theilnahme am vierzigstündigen Gebet in die Kirchen gerufen, und man harrte nur noch des Zeichens der Kanonen; doch war es bereits 10 Uhr V. M. und nichts ließ sich vernehmen. Die Stadt war in gespannter Erwartung, die Straßen füllte eine unruhige Menge, Wagen jeder Art kreuzten nach den verschiedensten Richtungen, alles war Lärm und Bewegung. Da mit eins erschallt ein Schuß, und tiefes Stillschweigen tritt plötzlich ein. Alles bleibt wie von einem Zauberschlag getroffen stehen, Fußgänger Equipagen Karren; einzelne Fuhrwerke wollen ihren Weg fortsetzen, gebieterisch drohende Stimmen zwingen sie zu halten; die Gewölbebesitzer treten unter die Thüren, Haus-

leute unter die Einfahrten, die Fenster aller Stockwerke füllen sich mit neugierig aufhorchenden Köpfen „Man fühlt mit Blitzesschnelle in der Menge dieses instinctartige Schauen sich fortpflanzen wie es großen populären Aufregungen vorhergeht, wobei die Eindrücke Aller, auf des Einzelnen Eindrücke wirkend, ihre Macht verhundertfachen“ [100]). Vom ersten Augenblicke hat man zu zählen begonnen; doch ein und der andere hat wohl den Anfang überhört. Die Kanonenschüße folgen auf einander in regelmäßigen Pausen, mit jedem Schlage erhöht sich die Theilnahme, die ängstliche Spannung, die erwartungsvolle Aufregung. Man hat erst still oder halblaut vor sich hingezählt; man zählt jetzt mit lauter Stimme wie im Chore, und merkt daſs nicht alle bei derselben Ziffer sind. Wie man der entscheidenden Zahl näher kommt, erheben sich leidenschaftliche Widersprüche in der Menge. „Achtzehn.“ „„Nein, erst siebenzehn““! „Neunzehn“. „„Nein, achtzehn““, betonen die Andern mit verstärktem Nachdruck. . . Man athmet kaum: „Einundzwanzig“ „„Zwanzig““! „Zweiundzwanzig“ „„Einundzwanzig““! . . . Nun ist kein Zweifel mehr, und ein unermeſslicher Ruf: „Vive l'empereur“! verschlingt alles andere. Die Kanonenschüße erschallen fort und fort, aber man achtet kaum mehr auf sie, man streitet nicht mehr ob „vierundzwanzig“ oder „fünfundzwanzig“; man hat die Gewiſsheit daſs es ein Prinz ist der in den Tuilerien geboren worden. Nun ist alles wieder in lebhaftem Fluß, die Equipagen rollen in beschleunigter Fahrt an das Ziel ihrer Bestimmung, auf der Gasse umarmt man sich, drückt sich die Hände, Hüte fliegen in die Höhe, aus den Fenstern winkt es und grüßt es und ruft es herab.

Seit frühem Morgen hatte sich eine Anzahl Neugieriger im Tuilerien-Garten eingefunden; jetzt eilte man vor die Fenster des Schlosses wo das Gedränge der von allen Seiten zuströmenden Leute bald so groß wurde daſs man, damit das Getöse die Kindsbetterin nicht störe, ein Seil spannte um die Menge nicht zu nahe kommen zu lassen. „Diese gebrechliche Schranke“, erzählt Méneval, „flößte den Leuten mehr Achtung ein als wenn sie eine Mauer vor sich gehabt hätten; ja die Zuschauer deren Anzahl mit jedem Augenblicke wuchs hielten sich noch eine Strecke von dem Seile entfernt und beobachteten ein Stillschweigen das für die Theilnahme und das Mitgefühl der

Bevölkerung zeugte". Hinter einem Vorhange der Fenster des Schlosses nahm Napoleon dies Schauspiel wahr. Dicke Thränen rollten über seine Wangen ohne dass er Miene machte sie abzuwischen; er ging zu seinem Kinde es von neuem zu umarmen.

Es war der Höhepunkt seines Glückes, und es beschlich ihn wie eine Ahnung davon. Den ganzen Tag hatte er die Augen feucht; er war ernst und nachdenklich, er mußte seine Brust mit Seufzern erleichtern.

35.

Nachdem der Neugeborne zuerst in den Armen seines Vaters geruht und der Fürst-Erzkanzler und der Kronfeldherr des Reiches ihn in Augenschein genommen, wurde er von der Montesquiou in Begleitung ihrer Frauen in feierlicher Weise in seine Zimmer gebracht. Cambacérès verfügte sich zur selben Zeit zu dem versammelten Hofstaat und ließ durch den Grafen Regnault als Minister des Hauses ein Protocoll, das der Großherzog von Würzburg und der Vice-König von Italien als Zeugen unterfertigten, aufnehmen und die Geburt in die Civilregister eintragen denen Napoleon sein Siegel und alle anwesenden Glieder seines Hauses ihren Namenszug beisetzten.

Schon waren kaiserliche Pagen nach allen Richtungen unterwegs: Victor Berton de Sambury an den Senat, Gevers von Antwerpen an die Municipalität — jeder der beiden empfing für die frohe Botschaft von der betreffenden Körperschaft das Geschenk einer lebenslänglichen Rente von 10.000 Fr. —, andere als Couriere an den Senat von Italien, an die Stadtbehörden von Rom und von Mailand. Graf Ségur setzte alle auswärtigen Botschafter und Gesandten in Kenntnis, der Herzog von Cadore sandte außerordentliche Couriere an die Repräsentanten Frankreichs bei den fremden Mächten, Montalivet an die Departements-Chefs, der Kriegs- und der Marine-Minister in die Festungen und Seehäfen. Der Telegraph spielte nach allen Hauptplätzen des weiten Reiches: nach Turin kam die Nachricht um 1 Uhr N. M., nach Brest Boulogne Mailand um 2, etwas später nach Straßburg Lyon

Lille, nach Venedig um 3 Uhr ꝛc. Um ½ 11 Uhr fuhr Mad. Blanchard im Luft-Ballon auf, um gedruckte Zettel mit der Nachricht von der Geburt des Königs von Rom über das Land auszustreuen.

An die befreundeten Höfe sandte Napoleon eigene Schreiben; als sie ihm zur Unterschrift vorgelegt wurden, sah er sie lange an und sprach indem er zur Feder griff: „Das sind wohl sehr gute Briefe, ich habe nie bessere unterzeichnet!“ Nach Wien ging der Kämmerer Graf Nicolai ab; die Wahl hatte Maria Louise getroffen deren Dienst er sehr ergeben war; er hatte dem Kaiser Franz ein Schreiben Napoleon's zu überbringen, worin ihn dieser in die umständliche Kenntnis aller Einzelnheiten der Entbindung setzte und seiner Freude Ausdruck gab jene Bande die sie aneinander knüpften dadurch befestigt, für die Dauer begründet zu sehen; ein zweites Schreiben von gleichem Datum sprach in seinem und im Namen seiner Gemahlin den Wunsch aus, Kaiser Franz wolle Pathenstelle bei dem Prinzen übernehmen[101]). Auch an die Kaiserin Josephine sandte Napoleon besondere Botschaft. „Dieses Kind“, hieß es in dem Briefe, „im Verein mit unserem Eugen wird mein Glück und das Frankreichs machen“. Den kaiserlichen Pagen der das Schreiben nach Navarre brachte lohnte Josephine mit einer werthvollen Busennadel. Sie gab einen glänzenden Ball dem sie, zum erstenmal seit ihrem Unglück, in ihrem vollen Schmucke beiwohnte.

Die s. g. Vortaufe, eigentlich die wahre und giltige Taufe auf die Namen „Napoleon Franz Karl Joseph“ fand gleich am 20. März 9 Uhr abends in der Capelle der Tuilerien statt; die Gräfin Montesquiou hielt den König von Rom auf den Armen, die Schleppe seines weiten Mantels hielt der Marschall von Conegliano; der Großherzog von Würzburg und der Vice-König von Italien wohnten als Zeugen, alle in Paris anwesenden Cardinäle und Bischöfe in vollem Ornate als Theilnehmer bei. Darauf erschienen die Grafen Lacépède und Marescalchi, der erstere Großkanzler der Ehren-Legion, der andere vom Orden der eisernen Krone, und überbrachten im Auftrage des Kaisers dem Könige von Rom die Großkreuze dieser beiden Orden. Am nächsten Tage begannen die Aufwartungen des Hofstaates, der Großwürdenträger, des Senats und Staatsraths, der Municipalität, der Universität ꝛc. Alle diese Deputationen erschienen zuerst mit ihren allerunterthänigsten

Glückwünschen vor dem Kaiser und verfügten sich von da zu dem Könige von Rom: „Se. Majestät", hieß es im Amtsstyle, „lagen in der Wiege welche die Stadt Paris Derselben zum Geschenke gemacht hat und die auf erhöhtem Platze unter einem Thronhimmel stand. Die Körperschaften wurden eine nach der andern durch den Ceremonien-Meister Grafen Seyssel d'Aix eingeführt und Sr. Majestät vorgestellt. Der Herr Präsident des Senates und der älteste Präsident der Abtheilungen des Staatsrathes hielten Reden welche die Madame Gouvernante beantwortete. Die anderen Körperschaften wurden der Reihe nach aufgerufen und machten Sr. Majestät, durch Deren Gemächer sie geführt wurden, eine Verbeugung" rc. Wer bei Hof Zutritt hatte unterließ nicht sich täglich im Schloße einzufinden und von dem dienstthuenden Kämmerer Erkundigung über das Befinden der Kaiserin und des Königs von Rom einzuziehen; es gab alle Tage im Schloßhofe Queue von Leuten die sich dazu herandrängten. Vom 26. wurden keine Bulletins mehr ausgegeben[102]).

Wie in Paris so wurde auch allenthalben im Kaiserreiche das freudige Ereignis mit der größten Feierlichkeit verkündigt: Kanonendonner und Glockengeläute, Tedeums und Dankgebete in den Gotteshäusern, Beleuchtung und Feuerwerk in den Städten, Fahnen von den Kirchthürmen und von den Masten der Schiffe, und daneben noch allerlei Volksbelustigungen. Von der Nordküste Frankreichs feuerten die Batterien ihre Freudenschüße gegen die Gestade Englands hinüber. Als am 23. die Nachricht dem Landammann der Schweiz Grimm v. Wartenfels zukam ließ er sie in Solothurn durch 50 Kanonenschüße verbreiten, vom Rosenberge bei St. Gallen ertönten ihrer 100, damit alle Welt es wisse der König von Rom, der geliebte Sohn des erhabenen „Vermittlers", habe das Licht der Welt erblickt. Ähnliches geschah in andern Orten der Schweiz wo diensteifrige Federn das Ereignis als „National-Fest" priesen und beschrieben. Am 23. löste die Batterien der Engelsburg in Rom 101 Kanonenschüße, alle Glocken der ewigen Stadt klangen zusammen, in der St. Peters-Kirche, in Maria Rotonda, in allen Pfarrkirchen wurden dem Höchsten Dankopfer gebracht; abends prangten die Engelsburg und die Kuppel der Peters-Kirche in festlicher Beleuchtung. Aus allen Theilen des Reichs, von allen

Departements und Städten, von allen auswärtigen Höfen und Regierungen eilten Deputationen und Adressen, Couriere und Gesandte in die französische Hauptstadt, dem Imperator Glückwünsche zur Erfüllung seines sehnlichsten Wunsches, „der Krönung des von ihm gegründeten Gebäudes“, darzubringen. Dass die Dichtkunst hinter diesen Huldigungen nicht zurückblieb, ja sich dabei zur feilsten Schmeichelei herabwürdigte, braucht kaum bemerkt zu werden. Lieder Oden Dithyramben Chronostika erschienen in allen bekannteren europäischen Sprachen, die englische allein ausgenommen; man zählte deren nach Versicherung der Mad. Durand binnen acht Tagen nicht weniger als 2000; dem kaiserlichen Beamten Dequevauvilliers war eine Summe von 100.000 Fr. zur Vertheilung unter die bedürftigsten dieser Wetteiferer im Gesange zugewiesen.

Im Grunde waren diese dichterischen Ergüße, und selbst die überschwänglichsten derselben, nur das Echo der in Frankreich und dessen zugehörigen Ländern weitaus vorwaltenden Stimmung. Eine Vertrauensseligkeit, eine Hoffnungsfreude beherrschte die Gemüther, Neid und Zweifel mußten verstummen, niemand wagte in diesen Taumel der Verzückung hinein Kassandra-Rufe ertönen zu lassen. „Dem Kaiser ist ein Erbe und Thronfolger geboren, die Dynastie ist begründet, das Kaiserreich steht fest für alle Zeiten! Wer vermöchte etwas gegen ihn dem alles gelingt! Selbst die Natur zeigt sich ihm willig: er heiratet um einen Thronerben zu erhalten, und er hat ihn und auf's erstemal!“ Und hatte man schon vordem in dem Ehebunde Napoleon's mit der Tochter Österreichs eine Bürgschaft der öffentlichen Ruhe und Sicherheit erblickt — worüber der alte Kriegsknecht Lefèvre, als in der Freimaurer-Loge zu Coblenz ein Fest in diesem Sinne begangen wurde, in die Worte ausbrach: „Geben Sie nicht der Scheide, was nur Sache des Degens ist!“—, so ließ man sich jetzt, wo ein Unterpfand dieses Ehebündnisses hinzugetreten war, den schönen Glauben vollends nicht nehmen. „Man dachte allen Ernstes an allgemeinen tiefen Frieden“, versichert Savary in seinen Memoiren; „man gab in der Reihe der vernünftigen Ideen die Möglichkeit eines Krieges oder von Beschäftigungen dieser Art gar nicht zu“. Selbst wenn man an das Misver-

ständnis mit Rußland dachte, war es nur letzteres das man bemitleidete: wer konnte Napoleon und dessen Frankreich widerstehen?!

Die Feinde Napoleon's hoch und nieder waren voll Ingrimms über die neue Begründung seines häuslichen Glückes, allein auch sie waren es hauptsächlich aus dem Grunde weil sie darin nur eine erhöhte Befestigung seiner Stellung, seines Ansehens und Einflußes erkannten; daß solche Macht und Größe einen Stoß erleiden könne wagte kaum hie und da jemand im stillen zu denken. „Sehr lebhaft erinnere ich mich des Unmuthes", schrieb der „rheinische Antiquarius" in seinen alten Tagen, „der bei dem zweiundzwanzigsten Schuße mich erfaßte und wie ich in meinem Bette durch die menschenfreundliche Betrachtung mich tröstete daß Heinrich VI., in der Wiege als König von England und Frankreich gekrönt, zeitlebens in seinem Erbreiche nur ein Gefangener gewesen sei". In den politischen Kreisen Wiens machte das Wort eines kecken Gesellen wahres Aufsehen der, während die Andern sich in Ausdrücken resignirter Bewunderung über das unerschütterliche Glück Napoleon's ergingen, höhnend dazwischen rief: „Oho, in ein paar Jahren können wir diesen König von Rom hier in Wien haben als Bettelstudenten!"

36.

In die österreichische Hauptstadt war die Nachricht von der glücklichen Entbindung Maria Louisens auf vier verschiedenen Wegen gekommen. Sonntag 24. März früh hatte der Escadronschef Robeleau, Adjutant des in Straßburg commandirenden Generals Desbureaux, den Inhalt der am 20. von Paris eingetroffenen telegraphischen Depesche gebracht. Um Mitternacht vom 24. zum 25. war, vom Fürsten Schwarzenberg abgeschickt, der Botschafts-Cavalier Tettenborn eingetroffen; er hatte für die damalige Zeit das unglaubliche geleistet: Paris am 20. um 2 Uhr N. M. verlassen und folglich den Weg, zu dem man in jener Zeit neun bis zehn Tage brauchte, in hundert und sechs Stunden zurückgelegt. Bald nach ihm, am 25. morgens, hatte sich der französische Cabinets-Courier beim Grafen Otto eingestellt,

der krank zu Bette lag und darum an seiner statt den Botschafts-Secretär La Blanche zu Metternich sandte. Endlich am 27. erschien Graf Nicolai mit den beiden Handschreiben seines Monarchen und wurde noch am selben Tag in feierlicher Audienz empfangen; am Abend war große Aufwartung bei Hof, Sonntags darauf freier Eintritt in allen Schauspielhäusern der Stadt[103]).

Gleich am 28. März sollte die Antwort unseres Kaiserpaares nach Paris abgehen. Graf Franz Eszterházy, ehemals Gesandter am neapolitanischen Hofe, sollte sie überbringen und fand sich vormittags in der Burg ein um die letzten Befehle des Kaisers Franz einzuholen; als man nach der Rückfahrt in seine Wohnung den Kutschenschlag öffnete lag er vom Schlage getroffen todt im Wagen. Die Wahl fiel nun auf den Fürsten Clary der sich erst einige Tage später auf den Weg machte. Er war ein älterer Herr der nicht mit der Windeseile und Unbequemlichkeit eines Tettenborn reisen konnte, und es ging ihm darum ein kaiserlicher Courier an den Fürsten Schwarzenberg voraus, dem der Auftrag zutheil wurde das Antwortschreiben seines Monarchen dem französischen Kaiser zu überreichen.

Napoleon bestimmte den 5. April morgens nach dem Lever zur Audienz. Er war in der liebenswürdigsten Laune und sogleich mitten in der Politik. Am Abende desselben Tages hatte General Lauriston nach St. Petersburg abzugehen um den Herzog von Vicenza daselbst abzulösen. „Caulaincourt ist zu sehr Höfling", äußerte Napoleon zu unserem Botschafter; „er besitzt nicht genug Festigkeit der Sprache dem Kaiser Alexander gegenüber, er fürchtet zu sehr ihm zu misfallen". Napoleon war ganz voll von der russischen Angelegenheit. Er zählte dem Fürsten auf was er alles für Rußland gethan: er habe es geschont 1807, er habe in Tilsit Halt gemacht wo er im Siegeslauf es hätte demüthigen können; er habe es Finland erwerben lassen und sich dadurch mit einem der ältesten Bundesgenossen Frankreichs, mit Schweden das seines Schutzes bedürfe, überworfen; er habe ihm die Moldau, die Walachei, Bessarabien preisgegeben, fast ein Drittel der Besitzungen der europäischen Türkei die es stets mit Frankreich gehalten. „Das sind", rief er, „ungeheure Vortheile die Rußland aus dem Bündnisse mit Frankreich zu ziehen wußte!" Und womit lohne ihm

Kaiser Alexander diese Freundschaft? Mit einem Ukas in Handelssachen der den Maßregeln, die Frankreich England gegenüber zu ergreifen sich genöthigt gesehen, geradezu Hohn spreche! Um so mehr habe er, Napoleon, sich bestimmt finden müßen die Elbe- und Weser-Mündungen in seine Gewalt zu bekommen. Er habe dabei im Sinne gehabt den Herzog von Oldenburg in seinem Lande zu lassen; allein das sei denn doch, mitten im französischen Gebiete, nicht angegangen und er habe darum dem Herzog die ausreichendste Entschädigung angeboten. Allein Kaiser Alexander wolle davon nichts hören, er spiele den Gereizten und stelle Gegenforderungen die Frankreich nie zugeben könne. „Ich habe Černičev nach St. Petersburg geschickt", sagte er, „ich werde Ihnen das Concept zeigen!" Dabei öffnete er die Thüre seines Cabinets, rief einen seiner Secretäre, das Actenstück war gleich beigeschafft. „Da ist es", fuhr er fort, „ich werde es Ihnen vorlesen, Sie werden daraus behalten so viel Sie können und Herrn v. Metternich davon schreiben!" Damit begann er die Lectüre die eine ziemliche Zeit in Anspruch nahm, und führte darauf das Gespräch weiter. „Ich wünsche keinen Krieg mit Rußland", versicherte er Schwarzenberg der sich über diesen Punkt einige Bemerkungen einzustreuen erlaubte; „England allein ist es worauf ich es abgesehen habe; jede Verwicklung nach einer anderen Seite hin könnte nur die Frist um einige Jahre hinausrücken wo ich mit England fertig zu sein gedenke. Meinen Sie ich hätte Lust mich da unten tödten zu lassen? Ich bin nicht so unglücklich um nicht leben zu wollen, und es ist wohl nicht zu viel verlangt noch auf ein Zwanzig Jahre zu hoffen um ein so weites Reich, das man erst gegründet, befestigen zu können. Der Krieg hat seine Zufälle; wer kann einer Kugel den Lauf vorschreiben? Aber werde ich dem Zusammenstoße mit Rußland ausweichen können? Ich glaube nicht an einen Krieg, aber wer kann wissen wie weit die menschlichen Thorheiten gehen? Rußland trifft Anstalten als ob der Kampf jeden Augenblick ausbrechen solle, alles ist dort in Bewegung; neun Divisionen" — er wies dem Fürsten genau nach: welche und woher sie kämen — „wurden zusammengezogen um das Herzogthum Warschau zu bedrohen. Sie werden mir zugeben daſs dies Anstalten von zu ernster Natur sind um mich nicht zu zwingen Vorkehrungen dagegen zu treffen? Und

da will Rußland die Rolle des Bedrohten spielen? will mir vorwerfen dass ich rüste? Etwa weil ich 20 in der Schlacht bei Jena erbeutete Kanonen dem Könige von Sachsen auf sein Verlangen überlasse? Oder weil ich, wieder auf die Bitten König Friedrich August's, 20.000 Stück Gewehre nach Polen geliefert? Was liegt daran? Hätte Frankreich sie nicht beigestellt, würde sie sich Sachsen bei euch gekauft haben! 15.000 Mann habe ich nach Danzig geschickt. Aber bin ich nach den Verträgen dazu nicht berechtigt? Und habe ich die russische Gesandtschaft nicht eigens davon verständigt? Zudem ist unter diesen 15.000 Mann nicht ein Franzose; alle sind Bayern Württemberger Polen Westphalen! Sind es also nicht leere Vorwände wenn sich Rußland darüber aufhält? Als ich alles dies wahrgenommen, habe ich drei Nächte schlaflos darüber zugebracht welchen Weg ich einschlagen solle. Ich habe alle Möglichkeiten gegen einander abgewogen, ich habe in die eine Hand mein Budget und die fünf Millionen gelegt deren ich für die ersten Vorbereitungen zum Kriege bedarf, in die andere die Möglichkeit eines Krieges und die Nachtheile die daraus entsprängen wenn man mich unvorbereitet überraschte. Glauben Sie ja nicht", sagte er wieder, „dass ich den Don Quixotte machen und das russische Reich über den Haufen werfen will. Ich verlange nichts für mich: wenn ich Rußland abnehme was sich Katharina von Polen angeeignet hat und so Rußlands Gränzen zurückdränge, ist mein Ziel erreicht". Das Bild des Ritters aus der Mancha gebrauchte er noch einmal, aber in anderem Sinne. „Sie werden mir sagen Österreich könne neutral bleiben, allein das ist schwer. Nehmen Sie den Fall dass die Wechselfälle des Krieges mich nach Polen führen. Gewiss, ich will nicht den Don Quixotte spielen und mich für die Wiederherstellung dieses Königreiches schlagen; ich bediene mich Polens nur als eines Mittels. Aber Sie kennen die polnischen Hitzköpfe; den Augenblick wo sie mich kommen sehen erheben sie sich alle; dieser Anstoß wird auf Galizien zurückwirken, das ist wie Feuer im Stroh, Sie werden den Brand im eigenen Hause haben!" Österreich, meinte er, könne nur mit Frankreich gehen. „Ich will es Ihnen nicht verhehlen", sagte er in vertraulichem Tone, „ich verspreche mir von einem österreichischen Armee-Corps das sich im Bunde mit uns an unserer Seite gegen einen gemeinsamen Feind schlüge eine unaus-

bleibliche Rückwirkung auf den Geist Ihrer ganzen Nation, eine Rückwirkung die nur eine günstige sein könnte". Er werde, setzte er hinzu, gegen Rußland noch andere Verbündete haben; Schweden warte nur auf die Gelegenheit sich wegen Finland zu rächen ꝛc.

Es war bereits wiederholt an die Thüre des Cabinets geklopft worden: das Frühstück sei bereit. „Den Augenblick", rief der Kaiser, fuhr aber in seinen Auseinandersetzungen immer wieder fort. Endlich brach er ab. „Ich wollte Ihnen eigentlich heute nicht von Geschäften sprechen", setzte er einschmeichelnd hinzu; „ich habe mich fortreißen lassen ohne es zu wollen und habe Ihnen da eine Menge Dinge gesagt; es war das keine amtliche Sprache, ich habe einfach geplaudert; hören Sie, Sie dürfen das nicht alles nach Wien schreiben, und Metternich würde sehr Unrecht thun es Herrn von Saint-Julien weiter zu sagen. Verstehen Sie mich? Nicht alles nach Wien schreiben und nicht dem Grafen Saint-Julien sagen!" Als Schwarzenberg hieran anknüpfte um des so wünschenswerthen Einklanges zwischen den beiden Höfen und der darauf gegründeten Zuversicht dauernden Friedens zwischen den beiden Nationen zu gedenken, fiel ihm Napoleon mit Wärme in die Rede: „Wir sind nun eine Familie, Kaiser Franz wird dereinst Beschützer meiner Kinder sein, und meine Kinder werden die seinigen beschützen!" Als Schwarzenberg diese Stimmung des Kaisers erfassend sich die Frage erlaubte, ob er die Worte die er so eben vernommen nicht getreu nach Wien berichten solle, nickte ihm Napoleon mit freundlichem Lächeln zu und entließ ihn, indem er ihm nochmals die größte Discretion empfahl[104]).

Fürst Clary traf erst am 16. April in Paris ein und wurde am 18. 9 Uhr V. M. nach dem Lever von Napoleon empfangen. Nach Beantwortung einer kurzen Ansprache des Fürsten ließ sich der Kaiser in eine weitläufige Herzählung der Vorzüge und Tugenden Maria Louisens ein: sie habe eine vortreffliche Erziehung genossen, sie sei eine vollendete Frau — „‚une femme parfaite‘: ce furent ses expressions" — die in jeder Lage mit Maß und Klugheit handle ohne sich zu sehr vertraut zu machen, was man in diesem Lande nicht thun dürfe; „übrigens", fügte er hinzu, „ist sie allgemein beliebt".

Maria Louise hatte sich von den Leiden ihrer Entbindung bereits vollständig erholt. Am 6. April hatte sie zum erstenmal auf kurze Zeit das Bett verlassen und einige Schritte zu machen versucht; sie konnte die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen ohne ihrem Vater in sechs Zeilen den Beginn ihrer Kräftigung mitzutheilen. Sie litt noch sehr „von Magenschmerzen und von Nerven", sie freute sich auf das Land wo sie nach Rath der Ärzte „Selzerwaßer" trinken und das Reiten pflegen sollte; einstweilen mußte sie sich die Langeweile mit allerhand Spielereien vertreiben und bat u. a. ihren Vater, wenn es ihm nicht ungelegen falle, ihr „einige Bilder zum zusammenlegen zu verschaffen". Am 17. durfte sie zum erstenmal das Zimmer verlassen und einen kleinen Rundgang an der südlichen Terrasse der Tuilerien wagen; sogleich wurde sie von einigen Leuten bemerkt die herbeiliefen und sie mit lebhaftem Zuruf begrüßten. Am 18. unternahm sie ihre erste Ausfahrt in das Boulogner Gehölz und empfing nachmittags das diplomatische Corps, vor allen den Sendboten ihres verehrten Vaters, der überhaupt von ihr und von ihrem Gemahl mit aller Aufmerksamkeit behandelt wurde. Am 19. fand in der Capelle der Tuilerien durch den Prinzen von Rohan ihre Vorsegnung statt. Am 21. N. M. übersiedelte sie nach Saint-Cloud und fühlte sich zwei Tage später stark genug ihrem Vater zum erstenmal wieder ausführlich zu schreiben:

„Sie können sich mein ganzes Glück vorstellen, ich hätte mir nie vorgestellt, daß ich eine so große Freude fühlen werde können; wenn es aber möglich ist, so ist seit dem Augenblicke der Geburt meines Sohnes, meine zärtliche Liebe gegen meinem Gemahl noch vergrößert geworden; auch werden mir unvergeßlich seyn die Beweise von Anhänglichkeit welche er mir diese ganze Zeit hindurch gab, und welche mich noch itzt bis zum Thränen rühren wenn ich daran denke, diese Beweise würden mich wenn seine guten Eigenschaften es nicht schon vorher bewirkt hätten, auf ewig an ihm fesseln. Der Kaiser trägt mir auf Ihnen seine Empfehlung auszurichten, er redet mir recht viel von Ihnen und frägt mich täglich: Dein Vater muß doch eine große Freude haben einen Enkel zu besitzen und wenn ich ihm erzähle daß Sie die Güte haben ihn schon itzt zu lieben so ist er recht zufrieden.

Ich unterfange mich Ihnen das Porträt meines Sohnes zu schicken, es sieht ihm sehr ähnlich ohne geschmeichelt zu seyn, und Sie werden sicher finden daß er auch dem Kaiser recht viel ähnlich sieht. Er ist unendlich stark für 5 Wochen und trägt schon seinen Kopf ohne Polster, wie er auf die Welt kam wog er 9 Pfund und hatte 20 Zoll in der Länge, und seit dieser Zeit ist er noch viel stärker geworden. Er ist auch recht gesund und ist dem ganzen Tag im Garten. Der Kaiser gibt sich erstaunlich mit ihm ab, er trägt ihm auf den Arm, und ist wirklich kindisch mit ihm, er will ihm auch schon zu eßen geben, welches ihm aber übel anschlägt. . . Sie werden durch die Briefe meines Onkels erfahren haben daß ich über 22 Stunden gelitten habe aber so schreckliche Schmerzen daß man sie muß erfahren haben um einen Begriff davon zu haben, die Freude Mutter zu seyn hat mir Sie aber so schnell vergeßen gemacht daß ich gar nichts mehr davon weiß. . . Die Taufe ist auf den 2ten Juny festgesetzt, ich bedaure nur daß Ihre Geschäfte Ihnen nicht erlauben bey dieser Gelegenheit zu uns zu kommen, Gott gebe daß es bald geschehen könne. Ich habe mit Freuden durch Fürst Clary und Graf Nicolai vernommen daß Sie sich gut befinden, und hoffe daß Gott mein Gebeth erhören wird und die liebe Mama bald gänzlich genesen laßen wird. Sie können sich vorstellen wie ich beyde über sie ausgefragt habe, denn von Ihnen und Ihrer Güte zu sprechen ist eins meiner größten Vergnügen. . ."

Am 13. Mai übersiedelte der Hof nach Rambouillet von wo derselbe am 22. einen Ausflug nach Cherbourg unternahm um den neuen Hafenbau in Augenschein zu nehmen; bei dem Einzug in Chartres wurde den Majestäten nach alter Sitte ein Hemdchen für den kleinen Prinzen überreicht. Maria Louise war noch zu frisch nach den Wochen und hätte zu Hause bleiben sollen; allein sie hatte den Kaiser so lang gebeten bis er sie zuletzt mitgenommen; sie magerte sichtlich ab, ihr Gesicht war nicht mehr so rund und voll als früher, was übrigens ihrer Schönheit eher zu statten kam als von Nachtheil war. Am 4. Juni war man wieder zurück, da der Zeitpunkt der ceremoniellen Taufe des

Königs von Rom herannahte. Dieselbe fand am 9. im Dome von Notre-Dame mit feierlichem Gepränge statt; Kaiser Franz als Pathe ließ sich dabei durch seinen Bruder Ferdinand von Würzburg vertreten. Die „rothen" Cardinäle und hundert Bischöfe, die Deputirten von fünfzig getreuen Städten des Reiches, die großen Körperschaften des Senats 2c. wohnten der heiligen Handlung bei, nach deren Beendigung die Gouvernante den Täufling zu seinem Vater trug. Mit sichtbarer Bewegung nahm Napoleon sein Kind in die Arme und hielt es, wie alle Anwesenden zu Zeugen anrufend, gegen die Versammlung empor die bei diesem Anblick vergaß an welchem Orte sie sich befand und in laute Hochs und Beifallsklatschen ausbrach. Von den pomphaften Festlichkeiten die nun auf einander folgten wollen wir nur erwähnen, daſs unmittelbar nach der Taufe der Hof „en grand couvert" im Hotel de Ville speiste, die Majestäten mit der Krone auf dem Haupte, während das Publicum von den Galerien zusah; und daſs am 27. sich Fürst Schwarzenberg mit seinem gesammten Botschafts-Personale in feierlicher Auffahrt nach Saint-Cloud verfügte, dem Könige von Rom das Großkreuz des St. Stephans-Ordens zu überreichen; „Se. Majestät lagen in der Wiege", wie die Hofzeitungen berichteten, und schliefen, während der Act mit Beobachtung aller vorgeschriebenen Förmlichkeiten stattfand.

Am selben Tage nahm Clary vom französischen Hofe Abschied. Napoleon scheint bei dieser Gelegenheit in seiner übermüthigen Eroberersłaune gewesen zu sein. Er sprach über Politik, über österreichische Verhältnisse, über das Heirats-Project zwischen Erzherzog Karl und Prinzessin Amélie von Baden das ihm nicht recht zu Gesichte stand, und sagte: „Man spricht bei Ihnen von Hochzeit; nichts natürlicher; einmal in seinem Leben muß man diese Thorheit begehen!" Von seiner Gemahlin theilte er dem Fürsten mit: es gehe ihr gut, sie huste nicht mehr, doch sei sie etwas abgemagert, wie dies bei Frauen nach der ersten Entbindung zu geschehen pflege. Zuletzt entließ er den Fürsten mit den Worten: „Versichern Sie wohl den Kaiser daſs er auf mich zählen soll; sagen Sie ihm daſs es mir am Herzen liege ihm eben so viel Vergnügen zu verschaffen, als ich ihm einst ohne es zu wollen weh gethan habe" [105]).

In der That zeigte Napoleon den besten Willen dazu. Zwar hielt er sich, seit der vertraulichen Unterredung am 5. April, von Schwarzenberg fern. Denn je mehr sich die Dinge mit Rußland verwickelten desto auffallender schien er vermeiden zu wollen sich mit dem Vertreter Österreichs in persönliche Beziehungen einzulassen. Schwarzenberg verhandelte von da an ausschließlich mit Champagny und, nachdem dieser im Mai 1811 sein Portefeuille hatte abgeben müßen, mit dem Herzog von Bassano der sich mit seinem Gebieter auf andern Fuß zu stellen wußte als sein Vorgänger. Hatte dieser allen unmittelbaren Berührungen mit Napoleon auszuweichen gesucht, so bedung es sich Maret aus, täglich zwei Stunden mit dem Kaiser von Geschäften zu sprechen, nur so könne er sich das Vertrauen desselben in vollem Maße erwerben, könne er sicher sein in dessen Ideen und Plane einzudringen. Für die österreichischen Interessen war der Personen-Wechsel entschieden günstig. Maret war seit langem für Österreich gestimmt und wußte daß er damit unter den jetzigen Verhältnissen den Gesinnungen seines Monarchen gewiß nicht entgegenhandle. Sprach sich doch Napoleon bei einer Gelegenheit aus, daß er dem Fürsten Schwarzenberg „nichts abschlagen wolle“ [106]). Einen einzigen Punkt gab es den unser Vertreter noch immer nicht zu einer günstigen Entscheidung bringen konnte. Das Zerwürfnis mit Rußland war auf die Spitze getrieben, schon handelte es sich um die werkthätige Beihilfe Österreichs für den Fall eines Krieges, und noch immer wollte Napoleon nicht von der Forderung lassen, daß die in österreichischen Diensten befindlichen, ihrer Geburt nach dem gegenwärtigen Gebiete Frankreichs angehörigen Officiere sich verpflichten sollten nie und unter keinem Umstande gegen Frankreich zu kämpfen.

37.

Die äußere Erscheinung Maria Louisens hatte, nachdem die Folgen ihrer schmerzhaften Entbindung und der etwas verfrühten Reise nach Cherbourg überwunden waren, nur gewonnen. Sie war nicht mehr so fett ohne doch die Rundung ihrer Formen und die Frische ihrer Farben eingebüßt zu haben. In ihrem Benehmen war das Un-



sichere und Zaghafte der jungen Erzherzogin großentheils verschwunden, und wenn sie auch der Öffentlichkeit gegenüber ihre angeborne Befangenheit nie ganz besiegen konnte, begann sie sich doch mehr als Kaiserin zu fühlen. Sie lernte ihre Umgebung und die des Kaisers würdigen und wußste selbe darnach zu behandeln[107]). Sie war in vielen Stücken vollständig Französin. Besonders verrieth sich dies in dem Styl und einzelnen Ausdrücken ihrer deutsch geschriebenen Briefe. Sie kennt kein „Dünkirchen“ „Frankfurt“ sondern nur „Dunquerque“ „Francfort“, kein „Elsaß“ keine „Elsasser“ sondern nur „Alsace“ „Alsacer“; sie schreibt nicht „Klima“ sondern „Klimat“, nicht „das“ Ballet sondern „der“ Ballet. Mit ihrer deutschen Orthographie ist es oft schauderhaft bestellt, ja es scheint manchmal als ob sie gar nicht mehr die deutsche Wendung zu finden wüßste, wie z. B. wenn sie vom Fest der Garde schreibt: „Nach diesen machten wir den Tour des Saales welcher mich sehr verlegen machte, da trotz aller Bemühungen des Marschalls Bessieres, die übelste Compagnie unter sich befand“. Man stoßt auf ganz französische Satzfügungen die sich im Deutschen mitunter recht geschraubt ausnehmen. „Ich bin heute in einer sehr üblen Stimmung“, heißt es im December 1811, „und ich fürchte daß mein Brief sich davon fühlen wird“ — s'en ressentira —. Oder aus späterer Zeit: „Ich werde Ihnen meine Nachrichten von Mainz geben“ (je vous donnerai mes nouvelles etc.). „Wir sind gestern sehr spät in Poitiers angekommen wo wir sehr gut bewohnt worden sind“ (tres bien logés). „Ich benütze die Gelegenheit des Herrn von Menneval, welcher mir begehrt hat (qui m'a demandé) vorauszugehen“. Und dergleichen mehr. In der ersten Zeit ihrer Vermählung sprach sie mit Vorliebe deutsch, liebte Personen mit denen sie sich in ihren Mutterlauten unterhalten konnte, erinnerte sich überhaupt gern und bei jedem gegebenen Anlasse an Gegenstände ihrer Heimat[108]). Allein mehr und mehr traten diese letzteren in den Hintergrund, schwand das Deutsche wo es nicht unausweichlich war aus ihrer Conversation, ja wurde ihr, die sich als junge Frau in Braunau bei ihrer ersten Berührung mit dem Franzosenthum so unangenehm berührt fühlte, mit der Zeit deutsches Sein und Wesen so fremd, um nicht zu sagen unbequem, dass die Wienerin von Geburt kaum mehr zu erkennen war.

Das Zusammenleben der beiden Gatten war fortwährend das glücklichste. Maria Louise konnte dem Fürsten Schwarzenberg in ihren Gesprächen, ihrem Vater in ihren Briefen nicht genug schildern wie unendlich froh und zufrieden sie sich fühle, welche Liebe, welche Sorgfalt ihr der Kaiser zuwende, wie gut und umgänglich er im häuslichen Kreise sei. Diese Schilderungen waren nicht übertrieben. In seinem Familienleben war Napoleon ein ganz anderer Mensch als der er sich nach außen zeigte. Wenn damals erzählt worden wäre was man erst später aus allerhand Memoiren erfahren, wie etwa der Gatte seiner Frau die rechte Art Omeletten zu bereiten lehren will und dabei, wie kaum gesagt zu werden braucht, jämmerliches Fiasco macht, so würde niemand geglaubt haben daſs es der große Napoleon, der Welteroberer und Völkerbezwinger sei, von dem die Rede. So läßt sich denn auch nicht bestimmen wie weit sich der Einfluß selbst einer so fügsamen und willenlosen Frau wie Maria Louise geltend gemacht und ob sie nicht, wozu sie die Zuvorkommenheit ihres Gemahls wie aufzufordern schien, mit der Zeit gelernt haben würde das Pantöffelchen zu handhaben[109]). Keinesfalls wäre er der erste Held von dem die Weltgeschichte ähnliches zu berichten hätte.

Eben so ungetrübt wie ihre Häuslichkeit blieb das Verhältnis Maria Louisens zu ihren Angehörigen in Wien. Sie wich als Kaiserin gegen ihren Vater nicht von den Formen die sie als Prinzessin gegen ihn einzuhalten gewohnt war. Sie schreibt ihm nie anders als in Quart und ist, wenn sie einmal zu einem Octav-Blatte greifen muß, „ganz beschämt" darüber: „Sie müßen mir aber diese Freiheit vergeben weil meine Leute alle andern Papiere in St. Cloud vergeßen haben". Wenn sie Reisen macht führt sie sorgfältige Tagebücher, zu keinem andern Zweck als um sie ihm zu schicken da sie hofft daſs die Lectüre ihn „unterhalten" werde. Sie ist fortwährend bestrebt durch ihre „gute Aufführung" ihm „Trost" zu verschaffen, zu seiner „Zufriedenheit" beizutragen. Sie erschrickt über jede Nachricht die etwa die Zeitungen von einer „Unpäßlichkeit" bringen die ihn betroffen, und läſst ihm, in ihrer Besorgnis daſs ihm nicht unversehens etwas zustoße, ihre töchterlichen Warnungen zukommen: „Ich bitte Sie liebster Papa sich recht in Acht zu nehmen wenn sie sich auf das Kamingitter setzen,

ich därf nicht mehr sagen daß es ein abscheulicher Unform ist, seitdem ich weis daß Sie ihm haben, aber ich habe mir ihm abgewöhnt seitdem ich mir die Hand verbrennt habe". Die Feste in ihrer Familie werden niemals vergessen, sie schreibt ihrer Mama und ihren Geschwistern entweder selbst oder legt die für sie bestimmten Geschenke dem Paquet an ihren Vater bei. Mitunter findet ihr kaiserlicher Gemahl daß 25.000 Fr. die sie zu Neujahrsgeschenken für ihre Wiener Angehörigen verwenden will — und dafür muß sie ihr Budget für den Februar in's Mitleiden ziehen! — denn doch zu wenig seien, will ihr 50.000 Fr. dazulegen und händigt ihr zuletzt 100.000 Fr. dafür ein. Große Freude bereitet es ihr wenn sie angenehmes von ihren Geschwistern vernimmt, wie z. B. „daß Bruder Ferdinand viel besser ist und große Fortschritte macht, ich bin überzeugt daß er mit der Zeit Ihnen auch großen Trost verschaffen wird". Wer ihr dagegen immer wieder Sorgen und zu schaffen macht, das ist Schwester Leopoldine. „Ich bin überzeugt", schreibt sie einmal, „daß sie mich eine langweilige Predigerinn nennt, da ich es aber für ihr Bestes thue, so wird mich dieser Titel nicht abschrecken". Sorgfältig darauf bedacht daß das gute Einvernehmen zwischen ihrem Gatten und ihrem Vater durch keinen äußern Zwischenfall gestört werde säumt sie nicht in Dingen, die man in Paris übel deuten oder die ihren Gemahl verletzen könnten, ihrer töchterlichen Besorgnis Ausdruck zu geben oder den Staatskanzler durch Schwarzenberg zu warnen: „man möge in Wien aufmerksam auf allerhand Vorgänge und Plane sein über die der Kaiser häufige Berichte empfange"[110]).

Minder angenehm gestaltete sich das Verhältnis der jungen Kaiserin zu der weiblichen Verwandtschaft ihres Gemahls. Ein Vorfall im April 1811, wobei Maria Louise im Grunde ganz unschuldig gewesen, hatte neuen Zündstoff zur Verbitterung jenes Verhältnisses geboten. Der Fall war dieser gewesen: Wenn Madame Mère, die Königinen von Neapel und Spanien, die Prinzessin Pauline ꝛc. die Wöchnerin besucht hatten, waren für sie Sitze mit Rücklehnen bereit gewesen auf denen sie am Bette Maria Louisens Platz nahmen. Als nun die Kaiserin zum erstenmal nach ihrer Entbindung Damen vom Hofe empfangen sollte, hatte Napoleon gefunden daß seiner Mutter als Nicht-Königin nach der Etiquette kein Lehnstuhl zukomme und hatte

alle Möbel dieser Art wegräumen und Tabourets an deren Stelle setzen lassen, was Frau Lätitia einer Veranstaltung der „Erzherzogin“ zugeschrieben und sie so wie ihre Töchter veranlaßt hatte sich, kaum daß sie erschienen waren, mit giftigen Blicken zurückzuziehen. Keine der Prinzessinen scheint dieser neue Stachel tiefer verwundet zu haben als die schöne Pauline, und mit dieser sollte es ein Halbjahr später zum offenen Bruche kommen.

Für die zweite Hälfte September war nämlich ein Besuch der französischen Majestäten in Holland in Aussicht genommen. Napoleon ging diesmal zur großen Betrübnis Maria Louisens allein voraus. „Mein Gemahl reiset heute Nachts ab“, schreibt sie aus Compiègne 19. September ihrem Vater, „um in die Insel Walcheren (das ungesundeste Klimat was man sich vorstellen kann) zu gehen, und da es die erste Reise ist, die er machen wird, wo ich ihm nicht begleiten kann, so macht es mir recht viel Kummer.“ Erst am 21. reiste ihm Maria Louise nach, fuhr in der Nacht vom 22. zum 23. in dem glanzvoll erleuchteten Brüssel ein und nahm ihren Aufenthalt im Schloße von Laeken. Am 30. traf sie mit ihrem Gemahl in Antwerpen zusammen von wo sodann gemeinschaftlich eine Rundreise über Utrecht nach Amsterdam, 4. bis 9. October, von da über Haag nach Rotterdam, 24. und 25., und zuletzt in die deutschen Rheinlande, 1.—7. November, unternommen wurde. Von dem Aufenthalte Maria Louisens in Köln heißt es in einer gleichzeitigen Aufzeichnung daß sie den Dom besuchte, „wo sie andächtig niederkniete und mit einem musikalischen Tedeum überrascht wurde; sie war schüchtern und still, und schien erfreut unter Deutschen momentan zu wohnen“. Die Rückreise ging wieder über Belgien, und hier war es wo die Prinzessin Pauline ihrer Leidenschaft gegen ihre Schwägerin Luft machte; denn es steckte manche Gemeinheit unter der imperialistischen Tünche dieser Napoleoniden. Die schöne Pauline hatte die Bäder in Aachen gebraucht und traf mit dem französischen Kaiserpaare in Brüssel zusammen. Bei einer Gelegenheit nun, wo sie Maria Louisen und deren Damen an sich vorbeigehen lassen mußte, machte sie hinter dem Rücken der erstern eine unanständige Geberde[111]) die Napoleon wahrnahm und auch Maria Louise im Widerschein des Spiegels sehen konnte. Pauline wurde vom Hofe ver-

wiesen und räumte von da an der verhassten und beneideten „Erzherzogin“ das Feld.

Napoleon und Maria Louise setzten ihre Rückreise fort und trafen am 11. November abends in Saint-Cloud ein.

Was das Band zwischen den beiden Gatten auf das schönste verknüpfte und was auch zwischen Paris und Wien den wohlthuendsten Berührungspunkt bildete, war der kleine König von Rom der vortrefflich gedieh. Schon am 11. Mai war er geimpft worden. Anfangs Juli meldeten sich die ersten Zähne. Am 19. December berichtet Maria Louise dass er schon vier derselben glücklich überstanden, am 11. Jänner 1812 dass er bereits sechs habe; er werde täglich „schöner und stärker“, sei aber „in diesem Augenblick ein wenig leidend und blaß weil er in wenig Tagen zwei Schneidzähne und vier Stockzähne bekommen wird, er sagt schon Papa und Mama und kennt mich recht gut“. Außer diesem „Papa“ und „Mama“ brachte aber das Knäblein lange Monate nichts hervor, so dass der Mutter schon bang wurde ob er wohl zum rechten Sprechen kommen werde.

Maria Louise hing an ihrem Kinde mit zärtlicher Liebe; allein auch in diesem Verhältnisse verrieth sich ihre angeborne Zaghaftigkeit dass sie, um es ja nicht zu Schaden kommen zu lassen, es kaum in ihre Arme zu nehmen und zu herzen sich getraute, was zur Folge hatte dass das Kind in der ersten Zeit weit mehr an seiner Gouvernante als an seiner Mutter hing[112]). Bei Napoleon war das ganz anders. Mit seinem Kinde wurde er selbst zum Kinde. Er konnte mit demselben allen erdenklichen Schabernack treiben, sich neben ihm auf den Boden legen und es dann wieder hoch in die Luft heben dass der kleine Knirps aufschrie vor Lust. Beim Frühstück, wo die Montesquiou den Kleinen regelmäßig brachte, führte er ihm Stückchen Speise oder ein Glas Wein an die Lippen und lachte dann wie er den Mund verzog wenn der Bissen oder Schluck nicht nach seinem Geschmacke war; oder er tunkte den Finger in die Sauce, ließ das Kind daran saugen und beschmierte ihm das Gesicht damit, trat mit ihm vor den Spiegel und schnitt Gesichter hinein dass das Kind halb erstaunt halb erschreckt bald ihn bald das Bild im Spiegel ansah. Fing der Knabe zu weinen an

so sagte der Vater mit komischem Ernst: „Wie Sire, Sie weinen? Oh, ein König der weint! Pfui, pfui das ist garstig!“ Ein andermal schnallte er ihm seinen Degen um, stülpte ihm seinen Hut auf den Kopf der dem Kinde bis über die Nase fiel, und ließ es gegen sich heranwackeln um es auszulachen wenn die kleinen Füßchen mit dem langen Degen in ungleichen Kampf geriethen u. dgl. m.

Der gewaltige Gebieter liebte es von allem Anfang, einen Widerschein seiner Macht auf den kleinen König von Rom fallen zu lassen; Bittsteller welche diese Schwäche zu benützen verstanden konnten der gnädigsten Erhörung sicher sein. Ein Mann von Geist und Kenntnissen der keine Anstellung finden konnte, erzählt Madame Durand, hatte den glücklichen Einfall sich mit einem Gnadengesuche „à Sa Majesté le Roi de Rome“ zu wenden. Ein ihm befreundeter Ordonnanz-Officier des Kaisers verschaffte ihm bei diesem eine Audienz der auf die Sache einging und die Bittschrift an ihre Adresse bringen hieß. Die Beiden wurden nun in die Gemächer des Königs von Rom geführt vor dessen Wiege der Bittsteller nach tiefer Verbeugung sein Gesuch mit lauter Stimme ablas. „Nun was hat der König von Rom geantwortet?“ fragte Napoleon ganz ernsthaft als die Beiden wieder vor ihm erschienen. „„Sire““, antwortete der Ordonnanz-Officier, „„Seine Majestät haben nichts gesagt““. „Nun denn, wer schweigt stimmt zu“, sagte der Kaiser und der Amtswerber erhielt bald darauf einen anständigen Posten.

Noch sei, ehe wir den Faden unserer Erzählung wieder aufnehmen, mit wenig Worten einer Verlassenen gedacht.

Kaiserin Josephine hatte, den Rath wohlmeinender Freunde befolgend [113]), einen großen Theil des Jahres 1811 fern von Paris zugebracht. Der Aufenthalt in Navarre wo Schloß und Park fast ganz umgestaltet wurden bot ihr eine Zeit hindurch einige Zerstreuung; dort war es auch wo sie, wie wir wissen, die Nachricht von der Geburt des Königs von Rom traf. Einige Zeit später finden wir sie wieder in Malmaison. Auch hier mußte sie ihrer Lust am Verschönern und Geldausgeben fröhnen. Eine Muster-Schäferei wurde mit den feinsten Merinos bevölkert; eine zierlich ausgestattete Meierei erhob sich am Ufer eines Teiches; eine Anzahl schwarzer Schwäne, vom Capitain

Baudin aus Australien als eine Seltenheit gebracht, durchschifften den ruhigen Wasserspiegel. Die Treibhäuser, der Thiergarten, der botanische Garten wurden erweitert und bereichert, Gemälde und Kunstschätze aller Art, vorzüglich etruskische Vasen, zusammengekauft. Lenoir war Galerie-Director, Bonpland Intendant ihrer Gärten, Isabey mußte Landschaften der Umgebung aufnehmen, wie schon früher Redouté und Ventenat die seltensten Blumen abgebildet hatten. Ein einziges Zimmer des Schlosses blieb in seiner frühern Gestalt: das Napoleon's; alles war da auf seinem alten Flecke, die Feder die er noch naſs von Dinte hingelegt, ein Geschichtsbuch mit einem Zeichen bei der Seite wo er zu lesen aufgehört hatte; auf den Meubeln lagen noch seine Kleidungsstücke, es war als ob er nur einzutreten brauchte. Niemand durfte in dem Zimmer etwas anrühren, Josephine behielt sich das ausschließliche Recht vor es zu reinigen wenn sich Staub angesammelt hatte; nur Wenigen erwies sie die Gunst sie in das Heiligthum zu führen. Josephine hatte einen förmlichen Hofstaat, der sich von jenem der Tuilerien hauptsächlich nur durch die größere Freiheit und die minder strenge Etiquette, die hier herrschten, unterschied; sie hatte einen ersten Almosenier Erzbischof Barral von Tours, eine Ehren-Dame und sechs Palast-Damen, einen Ehren-Cavalier und vier Kammerherrn, eine Vorleserin &c. Sie verkehrte in Malmaison viel mit der großen Welt von Paris, da Napoleon absichtlich von Zeit zu Zeit bei seinen Höflingen sich nach ihr erkundigte und ihnen dadurch zu verstehen gab daſs er ihre Besuche in Malmaison nicht ungern sehe; vor Maria Louise freilich durfte man mit diesen Ausflügen nicht großthun. Ihr alter und ergebener Freund Cambacérès, ihr Gutsnachbar Marschall Massena u. a. gehörten zu ihren häufigen Gästen. Die von Paris nach Malmaison führende Straße war belebt von vier- und sechsspännigen Kutschen, von Eilboten und Reitern die sich kreuzten; sie sah oft zwanzig bis dreißig Personen an ihrem gastfreundlichen Tische. Trat nun zu dieser kaiserlichen Hofhaltung ihre verschwenderische Großmuth, ihr Trieb aus vollen Händen zu spenden wo es ein Unglück in ihrer Nähe gab, so war es begreiflich wenn Josephine selbst mit dem reichen Budget von 3,000.000 Francs nicht auslangte, sondern schon im zweiten Jahre ihrer Zurückgezogen-

heit tief in Schulden steckte und Napoleon bald wieder den alten Verdruß und die alten Sorgen bereitete.

Josephine empfand ein lebhaftes Verlangen das Kind ihres frühern Gatten zu sehen und wandte sich an ihn mit dieser Bitte. Napoleon mochte lang darauf nicht eingehen, er schützte seine Besorgnis vor es werde sie zu stark aufregen; im Grunde war es wohl mehr seine Furcht dass Maria Louise davon erfahre. Auf das wiederholte Ansuchen Josephinens willigte er zuletzt darein, dass der Knabe ohne Wissen seiner Mutter nach dem kleinen Lusthause Bagatelle im Boulogner Holze gebracht und ihr dort gezeigt werde. Der verlassenen Frau strömten beim Anblick des schönen Knaben die Thränen aus den Augen, sie ergriff ihn und bedeckte ihn mit ihren Küssen. „Sie schien sich in der Selbsttäuschung zu gefallen es sei ihr eigenes Kind an das sie ihre Liebkosungen verschwende; sie bewunderte dessen Stärke und Anmuth und konnte sich nicht trennen von ihm. Die Augenblicke die sie es auf ihrem Schoße hielt schienen ihr zu kurz“ [114]).

38.

Der Krieg gegen Rußland war beschlossene Sache, über die Bedingungen zum Beitritt Österreichs hatte man sich geeinigt. Österreich sollte 30.000 Mann in's Feld stellen, jedoch, so war es ausbedungen, als selbständiges Armee-Corps und unter eigenem österreichischen, unmittelbar unter den Befehlen Napoleon's stehenden Führer. Das Jahr 1812 traf bereits alle Theile in den eifrigsten Vorbereitungen für den kommenden Feldzug. Bevor Napoleon denselben antrat wünschte er eine Zusammenkunft mit Kaiser Franz, allenfalls an der österreichischen Gränze damit sich letzterer nicht weit aus seinem Reiche zu entfernen brauche. Am 10. März machte Schwarzenberg unter dem Siegel tiefster Verschwiegenheit Metternich hievon Mittheilung. Die Zusammenkunft sollte, so wünschte man in Paris, den Charakter verwandtschaftlichen Wiedersehens haben und deshalb Maria Louise ihren kaiserlichen Gemahl begleiten. Gegen letzteres war Maret entschieden: „Die Kaiserin dürfe den König von Rom nicht einen Augenblick verlassen, sie solle

keine Gelegenheit versäumen sich als gute Mutter zu zeigen" [115]). Allein seine Vorstellungen fanden kein Gehör.

Der Gesundheitszustand Maria Louisens scheint Napoleon mit bewogen zu haben sie nicht allein zurückzulassen. Sie besaß keinen Ehrgeiz. Was war ihr der Ruhm ihres Gemahls? Sie wollte nur seine Liebe und daß er nicht von ihr gehe! Aber die Honigmonde ihres ehelichen Glückes waren vorbei: allerhand Zweifel und Befürchtungen stiegen auf. Der Krieg stand bevor, ihr theurer Mann wollte sich von neuem allen Beschwerden und Gefahren des Kampfes aussetzen. Dazu Noth und Elend im Lande, deren Wehrufe bis in die glänzenden Säle der Tuilerien und des Elysée Napoléon klangen. Der Winter von 1811 auf 1812 war ungewöhnlich gelind, es fror fast gar nicht; dagegen war das Wetter mitunter abscheulich, wochenlang regnete und schneite es abwechselnd; „wenn diese Witterung fortdaurend", schrieb Maria Louise am 14. Jänner, „so werden wir heuer wieder ein Mißjahr haben". All das berührte sie mehr als man vermuthen konnte, sie fühlte sich ernstlich angegriffen. Sie versprach ihrem Vater sich zu schonen „wenn es mir möglich ist, wie wollen sie aber lieber Papa daß der Körper sich gut befindet wenn die Seele krank ist, und daß kann nicht anders seyn bey allen denen Gerichten welche seit zwey Monathen herumlaufen. Ich gestehe aufrichtig, daß ich mich gar nicht gut befinde . . Man nimmt mir die Feder aus der Hand aus Furcht daß ich mich ermüde". Die Ärzte verordneten ihr China mit Wein zu trinken; sie kam aus dem Mediciniren nicht heraus. Nichts konnte sie in solcher Stimmung mehr aufrichten als der Gedanke die so lang gewünschte Zusammenkunft mit ihrer Familie bald in Erfüllung gehen zu sehen. Am 15. März theilt Maria Louise ihrem Vater diese freudige Nachricht mit:

„Der Kaiser trägt mir auf Ihnen viel schönes zu sagen, und sie zu versichern daß wenn je einmals wir Krieg haben sollten er mich mit sich nach Dresden nehmen wird, wo ich ein oder zwey Monathe bleiben werde, und wo er hofft Ihnen auch zu sehen. Sie können sich liebster Papa die Freude nicht vorstellen, welche mir diese Hoffnung macht, ich bin überzeugt daß sie meine Bitte nicht abschlagen werden, und mir auch das Vergnügen

verschaffen werden, die liebe Mama und meine Brüder und Schwestern mit Ihnen zu führen, um das ich den Trost habe, sie auch wiederzusehen. Ich bitte Sie aber liebster Papa nichts von diesen Vorhaben zu sprechen weils noch nichts entschieden ist".

Dieser letzteren Andeutung gemäß wurde die Angelegenheit in Wien mit aller möglichen Vorsicht behandelt. Metternich hielt die Ankunft des Couriers vor jedermann verborgen, derselbe mußte in Purkersdorf Halt machen; die Sache wurde ausschließend zwischen dem Kaiser und seinem Minister abgemacht[116]).

Kaiser Franz ging auf den Vorschlag seines Schwiegersohnes und die Bitten seiner Tochter willig ein. Mehr Schwierigkeiten scheint es gehabt zu haben die Kaiserin Maria Ludovica zur Mitreise zu bewegen; es verlautete allgemein daſs sie ihre Abneigung gegen Napoleon nicht überwinden könne. Mit dem ein- bis zwei-monatlichen Aufenthalt in Dresden dagegen war selbst Kaiser Franz nicht einverstanden. Es widerstrebte ihm sich so lange Zeit außerhalb seiner Staaten aufzuhalten; zugleich besorgte er, dem sächsischen Hofe durch ein länger dauerndes Verweilen in dessen Hauptstadt zu große Kosten zu verursachen. Metternich mußte daher in Paris vorschlagen, der Aufenthalt der österreichischen Majestäten solle sich auf einige Tage beschränken, dagegen Maria Louise von dort mit ihrem Vater nach Prag gehen, wo sie vom Haupt-Quartier ihres kaiserlichen Gemahls kaum weiter entfernt sein werde als in Dresden; zugleich werde man Gelegenheit finden ihre Brüder und Schwestern, die sie so sehr zu sehen wünsche, nach Prag kommen zu lassen rc. Noch wurde Schwarzenberg mitgetheilt daſs den Kaiser von seinen Ministern niemand als Metternich und ein sehr kleines Gefolge, die Kaiserin außer ihrem Obersthofmeister und ihrer Obersthofmeisterin nur drei Damen, die Gräfinen Lažansky O'Donell und Metternich begleiten sollten.

Das amtliche Schreiben Metternich's an unsern Botschafter in Paris datirte v. 27. März; erst am 3. Mai[117]) konnte Maria Louise ihrem Vater mittheilen, ihr Gemahl habe ihr erlaubt „einige Zeit in Prag zuzubringen", jedoch unter der Bedingung „daß sie Ende Juli wieder in Paris eintreffe"; sie knüpfte daran die wiederholte Bitte, man möchte alle ihre Geschwister nach Prag kommen lassen. . .

Um dieselbe Zeit nahm Fürst Schwarzenberg seinen Abschied aus Paris. Er war zum Oberbefehlshaber des österreichischen Hilfs-Corps bestimmt das in der rechten Flanke der „großen Armee" operiren und die russischen Streitkräfte, die noch bis zur Stunde südwärts in der Türkei beschäftigt waren, im Auge halten sollte. Schwarzenberg ging zunächst nach Wien und von da später nach Lemberg um sich an die Spitze der seiner Führung anvertrauten Truppen zu stellen.

Am 9. Mai 1812 halb zehn Uhr V. M. verließen die französischen Majestäten Saint-Cloud. „Niemals hatte", wie ein Zeitgenosse versichert, „der Abgang zu einer Armee mehr den Anschein einer Vergnügungsreise". Der gewaltigste Repräsentant des Souverainetäts-Princips unter den früheren Beherrschern Frankreichs, Ludwig XIV., hatte sich nie auf einer Reise solch unterwürfiger Huldigung und Ergebenheit zu erfreuen als dies jetzt bei Napoleon auf seiner Fahrt durch Deutschland der Fall war. In Mainz, wo am 11. eine große militärische Revue stattfand und die Befestigungen in Augenschein genommen wurden, machten ihm das großherzogliche Paar von Hessen-Darmstadt und der Fürst von Anhalt-Köthen ihre Aufwartung; in Aschaffenburg am 13. empfing ihn der Fürst-Primas Dalberg, am Abend desselben Tages in Würzburg der Großherzog Ferdinand; der König von Würtemberg und der Großherzog von Baden hatten sich hier eingefunden sich dem Kaiser vorzustellen. Für die Reise selbst waren Anstalten getroffen wie sie nur zu Diensten eines Gebieters des Welttheils ersonnen werden konnten; Nachts waren große Feuer hergerichtet den Weg zu beleuchten den er mit seinem Wagenzuge dahinfuhr. Am 16. in Freiberg kam ihm die königliche Familie von Sachsen entgegen, in deren Begleitung er zehn Uhr Abends in Dresden eintraf. Die Hauptstadt Sachsens, das augenblickliche Hoflager des neuen Cäsar, wurde nun der Sammelpunkt der meisten Fürsten die sich als Glieder des Rheinbundes seinem Gebote beugten. Um 8 Uhr morgens hielt Napoleon sein Lever, Könige und Königssöhne, regierende Fürsten und Prinzen drängten sich in der Schaar von Generalen und Höflingen aller Rangstufen sich seinen Blicken zu zeigen. Seine Gemahlin hatte nach seinem Wunsche den werthvollsten Theil ihres Geschmeides, insbesondere die

Kron-Diamanten, mitgenommen und entfaltete eine Pracht die den Aufwand aller Nebenbuhlerinen in Schatten stellte. Auch ein Theil des schönen Vermeil-Geschirres, das Hochzeitsgeschenk der guten Stadt Paris, und überhaupt die zu einer großen Hofhaltung dienlichen Gegenstände waren auf Napoleon's Befehl aus Paris mitgeführt worden; er wollte dem Könige Friedrich August nicht übermäßig zur Last fallen und es war darum die Einrichtung getroffen daſs die fürstlichen Gäste einen Tag beim König, den andern bei Napoleon speisten.

Das österreichische Kaiserpaar hatte nur die Ankunft des französischen in Dresden abgewartet um sich gleichfalls daselbst einzufinden. Am 17. empfing Maria Louise einen Brief ihres Vaters der ihr seine Ankunft am nächsten Tage ankündigte. Sie war voll Wonne über diese Nachricht; mehr als zwei Jahre hatte sie ihren Vater nicht von Angesicht gesehen. „Ich kann den morgigen Tag kaum erwarten", schrieb sie ihm entgegen, „und werde in einer ewigen Unruhe bis auf den Augenblick seyn, wo ich Ihnen die Versicherung meiner ganzen kindlichen Liebe werde erneuern können". Die Aussicht mehrere Wochen an seiner Seite zubringen zu können machte sie selig; „dieß wird mir der einzige Trost seyn, welchen ich bey der Abwesenheit meines Gemahls empfinden werde können". Das Wiedersehen zwischen Vater und Tochter am 18. Mai war voll Innigkeit; zärtlich küſste auch Kaiser Franz seinen Schwiegersohn; nur Maria Ludovica konnte bei der ersten Begegnung den Widerwillen nicht ganz besiegen den sie gegen den herrischen Sohn der Revolution von jeher hegte. Aber auch dies Verhältnis glich sich im Laufe der Tage aus. Napoleon entfaltete gegen seine junge Schwiegermutter eine Liebenswürdigkeit, überhäufte sie mit Artigkeiten und Aufmerksamkeiten aller Art und veranlaſste seine Gemahlin dazu, so daſs Maria Ludovica wie umgewandelt wurde und sich bald dem Zauber hingab den der geniale Mann auf alle auszuüben in seiner Macht hatte auf die er ihn wirken lassen wollte. Maria Louise theilte ihre Zeit zwischen ihren Ältern und ihrem Gemahl, der sie in wenig Tagen verlassen sollte und in dessen unmittelbarer Nähe sie sich darum so viel als möglich aufhielt [118]).

Es war ursprünglich beabsichtigt daſs Napoleon über Berlin zur Armee gehen werde, und der König von Preußen hatte alle Anstalten

getroffen ihn in seiner Hauptstadt zu empfangen. Der Plan wurde indeſs geändert und auf einen Wink des Herzogs von Bassano an Hardenberg fanden sich am 26. Mai König Friedrich Wilhelm III. und am folgenden Tage der preußische Kronprinz in Dresden ein um den Kreis huldigender Monarchen zu vervollständigen.

„Napoleon ist der König der Könige“, ruft der Erzbischof de Pradt aus indem er die Fülle der zugeströmten hohen Fremden, die Unterwürfigkeit mit der sie dem Kaiser der Franzosen ihre Ergebenheit bezeigten, das Gedränge der gekrönten Häupter in seinen Empfangsälen, das Staunen und die Bewunderung der Menge, die sich so oft er seinen Palast verließ an seine Fersen klammerte, mit begeisterten Worten beschreibt; und Bourrienne meint, die Dresdener Tage seien zwar nicht die schönste Zeit seines Ruhmes, aber die glänzendste seiner Machthoheit gewesen, durch die Anwesenheit „so vieler Fürsten und Monarchen die das Schicksal in Höflinge eines Soldaten der französischen Revolution umgewandelt hatte“. Napoleon hatte keine französische Bedeckung um seine Person, den Dienst versahen die sächsischen Garden; so sehr war er sich der Macht und des unwiderstehlichen Zaubers seines Namens bewust! „Ich befinde mich in guter Familie“, sagte er, „ich bin unter braven Leuten, ich brauche keine Bewachung“. Gegen seine gekrönten Gäste war er in der Regel von einer gewinnenden Liebenswürdigkeit; allein eben so konnte er sie, wenn er sich nicht aufgelegt fühlte den Zuvorkommenden zu spielen, seine Sultans-Launen fühlen lassen. Dann war er mürrisch und in sich gekehrt bei der Tafel, konnte sich dehnen und strecken und laut gähnen, als säße er nicht ein Fürst unter seines gleichen, sondern ein Balsazar unter seinen „Knechten“. Und die Andern wagten kein Wort, sondern sahen besorgt auf ihn hin oder verlegen einander an, oder sprangen wohl von ihren Sitzen auf ob nicht etwa dem Gebieter etwas widerwärtiges begegnet sei.

Schärfere Beobachter urtheilten darum über die Dresdner Zeit allerdings anders als die de Pradt und Bourrienne. „Napoleon stand damals auf der Höhe seines Glückes“, sagte Metternich in spätern Tagen, „und ich glaubte nicht mehr daran. Er war nicht mehr derselbe wie früher. Er besaſs eine Heftigkeit die aus der Selbstunsicherheit

entspringt, eine Unstätigkeit der Gedanken die sich auch im Blicke offenbarte und die gewöhnlich bei einem Genie die Furcht vor dem eigenen Untergang bedeutet“. . .

So gewaltig hatte das Glück kaum je einen Menschen gehoben. Er konnte sich ein Höherer dünken als die andern alle, auserkoren von seinem Stern sie zu demüthigen und zu beherrschen, unnahbar für ihre Feindschaft und ihren Groll, unbesiegbar in seiner Größe, unerschütterlich in seiner Macht. . . . .

Doch es wagt kein Sterblicher sich ungestraft in Sonnennähe!



VI.

Die Regentschaft.

39.

Am 29. Mai 1812 ging Napoleon zum Heere ab. Am selben Tage verließen die österreichischen Majestäten Dresden um in Prag die letzten Vorbereitungen zum Empfang ihrer kaiserlichen Tochter zu treffen. Maria Louise blieb aus demselben Grunde noch einige Tage zurück die sie zu Ausflügen nach Tharand, Pillnitz, auf den Königstein benützte. Erst am 4. Juni verließ sie die Hauptstadt Sachsens, begleitet von den Herzoginen von Bassano und Montebello, dem Baron Bausset und dem Grafen von Montesquiou. An der Gränze von Böhmen empfingen sie unter dem Donner von Böllerschüßen der Oberstburggraf Kolovrat, von Kaiser Franz aus Prag ihr entgegengesandt, und Fürst Clary Besitzer der Herrschaft Teplitz, von denen letzterer ihr in seinem Schlosse feierlichen Empfang bereitete, während Kolovrat nach Prag vorausging ihre bevorstehende Ankunft daselbst zu melden. Auf dem Weißen Berge beim Kloster St. Margareth fand am nächsten Tage die Begegnung statt; dorthin waren ihr Kaiser Franz und Kaiserin Maria Ludovica mit ihrem gesammten Hofstaat, in höchste Gala gekleidet, entgegengefahren. Maria Louise verließ ihren Wagen und stieg in den ihrer Ältern, und mit eitler Befriedigung nahmen es die Franzosen ihres Hofes wahr daſs die Kaiserin von Österreich ihrer

Tochter die rechte Seite ließ, der Kaiser aber mit dem Großherzog von Würzburg den Rücksitz, den beiden Damen gegenüber, einnahm, wie denn auch in Prag bei der Tafel Maria Louise stets zwischen den beiden Majestäten von Österreich gesessen habe. Von St. Margareth bis zum kaiserlichen Schlosse am Hradschin dehnte sich eine Doppelreihe von festlich gekleideten Huldigern aus, mit der Schuljugend, den Gymnasiasten und Akademikern beginnend, an die sich die Zünfte und Innungen mit ihren Fahnen, „die Prager Judenschaft, beynahe 600 an der Zahl, sehr anständig gekleidet", der Regular- und Säcular-Klerus bis zum Strahover Thore schloßen; innerhalb der Stadt bis zum Černin'schen Palaste standen der Prager Handelsstand und die uniformirten Bürger-Corps, von da bis zur Burg die in Festschmuck ausgerückte Garnison. Langsam fuhr der Kaiser-Wagen durch das Spalier, während die Geschütze von den Wällen lärmten und alle Glocken der hundertthürmigen Stadt in festlichem Geläute ertönten.

Für den Dienst Maria Louisens in Prag hatte Kaiser Franz einen eigenen Hofstaat mit dem Fürsten Clary als Obersthofmeister an der Spitze, zwölf Kammerherrn [119]) und acht Edelknaben bestellt. Die sämmtlichen Erzherzoge fanden sich einer nach dem andern auf dem Prager Schlosse ein, ihre vielbeneidete Nichte zu begrüßen und einige Tage in ihrer Gesellschaft zuzubringen. Auch an andern Gästen fehlte es nicht; am 18. kam der Fürst de Ligne, der berühmteste Causeur und Schöngeist der hohen Kreise jener Tage, der insbesondere die Herren des französischen Hofes ganz bezauberte [120]). Kaiser Franz bot alles auf, seiner Tochter die Tage von Prag so angenehm als möglich zu machen. Dass die Merkwürdigkeiten der Stadt, ihre Baudenkmale, ihre Institute und Sammlungen, der Reihe nach besucht wurden versteht sich von selbst; die Professoren der Physik und der Chemie wetteiferten den hohen Besuchern die erstaunlichsten Experimente vorzumachen, und wenn ihnen diese auch nicht immer gelangen, sie konnten überzeugt sein die „Allerhöchste Zufriedenheit" dafür von erlauchten Lippen zu vernehmen oder mindestens in den Spalten der amtlichen Zeitung zu lesen [121]). Auch die schönen Umgebungen der Stadt wurden besucht, Bubenč, der gräfl. Canal'sche, der Balabene'sche Garten. Einen Tag brachte man in Weltrus, dem herrlichen Parke des Grafen

Chotek, einen andern in St. Ivan und Karlstein zu; die Prokops-Höhle blieb nicht vergessen. In der schönen Waldstein'schen Reitschule versuchte sich Maria Louise wieder in dieser liebgewonnenen Bewegung und unternahm dann, von ihrem Vater begleitet, weitere Spazierritte, etwa in die romantische Šárka; da ihr das Pferd das sie ritt so gut gefiel, erhielt sie es vom Kaiser zum Geschenke und sie gab dem Thiere sogleich den Namen „Hradschin". Einmal war Scheibenschießen auf der „privilegirten" Schützen-Insel, Klein-Venedig genannt; einer der Erzherzoge schoß für Maria Louise. In vorgerückter Nachmittagsstunde, manchmal erst nach 6 Uhr, wurde das Diner abgehalten, abwechselnd bei dem österreichischen Kaiserpaar oder bei Maria Louise. Auch für die Unterhaltung ihrer jüngern Geschwister, namentlich ihrer drei jüngern Schwestern Leopoldine Marie und Karolina, war Maria Louise besorgt; an einem Nachmittag veranstaltete sie in ihren Gemächern für dieselben Spiel und Tanz, wozu auch die Herren und Damen vom Hofe geladen waren.

So hinterließ die französische Kaiserin in Hofkreisen allenthalben die günstigsten Eindrücke, nur bei den Bewohnern der alten Königsstadt nicht. Die guten Prager ließen es, wie beim Einzuge der kaiserlichen Gäste so bei jedem andern Erscheinen derselben in der Öffentlichkeit, an ehrerbietigem Hutabnehmen nicht fehlen wie sie dies, Gliedern des Herrscherhauses gegenüber, jederzeit zu thun gewohnt waren. Dagegen waren sie auch gewohnt freundlichen Dank dafür zu erhalten und erhielten solchen von ihrem Kaiser, ihrer Kaiserin, von den Erzherzogen; nur Maria Louise, so wollte man bemerken, saß unbeweglich, höchstens daſs sie etwas mit dem Kopfe nickte; sie schien die Höflichkeit der Prager wie eine ihr, der Gemahlin des Weltgebieters, gebührende Huldigung hinzunehmen, und das haben ihr die Prager nie verziehen und vergessen.

Am 1. Juli verließ Maria Louise Prag, brachte in Begleitung des Kaisers Franz vom 2. bis 5. in Karlsbad und dessen Umgegend zu und nahm am 6. am „Kaiser-Franzens-Brunnen" bei Eger gerührten Abschied von ihm; am 18. befand sie sich wieder in Saint-Cloud. Doch blieb die Zeit, die sie nach jahrelanger Trennung in trautem täglichen Verkehr mit ihrem Vater zugebracht, in ihrer lebhaften Er-

innerung. Sie denkt immer wieder „an die wenigen Tage" die ihr „schneller als Minuten verfloßen"; sie dankt ihm innig „für alle die Gnaden welche Sie lieber Papa in meinen Aufenthalte in Prag für mich gehabt haben"; ein Portrait ihres Vaters, das ihr Isabey ein paar Wochen später aus Wien bringt, versetzt sie in das größte Entzücken. Auch Kaiser Napoleon bedankte sich in einem eigenen aus Smolensk am 24. August an seinen Schwiegervater gerichteten Brief für die seiner Gemahlin erwiesene Aufmerksamkeit; „sie befindet sich", schrieb er, „in diesem Augenblicke in Saint-Cloud wo alle Welt sie wohl aussehend und bedeutend fetter geworden gefunden hat" [122]. Noch Anfang November sendet Maria Louise ihrem Vater eine Kiste mit Büchern, darunter das „Musée Napoléon", mit der Bitte dieselben dem Kloster Strahov in Prag zuzuschicken: „ich habe gesehen daß Ihnen*) diese Bücher fehlen, und mir ist lieb ihnen ein Andenken von meinen Besuch zu überlaßen".

Es wurde von uns unter den Eigenthümlichkeiten Maria Louisens als Briefstellerin eine gewisse Flüchtigkeit erwähnt, die sich besonders darin kundgab daß sie in ihren Gedanken oft noch lang in einem Monate oder in einem Jahre fortschrieb wo schon längst das folgende in seine Rechte eingetreten war. Besonders war dies 1812 der Fall. Es war als ob das Jahr, das für ihren Gemahl so verhängnisvoll werden sollte, ihr durchaus nicht in den Kopf gehen wollte. Bis zum 17. Mai in Dresden sind alle ihre Briefe regelmäßig noch von „1811" datirt; erst von da gab es für sie ein Jahr 1812.

Nach Saint-Cloud zurückgekehrt fühlte sich die Kaiserin einsamer als je. Jetzt erst empfand sie die Abwesenheit ihres Gemahls in ihrer ganzen Schwere. „Gott gebe", klagt sie ihrem Vater, „daß ich ihm bald wieder sehen kann, denn die Trennung fällt mir gar zu beschwerlich und ich habe nicht genug Muth um mich nicht zu kümmern". Seiner Nähe, seines Rathes und Schutzes beraubt, hatte sie jetzt Pflichten zu erfüllen die ihr zu den peinlichsten gehörten. Dennoch mußte sie sich denselben unterziehen; denn Napoleon hielt streng darauf daß auch in

*) Wohl: „ihnen" d. i. den Strahovern.

seiner Abwesenheit nichts versäumt werde was die Etiquette gebot. Ihre Freude und Erholung fand sie in der Gesellschaft ihres Knaben der sichtlich gedieh — „mein Sohn ist recht wohl“, schreibt sie am 9. August, „und wird täglich schöner und stärker er läuft nun ganz allein herum, und hat 15 Zähne er redet aber noch nicht, ich habe ihm abgespennt*) gefunden“ —, und in dem brieflichen Verkehr mit ihrem Gemahl und mit ihrem Vater die sie gegenseitig in der Kenntnis von dem Befinden und den Verhältnissen des andern erhielt und denen irgend etwas freundliches zu erweisen ihr ein besonderes Vergnügen machte.

Als der dem Kaiser Napoleon in's Lager nachreisende Palast-Präfect Bausset sich ihr vor seinem Abgange vorstellte, gab sie ihm ein von Gérard gemaltes Bildnis des Prinzen mit, das unter des Künstlers eigener Aufsicht sorgfältig verpackt auf dem Dache des Reisewagens, die ganze Breite desselben füllend, die weite Fahrt von den Ufern der Seine bis in die Ebene von Borodino mitmachte. Es war 9 Uhr V. M. am 6. September als Bausset vor dem Zelte des Kaisers anlangte. Napoleon ließ sogleich die Kiste herabnehmen und das Bild auspacken: es stellte das kaiserliche Kind vor, halb liegend in der Wiege, einen kleinen Scepter und Reichsapfel spielend in seinen Händen. Napoleon war bei dem Anblicke innig ergriffen; er rief sogleich seine Haus-Officiere und einige Generale die in der Nähe seiner Befehle harrten herbei. „Meine Herren“, sagte er mit tiefer Bewegung, „wenn mein Sohn fünfzehn Jahre älter wäre, glauben Sie mir, er würde anders als im Abbild in der Mitte so vieler Braven sein. . . . Das Portrait ist bewunderungswürdig“, rief er nach einer Weile abermaliger Betrachtung. Er ließ es außerhalb seines Zeltes auf einen Stuhl setzen damit die Officiere und Soldaten seiner Garde, und wen etwa sonst sein Dienst in die Nähe führte, Gelegenheit hätten es zu sehen. So blieb es bis zum Abend und wanderte nach dem blutigen Kampfe des folgenden Tages, 7. September, in den Kreml zu Moskau wo es der Kaiser in seinem Schlafzimmer aufstellen ließ[123]).

---

*) Von der Brust entwohnt.

Maria Louise empfing die ganze Zeit nur günstige Nachrichten aus dem Haupt-Quartier ihres Gemahls. Er schrieb ihr häufig, versicherte sie immer dass er sich wohl befinde und unterließ in keinem seiner Briefe, des Kaisers Franz mit der Bitte zu erwähnen demselben, wie sich Maria Louise ausdrückte, „viel Schönes in seinem Nahmen zu schreiben". Dabei erlaubte er ihr, was sie unendlich freute, öfter als sonst Couriere nach Wien zu senden um ihrem Vater häufiger Mittheilungen machen zu können. Er war berechnend genug, wenn er einen Wunsch an die Adresse des letztern zu leiten wünschte, seiner dienstfertigen Gemahlin einen Wink davon zu geben. „Man sagt", schreibt diese bei einem solchen Anlasse ihrem Vater, „daß das Korps des Fürst Schwarzenberg sich recht auszeichnet, ich bin überzeugt daß der Kaiser mit ihm recht zufrieden seyn wird, ich glaube daß Sie ihm ein großen Gefallen machen würden wenn Sie es verstärken wollten damit er sich eine rechte Ehre einlegen möchte". Dass ihr Gemahl selbst dieser Verstärkung dringend bedurfte; dass es mit ihm und seiner „großen Armee" bereits anfing sehr bedenklich auszusehen, davon hatte sie keine Ahnung. Empfing doch selbst der Fürst Schwarzenberg, dem im Interesse der Sache aus der wahren Lage kein Hehl zu machen war, aus der Hand Bassano's nichts als Siegesberichte bis an die Ufer der Berezina.

40.

Im französischen Publicum dachte und sprach man längst anders. Hatte vor Beginn des Feldzuges, bei den pomphaften Ankündigungen der Stärke und Unüberwindlichkeit der Streitkräfte die Napoleon gegen Rußland führe, selbst besonnenen Leuten vor den Erfolgen eines Krieges gebangt der einen zweiten nach sich ziehen könne weil, wie sie meinten, Napoleon dann seine siegreichen Heere auf dem Landwege nach Indien führen werde um die Engländer dort anzugreifen, so nahmen die Besorgnisse binnen kurzem eine ganz verschiedene Gestalt an. Schon anfangs August war man in Paris darüber stutzig dass, nachdem der Feldzug seit mehr als einem Monate eröffnet, noch immer keine Sie-

geschütze von den Wällen des Invaliden-Hotels zu vernehmen waren. Als man nun hörte dass die Russen ihre als so stark und uneinnehmbar gepriesenen Verschanzungen an der Düna ohne Schwertstreich verlassen, argwohnte man sogleich, dieser rückgängigen Bewegung liege ein wohl angelegter Plan zugrunde; man knüpfte daran Befürchtungen dass sich wohl der Krieg in die Länge ziehen dürfte während alle Welt nichts als Frieden ersehnte[124]). Lange Zeit hatte die französische Regierung das Publicum in dem Glauben erhalten: der Friede von Bukarest den Rußland mit der Pforte abgeschlossen werde von der letzteren nicht bestätigt werden; als man im Publicum zuletzt erfuhr Admiral Čičagov, an der unteren Donau nicht mehr beschäftigt, marschire durch Podolien und Volhynien gegen das Armee-Corps des Fürsten Schwarzenberg heran und folglich auf die Verbindungs-Linien der großen Armee los, war die Enttäuschung um so empfindlicher. Die Nachricht des Brandes von Moskau machte einen lähmenden Eindruck; sie war die Bestätigung des seit langem gehegten Argwohnes dass es Rußland auf einen Verzweiflungskampf ankommen lasse; das Wort: „das ist der spanische Krieg in zweiter Auflage“, war in jedermanns Munde. Die Bestürzung der Geschäftswelt kannte keine Gränzen; große Fallimente erfolgten in Frankreich, in Holland; selbst den festesten Häusern bangte vor den Folgen eines Rückschlags. Der französischen Industrie hatten sich nach Rußland erst in jüngster Zeit die günstigsten Absatzwege eröffnet; sie hatte gehofft durch einen schnell und glücklich beendeten Krieg neue Vortheile zu erringen; die Regierung hatte den Leuten die ganze Zeit hindurch vorgepredigt, Moskau sei das „Herz von Rußland“: die Zerstörung von Moskau war jetzt in den Augen derselben Leute so viel als die Vernichtung aller Absatzwege dahin, aller erwarteten commerciellen Vortheile. Um die Mitte October verbreiteten amtliche Organe die Nachricht von der baldigen Rückkunft des Kaisers, was den übelsten Eindruck hervorbrachte; „er gibt das Spiel verloren“, hörte man sagen. Es gab aber Manche die jener Mittheilung mistrauten, die vielmehr argwohnten es stecke ärgeres dahinter was die Regierung verbergen wolle. Nur eine solche Stimmung der Gemüther konnte es erklären wie der Handstreich eines tollkühnen Menschen binnen

wenig Stunden das ganze Regiment Napoleon's über den Haufen zu stürzen drohen konnte.

General Malet, aufgewachsen in den Ideen Rousseau's, von starren republicanischen Grundsätzen, bereits 1802 in die s. g. Senats-Verschwörung verwickelt, 1804 amnestirt, dann neuerdings in die Plane Servan's verflochten und in den Thurm von Vincennes geworfen, war später unter dem Vorwand einer Geistesstörung in die Anstalt Dubuisson Rue Charente nächst der Porte Sainte-Antoine gebracht worden, eine Behandlung die keine andere Folgen hatte als daſs er mit seinen Entwürfen, von denen ihn nichts abbringen konnte, vorsichtiger zu Werke ging. Zur selben Zeit saßen im Gefängnis de la Force die Generale Lahorie ehemaliger Generalstabs-Chef Moreau's, und Guidal, die Malet theils aus früheren Kriegsdiensten theils durch die gleiche anti-imperialistische Gesinnung nicht fremd waren; Guidal insbesondere war im Verdachte geheimer Verbindung mit England in dessen Seedienst er seinen Sohn gegeben haben sollte. Übrigens stand Malet für den Augenblick mit beiden außer aller Verbindung, wie er überhaupt keine eigentlichen Mitverschworenen hatte sondern nur drei Verbündete, die jedoch allem Anscheine nach in sein wahres Vorhaben nicht weiter eingeweiht waren. Dahin gehörten ein überspannter Priester Lafond mit Namen der mit Malet in derselben Anstalt saß, und zwei junge Leute, ein Corporal der Pariser Nationalgarde und ein Rechtshörer aus der Vendée. Mit Beihilfe der beiden letzteren und seiner Gemahlin verschaffte sich Malet seine ehemalige Generals-Uniform und seine Waffen, dann eine Adjutanten-Uniform und eine tricolore Schärpe, von welch letztern beiden Stücken er jene für den Nationalgardisten, diese für den Vendéer bestimmte. Das übrige was er zu seinem Anschlage brauchte, verschaffte d. h. verfaſste und schrieb sich Malet selbst: ein Decret des Senates das den Tod des Kaisers vor den Mauern von Moskau am 7. October, die Vernichtung der großen Armee, die Wiederherstellung der Republik und seine, Malet's, Ernennung zum Militär-Gouverneur von Paris aussprach; es war darin für einen ansehnlichen Credit aus dem Staatsschatze vorgesehen, der Auftrag und die Vollmacht neue Behörden an die Stelle der alten zu setzen ertheilt. Ein günstiger Umstand für das Unternehmen Malet's war

es dass sich die Garnison von Paris ohne erprobte Truppen befand; es gab fast nur neugebildete Cohorten in der Stadt, mit Officieren an der Spitze die das Terrain nicht kannten.

Am 22. October abends gelang es Malet durch ein Fenster seines Gewahrsams in die Wohnung der beiden jungen Leute zu gelangen, wo die rasche Umkleidung stattfand. In der Nähe befand sich die Caserne Popincourt mit der 10. Cohorte der Nationalgarde die der Oberst Soulier befehligte, ein Mann eben so tapfer als beschränkt, erst kürzlich aus Spanien wo er neuerdings gute Dienste geleistet eingerückt. Zu diesem verfügte sich mitten in der Nacht Malet und stellte sich ihm unter dem Namen des Generals Lamotte mit dem Auftrage vor, seine Truppen zu versammeln und unter General Malet's Befehle zu stellen. Vom Obersten der sogleich nachzukommen versprach ging Malet in die Caserne, ließ daselbst beim Schein der Laternen seine Decrete vorlesen und die Cohorte unter Waffen treten an deren Spitze er, mit Zurücklassung einer Compagnie für Soulier, den Marsch vor das Gefangenhaus de la Force antrat. Hier ließ er die Generale Lahorie und Guidal herausbringen, die er von seinen angeblichen Vollmachten in Kenntnis setzte. In Malet's Auftrage begaben sich Lahorie und Guidal mit einem Theile der 10. Cohorte in das Hotel des Polizei-Ministers, der ohne Ahnung von allem was in wenig Stunden vorgegangen war in tiefem Schlafe lag. Der Lärm womit die Thüre seines Gemaches aufgebrochen wurde brachte Savary auf die Beine, der sich im Nachtgewande einer bewaffneten Schaar und seinem einstigen Kriegsgenossen Lahorie gegenüber sah. Lahorie war so vollständig von Malet in's Garn gezogen dass er, als ihm Savary auf die Angabe, Napoleon sei vor Moskau gefallen, entgegnete er, Savary, habe erst heute Depeschen vom Kaiser erhalten, anfangs ganz verblüfft war und erst nach einer Weile mit dem Ausrufe, das sei unmöglich, ihm befahl sich rasch anzukleiden und seine weitern Befehle zu vernehmen. Ein Sergeant von Lahorie's Begleitung hatte schon das Gewehr auf den Herzog von Rovigo angelegt, als ihm der General in den Arm fiel und ihn zur Ruhe verwies. Der Polizei-Minister wurde nun unter Guidal's Commando in dasselbe Gefängnis abgeführt das kurze Zeit früher die beiden Generale verlassen hatten; eben daselbst fanden sich bald nachher

der Polizei-Präfect Pasquier und der Divisions-Chef im Polizei-Ministerium Desmarets als Verhaftete ein. Mittlerweile war Malet nicht unthätig geblieben. Die Commandanten der beiden Pariser Garde-Regimenter hatten von ihm Befehl erhalten, der eine sich der Bank, der Schatzgebäude &c. zu versichern, der andere alle Barrieren der Stadt zu besetzen und niemand hinauszulassen. Oberst Soulier fand sich an der Spitze seiner Compagnie im Stadthause ein wo er im Namen Malet's einen Saal für die provisorische Regierung herrichten ließ; Graf Frochot, der sich auf dem Lande befunden, kam in diesem Augenblicke herzu, verstand nichts von allem was da vorging und bestieg seinen Wagen um sich zum Erzkanzler zu begeben, indem er seinen Leuten die Weisung gab: „Thuet wie diese Herren befehlen"!

Schon war es aber am Ende des Spieles. Malet hatte sich auf das Platz-Commando begeben um den General Hulin gefangen zu nehmen; als dieser das Senats-Decret zu sehen verlangte that Malet als ob er in seiner Tasche darnach suchte, zog aber statt dessen ein Pistol hervor und schoß auf Hulin dem er die Kinnlade zerschmetterte. In diesem Augenblicke trat der General-Adjutant Laborde ein, der sich rasch in die Kenntnis des Sachverhaltes setzte und Malet allsogleich zu verhaften befahl. Von da eilte Laborde in das Stadthaus wo das gleiche mit Soulier geschah, und sodann in's Polizei-Ministerium wo Lahorie eben die Equipage des Herzogs von Rovigo für seine Zwecke benützen wollte. Auch Guidal wurde festgenommen und in die Force zurückgeführt, aus der Savary und seine Leidensgefährten nach mehreren qualvollen Stunden befreit hervorgingen. Paris erwachte am Morgen des 23. October aus seinem Schlaf und erfuhr, mit dem was sich in den letzten Stunden begeben hatte, zu gleicher Zeit daß bereits alles beendet und die Ordnung wieder hergestellt sei. —

Zu Saint-Cloud war man nicht wenig betroffen als vormittags eine Abtheilung reitender Garde, vom Kriegs-Minister entsendet, in raschem Trabe von Paris ankam und sich im Schloßhofe mit großem Gerassel aufstellte. Im Pudermantel und mit aufgelöstem Haar flog Maria Louise auf den Balcon; es war die Sicherheit ihres Kindes für die sie bangte. Nachdem sie den Grund erfahren war sie bald ge-

faßt. Sie ließ die geringe im Schlosse vorhandene Truppe unter Waffen treten und Anstalten zur Vertheidigung treffen; doch kam kurz darauf aus Paris die Meldung dass bereits alle Gefahr beseitigt sei. Die strafende Gerechtigkeit trat nun in ihr Amt, und sie waltete desselben in der ausgedehntesten Weise. Wer halbwegs zu einem der angeblichen Mitschuldigen in Beziehungen gestanden, wessen Persönlichkeit, wenn auch ohne sein Wissen und Wollen, bei dem Unternehmen genannt worden, verfiel in Haft und scharfe Untersuchung; so Madame Malet, so der General Lamotte von dessen Namen Malet bei seinem ersten Erscheinen vor dem Obersten Soulier Misbrauch gemacht hatte u. a. Ein gewisser Guillié fiel den Häschern, die nach einem General Guillet fahndeten, in die Hände; der Irrthum klärte sich bald auf, trotzdem mußte Guillié ein Jahr lang in den Gefängnissen von Vincennes schmachten ehe man ihn in Freiheit setzte. Die Gerichte boten alles auf, einer weitverzweigten Verschwörung auf die Spur zu kommen; doch beschränkte sich alles was man herausbrachte auf die Überrumpelung in der Nacht vom 22. zum 23. October, deren Gedanken und Plan einzig im Kopfe Malet's entsprungen war. Von dem Verhalten Malet's bei der Untersuchung wusste man heroische Züge zu erzählen. Von dem Vorsitzenden gefragt wer seine Mitverschwornen seien, habe er geantwortet: „Ganz Frankreich, Sie inbegriffen, wenn mir der Streich gelang!“ Man forderte ihn auf was er zu seiner Vertheidigung anführen wolle. „Ein Mann der sich zum Retter seines Landes aufgeworfen hat“, habe Malet stolz erwiedert, „bedarf keiner Vertheidigung: er siegt oder er fällt!“ Der Proceß war binnen wenig Tagen zu Ende geführt. Am 28. October fällte das Gericht gegen General Malet und dreizehn von ihm in's Verderben Gerissene das Todesurtheil; an zwölf derselben wurde am Tage darauf die Hinrichtung vollzogen.

Nach Wien kamen die ersten Nachrichten von dem Handstreich Malet's zu Anfang November und versetzten die kaiserliche Familie in nicht geringe Besorgnis. Der Kaiser und die Kaiserin schrieben allsogleich; Metternich mußte dem Botschafts-Secretär Rechtenburg den genauesten Bericht über den Vorfall und namentlich über die Kaiserin abfordern, letzteres um so mehr „da Se. Majestät ohnedies schon lange Zeit keine unmittelbaren Nachrichten von seiner erlauchten Tochter er-

halten habe". Am 21. November schrieb Maria Louise selbst: „Ich bin gar nicht erschrocken über die Unruhe welche einige thörichte Köpfe gemacht haben, denn ich kenne zu sehr den guten Karakter des Volkes und seine Anhänglichkeit am Kaiser um darüber mich einen Augenblick geängstigt zu haben"[125]). . .

So einfach nun wie die Kaiserin in ihrer ungeprüften Vertrauensseligkeit die Sache ansah, stand dieselbe wohl nicht, und am wenigsten war es ihr Gemahl der das Ereignis auf die leichte Achsel nahm. In Paris legte man allerdings auf den wie ein nächtliches Traumbild vorübergegangenen Vorfall anfangs kein besonderes Gewicht, außer daſs etwa Einzelne in die Bank liefen ihre Effecten in Geld umwechseln zu lassen, oder daſs Andere allerhand schlechte Witze machten, besonders über den armen Polizei-Minister weil er bei dieser Gelegenheit „un tour de force" gemacht habe u. dgl. Allein bald kamen die ernsteren Erwägungen nach. Als eine Hauptstütze des Napoleonischen Regiments hatte bis dahin seine festgegliederte Verwaltung, seine treffliche Polizei gegolten. „Aber was ist das für eine Verwaltung", sagte man sich jetzt, „die durch die Tollkühnheit eines halb verrückten Kopfes binnen wenig Stunden über den Haufen geworfen werden kann? Was ist es mit dieser gefürchteten Polizei deren Chef sich in einer solchen Weise hinter's Licht führen und vom ersten besten Wagehals als Gefangenen erklären läſst? Wie hätte die Sache ausfallen müßen wenn anstatt unbekannter Leute wie Malet Lahorie Guidal &c. ein Mann von Ansehen und Namen sich an das Unternehmen gewagt hätte? Kein Zweifel, es würde ihm gelungen sein sich zum Herrn der Hauptstadt zu machen!" Mit einem Worte, man fühlte sich plötzlich wieder auf einem Vulcan, während man sich seit langer Zeit eingebildet hatte auf einem Felsen zu stehen. Die Strenge welche die Regierung gegen die Theilnehmer an dem Attentate vom 23. October walten ließ, von denen zwölf mit dem Tode für ein Wagnis büßten bei dem im Grunde alle bis auf Einen selbst die Betrogenen waren, konnte die Gemüther nicht beruhigen. Mehr und mehr drängte sich Allen die Überzeugung auf daſs es im Grunde ein Kopf sei von dessen aufrechtem Stande die Rente, die persönliche Sicherheit, der Halt des Staatswesens abhänge. Wurden das Interesse das man an der persön-

lichen Sicherheit des Kaisers nahm und die Wünsche die man für ihn hegte, allerdings durch jene Betrachtung nur um so lebhafter, so wuchsen andererseits die Besorgnisse und Befürchtungen falls ihm ein wirklicher Unfall zustieße und dadurch mit einem Schlage alles auf's Spiel gesetzt würde.

Das waren auch die Gedanken die Napoleon beschäftigten als er von dem Ereignisse erfuhr. Es war am 6. November auf der Höhe von Michailovka nicht weit von Smolensk — die große Armee befand sich bereits auf ihrem Rückzuge von Moskau — wo der Kaiser die bezüglichen Depeschen erhielt. Er zeigte sich vor den Andern gefaßt, trat aber sogleich in ein nahestehendes Haus wo er seiner Leidenschaft die Zügel schießen ließ: „So hat man denn gar nicht daran gedacht daß ich einen Sohn habe? eine Frau? daß das Reich seine Institutionen hat"? So rief er ein über das anderemal und verfiel dann wieder in düsteres Sinnen und Schweigen. Er ließ mehrere seiner Officiere kommen um die Eindrücke zu beobachten welche die Nachricht auf sie äußern würde; er sah sie betroffen bestürzt, er las ihnen die Gedanken von der Stirne ab: auf wie schwacher Grundlage eine Herrschaft ruhen müße die sich mit so armseligen Mitteln aus ihren Fugen heben lasse!

Maria Louisen scheint Napoleon nichts von diesen seinen Bekümmernissen geschrieben zu haben. In einem Briefe vom 7. November theilte er ihr nur mit daß er schon sehr nahe bei Smolensk sei und sich ganz gut befinde. Er ließ ihren Vater durch sie bitten, Schwarzenberg nicht zu vergessen „und ihm", wie Maria Louise in Folge dessen am 21. nach Wien schrieb, „durch das Korps der Truppen welche in Gallizien sind zu unterstüzen und ihm zu verstärken, sie werden ihm dadurch einen großen Gefallen thun. Er schreibt mir auch", fuhr sie fort, „Ihnen zu fragen wo sie hinkommen wollten um mich einige Tage zu sehen im Falle daß ich bald nach Pohlen reisen sollte.... Gott gebe daß aus diesem Projekt etwas daraus wird denn ich könnte keine schönere Reise unternehmen, weil sie mich mit den zwey Personnen welche mir die liebsten auf der Welt sind vereinigen würde". Bezeichnend ist in diesem Briefe auch ein Satz über die Witterung: „Der Winter kömmt hier schon in

schnellen Schritte an, es ist so kalt daß man sich gar nicht erwärmen kann". Es war dies dieselbe Kälte die, etwas nordwärts und ostwärts ungleich größer und schneidender, ihrem Gemahl eine halbe Million seiner besten Soldaten kostete! Ihr selbst aber kamen aus dem Haupt-Quartier fortwährend die günstigsten Nachrichten zu. Am 2. December sandte Napoleon den Grafen Montesquiou als Courier nach Paris der der Kaiserin einen Brief zu überbringen, auf seinem Wege aber allenthalben Nachrichten von dem Siege an der Berezina zu verbreiten und in die Zeitungen einrücken zu lassen hatte.

Drei Tage später setzte sich Napoleon in Smorgony mit dem Herzoge von Vicenza in den historisch gewordenen Schlitten, auf dem er den spärlichen Trümmern seiner Armee den Rücken kehrte und nach Frankreich eilte. In Paris hatte niemand eine Ahnung von seiner nahen Heimkehr. Eine Strecke vor Paris brach der kaiserliche Wagen und die beiden Reisenden mußten eine Postkutsche nehmen in der sie am 18. December mitten in der Nacht vor den Tuilerien vorfuhren. Es wollte sie niemand erkennen und sie hatten einige Mühe sich Einlaß zu verschaffen. Maria Louise hatte sich, seit einigen Tagen herabgestimmt und auch körperlich leidend, bereits zu Bette begeben, und ein gleiches war die dienstthuende Kammerfrau die im anstoßenden Zimmer ihr Lager hatte im Begriffe zu thun als, in dem Augenblicke da sie den Eingang verschließen wollte, die Thür aufgerissen wurde und zwei in große Pelzmäntel gehüllte Männer vor ihr standen von denen der eine eintrat und auf das Gemach der Kaiserin zuschritt. Mit einem Satz war sie vor der Thüre ihrer Gebieterin als sie den Kaiser erkannte und einen Schrei ausstieß. Maria Louise darüber erwachend sprang aus dem Bette, aber schon stand ihr Gemahl vor ihr der sie mit Leidenschaft in seine Arme schloß[126].

41.

Gegen Ende 1812 kam Graf Bubna, da Schwarzenberg noch im Felde stand, mit besonderen Aufträgen nach Paris. Er brachte auch einen Brief des Kaisers Franz an seine Tochter, worin vorwaltend

der Wunsch scheint ausgesprochen worden zu sein daſs es bald allgemeinen Frieden gebe. Maria Louise hatte am 31. December den Abgang eines kaiserlichen Couriers benützt um dem Neujahrsgeschenke ihres Gemahls — „ein Dejeuner von Porzelain mit den Aussichten aller unserer Palläste, es hat es der Kaiser selbst ausgesucht" — ihre Wünsche, daſs ihr Vater „dieses Jahr fröhlich und gesund zubringen" möge, anzuschließen, als sich Bubna melden ließ und ihr das Schreiben seines Monarchen einhändigte. Sie dankte dafür am Neujahrstage mit einem neuen Briefe. „Gott gebe", sagte sie darin, „daß ihre Wünsche erhört werden und daß Gott uns bald einen Frieden geben möchte".

Gewiſs kam ihr dieser Wunsch aus dem Herzen. Wie glücklich fühlte sie sich jetzt, wie sie ihrem Vater schrieb, „mit dem Kaiser wieder vereinigt zu seyn!" Wie dankte sie dem Himmel ihn so gesund, so „gar nicht müde", ja „fetter geworden" aus den Gefahren des Feldzuges zurückgekehrt zu sehen! Wie froh war sie alle die „Ängsten" die sie während der Zeit ihrer Trennung ausgestanden hinter sich zu haben! Aber mußte sie, wenn kein Friede wurde, ihn nicht neuerdings von ihrer Seite lassen? Mußte sie nicht einer wiederholten Trennung, einer abermaligen bangen angstvollen Zeit entgegensehen? Darum stimmte sie aus voller Seele in den Wunsch ihres Vaters und kam bei jedem Anlasse darauf zurück. „Gott gebe", schreibt sie einmal, „daß der Kaiser nicht mehr diesen Sommer sich von uns trennen möchte. Dieser Gedanke ist für mich fürchterlich nach allen denen Ängsten die wir voriges Jahr ausgestanden haben". Und ein andermal: „Ich theile Ihren Wunsch mit bald einen langen Frieden zu sehen, denn ich getraue mich gar nicht auf den Augenblick zu denken wo mein Gemahl wieder in's Feld ziehen wird". Daſs die Fortdauer des Krieges noch eine ganz andere, für sie doppelt peinliche Folge haben könnte, scheint ihr damals noch nicht vor den Sinn getreten zu sein.

Den lebhaften Wunsch nach Frieden hegte aber Maria Louise nicht allein; in ganz Frankreich war ihr Gemahl so zu sagen der einzige der sich von dieser Sehnsucht nicht ergriffen zeigte. Wohl versicherte er jedermann, er verlange sich nichts anderes als was alle Welt wolle; der Krieg habe für ihn keinen Zweck als den Frieden herbeizuführen. Allein in seinem Innern verlangte er sich für's erste doch

nur Krieg. Er dürstete darnach die Scharten des letzten Feldzuges auszuwetzen, seinen Gegnern die Schläge zurückzugeben die sie ihm beigebracht. Die Gräfin Montesquiou, die sich bei ihrer Stellung zu dem kaiserlichen Prinzen manches erlauben durfte, fügte in dieser Zeit dem Gebete das sie ihrem Zöglinge täglich vor dem Schlafengehen vorsagte die Worte zu: „O mein Gott flöße meinem Papa die Sehnsucht ein Frieden zu machen zum Glücke von Frankreich und von uns allen!“ Eines Abends war der Kaiser im Zimmer als man den Prinzen zu Bette legen wollte und hörte das kindliche Lallen, womit er die Worte seiner Aja nachzusprechen suchte, mit an; er lächelte dazu, sagte aber nichts. Seine Marschälle und Generale, die ersten Männer des Staates waren fast alle für den Frieden, und zwar für einen dauerhaften Frieden, nicht etwa einen von denen wie sie seit Campoformio alle gewesen. Selbst den Erzkanzler hörte man sagen, er würde eine Vereinbarung mit der Rheingränze zur Grundlage als ein Glück für Frankreich ansehen. Man wusste in Paris dass Österreich ernstlich in diesem Sinne zu arbeiten beginne, und man wünschte dessen Bemühungen Erfolg; man blickte auf Österreich als den Punkt von wo das Heil für Alle kommen könne und kommen möge[127]).

Auch für Napoleon stand jetzt Österreich höher im Preise als je, nur in der entgegengesetzten Richtung: nicht zum Frieden sollte es ihm helfen, sondern zum Krieg. Als Bubna bei ihm erschien rief er ihn an: „Nun da sind Sie ja wieder! Sie waren etwas in Ungnade wegen der Schönbrunner Verhandlungen; pah, was verschlägt das!“ Er begann ihn über alle Verhältnisse und Persönlichkeiten am Wiener Hofe auszufragen. „Meinen Sie dass sich Metternich halten wird?“ „„Ich zweifle nicht Sire““. „Aber die Weiber? eure Schreier? die Kaiserin?“ „„Ich werde mich wohl hüten““, erwiederte Bubna, „„Sr. Majestät diesen Zweifel zu berichten, weil nichts den Charakter meines Monarchen, den ich zu kennen mir schmeichle, mehr verletzen könnte als die Voraussetzung der Möglichkeit dass Frauen auf seine Entschlüße Einfluß zu üben vermöchten““. Dann kam Napoleon auf die Männer zu sprechen: „Der Fürst Liechtenstein ist wohl erkaltet für Frankreich? Graf Wallis, wünscht er den Krieg? Wie steht es mit Trauttmansdorff? Ist Bellegarde russisch geworden?“ „„Euer Majestät““, erwiederte Bubna mit

seiner Wendung und mit dem Ausdrucke völliger Unbefangenheit, „„wir sind zuvörderst Alle Österreicher, und darnach ist dann jeder was er will““. Napoleon verfiel bald in seinen Comnißstyl wo er Dinge vorbrachte die Bubna um seines Monarchen willen in hohem Grade verletzen mußten, und lenkte zuletzt wieder ein indem er auf das Bündnis anspielte: „Ich werde dem Kaiser von Österreich diesmal eine schöne Rolle zutheilen, nachdem ich ihn oft genug eine schlechte habe spielen lassen“ [128]).

Napoleon's Hauptziel war jetzt: seinen Schwiegervater mehr und mehr an sich zu fesseln, ihn als Festverbündeten für sich eintreten zu lassen und mit dessen Namen seinen Franzosen gegenüber sich gleichsam selbst zu decken. Für diesen Zweck suchte er die Beziehungen seiner Gemahlin zu ihren Angehörigen so viel wie möglich zu pflegen. Sie hat bald ihrem Vater bald der lieben Mama etwas zu senden, sei es ein Geschenk oder irgend eine von ihr verfertigte Arbeit oder auch nur einen Aufsatz z. B. aus Fontainebleau „die Beschreibung vom Pallast von der hiesigen Gegend und unserer Lebensart“; oder sie hat für eines ihrer Geschwister etwas zu bitten, etwa dass der gute Vater die Leopoldine mit nach „Baaden“ nehmen möchte, „sie wünscht es erstaunlich und ich habe ihr nicht abschlagen können Sie liebster Papa darum zu bitten“. Vorzüglich ihr Sohn ist es von dem sie immer etwas zu melden weiß. Mitunter hat sie über ihn, aber dabei zugleich über sich selbst und ihren Mann zu klagen: der Kleine habe jüngst „ein wenig Fieber nach einen schrecklichen Zorn Anfall gehabt, denn er ist ein sehr ein ungeduldiger Patron und er ist dabey so äußerst lebhaft daß man alle mögliche Mühe hat ihm beständig zu folgen. Auch läßt ihm der Kaiser und ich bis itzt alle seine Ungezogenheiten angehen“ (1813 31. Jänner). Der Knabe nahm körperlich ungemein zu. „Er ist stark wie ein Kind von drey Jahren“, berichtet seine Mutter am 19. März, „und morgen wird er erst zwey Jahre alt. Er ist sehr lustig und muthwillig wie Bruder Franz als er klein war“. Nur mit dem Reden wollte es noch immer nicht recht vorwärts, erst in der zweiten Hälfte Mai fing er etwas damit an. Anfangs Juli bekam er „einen kleinen Gesellschafter welcher ihm recht gut unterhält obwohl sie

sich manchmal ganz erstaunlich zanken". Das Sprechen des Prinzen machte nun rasche Fortschritte, und auch sonst gedieh er zur großen Freude der Mutter. „Er ist das leibhafte Porträt seines Vaters", schreibt sie anfangs August dem Großpapa, „daß macht daß ich ihm noch mehr liebe er ist auch ein recht lebhaftes aber gutes und liebenswürdiges Kind". Und einige Monate später: „Mein Sohn befindet sich recht wohl, und ist sehr liebenswürdig, er redet ganz geläufig und unterhält mich erstaunlich". Seine Gouvernante war ihm „Maman Quion", sich selbst nannte er „le petit roi". Hörte er sich doch nie anders anreden als „Sire" oder „Majestät!" Wenn er seinen Vater besuchen kam riss der Thürsteher die Flügel auf: „Sa Majesté le roi de Rome!" Mit seinem Papa stand er fortwährend auf bestem Fuße. Mitunter überreichte er ihm eine Bittschrift die etwa eine Officiers-Witwe oder eine Waise ihm einzuhändigen Gelegenheit gefunden hatte. „Ah, ah, Du verleihst schon Pensionen?" sagte dann Napoleon indem er den kleinen Fürsprecher an sich zog; „Du fangst etwas zeitlich damit an!" Dass solche Bittsteller nie ihren Zweck verfehlten braucht kaum gesagt zu werden. Die Gräfin Montesquion wusste ihren Zögling trefflich zu behandeln. Er bekam nie die Ruthe zu fühlen, so unartig und boshaft er sich oft geberdete; die geistvolle Erzieherin hatte andere Mittel ihn zur Ruhe zu bringen. Eines Tages wo er sich, weil ihm etwas verweigert worden, auf den Boden warf, mit den Füßen strampfte und unbändig schrie, lief die Gräfin zu Fenstern und Thüren die sie mit auffallender Hast schloß. Der Knabe, verwundert über diese Anstalten, hielt in seinem wilden Betragen inne und fragte was das bedeute. „Es geschieht aus Vorsicht dass man Sie nicht höre! Oder glauben Sie wohl dass sich die Franzosen einen Fürsten gefallen lassen würden von dem sie erführen dass er so jähzornig sei?" Der Knabe war wie umgewandelt: „Und meinst Du dass man mich schon gehört hat? Wie würde mir das Leid thun! Verzeihung, Maman Quion, ich werde es nicht mehr thun!" . . .

Nach dieser Abschweifung über den „kleinen König" kehren wir zu dessen Mutter zurück. Eigenthümlich gestaltete sich in dieser Zeit ihr Verhältnis zu ihrem Gatten bezüglich ihres Vaters. Trotz aller Er-

gebenheitsversicherungen des Kaisers Franz und dessen ersten Ministers war es Napoleon klar dass man in Wien durchaus nicht gesonnen sei mit ihm den Weg zu wandeln auf dem er Österreich im Schlepptau nachziehen wollte, und diese Wahrnehmung versetzte ihn in eine ärgerliche Stimmung die mitunter selbst Maria Louise zu fühlen bekam. Sie, der ihr Vater das höchste war was sie auf Erden kannte und deren Gefühle Napoleon bisher stets auf das sorgfältigste geschont hatte, mußte jetzt mehr als einmal in einem Tone und mit Ausdrücken über ihn sprechen hören die sie tief verletzten, oder doch stutzig machten. Wir können es uns recht gut ausmahlen wie etwa Napoleon unter vier Augen mit seiner Gemahlin seinem Unwillen über Metternich und Österreich die Zügel schießen ließ, wie Maria Louise sich zur Vertheidigerin aufwarf und auf die Freundschaft ihres Vaters hinwies, wo dann Napoleon das Wort herausfuhr: „Ton père? . . Ton père c'est une ganache, mon enfant!" und sie dabei, wie es seine Gewohnheit war, wie im Scherz strafend beim Näschen nahm. Von der Fraubaserei des Hofes wurde die Geschichte noch weiter ausgesponnen: wie Maria Louise, die jenen Ausdruck nie vernommen, sich bei einer ihrer Damen um dessen Bedeutung erkundigt; wie diese, den Anlass erfahrend, sich nicht anders zu helfen gewusst als dass sie das Wort einen „guten alten Herrn" bedeuten ließ; wie die Kaiserin bei einer späteren Gelegenheit niemand geringeren als den Fürst-Erzkanzler vertraulich als „ganache" angesprochen, und wie dieser nicht gewusst habe was er für ein Gesicht dazu machen solle, bis er den Schlüssel zu dieser räthselhaft-unhöflichen Äußerung seiner Kaiserin erhielt [129]).

Allein wenn Napoleon in Augenblicken des Unmuths eine solche Unziemlichkeit entschlüpfte, so waren das nur Ausnahmen von der Regel. Im allgemeinen war er es selbst der seine Frau zu häufigem Briefschreiben nach Wien anhielt, und nie ließ er eine solche Gelegenheit herankommen ohne sie durch Lobpreisung ihres Vaters zuvor in eine günstige Stimmung versetzt zu haben. „Der Kaiser trägt mir auf Ihnen viel schönes zu sagen"; „der Kaiser zeigt sich sehr gut für Sie es vergeht kein Tag wo er mir nicht sagt wie sehr er Sie liebt besonders seit er Sie in Dresden gesehen hat"; „der Kaiser sagt mir, Ihnen auch seiner ganzen Freundschaft zu versichern und Ihnen oft zu

schreiben Sie sind versichert liebster Papa daß ich mir dieses nicht zweymal werde sagen laßen" — solche Stellen kommen in jedem der Briefe Maria Louisens in der Zeit nach dem russischen Feldzuge vor. Dabei wird niemals unterlassen sowohl die Siegeszuversicht ihres Gemahls als die Stärke der Mittel über die er gebietet mit großem Nachdruck hervorzuheben; dass alles nur darauf hinausgehe möglichst bald und sicher den Frieden herbeizuführen, wird ebenfalls nicht unerwähnt gelassen. Auch über andere Vorfälle, von denen sich ihr Gemahl einen guten Eindruck auf seinen Schwiegervater verspricht, erstattet sie pünktlich nach Wien Bericht. Es ist Einem, man sähe Napoleon während sie die Feder führt hinter ihrem Stuhle stehen und ihr einflüstern was und wie sie schreiben solle. Wie z. B. wenn es am 24. Jänner 1813 heisst: „Wir sind seit 6 Tagen in Fontainebleau wo der Kaiser heute mit dem Pabste die Sachen und Geschäfte der Kristenheit auf daß beste ausgemacht hat. Der Pabst scheint sehr zufrieden zu seyn, er ist seit heute früh sehr munter und lustig und hat vor einer Viertelstunde den Traktat unterzeichnet. Ich komme so eben von ihm, und habe ihm recht gesund gefunden er hat ein sehr schönes interessantes Gesicht. Ich bin überzeugt daß sie die Nachricht dieser Versöhnung mit eben so vieler Freude als ich hören werden". Nur nebenbei sei bemerkt, daß jetzt auch die „schwarzen Cardinäle" aus ihrer Verbannung erlöst wurden. Seine eigentliche Bedeutung hatte das Concordat für Napoleon nur als eines der Mittel, durch Verminderung der Zahl seiner Feinde den Erfolg des bevorstehenden Feldzuges zu sichern. Er sendet am 25. dem Kaiser Franz ein Exemplar dieses Staatsvertrages und spricht dann sogleich von seinen Rüstungen: „Alles ist in Frankreich unter Waffen und Eure Majestät können überzeugt sein dass ich mit der Hilfe Gottes, sobald nur die günstige Jahreszeit eingetreten, die Russen schneller zurücktreiben werde als sie gekommen sind" [130]). In diesem Sinne lässt er denn auch seine Gemahlin fortwährend von der Begeisterung der Franzosen für den Krieg schreiben. „Sie werden schon in den Zeitungen alle die patriotischen Gaben gelesen haben welche Frankreichs Bewohner den Kaiser geben", heißt es am 31. Jänner, „das Volk zeigt seine ganze Anhänglichkeit an dem Kaiser diese Liebe rührt mich oft bis zum Thränen".

Oder am 19. März: „Der Kaiser befindet sich recht wohl und ist ungeachtet aller seiner großen und wichtigen Geschäfte sehr munter. . . Man sagt daß auf den Mayn eine ungeheure Menge Truppen sind, es gehen hier alle Tage noch welche ab. . . Es ist wirklich rührend zu seyn*) wie die Nation hier einen kriegerischen und activen Geist hat". Am 13. April berührt sie die bevorstehende Abreise ihres Gemahls: „wie sehr mich daß kümmern mag kennen Sie sich leicht vorstellen, doch was mich tröstet ist die erstaunliche Menge Truppen die wir hier haben, welche mich hoffen machen daß wir heuer noch den Frieden machen werden". Dann wieder am 24.: „Man sagt daß die Armeen prächtig sind. Der Kaiser ist sehr lustig und zufrieden und man sagt daß er sich schmeichelt bald die Feinde zu einen dauerhaften Frieden zwingen werden" (sic!).

In all und jedem zeigte es sich dass Napoleon Österreich mistraute, aber persönlich alles mögliche that es bei guter Laune zu erhalten. Er drückte sowohl selbst als durch den Herzog v. Bassano bei jeder Gelegenheit den Wunsch aus, an die Stelle des Fürsten Schwarzenberg der im Felde nicht entbehrt werden könne einen bleibenden Gesandten des Kaisers von Österreich in Paris zu haben. Graf Otto war ihm in dieser Zeit für den Wiener Posten zu bequem[131]), zu wenig rührig um den Künsten Metternich's gewachsen zu sein; an seine Stelle kam Graf Narbonne der anfangs März nach Wien abging. In Paris befand sich von österreichischer Seite noch immer der General Bubna, doch nicht um an Schwarzenberg's Stelle zu bleiben. Letzterer sollte gleichfalls am französischen Kaiserhofe erscheinen um, wie Metternich zu Otto äußerte, „als Führer des Hilfs-Corps die Befehle seines Oberfeldherrn persönlich einzuholen". Welchen Werth für Napoleon die Ankunft des Fürsten hatte säumte er nicht seiner Gemahlin mitzutheilen, die darüber getreulich an ihren Vater berichtete: „daß er" (Kaiser Napoleon) „nicht daß diplomatische Corps Sonntag**) gesehen hat welches ganz wieder den Gebrauch ist, weil er die Ankunft des Fürst Schwarzenberg erwartet hat, weil man ihm gesagt hat daß er in der

*) Offenbar: „sehen".

**) 14. März 1813.

Woche ankommen wird". Schwarzenberg kam aber nicht in der Woche wo ihn Napoleon zu empfangen gedacht, auch nicht in der folgenden — der Kaiser erwarte ihn „mit Ungeduld", schrieb Maria Louise am 31. nach Wien —, sondern erst in der ersten Hälfte April wo er von Napoleon mit Wohlwollen aufgenommen wurde. Er durfte sich auch sogleich der Kaiserin vorstellen die ihn, wie sie später (13. April) ihrem Vater schrieb, „über anderthalb Stunden" allein sprach, „so daß er mir umständliche Nachrichten von Ihnen hat geben können".

Auch der große Act den Napoleon kurz vor Ankunft des Fürsten Schwarzenberg hatte vollziehen lassen und in welchem seine Gemahlin die hervorragendste Rolle spielte, war mit darauf berechnet, sowohl in Wien einen guten Eindruck zu machen und den Kaiser Franz um so inniger an das Schicksal seines Schwiegersohnes zu knüpfen, als vor ganz Europa das nahe Verhältnis des französischen Kaiserthums zu dem österreichischen mit den daraus abzuleitenden Folgen von neuem zur Anschauung zu bringen.

42.

Wir haben seinerzeit berichtet wie das Attentat des unglücklichen Stapps auf Napoleon mitbestimmend einwirkte, das lang erwogene Vorhaben seiner Ehetrennung auszuführen und andere Bande zu knüpfen die ihm die Aussicht auf einen unmittelbaren Thronerben eröffnen möchten. Die neue Verbindung war eingegangen und der Thronerbe war da, als das waghalsige Unternehmen Malet's dem Gebieter der Welt von neuem die harte Lehre gab daſs noch immer seine Person allein es sei mit der das stolze Gebäude seiner Herrschaft stehe und falle. Denn was nützte es ihm daſs er eine Gemahlin und einen Sohn hatte, wenn im Augenblicke wo man ihn nicht mehr an der Spitze sah niemand an jene dachte? Dem konnte nur dadurch vorgebeugt werden daſs die Kaiserin und der Prinz noch während seines Lebens mit einem Anrecht auf die Krone ausgestattet und dadurch in die Lage gesetzt würden, in dem Augenblicke wo ihn etwa sein Schicksal ereilte, unmittelbar und von selbst an seine Stelle zu treten.

Schon im December 1812 sprach man in Hofkreisen davon, dass man sich auf die bevorstehende Krönung der Kaiserin und des kaiserlichen Prinzen gefasst machen könne[132]). Bald nach Neujahr 1813 war dies kein Geheimnis mehr, und es wurde noch weiter hinzugefügt dass der Kaiser seine Gemahlin für die Zeit seiner Abwesenheit im Felde zur Regentin ernennen lassen und ihr einen Regentschaftsrath „zusammengesetzt aus den weisesten und aufgeklärtesten Persönlichkeiten des Reiches" an die Seite geben werde. Der Herzog von Bassano sprach davon um Mitte Jänner unserem Botschaftsrath Floret und verhieß sich von dieser Maßregel die günstigste Einwirkung auf die innere Lage; der feierliche Act solle im März am Geburtstage des Königs von Rom vor sich gehen. „Dies hervorleuchtende Zeichen von Vertrauen", fügte Maret bei, „das der Kaiser dadurch seiner erhabenen Gemahlin gibt, kann nur günstig auf die Schritte einwirken die wir in der Richtung des Friedens zu machen gedenken, weil es vor ganz Europa den Beweis liefern würde dass das Bündnis zwischen Österreich und Frankreich ein innigeres sei als es je gewesen". Der französische Minister ergriff jeden Anlass Herrn von Floret von den bevorstehenden feierlichen Staats-Acten, von den „sich täglich mehr entwickelnden ausgezeichneten Eigenschaften Ihrer Majestät der Kaiserin", von der wachsenden Gunst der öffentlichen Meinung für sie, zugleich aber von der hochherzigen Vorsorge zu erzählen die der Kaiser in Betreff ihres Leibgedings als Regentin getroffen habe und durch ein eigenes Senatsconsult bekräftigen zu lassen gedenke. Auch im französischen Publicum gab man sich den froheſten Hoffnungen hin. Der Eindruck auf die Stimmung in Österreich könne, so hielt man sich in Paris überzeugt, nur ein in hohem Grade günstiger sein; gewiss würden neue Abmachungen mit Wien an die Stelle der früheren treten; Österreich werde mindestens 100.000 Mann und Pferde in's Feld stellen u. dgl. Die Hofleute waren eifrig bemüht diese günstige Stimmung zu nähren; die Fonds stiegen, konnten sich aber freilich, so lang all dies nur Gerüchte waren, nicht auf der gewonnenen Höhe erhalten. Napoleon selbst suchte den Kaiser Franz für den Glanz und Schimmer der dadurch auf seine Tochter zurückfalle, aber zugleich für eine innigere Knüpfung der Bande zwischen ihren beiden Höfen empfänglich zu machen. „Seyn Sie versichert liebster Papa",

schrieb Maria Louise am 4. März, „daß mich auch dieses Zutrauen des Kaisers schmeichelte. Gott gebe daß ich nie in die Gelegenheit kommen möchte die Pflichten einer Regentin auszuüben denn es wäre ein sehr trauriger Fall für mich“. Und vierzehn Tage später: „Wenn der Kaiser von der Krönung redet sagt er mir immer ich hoffe daß wenn dann der Friede und ein Waffenstillstand geschlossen ist, Papa auch hieher kommen wird und diese Idee macht uns recht glücklich“.

Der Gedanke, die Kaiserin und den Prinzen jetzt schon krönen zu lassen, wurde zwar bald aufgegeben. Einestheils waren, wie Maria Louise ihrem Vater mittheilte, die Beamten in allen Theilen des Reiches mit den Angelegenheiten der Armee-Ergänzung so dringend beschäftigt daſs man sie unmöglich davon abziehen konnte. Andrerseits schien es nicht räthlich zu sein, in einer Zeit wo alle Geister von den ernstesten Dingen in Anspruch genommen, wo so viele Familien des Landes durch die enormen Verluste des russischen Feldzuges in Betrübnis versetzt waren, prunkvolle Krönungsfestlichkeiten zu begehen. Um so eifriger wurden alle Anstalten zur Bestellung der Regentschaft getroffen. Der Gedanke Napoleon's war: um die Person der Kaiserin allen Abglanz der Machthoheit anzusammeln, während im Wesen ein Mann seines Vertrauens die Zügel der Regierung führen sollte. Dies letztere war jedoch weder einer seiner Brüder noch sein Schwager, bei denen er entweder die erforderliche Fähigkeit und Umsicht oder die wünschenswerthe Verläſslichkeit und Treue vermiſste. Auch war leicht ein Vorwand zu finden sie nicht an die Spitze des Regentschaftsrathes zu berufen: sie waren gekrönte Häupter und konnten als solche nicht wohl die Regierung eines andern Landes führen. Napoleon's Wahl fiel auf den Fürst-Erzkanzler, den gewiegten und erfahrenen Cambacérès; der Herzog von Cadore sollte in der Eigenschaft eines Staats-Ministers das Secretariat der Regentschaft führen. Die Großwürdenträger des Reiches, der Connetable, der Groß-Admiral, der Oberst-Schatzmeister, der Grand-Juge, die Minister, die Präsidenten des Senates, des gesetzgebenden Körpers und des Staatsrathes bildeten die Glieder des Regentschaftsrathes, dem der König Joseph als General-Lieutenant des Reiches zur Seite stehen sollte. Der Flügel-Adjutant des Kaisers General Caffarelli wurde mit dem Oberbefehl der in

Paris zurückbleibenden Abtheilungen der kaiserlichen Garde betraut. In die besondere Dienstleistung der Kaiserin als „secrétaire des commandemens de l'Impératrice Régente“ trat Baron Méneval, der dem Kaiser in ähnlicher Stellung lange Jahre wichtige Dienste geleistet, allein während des russischen Feldzuges seine Kräfte übermäßig angestrengt hatte so daſs ihm billig eine ruhigere Beschäftigung zu gönnen war. Als Civilliste bestimmte der Kaiser seiner Gemahlin 4,000.000 Fr. Der Gang der Geschäfte war von ihm so eingerichtet daſs alles durch die Hand des Herzogs von Parma als ersten Regentschaftsrathes gehen mußte; dieser hatte alle Schriftstücke mit seinem Vidi zu versehen ohne das die Kaiserin nichts unterfertigen durfte[133]). Cambacérès hatte seine geheimen Instructionen von denen selbst die Regentin nichts wuſste. Es war ein Zeichen von Zartsinn, und zugleich wenn man will von einer Art Eifersucht, daſs Napoleon den Erzkanzler besonders auf die Polizei-Berichte aufmerksam machte unter denen eine gewisse Auswahl zu treffen sei: „il ne faut pas salir l'esprit d'une jeune femme de certains détails“.

Die Angelegenheit der Regentschaft mußte, um den Charakter eines Gesetzes zu erhalten, vor den Senat gebracht werden. Ein Mitglied dieser hohen Körperschaft erlaubte sich, um für alle Möglichkeiten vorzusehen, den Zweifel auszusprechen: was dann zu gelten habe wenn die Mutter des minderjährigen Kaisers nicht selbst Kaiserin-Witwe wäre? Der Fall konnte eintreten wenn der König von Rom mit Tod abging und die Prinzen des Königs Louis an die Reihe kamen. Der Graf von Molé griff den von seinem Collegen angeregten Fragepunkt auf, den zuletzt Napoleon in herrischer Weise abthat, worauf das Gesetz in der Form angenommen wurde wie es eingebracht worden. Napoleon aber sagte auf dem Nachhausewege zu Cambacérès: „Haben Sie gesehen wie eifrig die Freunde Hortensens sich zu schaffen machten? Was erst wenn ich todt wäre!?“

Die erste Hälfte März brachte der Hof in Trianon zu, wo um den 20. auch die Königin von Westphalen eintraf deren Gemahl sie von dem Kriegsschauplatze fern zu halten wünschte. Nach einem kürzern Aufenthalte in Rambouillet begaben sich der Kaiser und die Kaiserin nach Paris wo die Sitzungen des gesetzgebenden Körpers geschlossen

wurden. Bei dieser Gelegenheit fand die Einsetzung Maria Louisens als Regentin statt. Ohne daſs jemand eine Ahnung davon hatte berief Napoleon am 30. März den großen Rath in das Palais Elysée-Napoléon, in dessen Thronsaal bei offenen Thüren zuerst der Kaiser und bald darauf, gefolgt von den Königinen von Holland, von Westphalen und von Spanien, die Kaiserin erschien. Nach einigen Augenblicken der Stille wurden die Acten verlesen und die Kaiserin leistete vor dem Throne ihres Gemahls den Eid: „die ihr anvertrauten Vollmachten als treue Gattin und Mutter und als gute Französin nach den Gesetzen und der Verfassung gebrauchen und selbe, wenn der Wille ihres Gemahls es ihr geböte, jederzeit zurückgeben zu wollen". Nachdem die feierliche Handlung geendet zog sich der Hof zurück und die Kaiserin wohnte zum erstenmal einer Minister-Berathung bei, was dann so lang der Kaiser in Paris blieb, um sie in die Geschäfte einzuführen, regelmäßig stattfand. Maria Louise benahm sich dabei zur Zufriedenheit ihres Gemahls; sie zeigte Aufmerksamkeit und machte ganz gute Bemerkungen. Sie unterließ nicht, gleich am folgenden Tage wo Graf Bubna einen Courier nach Wien absandte, ihrem Vater die Mittheilung von der neuen Würde mit der sie ihr Gemahl bekleidet zu machen: „Sie können versichert seyn", fügte sie bei, „wie sehr ich durch diesen neuen Beweis seines Zutrauens geschmeichelt bin".

Es war anfangs im Plane daſs die Kaiserin ihren Gemahl bis Mainz begleiten und mit ihm daselbst einige Tage zubringen werde; es wurde daran von Maria Louise die Hoffnung geknüpft daſs sie, wie ein Jahr früher in Dresden, mit ihrem Vater zusammentreffen werde. „Meine Reise nach Maynz", schrieb sie am 19. März, „gibt mir die Hoffnung Sie wieder zu sehen, welches die einzige Art ist mich von der Abreise des Kaisers zu trösten. Wenn Sie die Güte hätten nach Würzburg zu kommen welches ganz an Ihrer Gränze liegt, so würde ich auch hinkommen und würde das Glück haben einige Täge mit Ihnen zuzubringen. Ich hoffe Sie werden mir diese Bitte nicht abschlagen und bitte Sie mir gleich auf dieses Antwort zu geben". Allein im letzten Augenblicke mußte die Sache aufgegeben werden, da Napoleon, um sobald als möglich bei der Armee einzutreffen, sich in Mainz nicht aufzuhalten beschloß; auf einen Besuch des Kaisers Franz

war unter den jetzigen Umständen ohnedies nicht zu zählen. Denn nicht Österreich war es mehr das um die Gunst des Franzosen-Kaisers zu buhlen hatte, sondern umgekehrt; das Schwergewicht für die Geschicke Europa's lag jetzt nicht auf der Seite Napoleon's, sondern auf der seiner Gegner.

43.

Am 14. April verließ Napoleon Saint-Cloud. Auf seinen durch den Herzog von Bassano ihm mitgetheilten Wunsch stellte sich am nächsten Tage Schwarzenberg zu einer Audienz bei der Kaiserin ein. Er fand sie traurig und bekümmert. Den Warnungen des Fürsten, der sie auf den Ernst der durch den Kaiser heraufbeschworenen Lage aufmerksam machte, setzte sie nicht mehr die Zuversicht auf die Stärke, auf die riesigen Mittel ihres Gemahls entgegen; bereits schien sie in dem Vertrauen an seine Macht etwas wankend geworden zu sein. Sie war weich gestimmt, ihre Augen füllten sich mit Thränen bei dem Gedanken dass es zu einem Bruch zwischen ihrem Manne und ihrem Vater kommen könne, sie bat man möge doch in Wien ihre Stellung berücksichtigen u. dgl. Auch mit Maret hatte der Fürst weitläufige Unterredungen. Schwarzenberg war ein aufrichtiger Bewunderer von Napoleon's Genie, er fühlte sich durch die Neigung, die ihm der große Mann bei jeder Gelegenheit zu erkennen gab, geehrt und gehoben. Er wollte für sein Österreich nicht leichthin Krieg mit dem ersten Feldherrn seiner Zeit, und er wünschte letzterem nicht Untergang und Demüthigung. Es war ihm aufrichtiger Ernst wenn er den Herzog von Bassano warnte und ihn bat auf seinen Gebieter in abmahnendem Sinne einzuwirken. Allein Maret schien für das was Schwarzenberg sagte taube Ohren zu haben; die österreichische Kaisertochter, die nahen Beziehungen zwischen Österreich und Frankreich, die natürliche Bundesgenossenschaft die daraus für beide entspringe, führte er fortwährend im Munde, so dass Schwarzenberg zuletzt das Wort herausfuhr: „Die Heirat und immer wieder die Heirat! Die Politik hat sie gemacht, die Politik könnte sie wieder weg machen — la politique l'a fait, la politique le pourrait défaire!"

Napoleon selbst hätte dieser Mahnungen in bei weitem höherem Grade bedurft als sein erster Minister. Er merkte wohl wohin die Absicht Österreichs gehe und war wüthend darüber. Am 26. April in Erfurt trafen ihn Depeschen aus Wien die ihn außer Rand und Band brachten: es war der Plan einer bewaffneten Vermittlung Österreichs was ihn empörte. Er ließ sich in den ungemessensten Ausdrücken über Kaiser Franz und Metternich aus. Er sprach davon das Haus Österreich aus der Reihe der regierenden Dynastien verschwinden zu machen, wie er dies mit anderen Regenten-Familien zur Zeit seiner unbezwingbaren Macht gethan hatte. Doch legte sich sein Zorn wieder und machte der Klugheit Platz; immer schwebte ihm der Gedanke vor, Österreich noch im Bündnisse zu erhalten und den Kaiser Franz an sich zu fesseln. In einem vom 4. Mai datirten Briefe wußte er seinem Schwiegervater nicht anerkennendes genug über die Art und Weise zu schreiben wie sich Maria Louise in ihre neue Lage zu finden wisse: „Ich erhalte täglich Nachrichten von ihr und habe fortwährend Ursache mit ihr außerordentlich zufrieden zu sein; sie ist jetzt mein erster Minister und entledigt sich der ihr obliegenden Pflichten zu meiner großen Befriedigung; ich wünschte Eure Majestät hierüber nicht in Unkenntnis zu lassen da ich weiß welch Vergnügen es Ihrem väterlichen Herzen machen muß". Welcher Art Weisungen Napoleon seiner Gemahlin zukommen ließ, lernen wir aus einer Unterredung kennen die sie wenige Tage später mit dem österreichischen Botschafts-Rath Floret hatte — Schwarzenberg hatte Paris bereits verlassen und befand sich wieder bei der Armee —. Frankreich hat seiner damaligen Kaiserin in diesem Punkte nicht das geringste vorzuwerfen; sie hörte nie auf, ihren Vater auf das innigste zu lieben, doch in der Politik stand sie treu auf der Seite ihres Gemahls und sprach und handelte, selbst ihren früheren Landsleuten gegenüber, nur als Französin. Sie hat nicht, wie ihr böswillige Ignoranz nachmals vorgeworfen, die Tochter über die Gattin gesetzt, sondern, wie sich's geziemte, diese über jene.

Es war am 10. Mai 2 Uhr N. M. als Floret vor ihr erschien. Die Herzogin von Montebello, die allein um die Kaiserin war, verließ sie in dem Augenblicke da der Botschaftsrath eintrat. „Ich habe Sie kommen lassen", begann Maria Louise, „um Ihnen meine

Unruhe über das was mir zu Ohren kommt zu bezeigen: man spricht davon Österreich stehe im Begriffe sich gegen den Kaiser zu erklären". Floret selbst schien um jene Zeit sich gar nicht denken zu können dass es zu einem Bruche seiner Regierung mit Frankreich komme, und es war daher aufrichtig gemeint als er die Kaiserin bat solch trügerischem Gerede keinen Glauben zu schenken, das oft nur von Böswilligen ausgehe denen es darauf ankomme Mistrauen zu säen. „Doch höre ich jeden Tag davon reden", ergriff wieder Maria Louise das Wort; „der Kaiser selbst scheint zu besorgen dass er die Freundschaft meines Vaters verloren haben möchte. Es würde ihm schwer ankommen Österreich den Krieg zu erklären, nicht blos weil er weiß wie unglücklich mich das machen würde, sondern auch weil er selbst sich zu meinem Vater aufrichtig hingezogen fühlt seit er ihn in Dresden näher kennen gelernt hat. Um so mehr würde ihn das sodann aufbringen und seine Erbitterung gegen meinen Vater würde keine Gränzen haben; wenn dieser sich wider ihn erklärte, würde er die Andern beiseite lassen und alle seine Kräfte gegen Österreich wenden. Urtheilen Sie selbst wie unglücklich mich das machen und wie fürchterlich dadurch meine Lage würde. Ich besorge dass man sich in Wien Täuschungen über die Kräfte des Kaisers hingibt, wie sich die andern darüber getäuscht und nun erfahren haben wessen der Kaiser fähig ist. Und das ist noch nichts! In kurzer Zeit wird seine Armee viel stärker sein; ich kann das beurtheilen weil ich es sehe; jetzt wo ich mit den Geschäften zu thun habe legt man mir die Cadres, die Truppen-Bewegungen vor; es ist unermesslich was alle Tage zur Armee abgeht. Die Franzosen zeigen eine Hingebung ohne gleichen; würde Österreich dem Kaiser den Krieg erklären so würden sie sich zu einer noch größern Kraftaufbietung herbeifinden und ich müßte, was mich in hohem Grade beunruhigt, das größte Unglück für meinen Vater und meine Heimat befürchten. Ich bitte Sie, selbst nach Wien zu schreiben; Sie sind am meisten geeignet die Lage zu kennen und zu beurtheilen; mein Vater wird Ihnen vielleicht mehr glauben als mir". Floret suchte der Kaiserin ihre Besorgnisse auszureden; der genau unterrichtete Fürst Schwarzenberg werde sie gewiss auch beruhigt haben; der Charakter ihres erlauchten Vaters müße ihr Bürgschaft sein dass er von einem Bündnisse nicht lassen

werde das, abgesehen von den verwandtschaftlichen Beziehungen, so sehr im Interesse beider Theile liege; Se. Majestät wünsche nichts als den Frieden, ihr kaiserlicher Gemahl sei in der Lage denselben zu geben rc. „Sie können versichert sein“, sagte Maria Louise, „dass der Kaiser ganz aufrichtig den Frieden wünscht; er ist des Krieges müde; er hat mir wie oft gesagt dass, wenn dieser einmal beendet ist, er keinen mehr anfangen, sich nur mit dem Innern und mit seiner Familie beschäftigen werde. Aber er kann keinen Frieden schließen der ihn in den Augen Frankreichs blossstellen würde; wenn er Länder die Frankreich einverleibt sind herausgeben müßte, würde er die Nation gegen sich haben“. Auf die Einwendung Floret's, niemand denke daran dem Kaiser einen unehrenhaften Frieden aufzunöthigen, begann Maria Louise von der Güte Napoleon's zu sprechen, von dessen Sanftmuth in der Häuslichkeit, und wie sehr er sie durch die Beweise von Vertrauen und Anhänglichkeit die sie täglich von ihm empfange glücklich mache, und kam dann wieder auf den Hauptgegenstand ihrer Besorgnisse zurück. „Ich bin dessen gewiss“, sagte sie, „dass es meinem Vater widerstrebt sich gegen den Kaiser zu erklären, und ich bin eben so überzeugt dass Graf Metternich dazu nicht räth; was ich fürchte ist, dass es nicht andere Personen gebe die, blind durch ihre Leidenschaft für die Gefahren die sie dadurch über die Monarchie heraufbeschwören, ihn mit sich fortreißen wollen“. Nachdem Floret sie auch über diesen Punkt zu beruhigen gesucht: „der bekannte Charakter ihres Vaters, der sich von fremden Einflüssen nicht beherrschen lasse, möge ihr Gewähr sein“, entließ sie ihn mit dem Beifügen dass sie ihm Briefe an ihre Familie, von der sie schon so lang keine Nachrichten erhalten, senden werde und dass er den Grafen Metternich einladen möge öfter als bisher Couriere nach Paris zu senden.

Der Brief den Maria Louise unmittelbar darauf an ihren Vater schrieb war im Geiste der stattgefundenen Unterredung abgefasst. „Man verbreitet hier allgemein ein Gerücht“, hieß es darin u. a. „welches ich hoffe daß ohne Folgen und nicht wahr seyn wird man sagt nehmlich liebster Papa daß Sie dem Kaiser Ihr Truppenkorps weggenommen haben und daß Sie auch uns den Krieg machen wollten, Sie können sich nicht vorstellen wie mich dieser letzte Gedanke kümmert es wäre

erschrecklich für mich, und seyn Sie versichert liebster Papa daß nach allen was ich hier sehe Sie nie einen Nutzen davon haben werden. Ich glaube aufrichtig unter uns gesagt, der Kaiser hat sich darauf erwartet, er hat eine Million Soldaten unter den Waffen und wie ich diese Nation kenne und seine Liebe für den Kaiser so würde sie noch zweymal so viel machen wenn ers wünschet. Der Kaiser hat mir oft gesagt, le Prince auquel je suis le plus attaché est ton pere et je suis sure que s'il se laissoit entrainer par l'Imperatrice il regretteroit après lui même mon amitié. Sie können sich nicht vorstellen wie dieses Gerücht sich hier verbreitet, ich sehe daß durch die Rapport die ich itzt lesen muß und habe mich nicht enthalten können es Ihnen zu schreiben ich habe es auch Herrn von Floret gesagt, denn daß wäre eine erschreckliche Lage für mich".

Die lange Unterredung der Kaiserin, worüber Floret noch denselben Abend einen ausführlichen Bericht nach Wien aufsetzte [134]), hat für ihren Biographen ein zweifaches Interesse. Einmal entnimmt er daraus, wie Maria Louise so ganz und gar von dem Gedankenkreis ihres Gatten umfangen war; denn wenn sie z. B. nicht gerade heraus sagte die „Weiber" am Hofe ihres Vaters seien es vorzüglich die zum Kriege hetzten, so war es nur darum weil sie doch dem Botschaftsrath gegenüber ihre „liebe Mama" nicht offen anklagen konnte. Allein auch hievon abgesehen muß es auffallen wie schnell die junge Regentin es gelernt hatte längere diplomatische Unterhaltungen im Geiste und nach Art ihres Gemahls zu führen. In der That wußste sie sich in ihre neue Rolle recht gut zu schicken. Bei großem Empfange, beim Erscheinen in der Öffentlichkeit zeigte sie sich zwar noch immer befangen, aber man kannte schon allgemein diese Eigenart und dieselbe nahm nur für sie ein. Der Polizei-Minister Savary in seinen „Erinnerungen" ist ihres Lobes voll. Er habe, erzählt er, wenn sie vor dem Publicum erschien, nie nöthig gehabt Veranstaltungen für einen guten Empfang zu treffen [135]); dieser habe sich, bei der allgemeinen Beliebtheit deren sich Maria Louise erfreute, von selbst gemacht; alle seine Vorsichten seien nur abwehrender Natur gewesen, wie etwa dafs er, wenn sie das Theater besuchte, dafür Sorge trug dafs die Logen der ihrigen gegen-

über nicht von Leuten genommen würden deren aufdringliche Neugierde sie in Verlegenheit setzen konnte. Allerdings hatten die Veranstaltungen ihres Gemahls ein großes Verdienst dabei, der ihr Hofleben von allem Anfang so eingerichtet hatte daſs auch nicht der Schatten eines Verdachtes auf einen ihrer Schritte fallen konnte; dabei war es aber doch, was man in den höhern Gesellschaftskreisen Frankreichs sehr wohl zu würdigen wuſste, der Glanz und die Hoheit des alten Cäsarenthums was Maria Louisen im Vergleiche zu ihrer etwas abenteuerlichen Vorgängerin zu statten kam.

Die Persönlichkeit mit der Maria Louise als Regentin zumeist in Berührung kam, war der würdige und ehrfurchtsvolle Cambacérès. Er erstattete ihr alltäglich seine Berichte; er ertheilte ihr in allen wichtigern Angelegenheiten seinen Rath indem er solchen von ihr sich zu erbitten schien; er fand sich in ihren Gemächern ein, sie in den Regentschaftsrath sobald dieser versammelt war zu geleiten. Napoleon hatte Vorsorge getroffen daſs ihr unmittelbares Eingreifen stets nur eines der Huld und Milde war. Aus dem Wirkungskreise des Grand-Juge durften ihr nur solche Angelegenheiten vorgelegt werden wo die Umstände es erlaubten Gnade zu üben, wozu sie sich jedesmal mit Freuden herbeifand. Und sie that es ohne damit zu prunken, aus angeborner Herzensgüte; es fiel ihr nicht bei sich darum loben und preisen lassen zu wollen.

Maria Louise hatte mit allen Vorzügen auch alle Schwächen der Gutmüthigkeit. Sie besaß keinen selbständigen Willen, sie mußte stets jemand haben an den sie sich anlehnte; als Tochter war dies ihr Vater, als Gattin ihr Gemahl. Sie entschied in Gegenständen der Verwaltung nie nach eigenem Ermessen, sondern nach dem Gutachten jener von denen sie wuſste daſs sie das Vertrauen des Kaisers hatten. Sie war ganz die Frau für einen Mann von Napoleon's Charakter. Dieser ließ es denn auch an Wachsamkeit nicht fehlen. Wenn sie seinem Gebote nach Schreiben an öffentliche Persönlichkeiten zu erlassen, Vorschriften hinauszugeben, Ansprachen an das Publicum oder an die großen Vertretungskörper zu richten hatte, unterließ er nie ihr auf's genaueste vorzuzeichnen was und wie sie sprechen oder schreiben sollte[136]). Ereignete sich irgend ein Versehen, selbst in minder bedeutenden Fällen,

so blieb die Rüge aus dem Kriegslager nie aus, sei es dass Napoleon den Erzkanzler aufmerksam machte oder dass er unmittelbar die Kaiserin eines bessern belehrte, wie wir gleich sehen werden.

An demselben 10. Mai wo Maria Louise ihre Unterredung mit dem Botschaftsrath Floret gehabt war der kaiserliche Oberstallmeister de Saluces mit der Nachricht von dem blutigen Siege, den Napoleon über die vereinigten Russen und Preußen am 2. Mai bei Lützen erfochten, in Paris angekommen. „Er ist so glänzend und entscheidend", schrieb Maria Louise ihrem Vater, „daß nichts mehr seine Vortschritte aufhalten wird und daß er bald siegreich mit einen dauerhaften Frieden zurückkommen wird daß wird einer der glücklichsten Tage meines Lebens seyn". Die Regentschaft glaubte diesen Anlass benützen zu sollen um durch eine auffallende Kirchenfeier die Aufmerksamkeit der Bevölkerung anzuregen. Dieselbe fand am 23. Mai mit ungewöhnlichem Pompe statt. Den Hausbesitzern wurde eingesagt bunte Teppiche bei den Fenstern herauszuhängen; die Kaiserin erschien mit ihrem Hofe in vollstem Staat; es fand Austheilung von Esswaaren statt wie bei großen öffentlichen Festen. „Kein Sieg ist noch so gefeiert worden wie der bei Lützen", berichtete der Botschaftsrath Floret nach Wien. Die Kaiserin selbst schrieb an ihren Vater: „Ich habe heute eine sehr ermüdende Ceremonie gehabt ein Tedeum wegen der Schlacht von Lützen. Wir haben eine sehr schöne Fahrt nach Notre Dame gehabt ich bin ganz voll Rührung nach Hause gekommen weil ich gesehen habe wie sehr das Volk dem Kaiser liebt, nie haben ihm die Franzosen mehr angebethet als itzt er verdient es aber auch als Fürst und Privatmann, und sicher hat er nie eine schönere Rolle gespielt als itzt wo er als Eroberer und Sieger den Frieden wünscht, indeßen er seine siegreichen Waffen noch weiter fortsetzen könnte". Einige Tage nach dieser Festlichkeit brachte der junge Graf von Montesquiou die Botschaft von der Schlacht bei Wurschen und Bautzen, 20. und 21. Mai, und ergänzte dieselbe durch mündlichen Bericht an die Regentin der er die Sache in der günstigsten Weise darstellte. „Der Kaiser ist noch immer im Verfolgen der Feinde begriffen", meldete Maria Louise ihrem Vater; „nach allen was man mir gesagt hat scheint der Sieg unendlich groß zu

seyn. Ich kann Ihnen nicht genug sagen wie mich alle diese Nachrichten glücklich machen, und wie sie auf meine Gesundheit wirken, ich habe mich nie beßer befunden als heute". Abermals wollte die Regentschaft eine Siegesfeier veranstalten, und aus Anlaſs der Vorbereitungen dazu mochte es gewesen sein daſs Maria Louise dem alten Cambacérès vor dem Lever Eintritt in ihr Schlafzimmer gewährte was sie getreulich ihrem Gemahl zu wissen machte. Von diesem kamen schnell darauf, von einem und demselben Tage und Orte, Hagenau den 7. Juni, zwei gelinde Strafpredigten, die eine an den Erzkanzler wegen der Feierlichkeit und die zweite an die Regentin wegen der Audienz. „Wenn die Kaiserin wegen des Sieges bei Wurschen in festlichem Aufzuge zur Kirche ginge, müßte dies auch für alle andern Siege geschehen; dadurch würde aber die Sache ihre Wichtigkeit und ihren Eindruck auf ein Volk wie das französische verlieren, mit dem man sehr vorsichtig umgehen muß" ꝛc. Der Kaiserin aber schrieb er: „Mein Wunsch ist daſs Sie im Bette unter keinen Umständen und unter keinem Vorwande wen immer empfangen; das darf sich nur eine Frau erlauben die dreißig vorüber ist" [137]).

VII.

Krieg zwischen Gatten und Vater.

44.

Kaiser Franz und sein erster Minister hatten ihre Stellung bereits genommen: die einer bewaffneten Vermittlung, und setzten sich in diesem Sinne einerseits mit Napoleon andrerseits mit dem russisch-preußischen Haupt-Quartier in unausgesetzten Verkehr. Metternich entwickelte dem Grafen Narbonne die Bedingungen auf deren Grundlage ein dauerhafter Frieden geschlossen werden könne: Frankreich solle von seinen Vergrößerungen Italien Holland und Westphalen behalten, dagegen die deutschen Hansestädte herausgeben; der Rheinbund solle aufgelöst, die preußische Monarchie wieder hergestellt, Spanien freigegeben werden; für sich verlangte Österreich die Zurückstellung der illyrischen Provinzen und seines Antheils am Herzogthum Warschau. Nach dem Siege Napoleon's bei Lützen sandte Kaiser Franz den General Bubna nach Dresden; in einem eigenhändigen Schreiben stattete er Napoleon seinen Glückwunsch zu dem errungenen Vortheile ab, daran schloß sich aber die Mahnung: mehr wie je liege es jetzt in des Siegers Hand den Frieden zu geben. Napoleon antwortete am 17. Mai. Ihm lag nicht der Frieden sondern der Krieg im Sinne wofür er Österreich an seiner Seite haben wollte. Er erinnerte seinen Schwiegervater an die Bande eines nun schon seit drei Jahren bestehenden Familien-Verhält-

nisses; er legte es ihm an's Herz, nicht durch Zerreißung dieser Bande den Welttheil in Wechselfälle hineinzustürzen deren Ausgang unabsehbar sei; er beschwor ihn, nicht um vorübergehender Interessen willen sein Wohl, das seiner Familie, das Heil seiner Völker in die Schanze zu schlagen[138]). Wenige Tage darauf wurde die Schlacht bei Bautzen geschlagen; die Preußen und Russen waren nach Schlesien zurückgeworfen, und nun bekam wieder der volle Siegeshochmuth bei Napoleon die Oberhand. Es handelte sich ihm jetzt nur darum, Zeit für neue Rüstungen zu gewinnen mit denen er bis Anfangs September fertig zu sein hoffte. Eine Heeresabtheilung von etwa 20.000 Mann sollte Österreich von der bayerischen Seite bedrohen, der Vice-König von Italien mit 80.000 Mann von Illyrien aus operiren; dadurch wollte Napoleon Österreich zur Allianz, oder im schlimmsten Falle zur Neutralität zwingen.

In Wien war man nicht so leicht zu gewinnen; man wusste sehr wohl auf welcher Wage man sowohl die Vorspiegelungen Napoleon's als die von ihm soufflirten Mittheilungen der Regentin zu prüfen habe. Floret berichtete aus Paris über die Anstrengungen der Kriegs-Partei das Publicum durch Schilderung der Riesenkräfte die der Kaiser binnen kurzem entwickeln werde in Spannung zu erhalten; er berichtete aber zugleich wie trotz alle dem in Paris und in den Provinzen, ja in der unmittelbaren Umgebung der Regentin das Verlangen nach Frieden vorwalte, und wie immer Österreich es sei an das man in dieser Richtung seine Hoffnungen knüpfe. An demselben Tage wo in Notre-Dame das feierliche Dankfest für den Sieg bei Lützen begangen worden, hatte sich in Paris das Gerücht verbreitet Napoleon habe förmlich die Vermittlung Österreichs angenommen, ein Waffenstillstand sei für's erste in Aussicht. „Diese Neuigkeit", schrieb Floret, „durchlief wie ein elektrischer Funke die ganze Versammlung bei Hofe, und man kann sich keinen Begriff machen von dem Jubel mit dem sie aufgenommen wurde; alle Welt umringte mich um mir seine Freude zu bezeugen". Man wusste im österreichischen Botschafts-Hotel dass, trotz der Unlust womit Napoleon alle auf den Frieden abzielenden Bitten und Rathschläge seiner Staatsmänner aufnahm, diese nicht müde wurden immer wieder darauf zurückzukommen, und dass ins-

besondere Savary seinem Monarchen kein Hehl daraus machte wie sehr sich das Publicum mit dieser Frage beschäftige [139]). Unter den französischen Marschällen gewann das Misvergnügen an der Fortführung des Krieges täglich mehr Raum; schrieb doch selbst Prinz Eugen eines Tages an seine Mutter: „Ich habe Befehl erhalten an den Isonzo zu marschiren; ich werde meine Pflicht thun, aber ich sende meine Wünsche zum Himmel dass wir Frieden bekommen der uns eben so noth thut wie den Österreichern".

Floret erhielt von Metternich die Weisung eine Gelegenheit zu suchen um die Kaiserin von diesem Stande der Dinge zu unterrichten; denn man hoffte in Wien sie werde in gleichem Sinne auf Napoleon wirken. Maria Louise war nun allerdings diesen Vorstellungen nicht abhold; wünschte sie doch nichts sehnlicher als ein Ende alles Streites! Aber eingenommen wie sie für die Sache ihres Gemahls war schien sie zu glauben, wenn jenes Ziel noch immer nicht erreicht sei, liege die Schuld nicht an ihm sondern an seinen Gegnern. In ihrem Innern zählte sie zu diesen Schuldtragenden wohl auch den Wiener Hof; doch mochte sie sich dies nicht offen gestehen, suchte vielmehr ihren Vater in jeder Weise in Schutz zu nehmen. Wer sie in diesem ihren Bemühen unterstützte erschien ihr jetzt als ihr bester Freund. Unter ihren Damen hatte Maria Louise bisher keine besondere Neigung für die Herzogin von Bassano gezeigt; allein dieselbe hatte allsogleich die erste Stelle in ihrem Herzen und empfing von ihr Zeichen besonderer Aufmerksamkeit und Achtung, als die Kaiserin erfuhr, der Herzog ihr Gemahl habe mit warmen Worten den freundschaftlichen Gesinnungen Österreichs das Wort geredet und dessen Eifer am Bündnisse mit Frankreich zu halten über allen Zweifel gestellt.

Dagegen machte die Kriegs-Partei am französischen Hofe aus ihrem Ärger über die Haltung Österreichs kein Hehl und verbreitete im Publicum die Meinung dass auch die Regentin im höchsten Grade gegen Wien erbittert sei, worüber sie sogar bei einer der letzten Aufwartungen angesichts des ganzen Hofes Herrn von Floret tüchtig abgekanzelt habe [140]). Dass von etwas dergleichen bei Maria Louise nicht die Rede war braucht kaum gesagt zu werden. Im Gegentheile sie zeigte sich unserem Botschaftsrath bei jedem Anlasse mild, weich gestimmt,

voll Theilnahme und Anerkennung seiner Gesinnungen. Als Floret am 5. Juni in Saint-Cloud erschien wurde er alsbald von der Kaiserin vorgelassen, der er die Bemühungen seines Hofes eine Vermittlung herbeizuführen schilderte: „Graf Bubna befinde sich im französischen Haupt-Quartier, Stadion in dem der Russen und Preußen; alles scheine eine baldige und glückliche Lösung zu verheißen; ihrem kaiserlichen Gemahl werde kein Vorschlag gemacht werden der ihn bedrücken könne; Europa werde Österreich segnen" ꝛc. Maria Louise hörte ihn mit großer Aufmerksamkeit an, ließ sich die bezeichnendsten Stellen aus den Depeschen der Staatskanzlei vorlesen, nahm Einsicht von einer Abschrift des Briefes den ihr Vater an den Kaiser Napoleon gerichtet hatte, und entließ Floret mit bestem Danke für dessen Mittheilungen indem sie beifügte: „Ich hege das vollste Vertrauen in den guten Geist, in die Talente und die Einsicht des Grafen Metternich".

45.

Am letzten Mai hatten Kaiser Franz und sein erster Minister Wien verlassen, am 3. Juni abends waren sie in Jičin angekommen um dem französischen und dem russisch-preußischen Haupt-Quartier, zwischen denen sie vermitteln wollten, näher zu sein; Tags darauf hatte Napoleon mit seinen beiden Gegnern den Waffenstillstand von Poischwitz abgeschlossen. Wer konnte glücklicher über alle diese Nachrichten sein als Maria Louise! Sie empfing am 15. Juni aus den Händen Floret's ein an sie gerichtetes Schreiben Metternich's der sich bei dieser Gelegenheit auch über Narbonne ausließ. Maria Louise erklärte sich mit Metternich's Schilderung des französischen Botschafters vollkommen einverstanden. „Es ist wahr", äußerte sie gegen Floret, „er will immer seinen Geist zeigen und den Liebenswürdigen machen und ich begreife dass das in Geschäften nicht immer geht; man hat ihn mir zutheilen wollen, ich habe ihn nicht gemocht". Sie trat Metternich's Meinung bei dass es unter den obwaltenden Umständen gerathen sei Narbonne durch einen andern zu ersetzen, dass man aber das Gegentheil erreichen würde wenn man geradezu mit Beschwerden über ihn auftreten wollte,

dafs man vielmehr unter der Hand auf dies Ziel hinarbeiten müße. Am selben Tage schrieb Maria Louise ihrem Vater dem sie innig für seinen letzten Brief dankte: „Ich kann mit Recht sagen daß mich nie einer mehr gefreuet hat als dieser weil er alle meine Aengsten und Sorgen geendigt hat ich erkenne darinn Ihre Güte und bin darüber äußerst gerührt und kann Ihnen nicht genug meine Erkenntlichkeit bezeugen. Ich bin überzeugt daß der Kaiser auch mit vieler Freude hören wird daß Sie stets die nehmliche Freundschaft für ihm haben". Sie kann nicht unterlassen der Dresdner und Prager Zeit zu gedenken: „Diese Täge sind reich an rührenden Erinnerungen, es ist im nehmlichen Monathe das ich voriges Jahr das Glück hatte Sie zu sehen und Ihnen mündlich meiner kindlichen Liebe zu versichern. Ich küße Ihnen die Hände liebster Papa für die Gnade die Sie haben mir alle 14 Täge einen Kurier abzuschicken" . . . Noch drei Wochen später, 7. Juli, konnte Maria Louise in tröstlicher Stimmung nach Jičín schreiben: „Ich kann Ihnen nur gute Nachrichten von Dresden geben der Kaiser befindet sich wohl wegen den übrigen sage ich Ihnen liebster Papa nichts weil sie noch frischere Nachrichten haben müßen. Alle meine Wünsche sind daß wir bald Frieden haben möchten. Der Waffenstillstand hat meiner Gesundheit gut gethan Sie wißen wie es mir übel anschlagt mich zu ängstigen". . .

Mittlerweile war zu Reichenbach in Preußisch-Schlesien ein geheimes Abkommen getroffen worden, laut dessen sich Österreich verpflichtete dem Bündnisse zwischen Rußland und Preußen für den Fall beizutreten, dafs ein nach allen Seiten Dauer und Sicherheit verbürgender Friede nicht zu Stande käme. Am selben Tage, 27. Juni, hatte Metternich, einer Einladung Napoleon's folgend, Jičín verlassen und war folgenden Tages in Dresden eingetroffen wo jene merkwürdige Verhandlung zwischen den beiden Männern stattfand die sich dabei zum letztenmal Aug in Aug gegenüberstehen sollten. Napoleon wohnte im Palaste Marcolini, wo sich Metternich am 28. in den ersten Nachmittagstunden einfand. Der Vorsaal den der österreichische Staatskanzler durchschritt war angefüllt mit Würdenträgern und Generalen, Civil- und Militär-Beamten aller Grade deren erwartungsvoll scheue Blicke sich auf den Eintretenden hefteten und ihm zu sagen schienen was ihm Berthier, der ihn empfing

und zur Thüre des kaiserlichen Cabinets geleitete, in die Ohren raunte: „Bringen Sie uns Frieden? Sein Sie vernünftig! Ihr habt es eben so nöthig als wir dass der Krieg ein Ende nehme". Metternich sah sich nicht veranlasst etwas zu antworten, sondern trat schweigend in das Empfangzimmer ein. Napoleon empfing ihn in gemessener Haltung, er stand in der Mitte des Zimmers, den Degen an der Seite, den Hut unter dem Arm. Er erkundigte sich nach dem Befinden unseres Kaisers u. dgl.; allein bald warf er seine Zurückhaltung ab und wurde, je länger er sprach, desto heftiger und unbesonnener. „Sie wollen also Krieg? Gut, Sie sollen ihn haben! So sind denn die Menschen unverbesserlich? So ist denn alle Erfahrung für sie verloren? Dreimal habe ich den Kaiser Franz auf seinen Thron wieder eingesetzt, ich habe ihm zugesagt mit ihm mein ganzes Leben im Frieden zu bleiben, ich habe seine Tochter geheiratet; ich habe mir damals gesagt dass ich eine Dummheit machen würde, ich habe sie dennoch gemacht und ich bereue sie heute". Ohne diese Unhöflichkeiten einer Entgegnung zu würdigen setzte Metternich, sobald er zu Worte kam, die Absicht seines Hofes auseinander, schilderte die Unerträglichkeit der Lage in die Europa durch einen mehr als zwanzigjährigen fast unaufhörlichen Kriegszustand versetzt sei, das allgemeine Bedürfnis, den allgemeinen Wunsch nach einem dauerhaften Frieden der das einzige Ziel der Bestrebungen seines Monarchen sei; selbst die Armee verlange nach Frieden. „Nicht die Armee", fiel ihm Napoleon lebhaft in's Wort, „aber meine Generale die der russische Winter entmuthigt hat". Man kam wieder auf die Kriegsfrage. „Sie glauben also, rief Napoleon, „in der Coalition das Mittel gefunden zu haben mich umzubringen? Wie viel seid Ihr denn? Vier, fünf, sechs, zwanzig? Je mehr Euer sind desto besser für mich! Ich nehme die Herausforderung an", sagte er mit einem erzwungenen Lachen, „ich gebe Ihnen Rendezvous zu Wien im October!" Dann suchte er wieder den Ton der Überredung anzuschlagen, wollte Metternich die Gefahr nachweisen die Österreich laufe wenn es sich in einen Krieg stürze, zog ihn in sein Arbeitszimmer und brachte eine Stunde damit zu, Regiment für Regiment unserer Armee durchzunehmen um die Unzulänglichkeit der militärischen Kräfte Österreichs nachzuweisen. Man begab sich wieder in das Empfangszimmer, Napoleon begann

von seinem russischen Feldzuge zu sprechen dessen Misgeschick er allein den Elementen zuschob während seine Waffen überall gesiegt hätten wo sie sich mit den russischen gemessen, ging dann in alle Einzelnheiten seiner Rückkehr nach Frankreich ein, um nach einer mehrstündigen Auseinandersetzung zu dem Schluße zu kommen daſs seine moralische Stellung nie stärker gewesen sei als in Folge dieser Ereignisse. „Wohlan denn“, erlaubte sich Metternich zu bemerken, „machen Sie so vielen Wechselfällen ein Ende! Das Glück könnte ermüden Ihnen treu zu bleiben wie es Ihnen schon einmal untreu geworden ist. Mit was wollen Sie Ihre Kriege ausfechten? Sie haben eine Generation vorausgenommen. Ich habe Ihre Soldaten gesehen, es sind Knaben. Was wollen Sie thun, wenn auch diese dahin sein werden?“ „Herr“, sprach Napoleon und seine Stimme zitterte vor innerer Aufregung, er war blaß bis in die Lippen und der Ausdruck verhaltenen Ingrimms entstellte sein Antlitz, „Herr, Sie sind nicht Militär! Ich bin unter Waffen aufgewachsen und ein Mann wie ich schiert sich den Teufel um das Leben von einer Million Menschen!“ Dabei warf er voll Wuth seinen Hut auf den Boden und begann mit heftigen Schritten das Zimmer zu durchmessen. Metternich verlor nicht einen Augenblick seine Kaltblütigkeit: „Warum sagen Eure Majestät mir zwischen vier Mauern die Worte die Sie so eben ausgesprochen? Öffnen wir Fenster und Thüren damit ganz Europa sie höre! Die Sache die ich vor Ihnen vertrete ist es nicht die dabei verlieren wird.“ Napoleon schien etwas betroffen. „Frankreich hat keinen Grund über mich zu klagen“ meinte er einlenkend; „es waren Deutsche und Polen die ich für seine Sache habe bluten lassen. Es ist wahr ich habe im russischen Feldzug 300.000 Leute verloren, aber es waren kaum 30.000 Franzosen darunter!“ „Sie scheinen zu vergessen Sire“, warf Metternich dazwischen, „daſs es ein Deutscher ist zu dem Sie sprechen“. Der unglückselige Hut lag noch immer auf der Erde, den Napoleon zornig mit dem Fuß in eine Ecke schleuderte bis er, mit Metternich auf und abgehend, wieder in dessen Nähe kam und ihn aufhob. Zuletzt mußte er noch einmal seinen Zorn an der „Heirat“ auslassen: „Sagen Sie es selbst Metternich, habe ich nicht eine rechte Dummheit gemacht eine österreichische Prinzessin zu heiraten?“ „Wenn Eure Majestät meine Meinung wissen

wollen, so bekenne ich Ihnen offen, Napoleon der erobernde macht eine!“ „Der Kaiser Franz will also seine Tochter entthronen?!“ „Mein Herr der Kaiser“, entgegnete Metternich, „kennt nur seine Pflicht und er wird wissen sie zu erfüllen. Was immer das Schicksal seiner Tochter sein möge, der Kaiser ist in erster Linie Monarch und das Interesse seiner Völker wird immer die erste Stelle in seinen Entwürfen und Beschlüßen einnehmen“. „Sie sagen mir da nichts was mich in Erstaunen setzen könnte“, unterbrach ihn Napoleon; „Sie bestätigen mich nur in meiner Überzeugung dass ich mich verrechnet, dass ich einen unverbesserlichen Fehler begangen habe. Indem ich eine Erzherzogin von Österreich heiratete, wollte ich das neue mit dem alten verquicken, die gothischen Vorurtheile mit den Einrichtungen meines Jahrhunderts; ich habe mich getäuscht und ich fühle heute die ganze Größe meines Irrthums. Er kann mich meinen Thron kosten, aber ich werde die Welt in seinen Trümmern begraben!“

Es war spät Abend geworden, die Sprechenden sahen ihre Gesichtszüge nur mehr in verschwommenen Umrissen. Niemand hatte sie während der mehr als achtstündigen Unterredung gestört. Napoleon war wieder ruhig geworden als er Metternich zur Thüre begleitete. „Wollen Sie wissen wie es kommen wird?“ sagte er indem er ihm vertraulich auf die Schulter klopfte, „Sie werden keinen Krieg mit mir anfangen!“ „Sire“, rief Metternich mit Lebhaftigkeit, „Sie sind verloren! Ich hatte die Ahnung davon da ich kam, ich nehme die Überzeugung davon mit mir indem ich von Ihnen scheide“. . . . Im Vorsaal befanden sich fast noch alle die Personen die Metternich bei seiner Ankunft gesehen hatte, und wieder war es Berthier der auf ihn zuschritt und ihm das Geleite bis zum Wagen gab. „Sind Sie mit dem Kaiser zufrieden?“ flüsterte er ihm zu damit es kein anderer höre. „Vollkommen“, erwiderte Metternich, „denn er hat mich klar sehen lassen; ich betrachte ihn als einen verlorenen Mann!“

Die Beruhigung des Welttheiles herbeizuführen, sollte am 12. Juli zu Prag ein Congress zusammentreten. Allein Österreichs Monarch und dessen erster Minister waren vielleicht die einzigen die ein Gelingen des eingeleiteten Friedenswerkes ernstlich wünschten. Kaiser

Alexander und König Friedrich Wilhelm hatten nur um Österreichs halben in die Unterhandlungen gewilligt von denen ſie ſich das gewünſchte Ergebnis nicht verſprachen. Doch fanden ſich ihre Vertreter pünktlich am Orte der Zuſammenkunft ein wo ſie Metternich erwartete, während Kaiſer Franz, um Prag näher zu ſein, von Jičin nach Brandeis a. d. Elbe überſiedelte. Die Bevölkerung Österreichs, die maßgebenden Perſönlichkeiten aller Ständekreiſe wünſchten die Verhandlungen durchaus nicht, hofften auch nichts von ihnen; ihr Loſungswort war der Krieg gegen den Erbfeind, und das ſobald als möglich. „Deus vult, Deus vult,“ ſchrieb Gentz an den Grafen Bombelles. Die Correſpondenz zwiſchen den öſterreichiſchen Anti-Buonapartiſten und den Agenten Englands, welche dies- und jenſeits des Canals im gleichen Geiſte ſchürten, war im lebhaften Gange; ſie zählten die Stunden wann Österreich endlich einmal losſchlagen werde und verwünſchten den neuen Aufſchub in Folge der Prager Verhandlungen [140b]). Was Napoleon betraf, ſo ſah er in dem Congreſſe nur ein Mittel den Waffenſtillſtand deſſen er zum Abſchluße ſeiner Rüſtungen bedurfte wo möglich bis zum 1. September auszudehnen. Von ſeinen Bevollmächtigten zum Congreſſe hielt er den einen, den Herzog von Vicenza, unter allerhand Vorwänden tagelang in Dresden zurück, während der andere, der Graf von Narbonne, die geheime Weiſung hatte den Beginn der Verhandlungen in jeder Weiſe hinauszuſchieben. Der franzöſiſche Kaiſer verrieth ſeine Abſicht das eingeleitete Friedenswerk zu erſchweren am bezeichnendſten dadurch, daſs er zur ſelben Zeit von Dresden fortging um eine Beſichtigungsreiſe durch das mittlere Deutſchland vorzunehmen und eine Zuſammenkunft mit ſeiner Gemahlin zu veranſtalten.

Maria Louiſe fand ſich die ganze Zeit in einer trüben Gemüthsſtimmung. Ihre anfängliche Freude über den Waffenſtillſtand machte bald der Wahrnehmung Platz, daſs an deſſen Ende wohl nicht der erſehnte Friede, ſondern Krieg, Bruch zwiſchen ihrem Vater und ihrem Gatten ſein dürfte. Sie beklagte in vorhinein all das Unglück in das ſich jener dadurch ſtürzen würde; denn daſs Österreich nie als Sieger aus dem Kampfe hervorgehen könne, das ſagte der Anhang ihres Gemahls ihr täglich vor. „Die Idee eines Krieges“, ſchrieb ſie am 22. Juli nach Brandeis, „wäre ſo ſchrecklich für mich wegen allen denen

üblen Folgen welches es für Sie haben würde. Gott gebe daß wir bald einen dauerhaften Frieden haben und daß Sie mir immer Ihre Gnaden und den Kayser ihre Freundschaft schenken möchten. Ich bin recht glücklich heute", fügte sie im Hinblick auf die bevorstehende Zusammenkunft mit ihrem Gemahl bei; „die Idee letzteren in drey oder vier Tägen wieder zu sehen ist sehr beruhigend für mich, und macht daß ich alle Ängsten und Sorgen vergeßen habe. Ich werde die 130 Meilen in zwey oder drey Tägen machen". Schon am anderen Morgen trat Maria Louise nach dem von ihrem Gemahl auf das genaueste vorgezeichneten Plane [141]) ihre Fahrt an, übernachtete vom 23. zum 24. in Chalons, vom 24. zum 25. in Metz und erreichte am 26. um 3 Uhr morgens bei einem abscheulichen Wetter Mainz. Napoleon, vom General Drouot begleitet, hatte Dresden am 24. nachts verlassen und traf erst am 26. abends mit ihr zusammen.

Der Aufenthalt der beiden französischen Majestäten machte Mainz für einige Tage zu einem Mittelpunkte der Bewegung nach allen Seiten. Die benachbarten Fürsten des Rheinbundes, das großherzogliche Paar von Baden, der Fürst-Primas Dalberg, der Großherzog von Hessen, der Herzog von Nassau, eilten dahin ihrem Herrn und Gebieter ihre Aufwartung zu machen. Von Paris kam ein und der andere Minister, dem Kaiser Vortrag zu erstatten und dessen Weisungen einzuholen. Die Fürstin von Wagram mit ihren zwei Kindern, die Gräfin von Lobau erschienen, sich die Anwesenheit ihrer Gatten an der Gränze Frankreichs zu nutze zu machen. Auch der Herzog von Rovigo hatte nach Mainz kommen wollen. Obwohl vertraut mit der Stimmung seines Gebieters, der Vorstellungen und Mahnungen im Sinne des Friedens nicht hören wollte, drängte es den treuen Diener doch einen letzten Versuch in dieser Richtung zu machen; er wollte den Kaiser über die in Paris und im Lande wahrzunehmenden Vorgänge aufklären, wie daselbst die Erinnerung an die Bourbons erwache, wie ein von Ludwig XVIII. aus Hartwell datirtes Manifest von einer Hand zur andern gehe 2c. Allein Napoleon lehnte den Besuch unter dem Vorwande ab sein Aufenthalt in Mainz werde zu kurz sein um ausführlichere Berichte zu vernehmen, und so blieb Savary nichts übrig als schweigend zu gehorchen. Maria Louise zeigte sich in Mainz nur

auf Spazierfahrten wozu die schöne Zeit einlud, und auch bei diesen Gelegenheiten bekam das Publicum nur eine ernste von innerem Gram umflorte Miene zu schauen. Sonst war sie meist um den Kaiser. Was zwischen den Ehegatten verhandelt wurde, darüber haben wir keine Kunde; dass die ernste Zeitlage, der bevorstehende Bruch mit Österreich, das Bekümmernis der Kaiserin um das Schicksal ihres Vaters den Hauptgegenstand des Gespräches gebildet und dass es bei ersterer an Seufzern und Thränen nicht gefehlt haben werde, können wir uns denken.

Am 1. August schlug die Stunde der Trennung. Napoleon umarmte und küsste seine weinende Gattin im Angesichte seines Hofes und reiste über Würzburg nach Dresden zurück. Die Kaiserin verließ Mainz am 2. und fuhr in einer prachtvollen Yacht, die ihr der Herzog von Nassau zur Verfügung gestellt hatte, den Rhein hinab, übernachtete in Sanct-Goar und traf am 3. halb vier Uhr N. M. in Koblenz ein, wo Glockengeläute Kanonensalven Musikbanden ihre Ankunft feierten. Sie war aber nicht aufgelegt für solchen Empfang, sie schien angegriffen und verstimmt. Eine bei ihrem Aussteigen an's Land an sie gerichtete Bewillkommnungsrede unterbrach sie mit den Worten merci, merci, und verfügte sich in das Präfectur-Gebäude wo für ihre Unterkunft Vorbereitungen getroffen waren. Abends ließ sie sich herab die Stadtbehörden zu empfangen, deren Sprechern vom Ceremonien-Meister eingeschärft wurde: „d'être court et de ne pas faire d'allusion à la maison d'Autriche“ [142]). Andern Tages um halb neun Uhr V. M. wurde die Reise zu Wasser bis Köln fortgesetzt von wo es auf der Achse nach Aachen, und von da die folgenden Tage weiter nach Lüttich Namur Soissons und Compiègne ging. Am 10. August war Maria Louise wieder in Saint-Cloud zurück, nicht besser getröstet als da sie es dritthalb Wochen früher verlassen hatte. „Ich bin itzt in einer erschrecklichen Ungewißheit über den Ausgang der Negociationen“, schrieb sie an ihren Vater am 12. „Gott gebe daß kein Krieg werde, dieser Gedanke ist fürchterlich für mich, und wenn je einer ist so hoffe ich daß Sie nicht dareinn verwickelt werden, denn ich kann nicht an die Folgen denken die es für Sie haben wird. Ich habe den Kayser sehr gesund in Maynz gesehen, er ist fetter ge-

worden und befindet sich sehr wohl, leider habe ich ihm nur sechs Tage gesehen welche mir sehr kurz vorgekommen sind. Ich habe meinen Sohn sehr gesund und lustig gefunden, er spricht itzt schon sehr viel und ist recht liebenswürdig, ich werde nicht lange wieder bey ihm bleiben denn der Kaiser schickt mich dem 19ten nach Cherbourg um den neuen Hafen zu sehen". —

Das große Werk von Cherbourg war zu Ende gebracht; die Einlassung des Meeres in das Bassin sollte mit großer Feierlichkeit begangen werden. Kaiser Napoleon drückte in einem Schreiben an den Marine-Minister sein Bedauern aus nicht selbst dem Acte beiwohnen zu können, statt seiner werde die Kaiserin-Regentin erscheinen; die Marine möge Sorge tragen daß etwas besonderes veranstaltet werde, was zugleich die Kaiserin zu unterhalten und ihre Anwesenheit ehrend auszuzeichnen vermöge; auch werde dies, im vorhinein angekündigt, nicht ermangeln eine große Zahl Schaulustige von allen Seiten herbeizuziehen und dadurch den Glanz des Festes zu erhöhen [113]). Die ursprünglich für den Napoleons-Tag bestimmte Feier wurde, um die Kaiserin sich von den Anstrengungen der Mainzer Reise etwas erholen zu lassen, auf den 25. August, den Louisen-Tag verlegt. Aber noch bevor sie dahin abging sollte sich das Verhängnis erfüllen dessen drohendes Herannahen sie die ganze Zeit über in so düstere Stimmung versetzt hatte.

Am 5. August war Napoleon von seinem Mainzer Ausfluge in Dresden zurück. Entschloß er sich rasch hinsichtlich der Bedingungen, für deren Annahme Österreich des langen Zauderns und Nergelns müde die letzte Minute des 10. August als Endfrist festgesetzt hatte, so stand noch alles gut und er hatte der Welt den Beweis geliefert daß es ihm Ernst sei was er fortwährend als seinen einzigen Wunsch ausgab: einen baldigen dauerhaften Frieden herbeizuführen. Allein noch immer spielte er in seinem Übermuthe; bis Mitternacht am 10. erwartete Caulaincourt mit fieberhafter Ungeduld, der österreichische Staatskanzler mit ernsten Ahnungen das Eintreffen des kaiserlichen Couriers in Prag; als die Uhr ausgeschlagen hatte, unterzeichnete Metternich im Salon der Herzogin von Sagan die für diesen Fall in

Bereitschaft gehaltene Note an den französischen Congreß-Bevollmächtigten: „daß Österreich dem russisch-preußischen Bündnisse beitrete und mit ihnen am Wiederbeginn der Feindseligkeiten theilnehmen werde". Am 11. vormittags traf Botschaft von Napoleon ein; jetzt hatte es Metternich beim besten Willen nicht mehr in seiner Hand den Krieg aufzuhalten, selbst wenn Österreich gemocht hätte, Rußland und Preußen bestanden auf ihrem Schein.

Die österreichische Gesandtschaft in Paris hatte bereits eine Zeit früher Befehl erhalten sich zur Abreise bereit zu halten. Floret traf eine Auswahl der wichtigsten Papiere, verbrannte jene die er füglich nicht zurücklassen konnte, und packte alles andere so wie die Geräthschaften und das Silberzeug der Gesandtschaft in Kisten die er einem Handlungshause zur Verwahrung gab. Um die Mitte August war man mit diesen Vorbereitungen fertig, noch vor dem 20. kam der Befehl aus Prag sie auszuführen: die diplomatischen Beziehungen zwischen Frankreich und Österreich waren abgebrochen.

46.

Am 19. August 1813 empfing Maria Louise in Saint-Cloud einen Brief ihres Vaters der ihr das unerwünschte Ende des Prager Friedens-Congresses und den Entschluß, den er in Folge dessen zu fassen sich bemüßigt sah, in schonenden Ausdrücken auseinandersetzte. Wie seine Tochter die Mittheilung aufnahm, zeigt uns das Schreiben das sie erst am 22. an ihn zu richten sich in der Lage fühlte. „Ich habe", schrieb sie, „vor drey Tägen Ihren letzten Brief bekommen welcher mich sehr geschmerzt hat, weil ich sehe daß die letzte Hoffnung auf Frieden verlohren ist, dieser Gedanke muß Ihnen eben so schrecklich als mir seyn ich bedaure Sie inniglich liebster Papa . . . Ich bin überzeugt daß dieser Krieg viel Unglück mit sich bringen wird rechnen Sie aber auf mich liebster Papa wenn ich Ihnen je einen Dienst erweisen kann nach den Ausgang der Ereigniße so werde ich es gewis thun der Kaiser würde mich nicht schätzen wenn er nicht versichert wäre von den Gesinnungen welche ich für Sie habe, Sie würden mich aber

nicht schätzen wenn meine ersten Wünsche nicht für das Glück des Kaisers und meines Sohnes wären". Nachdem sie noch etwas über den Stand ihrer Gesundheit und das hoffnungsvolle Gedeihen ihres lieben Kindes beigefügt, schreibt sie zum Schluße: „Ich bin zu traurig um Ihnen einen längeren Brief zu schreiben ich fühle daß wenn ich fortfahren würde ich Ihnen selbst in eine traurige Stimmung bringen werde. Ich küße Ihnen die Hände und bitte Sie liebster Papa versichert zu seyn, daß nichts meine kindliche Liebe vermindern kann."

Ein oder zwei Tage nach diesem Briefe trat Maria Louise die Fahrt nach Cherbourg an. Zu den Bekümmernissen ihres Gemüths traten die Beschwerlichkeiten der Reise; die Wege, bis Carentan leidlich, waren von da bis an die See elend, die Hitze fürchterlich, der Staub nicht zu ertragen. Maria Louise kam todtmüde mit rauhem Hals und Husten in der Stadt an wo sie schon am nächsten Tage einer ermüdenden Ceremonie beiwohnen mußte. Um 5 Uhr N. M. begann sich das Meer durch drei vorbereitete Öffnungen in das Bassin zu ergießen; um 8 Uhr zog sich die Kaiserin da die Kühle empfindlich wurde mit ihrem Hofe und den Behörden zurück, indem sie versprach wiederzukommen um dem Durchbruche im Mittelpuncte des Wehrs beizuwohnen. Allein das Meer, das dem Kaiser Napoleon sich nie günstig erwiesen, kannte auch keine Galanterie für dessen Gemahlin. Maria Louise hatte kaum den Schauplatz verlassen als die Wogen mit Macht die letzte Schranke zertrümmerten und der Schwall prachtvoll und tobend sich über deren Trümmer in das Hafenbecken ergoß, so daſs die entscheidenden Augenblicke der ganzen Festlichkeit fast ohne andere Zeugen vorübergingen als die unmittelbar dabei beschäftigten Arbeitsleute. Als die Kaiserin wieder erschien stand das Bassin bereits gefüllt mit dem Meer auf gleicher Höhe.

Doch das war es nicht was Maria Louisen in dieser Zeit besonders beschäftigen konnte. Der beängstigende Druck der letzten Nachrichten aus den Haupt-Quartieren ihres Gemahls und ihres Vaters lastete auf ihrer kranken Seele. Alle Sorgfalt die sie aufgewendet, die beiden Wesen die ihrem Herzen das theuerste auf der Welt waren einander nahe zu halten, hatte ihr nichts genützt. Der Riſs war geschehen. Die großen Gewalten über welche die Beiden geboten rückten feind-

selig und Verderben bringend gegeneinander heran, ohne Rücksicht und ohne Schonung für das liebende Geschöpf das zwischen ihnen stand, zitternd und zweifelnd welchem ihrer widerstreitenden Gefühle sie den Vorrang lassen sollte. Gatte und Vater ihrerseits blieben voll zartsinniger Aufmerksamkeit für sie, schonten ihr gegenüber in ihren Äußerungen den Widersacher [114]). Doch was konnte ihr das helfen? Freundlich gegen sie, waren sie doch Widersacher. Noch in Cherbourg empfing sie die erste Nachricht von den ausgebrochenen Feindseligkeiten. Um den Besitz von Dresden war mit Aufgebot aller Kräfte gestritten worden, 26. August, und noch vom Schlachtfelde aus, am 27. morgens 6 Uhr, hatte Napoleon an Kellermann den Befehl geschickt die Kaiserin auf telegraphischem Wege von dem „großen Siege" zu benachrichtigen, den er „über die österreichische russische und preußische Armee, befehligt vom Kaiser von Oesterreich, vom Kaiser von Rußland und König von Preußen" davongetragen [115]). Als Französin konnte Maria Louise diese Nachricht nur mit stolzer Freude erfüllen, als Gattin und Mutter, und mehr noch als Tochter, galt ihr der glückliche Erfolg nur als Mittel zu einem schöneren Ziele. „Sie müßen sehr befriedigt sein", schrieb sie am 2. September aus Rouen auf der Rückreise von Cherbourg an Méneval, „über all' die Einzelnheiten des schönen Sieges den der Kaiser so eben davongetragen; was mir die meiste Freude gemacht hat ist zu wissen daſs er sich nicht ausgesetzt hat. Gott gebe daſs uns das zum Frieden führen möge! Ich wäre dessen sehr bedürftig, wie überhaupt alle Personen die dem Kaiser ergeben sind" [116]).

Es kamen die Tage von Kulm, 29. und 30. August, von Dennewitz, 6. September, von Kninitz, 17. und 18., von deren für ihren Gemahl so empfindlichen Folgen Maria Louise gewiſs nie die Wahrheit erfahren hat. Napoleon sandte nur günstige Nachrichten nach Paris und sie durfte über den Verlauf der Kriegsbegebenheiten, nach allem was ihr Gatte ihr mittheilte, beruhigt sein. Um so mehr freilich quälte sie der Gedanke an ihren Vater mit dem jetzt aller Verkehr abgebrochen war, als ihr, ungefähr ein Monat nach ihrem letzten Briefe an denselben, eine Überraschung bereitet wurde die ihr auch nach dieser Seite hin tröstlichere Aussicht eröffnete. Hören wir sie selbst! „Es wäre unmöglich Ihnen die Freude zu beschreiben", schreibt sie am 23. Sep-

tember [147]), „welche ich empfunden habe als ich in dem Kaiser seinen Brief den Ihrigen fand, ich war durch diese gnädige Aufmerksamkeit unendlich gerührt. Ich war schon gefaßt die ganze Zeit des Krieges keine Nachrichten von Ihnen zu bekommen, dieses Stillschweigen fiel mir aber schwer . . . Ich bete täglich zu Gott damit er bald diesen Krieg ein Ende machen möge, dann werde ich ruhiger seyn, und werde nicht meine Gefühle so theilen müßen . . . Der Kaiser hat mir versprochen Ihnen meine Briefe richtig zukommen zu laßen; ich werde Ihnen so oft als möglich schreiben, denn Sie wißen liebster Papa daß dieses eines meiner größten Vergnügen ist. Ich denke recht oft an Sie und bin recht gerührt daß Sie mit meiner Denkungsart zufrieden sind, sie sehen liebster Papa daß ich mein möglichstes mache um die guten Grundsätze zu befolgen von denen Sie mir immer das Beyspiel gaben . . .“

Mit dem häufigen Schreiben, wie sich Maria Louise schmeichelte, hatte es nun allerdings seine weiten Wege; erst in der zweiten Hälfte November sollte sie wieder Gelegenheit finden ihrem Vater briefliche Nachricht zu senden, und bis dahin sollten sich folgenschwere Dinge bereiten. In dieser Zwischenzeit fielen auch jene unglückseligen Worte die sich bei einem öffentlichen Anlasse Maria Louise hat in den Mund legen lassen und die ihr österreichische Patrioten schwer genug nachgetragen haben.

Es handelte sich für Napoleon, dessen Verluste auf allen Punkten des weiten Kriegsschauplatzes mit jedem Tag empfindlicher wurden, um eine neue Truppenaushebung von 280.000 Mann die, je nachdem die einzelnen Departements bereits durch die vorausgegangenen Recrutirungen in höherem oder geringerem Grade in Anspruch genommen worden waren, mit 120.000 Mann auf die Altersclasse von 1814 und der früheren Jahre, mit 160.000 Mann auf jene von 1815 durchgeführt werden sollte. Am 7. October 1 Uhr N. M. erhob sich die Kaiserin, von einer feierlichen Deputation des Senates eingeholt, von ihrem Hofstaate, den Ministern und Großwürdenträgern des Reiches begleitet, aus den Tuilerien und fuhr mit Gepränge in den Senat um die Sitzung, worin über die anbefohlene Armee-Ergänzung beschlossen

werden sollte, mit einer vom Throne gehaltenen Ansprache zu eröffnen. „Im vorigen Jahre", das war der Gedankengang ihrer Rede, „seien alle Völker, durch die Anmaßungen Englands aufgereizt, mit Frankreich im Bunde gewesen. Nach den ersten Wechselfällen im Kriege seien bereits unterdrückte Leidenschaften von neuem erwacht. England und Rußland hätten Preußen und Österreich in ihre Sache verflochten und alles aufgeboten Frankreichs Bundesgenossen abwendig zu machen. Das Ziel der Feinde Frankreichs sei, in dies schöne Land zu dringen um für die Triumphe Rache zu nehmen welche die siegreichen französischen Adler in das Herz ihrer Reiche geführt haben. Ich weiß," sprach sie, „mehr als irgend jemand, was unsere Bevölkerung zu gewärtigen hätte wenn sie sich jemals besiegen ließe. Franzosen, euer Kaiser, das Vaterland, die Ehre rufen euch!" Daſs der geschmeidige Senat alles gewünschte sofort bewilligte verstand sich von selbst. Im Auslande aber machte man über die Worte der Kaiserin allerhand Glossen. „Sie trügen", meinte man, „den Stempel der höchsten Verlegenheit und Noth. Und könne selbst bei dem französischen Volke, dem die kaiserlichen Bulletins und Manifeste in der letzten Zeit schon so vieles zugemuthet, diese ganze Komödie noch von irgend einer Wirkung sein?" In Österreich fragte man sich mit Ausdrücken tiefer Entrüstung was im Munde einer Prinzessin des Hauses die Phrase zu bedeuten habe: sie „mehr als irgend jemand" könne beurtheilen was über Frankreich kommen werde wenn dessen Gegner die Oberhand erhalten sollten [148]).

In der That war es eben so schwer zu begreifen wer Maria Louisen so etwas habe sagen lassen, als wie sie selbst es habe aussprechen können. Wenn man nicht wohl annehmen kann daſs Napoleon selbst sich eine so herausfordernde Tactlosigkeit gegen Österreich, das er gewissermaßen noch immer schonte, schuldig gemacht habe, so ließ sich eben so wenig voraussetzen daſs jemand anderer, etwa der Fürst-Erzkanzler, die Unklugheit, um nicht zu sagen die Frechheit so weit sollte treiben können seiner Monarchin einen verdeckten Schimpf auf ihr eigenes Heimatland in den Mund zu legen. Sie aber selbst, verstand sie nicht was man sie sprechen ließ? Oder besaß sie nicht Selbstgefühl genug sich gegen eine solche Zumuthung zu sträuben? Oder war sie

von einer so stumpfen Sorglosigkeit um nicht vorher prüfende Einsicht in einen Vortrag zu nehmen den sie vor aller Welt zu halten hatte? . . .

Vom 16. bis 19. October fielen auf dem Entscheidungsfelde von Leipzig die Würfel gegen Napoleon's Ruhm und Glück; vom 29. bis 31. wehrte er sich auf seinem Rückzuge bei Hanau gegen die wüthenden Angriffe eines österreichisch-bayerischen, an Truppenzahl gegen die seinige um die Hälfte schwächeren Heeres; entmuthigt und abgehetzt, in halber Auflösung erreichten die Trümmer seiner Armee anfangs November den Rhein. Seiner Gemahlin aber sandte der Kaiser zwanzig Fahnen als Trophäen die seine Heere in den Schlachten bei Wachau, bei Leipzig und bei Hanau genommen. „Es ist dies eine Huldigung", schrieb er ihr aus Frankfurt am 1. November, „die es mich freut Ihnen darbringen zu können; ich wünsche dass Sie darin ein Zeichen meiner großen Befriedigung über Ihre Haltung während der Regentschaft, die ich Ihnen anvertraut, erblicken" [149]).

Einige Tage nach Empfang dieser Zeilen, am 9. November abends, befand sich Maria Louise bei ihrem Söhnchen als zwei unscheinbare Kutschen in Saint-Cloud vorfuhren aus deren einer Napoleon heraussprang und die Treppen hinaufeilte. Er erstieg die letzten Stufen als die Kaiserin auf ihn zueilte. Sie fiel ihm mit einem Strome von Thränen um den Hals, er presste sie tief gerührt an sein Herz, die Gouvernante kam mit dem Prinzen herbei um eine der ergreifendsten Familienscenen zu vervollständigen die sich in diesem Kreise abspielte. Maria Louise zitterte als sie mit ihrem Manne allein war, von seinen Lippen den Namen ihres Vaters zu hören; er war zart sinnig genug denselben nicht auszusprechen. Kein bitteres Wort kam aus seinem Munde [150]): freilich aber auch keines das sie ahnen lassen konnte wie schlimm es um seine und ihre Sache stand.

War es Scham vor dem Weibe seiner Liebe, war es Schonung für ihr schwer geprüftes Herz, oder war es Politik dass ihr Napoleon den wahren Sachverhalt verschwieg? Dass sie sich bis zur Stunde in voller Unkenntnis seiner im höchsten Grade gefährdeten Lage befand,

beweist ein Brief vom 20. November womit sie ein Schreiben ihres Vaters, das ihr einige Tage früher, am 14., durch Herrn von Saint-Aignan überbracht worden war, beantwortete. Man fühlt darin das Zittern der Frau und der Tochter über den unseligen Kampf in den sie ihre beiden Lieben verstrickt sah; aber von dem Bangen um das Schicksal ihres Gatten, der sich bereits zum äußersten gebracht wissen mußte, zeigt sich nirgends eine Spur. „Gott gebe", schreibt sie, „daß bald Möglichkeit vorhanden ist, Ihnen wieder regelmäßig zu schreiben, daß wäre ein Zeichen von Ruhe und Frieden, und meine Aengsten hätten ein Ende. Sie können sich nicht vorstellen wie traurig mir der Gedanke ist, daß Sie mit dem Kayser Ihren Schwiegersohn in Krieg verwickelt seyn, indeßen sie beyde einen Karakter haben, welcher machen sollte daß sie stets Freunde seyn sollten . . . Der Kayser befindet sich recht wohl ich habe ihm noch fetter und gesünder als vor dem Feldzug gefunden". Sodann etwas von ihrem Sohne und zuletzt die Mittheilung: „Wir ziehen heute in die Stadt, welches mich nicht freuet weil mir die Luft von St. Cloud besser anschlägt als die von Paris".

47.

Herr von Saint-Aignan, französischer Minister-Resident an den herzoglich-sächsischen Höfen, war bei der Besetzung von Weimar den Verbündeten in die Hände gefallen und als Gefangener nach Teplitz abgeführt worden. Metternich hatte ihn darauf nach Frankfurt kommen lassen, 9. November, und ihm daselbst einen Aufsatz über die Grundlagen eines allgemeinen Friedens in die Feder dictirt. Die Bedingungen waren nicht mehr jene von Prag, aber immer noch für den besiegten in seinem eigenen Lande bedrängten Kaiser der Franzosen schonend genug: er sollte auf seine auswärtigen Eroberungen verzichten, Frankreich auf seine natürlichen Gränzen, Rhein Alpen und Pyrenäen, beschränkt sein. Jener Aufsatz nun war es, den Saint-Aignan nebst dem Briefe des Kaisers Franz an seine Tochter nach Saint-Cloud überbracht hatte. Napoleon aber benützte diesen Versuch einer Annäherung

nur um sein altes Spiel zu treiben. Die von neuem aufzunehmenden Verhandlungen sollten ihm dazu dienen Zeit für neue Rüstungen zu gewinnen, während er sich seinen Franzosen gegenüber so hinstellte als ob nicht er, sondern seine Feinde das Friedenswerk vereitelten. „Monarch und Vater fühle ich am besten wie viel der Friede zur Sicherheit der Throne und jener der Familie beiträgt", sprach er am 19. December vom Throne herab zum gesetzgebenden Körper, von dem er eine neue Aushebung von 300.000 Mann verlangte. Und wie sehr er seine eigene Gemahlin in diesem Punkte zu berücken wufste, geht aus einem Schreiben hervor das sie um dieselbe Zeit aus den Tuilerien an ihren Vater richtete: „Gott gebe daß wir bald Friede bekommen, der Kaiser wünscht ihm und alle Leute wünschen ihm hier, man kann aber nicht Frieden machen ohne vorher zu negoziren, und bis itzt scheint es daß man viele Umstände von Ihrer Seite macht, ich bin versichert daß die Engländer daran Schuld sind."

Das Ende des Jahres 1813 und den Anfang von 1814 brachte Napoleon in Paris zu. Er arbeitete unermüdlich, seine Befehle gingen nach allen Seiten ab, er entwarf Pläne für den bevorstehenden Feldzug, er verfafste die genauesten Instructionen für seinen Bruder Joseph als „General-Lieutenant des Reiches". Die Damen des Hauses, die Umgebung der Kaiserin in den Tuilerien, die Königin Hortense in ihrem Palais in der Rue Cerutti, Josephine und ihr weiblicher Hofstaat in Malmaison, alles war den ganzen Winter eifrigst mit Charpie-Zupfen beschäftigt. Jetzt wo der Feind bereits den Fuß auf den Boden Frankreichs gesetzt hatte, that man das äußerste den Geist der Nation und vor allem den Geist der Armee zu einer letzten begeisterten Kraftanstrengung, zur muthvollen Vertheidigung von Haus und Herd zu entflammen. „Seitdem ihre Truppen in Frankreich eingefallen sind," schrieb Maria Louise zu Anfang Jänner 1814 ihrem Vater, „bewaffnet sich das ganze Volk und ich fürchte sehr daß der Kaiser bald zur Armee abreisen mögte, und mich hier in der Mitte dieser Stadt zurücklaßen mögte, und diese Stadt greift ganz zu den Waffen". In diesem Briefe — dem einzigen, nebenbei gesagt, den wir nicht in den Handzügen der Schreiberin sondern nur in verbürgter Abschrift vor uns liegen haben — beklagte sich Maria Louise auch über das Benehmen der

feindlichen Truppen: „Ich habe einen Bericht des Sous préfet von Altkirch in Alsace gelesen, er schreibt, daß ihre Leute in Gespräch über den Kaiser ihm den Chef de la France nennen, dieses hat diese guten Alsacer sehr erbittert, und ich muß ihnen gestehen, daß alle Leute diese Aufführung ihrer Truppen sehr unanständig gefunden haben". Die Entrüstung der kaiserlichen Gemahlin war begreiflich; aber daſs es mit diesem „Chef de la France" selbst zu Ende gehen möchte, kam ihr dies nicht in den Sinn? Warf sie keinen Blick in den Abgrund an dessen Rand sie, noch immer unbewuſt, sich befand? . . .

Die Zeit kam heran wo Napoleon in's Feld ziehen mußte. Am 23. Jänner versammelten sich vom Kaiser berufen die Officiere der Pariser Nationalgarden im s. g. Marschall-Saale der Tuilerien. Der Kaiser und die Kaiserin traten ein, ein paar Augenblicke später aus der zur Capelle führenden Thüre die Gräfin Montesquiou mit dem Prinzen; sie hatte den Auftrag zu erscheinen erst während der Messe empfangen. Napoleon nahm seine Gemahlin bei der einen, den kleinen König bei der andern Hand. „Ich vertraue Ihnen an", sagte er indem er vor die Versammelten trat, „was mir das theuerste auf Erden ist". Er sprach ermuthigende Worte. „Gleichwohl ist es möglich daſs, durch die Bewegungen die ich zu machen veranlaſst sein werde, der Feind die Gelegenheit wahrnehme sich den Mauern dieser Stadt zu nähern. Sollte dies eintreten, dann halten Sie sich vor Augen daſs es nur Sache einiger Tage sein könne und daſs ich rasch zur Hilfe herbei eilen werde. Seien Sie einig unter sich, lassen Sie durch Einflüsterungen aller Art keine Spaltung eintreten!" Alles war von diesen Worten ergriffen. Man schwur ihm Treue bis in den Tod. Einzelne stürzten aus den Reihen, ergriffen seine Hände die sie küſsten und mit Thränen bedeckten, und gelobten die ihnen anvertrauten Pfänder seiner Liebe mit ihrem letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Die Kaiserin und der Prinz entfernten sich; Napoleon blieb noch einige Zeit in der Mitte der Officiere die er dann entließ. Am 24. abends empfing er einige Personen seines besonderen Vertrauens. Er war ernst und weich. „Leben Sie wohl meine Herren", sagte er zum Abschied, „hoffentlich werden wir uns wiedersehen!"[151]) Noch stand ihm die Trennung von Weib und

Kind bevor; Maria Louise weinte heiße Thränen an seinem Halse. Am 25. drei Uhr Morgens reiste er zum Heere ab.

Während Napoleon von der Armee fern gewesen, hatten sich die Truppen seiner Feinde schon tief ins Land ergossen. Der Kronprinz von Württemberg und unser Gyulai hatten Mortier am 24. bei Bar-sur-Aube geschlagen und gegen Troyes gedrängt; Blücher mit einem Theile der schlesischen Armee befand sich in Brienne-sur-Aube und schien Allen nach Paris zuvor kommen zu wollen. Da war mit einemmal Napoleon in seinem Rücken und warf ihn aus der Stadt hinaus, 29. Jänner. Blücher dachte an einen Rückzug bis Bar-sur-Aube, als sich Schwarzenberg mit seiner Hauptmacht dem Franzosen-Kaiser gegenüberstellte und Blücher für den Angriff am 1. Februar mit dem Oberbefehl betraute. Alle Anstrengungen Napoleon's dem Vordringen der Verbündeten Widerstand zu leisten waren vergeblich; am 2. erstürmten die Letzteren Stadt und Schloß von Brienne, Napoleon zog sich am 3. bis Troyes, und von da am 7. weiter bis Nogent-sur-Seine zurück. Sein Gemüth war bekümmert, er sah schwarz in die Zukunft. „Ich habe wiederholt den Tod im Kampfe gesucht", schrieb er nach Malmaison wo er Josephinen vor seinem Abgang zum Heere ein letztesmal besucht hatte; „ich habe den Tod nicht zu fürchten, er würde in meiner jetzigen Lage eine Wohlthat für mich sein"[152]).

Mittlerweile hatten die von Frankfurt a. M. aus angeknüpften Verhandlungen eine festere Gestalt angenommen. Am 4. Februar ging Caulaincourt von Paris ab, mit einem Schreiben der Regentin an ihren Vater versehen das, irrthümlicher Weise wie bei ihr so häufig, vom 4. „Jänner" datirt war. „Dieser Minister", hieß es darin, „begiebt sich in ihr Hauptquartier um den Frieden zu negoziren. Ich hoffe, daß er ihnen (ihn) mit sich zurückbringen wird. Ich habe ihm aufgetragen Ihnen eine Menge wichtiger Sachen in meinem Nahmen zu sagen, ich bitte Sie ihm zu sehen und Vertrauen in seine Reden zu haben, und alles zu glauben was er Ihnen in meinem Nahmen sagen wird. Denn solche Sachen laßen sich nicht so leicht schreiben . . . . Meine Gesundheit ist im alten, es hängt viel von Ihnen ab sie zu ver-

bessern . . . . ich bitte Sie noch einmahl Zutrauen in Herzog von Vicence zu haben". Tags darauf saßen in Chatillon-sur-Seine die Vertreter von Österreich Rußland Preußen und England mit dem Bevollmächtigten Napoleon's beisammen, ohne dass dadurch die Kriegsunternehmungen auf beiden Seiten in ihrem Fortgang gehemmt wurden. Caulaincourt hatte den besten Willen: er beschwor seinen Gebieter nicht wieder wie damals in Prag ein leeres Spiel zu treiben; „300.000 Mann sind gegen Sie auf dem Marsche, uns droht völliger Untergang des Bestehenden". Napoleon konnte sich nicht entschließen durch ein aufrichtiges Ja auf die von den Verbündeten verlangten Opfer einzugehen. Er hatte die volle Einsicht von der Gefährlichkeit seiner Lage, er machte sich auf das schlimmste gefasst; dennoch spiegelte ihm sein Übermuth, ein vermessenes Vertrauen auf das Kriegsglück das ihn in seinem früheren Laufe so sehr begünstigt, immer wieder die Möglichkeit eines plötzlichen Umschlages vor, wo er dann jedes voreilig gemachte Zugeständnis nur zu bereuen hätte; er gab einen Augenblick dem Drängen Caulaincourt's nach, nahm im nächsten seine Willfährigkeit wieder zurück, gab ihm jetzt Carte blanche auf alles einzugehen um Paris zu retten, und sprach dann wieder davon, eine Schlacht zu wagen und „selbst den Verlust von Paris und alles was daraus folgen könnte" nicht zu scheuen.

In der That war es der Verlust der Hauptstadt der als naheliegende Gefahr in Erwägung gezogen werden mußte. Am 8. Februar aus Nogent sandte Napoleon seinem Bruder Joseph eine geheime Instruction, deren ganze Fassung schon in den überstürzten Wiederholungen eines und desselben Gedankens den Sturm in seinem Gemüthe verrieth. „Sollte er, der Kaiser, sich gegen die Loire zurückziehen, so werde er die Kaiserin und den Prinzen nicht weit von sich lassen; denn sicher würden diese sonst aufgehoben und nach Wien abgeführt werden; dies würde noch unzweifelhafter eintreten wenn er fiele. Auf jeden Fall solle Joseph den Fürsten Talleyrand im Auge halten. Ich wiederhole Ihnen", fügte Napoleon bei, „mistrauen Sie diesem Manne. Ich habe seit sechzehn Jahren mit ihm zu thun, ich hatte selbst Neigung zu ihm, aber er ist gewiss der größte Feind unseres Hauses, jetzt wo es das Glück seit einiger Zeit verläßt". Wieder kam er auf seinen möglichen

Tod in der Schlacht zurück; in diesem Falle möge Joseph die Kaiserin und den König von Rom nach Rambouillet abreisen lassen, den Senat, den Staatsrath, alle Truppen daselbst vereinigen. „Aber niemals lassen Sie die Kaiserin und den König von Rom in die Hände des Feindes fallen. Seien Sie überzeugt daſs Österreich in diesem Augenblicke den Uneigennützigen spielen und beide nach Wien führen würde“. Übrigens liege es im Interesse des Landes selbst daſs die Kaiserin und der König von Rom nicht in Paris bleiben; man habe niemals gesehen daſs sich ein Souverain in einer offenen Stadt blosstelle. „Wenn ich sterbe, dürfen sich mein regierender Sohn und die Kaiserin-Regentin nicht fangen lassen, sondern müßen sich mit ihren letzten Soldaten in das letzte Dorf zurückziehen . . Die Kaiserin und der König von Rom in Wien oder in den Händen der Feinde, wären Sie und alle die sich vertheidigen wollen Rebellen. Was mich betrifft, ich wollte lieber daſs man meinen Sohn erwürgte als ihn jemals in Wien als österreichischen Prinzen erzogen zu sehen, und ich habe eine sattsam gute Meinung von der Kaiserin um überzeugt zu sein daſs sie desselben Sinnes ist . . . Ich konnte niemals Andromache aufführen sehen ohne das Schicksal des den Fall seines Hauses überlebenden Astyanax zu beklagen und ohne es als ein Glück für ihn zu betrachten, seinen Vater nicht zu überleben“ [153]).

Während sich die Sitzungen der Gesandten in Chatillon fortschleppten ohne daſs man bei dem steten Wechsel in den Aufträgen Napoleon's zu einem Ziele gelangen konnte, schien ihm das Kriegsglück von neuem zu lächeln. Er vernichtete am 10. Februar eine russische Abtheilung bei Champaubert, schlug am 11. Sacken und York bei Montmirail, warf am 14. Blücher bei Vauxchamps nach Chalons zurück, wandte sich darauf gegen Schwarzenberg der schon bis auf einen Tagmarsch von Paris vormarschirt war, drängte am 16. Winzingerode von Guignes, am 17. Wittgenstein und Wrede von Nangis Mormant und Valjouan, am 18. Bianchi und den Kronprinzen von Württemberg nach blutigem Kampfe von Montereau zurück. Von Friedensvorschlägen wollte er jetzt nichts wissen. „Mit meinen Gefangenen pflege ich nicht zu unterhandeln“, schrieb er übermüthig. „Was, bin

ich jetzt nicht näher an München und Wien als meine Feinde an Paris?!" Dabei hoffte er noch immer den Kaiser Franz von seinen Verbündeten trennen zu können. „Ich habe die russische und preußische Armee vernichtet", schrieb er ihm am 21. aus Nogent; „in diesem Augenblicke ist meine Armee der Ihrigen an Infanterie Cavallerie und Artillerie überlegen; ich bin bereit Ihnen den Nachweis davon zu liefern; lassen Sie Männer von Einsicht, Schwarzenberg Bubna Metternich, darüber urtheilen!" Er regte die Gefühlsseite an. „Ich muß Eurer Majestät schreiben weil ich diesen Kampf zwischen einer französischen und einer vorwaltend österreichischen Armee als Ihren Interessen eben so wie den meinigen zuwiderlaufend ansehe". Er hielt seinem Schwiegervater „das geringe Gedächtnis der Bande die uns vereinigen und der Beziehungen die unsere Staaten miteinander in ihrem gemeinschaftlichen Interesse zu unterhalten berufen erscheinen", vorwurfsvoll vor Augen [154]).

48.

Seiner Gemahlin verbarg Napoleon noch immer seine Bedrängnisse und Nöthen; sie erhielt von ihm in herzlichem Tone Nachrichten von seinem Wohlsein, beruhigende Erklärungen über den Verlauf des Feldzuges. Vom Schlachtfelde von Montereau sandte er dem Kriegs-Minister österreichische russische und preußische Fahnen mit dem Auftrage dieselben der Kaiserin zu zeigen [155]). Am 21. trug er seinem General-Lieutenant auf, die Kaiserin aufmunternde Briefe an das von einer Abtheilung feindlicher Reiterei bedrohte Orleans, an andere getreue Städte wie Valenciennes Cambrai Lille, an die Maires von Brüssel, von Gent Brügge Mons ꝛc. schreiben zu lassen; „sie theile ihnen die vom Kaiser erzielten günstigen Erfolge mit, sie öffne ihnen die Augen über die Absichten von denen England geleitet werde ꝛc. Ähnliche Schreiben, von der Kaiserin unterfertigt, werden mehr Wirkung machen als wenn sie von mir gezeichnet wären" [156]). Ohne Zweifel geschah es auf einen Wink ihres Gemahls daß Maria Louise am 26. Februar ihrem Vater neuerdings schrieb, um ihn zu beschwören er möge

von seinem Bündnisse mit Frankreich's Feinden ablassen. Sie that es in dem Tone den sie von jeher ihrem Vater gegenüber einzuhalten sich gewöhnt hatte, sie bat in einer so großen Angelegenheit um sein Gewähren, wie sie ihn bei einem anderen Anlasse etwa gebeten haben würde ihr eine Freude, die sie als brave Tochter von ihm erwarte, nicht zu verderben. Dabei war aber der Brief von Schreibfehlern, Verstößen gegen die Sprachlehre, Nachlässigkeiten so voll wie sonst keiner zuvor oder später, und bekundete, damit die fieberhafte Aufregung in der er geschrieben. „Es ist", meinte sie, „in keiner guten Politik uns zu einem schändlichen und entheerenden Frieden zu zwingen welcher nicht dauern könnte. Man ist hier bereitet eher zu sterben, als solche Conditionen anzunehmen, stellen Sie sich vor liebster Papa wie dann meine Lage seyn wäre, dieß wäre ein so schrecklicher Schlag daß ich ihm sicher nicht überleben werde. Ich bitte Sie also liebster Papa Sie mich und meines Sohnes zu erinnern, Sie wissen wie sehr ich Sie liebe und wie sehr ich mich geschmeichelt habe auch Ihre väterliche Liebe zu besitzen". Sie ist besorgt um seine Gesundheit, theilt ihm eine Unpäßlichkeit ihres Sohnes mit und schließt: „Dieses der Kummer über die Abwesenheit des Kaisers und die Ereigniße, machen daß ich mich nicht gut befinden kann, es hängt also von Ihnen ab einen Theil meiner Aengsten zum wenigsten ein Ende zu machen, und Sie werden es thun. In dieser süßen Hoffnung" ꝛc.

Ein Vergleich dieses Briefes mit den früheren, worin sie stets nur Gefahren für ihren Vater, für s e i n Reich zu erblicken glaubte, zeigt wie sie über diesen Punkt bereits eines andern belehrt war. Denn so sehr die Briefe ihres kaiserlichen Herrn nur ermuthigendes zu athmen schienen, so sehr man in ihrer unmittelbaren Umgebung darauf bedacht war ihr den Stand der Dinge in minder grellem Lichte erscheinen zu lassen, immer gab es der Wahrzeichen die man ihr nicht gänzlich verhehlen konnte genug um ihre Seele mit bangen Ahnungen zu erfüllen. Die Bevölkerung von Paris schien eine andere geworden zu sein als sie Maria Louisen bisher erschienen war. Als am 27. Februar wieder eine Anzahl erbeuteter Fahnen und verschiedene Züge von Gefangenen mit großem Pompe eingebracht und letztere auf den Platz

Vendôme geführt wurden um sie die Denksäule des „Unüberwindlichen" sehen zu lassen, strömten von allen Seiten Leute herzu, aber nicht um die Gefangenen zu beschimpfen, sondern um ihnen Hilfe und Beistand jeder Art zu bringen; man schien es ihnen gar nicht so übel zu nehmen daſs sie gegen den ehernen Mann da oben im Kampfe gewesen. Etwas wie von einer möglichen Rückkunft der Bourbonen schwebte in der Luft. Allerhand Gerüchte von großen Niederlagen des Kaisers und seiner Marschälle, von bedenklicher Erregtheit der Gemüther in der Vendée, vom Abfalle Murat's u. dgl., die täglich in der Stadt die Runde machten, drangen bis zu den Ohren der armen Frau die in ihrer Angst bald ihren Schwager Joseph bald den Fürst-Erzkanzler kommen ließ um aus ihrem Munde Beschwichtigung ihrer Besorgnisse zu vernehmen. Aber Cambacérès war selbst keines Rathes mehr fähig, warf sich auf die Frömmigkeit, beredete die Kaiserin in allen Kirchen das vierzigstündige Gebet anzuordnen. Joseph war sanft, rücksichtsvoll für seine Schwägerin, die aber kein rechtes Vertrauen zu ihm faſste; man hatte ihn bei ihr verschwärzt, als neidisch auf die Größe ihres Gemahls angeschrieben. Auch besaß er keinen Tact. Eines Tages, ohne Zweifel von Maria Louise gedrängt, suchte er diese zu beruhigen, ihr eigener Vater werde eine Wiedereinsetzung der Bourbonen nie zugeben. Als Napoleon davon erfuhr hielt er seinem Bruder diese Unklugheit vor: „Ich mag mich nicht unter den Schutz meiner Frau stellen. Ein solcher Gedanke würde sie verderben und ein Zerwürfnis zwischen uns herbeiführen. Sagen Sie ihr nichts als was sie wissen muß um es zu unterschreiben, und vor allem vermeiden Sie Gespräche die sie denken lassen könnten als ob ich einwilligte von ihr und ihrem Vater beschützt zu werden. Niemals seit vier Jahren ist das Wort Bourbon oder Österreich aus meinem Munde gekommen. Übrigens könnte all das nur ihre Ruhe trüben und ihren vortrefflichen Charakter verderben" [157]). Auch sonst fand Maria Louise nirgends eine kräftige Stütze; es schien sich alles um sie herum auf den Abfall vorzubereiten. Der Kriegs-Minister Clarke zeigte sich schwach und unverläſslich. Talleyrand mochte bereits darauf sinnen wie er sich für die neue Lage der Dinge einen Rückhalt schaffen könne. Selbst die Treuesten waren ohne die sie belebende Gegenwart des Kaisers gleich Nullen. Als am 4. März

unter Vorsitz der Kaiserin Regentschaftsrath gehalten wurde um den Inhalt der Verhandlungen von Chatillon zu vernehmen deren Sprache, wie der Kaiser voraussetzte, jedes Franzosenherz auf's tiefste empören und aufstacheln müßte, und der General-Lieutenant die Anwesenden aufforderte ihre Meinung abzugeben, stotterte dieser und jener ein paar Phrasen heraus, hoffte alles vom „Genie" des Kaisers, dieser allein kenne und überschaue die Lage u. dgl. Man wagte wohl auch schüchtern zu bemerken, „die vorgeschlagenen Bedingungen enthielten allerdings eine Art Capitulation; allein wenn die Sachen wirklich auf's äußerste gekommen seien, erscheine es dann nicht besser auf Grund der natürlichen Gränzen Frankreichs zu verhandeln, als den Boden des Landes vom Feinde besetzt zu lassen? Ihre Majestät die das Vertrauen Ihres hohen Gemahls besitze, geruhe in diesem Sinne auf Denselben einzuwirken! Übrigens stehe alles in Seiner Hand, Krieg oder Frieden, wie Er es für besser halte". Ein einziger der Räthe hatte den Muth offen seine Meinung auszusprechen; es war de Cessac, der beantragte man möge die von den Alliirten gebotenen für Frankreich schimpflichen Bedingungen verwerfen.

In den Tagen nach dieser Berathung kamen neue Hiobsposten nach Paris. Am 26. und 27. Februar hatte Schwarzenberg den Marschall Oudinot aus Bar-sur-Aube hinausgeworfen; am 28. hatte Macdonald bei la Ferté-sur-Aube vor Gyulai und dem Kronprinzen von Württemberg weichen müßen; am 1. 2. und 3. März zwang eine Reihe unglücklicher Gefechte bei Vandoeuvers, bei Bar-sur-Seine, bei Lusigny die Franzosen Troyes zu räumen, in das am 4. der Oberbefehlshaber der Verbündeten zum zweitenmal einzog. Flüchtlinge von den Armeen der beiden Marschälle kamen nach Paris und brachten traurige Botschaft. König Joseph sandte einen Hilferuf an seinen Bruder mit der Anfrage, wie er es mit der Hauptstadt halten, ob er sie auf's äußerste vertheidigen, ob er die Kaiserin und den Prinzen fortschicken solle. Auf den Straßen von Paris wurden alle diese Fragen mit Lebhaftigkeit erörtert. Täglich sah man um die Zeit, wo die Kaiserin und der Prinz ihre Spazierfahrten in das Boulogner Wäldchen zu machen pflegten, vor den Tuilerien bewegte Gruppen die sich über-

zeugen wollten ob die Equipagen nicht etwa Reisewagen seien welche die kaiserliche Familie an die Loire zu bringen hätten; es war der Instinct der Furcht der sie an diese Stelle trieb. Aber auch von den Einsichtsvolleren sträubten sich viele gegen den Gedanken daß die Regentin Paris verlasse; ihre Abreise, meinten sie, würde die Bestürzung in alle Kreise verbreiten; die Kaiserin und den König von Rom fortschicken hieße den Bourbonen das Feld räumen. Von Napoleon kam nur wieder die allgemeine Weisung, ja nicht die kaiserliche Familie in die Hände des Feindes fallen zu lassen. „Verlassen Sie nicht meinen Sohn", mahnte er am 16. März aus Rheims den General-Lieutenant so wie den König Louis der sich nun an der Seite seiner Gemahlin gleichfalls in Paris befand; „bedenken Sie daß ich es vorzöge ihn in der Seine zu wissen als in den Händen der Feinde Frankreichs. Das Schicksal des von den Griechen gefangenen Astyanax ist mir immer als das traurigste der Geschichte erschienen" [158]). Es war, wie man sieht, die Wiederholung derselben Gedanken, ja Ausdrücke, die Napoleon schon in seinem Schreiben vom 8. Februar gebraucht hatte. Wann aber der Zeitpunkt als eingetreten zu betrachten sei wo die kaiserliche Familie Paris verlassen solle, darüber enthielt weder das frühere noch das spätere Schreiben Napoleon's eine andere Andeutung als daß dies jedenfalls dann zu geschehen habe wenn er in der Schlacht fallen würde.

Viele und gewichtige Gründe sprachen dafür die kaiserliche Familie so lang als nur irgend möglich in Paris zu lassen. Die Nationalgarde, theils aus Neigung theils weil sie einen Ehrenpunkt darin erblickte, zeigte sich entschlossen zur Vertheidigung der ihr anvertrauten Pfänder, der Regentin und des Prinzen, ihre letzte Kraft aufzubieten. Maria Louise war beliebt und genoß allgemeine Achtung; nie hatten Verläumdung und Bosheit gewagt ihren Ruf anzutasten. Was ihr vordem bei Vielen eine Art Misgunst und Mistrauen entgegengebracht hatte: daß sie österreichische Prinzessin, in der jetzigen Lage der Dinge kam ihr gerade dieser Umstand zu statten. Durfte man Besorgnisse vor den Verbündeten haben in deren Reihen sich ihr eigener Vater befand? Man betrachtete sie als den Schutzgeist der Hauptstadt, Zuversicht und Vertrauen waren an ihre Person gefesselt. Wer sollte Paris schützen

wenn sie es in diesem Augenblicke verließe? Wer sollte den „wilden Horden" der Verbündeten, den Kozaken von deren Grausamkeiten die ganze Welt so viel zu erzählen wusste, Zaum und Zügel anlegen, wenn sie es nicht vermöchte, die Tochter der Cäsaren? [159]).

Andererseits waren die Folgen zu erwägen, wenn man den rechten Augenblick versäumte um die Regentin in Sicherheit zu bringen an deren Person sich in diesem Augenblicke die Rettung Frankreichs knüpfte. Die Kaiserin und der Prinz auf ein vom Feinde noch nicht erreichtes Gebiet gebracht, alle Getreuen um sie vereinigt, alle Streitkräfte um sie geschaart, nur so ließ sich neue Hoffnung schöpfen; blieb sie in Paris bis es zu spät war, und alles mußte als verloren erscheinen, weil es dann keine Persönlichkeit von entscheidendem Namen und Ansehen gab um die sich die Vertheidiger des Vaterlandes sammeln konnten. Und jene Gefahr, den rechten Zeitpunkt zu versäumen, war sehr wohl in's Auge zu fassen. Die Nationalgarde von Paris die sich so treu und entschlossen zeigte war 12.000 Mann stark, allein nur 3000 hatten Flinten, eine Anzahl behalf sich mit Piken die sie nur zur Zielscheibe des Spottes machten. In der Masse des Volkes gährte die Wuth bei dem Gedanken den „Fremden" nach Paris zu lassen; allein es hatte fast nur seine Fäuste: konnte man mit diesen hoffen 200.000 wohlausgerüstete Krieger zurückzutreiben? Denn wie viel von der regulären Truppe im letzten Augenblicke zur Vertheidigung von Paris noch verfügbar sein würde, hing von dem Gang der Ereignisse auf dem Kriegsschauplatze ab.

49.

Die französischen Armeen hatten in den letzten Tagen Februar und in den ersten März mit wechselvollem Glück gegen Abtheilungen der schlesischen und der russischen Armee gestritten; allein vergeblich hatte Napoleon Blücher's Stellung bei Laon angegriffen, 9. und 10. März, bis er zuletzt davon abließ und sich über Soissons, 11.—13., und Rheims, 14.—17., nach Epernay wandte, willens unmittelbar gegen Schwarzenberg zu operiren. Am 20. und 21. fand bei Arcis-

sur=Aube ein Zusammenstoß statt, der mit dem entscheidenden Siege der Verbündeten den Rückzug Napoleon's über Sézanne und Frigni=court, 22. März, Chateau du Plessis und Saint=Dizier, 23., Doule=vant, 24., zur Folge hatte.

Unmittelbar bevor ihn diese Schläge einer nach dem andern trafen, muß Napoleon an die Regentin einen Brief geschrieben haben worin er seine Lage als eine überaus günstige darstellte, wie er ja auch seinen Bevollmächtigten in Chatillon in eine gelinde Verzweiflung dadurch versetzte daß er ihn einmal ermächtigte mit den Verbün=deten abzuschließen und gleich darauf, wenn er sich im Felde sicherer glaubte, alle Zugeständnisse wieder zurückzog, höchstens die Anerbietun=gen von Frankfurt a. M. als Grundlage der Unterhandlung gelten lassen wollte. So kam es denn daß Maria Louise am 22. März an ihren Vater ein Schreiben richten konnte, dessen Inhalt ein volles Licht auf den Standpunkt wirft den Napoleon sie noch in dieser letzten Zeit einnehmen ließ. „Die Nation hat viel Muth und Energie besonders die Bauern welche sehr erzürnt sind seitdem man sie so mißhandelt hat. Ihre Heere könnten geschlagen werden, denn die Armee des Kaisers", so schrieb die arme Getäuschte, „ist schöner und stärker als jemals". Nicht um Napoleon's willen allein möge darum ihr Vater vom Kriege abstehen: „es ist auch ihr Intereße uns den Frieden von Frankfort vor=zuschlagen; . . sonst könnten sie in wenig Monathen genöthigt werden, einen schlechteren und nachtheiligen Frieden zu schließen". Sie beschwört ihn bei allem was ihm heilig die Sache nicht auf's äußerste zu trei=ben, „nicht ganz Europa der Habsucht Englands und des Ehrgeizes und Haß des Grafen Stadion und andere aufzuopfern. Sie opfern da=durch auch das Intereße Ihrer Monarchie, das Glück Ihrer Familie, und die Ruhe Ihres Lebens auf". Der Friede, „welchen man uns anbiethet und welcher uns erniedrigt und Antwerben der Monarchie entreißt", sei unannehmbar; ihr Vater möge überzeugt sein daß, wie sie den Kaiser kenne, „ihm nichts dazu bringen wird können, Antwerben herzugeben, ohngeachtet alles was man in Chatillon machen oder sagen könnte!" Ihr Vater möge auf den „Frieden von Frankfort" zurück=kommen; dies sei „der einzige dauerhafte, und der einzige vortheilhafte", nicht blos für Frankreich sondern auch für seine Monarchie . . .

Der Congreſs von Chatillon war am 19. März erfolglos auseinandergegangen. Daſs dies Maria Louise da sie ihren Brief schrieb noch nicht wuſste, läßt sich aus den durch das Näherrücken der verbündeten Truppen nun schon sehr empfindlichen Stockungen des Verkehrs erklären. Auch von allen darauffolgenden Vorgängen hatte man in Paris blos ungenaue Kunde; es war mehr nur das dunkle Gefühl daſs der Kaiser von Paris weggedrängt sei, daſs die Dinge einer nahen Entscheidung entgegengehen. Mit jedem Tage mehrten sich in der Hauptstadt die Wahrzeichen allgemeiner Sorge und Bestürzung. Die Vermöglicheren sandten ihre werthvollsten Gegenstände in die vom Kriegsschauplatze entlegenen Provinzen. Die höchstgestellten Persönlichkeiten machten davon keine Ausnahme; der Polizei-Minister schickte seine beiden Töchter und die schöne Einrichtung seines Hotels in der Rue Cerutti in ein Landhaus das er nächst Toulouse besaß. Umgekehrt zogen sich viele Familien aus den Dörfern Villen und Meiereien des Weichbildes von Paris mit dem besten Theile ihrer Habe in die Hauptstadt die ihnen mehr Schutz zu bieten schien. Vor den Barrieren erschienen Trupps von Landleuten, ihr Vieh vor sich hertreibend, auf Karren Bettzeug und Einrichtungsstücke mit sich führend. Alle Straßen in den Vorstädten, die Boulevards, die größeren Plätze der Stadt waren angefüllt mit Flüchtlingen dieser Art, zu deren Unterbringung die Gasthäuser mit ihren Schuppen und Ställen bei weitem nicht auslangten. Die Frage des Bleibens in Paris wurde nun auch für die Regentschaft eine mit jeder Stunde dringendere. Maria Louise, so wird von glaubwürdigen Seiten versichert, war für das Ausharren. Sie konnte sich schwer entschließen die Stadt, deren Bevölkerung so sprechende Beweise ihrer Anhänglichkeit und Opferwilligkeit gegeben, zu verlassen und damit gleichsam preiszugeben; sie soll sogar die Absicht, sich mit ihrem Sohne auf das Hotel de Ville zu begeben und dort die Bürgerschaft aufzurufen, gehabt und dieselbe nur auf eindringliches Zureden wieder aufgegeben haben [160]). Noch entschiedener für das Bleiben war, wie dies in ihrem Charakter lag, die Königin Hortense. „Ich wollte ich wäre die Mutter des Königs von Rom", sagte sie, „ich wüſste die Entschlossenheit die mich beseelt Allen einzuflößen!"; und als ihr gegenüber der Minister Regnault von den Gefahren sprach

die es hätte wenn die Kaiserin Paris verließe: „Leider kann ich mich nicht an ihre Stelle setzen!“ Von den Brüdern des Kaisers war Joseph unschlüßig, Louis aber entschieden für die Abreise damit man die Stadt um so rückhaltloser vertheidigen könne. Seinem Gebot mußte sich zuletzt auch seine Gemahlin fügen.

Die Regentschaft wusste vom Kaiser kaum mehr als das Publicum; seit mehreren Tagen hatte man keine unmittelbare Nachricht von ihm erhalten, bis ein fataler Umstand das lange Schweigen aufklärte. Ein Courier, der der Kaiserin eine diesmal ausnahmsweise nicht-chiffrirte Depesche vom 21. zu überbringen hatte, worin ihr Napoleon seinen Entschluß die Marne aufwärts zu ziehen und dadurch den Feind von Paris abzulenken mittheilte, war in Meaux, das der Eilbote noch von französischen Truppen besetzt glaubte, den Verbündeten in die Hände gefallen. Eines Morgens darauf erschien bei den französischen Vorposten ein Parlamentär mit einem an die Regentin gerichteten in verbindlich ehrerbietigen Ausdrücken abgefassten Schreiben Blücher's das als Inlage die aufgefangene Depesche des Kaisers enthielt. Abends war Spiel bei der Regentin, Savary befand sich unter den an ihren Tisch gezogenen Personen; sie ließ die Karten nicht aufmachen, sondern wartete ab bis man sich an den anderen Tischen rangirt haben und die allgemeine Aufmerksamkeit etwas abgelenkt sein würde, und leitete dann ein Gespräch ein. Nach mehreren gleichgiltigen Dingen wandte sie sich an den Polizei-Minister mit der Frage ob er Nachrichten vom Kaiser habe, was jener mit Bedauern verneinte. „Aber ich habe welche“, sagte sie, erzählte nun den Vorfall vom heutigen Morgen und knüpfte daran sorgenvolle Betrachtungen über das unglückselige Zusammentreffen. Man suchte ihr die Sache in tröstlicherem Lichte darzustellen, sie stimmte scheinbar bei, aber mit einer Miene die verrieth dass sie sich in ihrem Innern keiner Täuschung hingeben wollte [161]).

Am 27. März häuften sich die schlimmen Anzeichen. Die in der Nähe der Hauptstadt manoeuvrirenden Marschälle Marmont und Mortier kamen in stets größere Bedrängnis, die Heere der Verbündeten, von denen man eine Zeit vermuthet hatte sie seien auf den Fersen des Kaisers, zogen mit Macht heran [162]). Flüchtlinge aus Coulommiers, vierzehn Lieues von Paris, kamen in die Hauptstadt;

Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm hatten daselbst übernachtet. Abtheilungen der feindlichen Haupt-Armee, so erfuhr man, waren durch la Brie gezogen von wo sie bei Lagny die Marne erreicht hatten. Der Kriegs-Minister holte eiligst die Vollmacht der Regentschaft ein, die Corps der beiden Marschälle zum Schutze von Paris herbeizurufen; dieselben trafen zur selben Zeit in Charenton ein wo die Heeressäulen der Verbündeten auf der Straße von Meaux über Claye vordrangen.

Am 28. März wurde auf Andringen des Herzogs von Feltre der große Regentschaftsrath zu einer geheimen Berathung unter Vorsitz der Kaiserin einberufen; es handelte sich um die endgiltige Entscheidung der Frage, ob Paris zu halten oder zu verlassen sei. Der Kriegs-Minister war für die Räumung der Hauptstadt und begründete seine Meinung mit militärischen Erwägungen. Ihm trat Boulay (de la Meurthe) mit aller Entschiedenheit entgegen: „verlasse die Kaiserin die Hauptstadt so werde man dies als Flucht auslegen; die Einen werden darin eine Aufforderung erblicken ihrem Beispiele zu folgen, die Anderen werden sagen daſs die Regentin und der Prinz, auf den mächtigen Schutz des Kaisers Franz bauend, nur auf ihr eigenes Heil bedacht seien; die Bestürzung werde allgemein sein". Savary und der alte Regnier schloßen sich mit Wärme dieser Meinung an, für die auch Talleyrand mit kühlen Betrachtungen eintrat: „Paris aufgeben indem man die Kaiserin daraus entfernt, heiße die Verbündeten aller Schwierigkeiten überheben die sie finden könnten um einen vollständigen Umsturz der Dinge herbeizuführen". Der Regentschaftsrath ging auseinander ohne daſs ein Beschluß gefaſst worden wäre. Am späten Abend fand eine neuerliche Zusammentretung statt; die Ansicht der Räthe war dieselbe wie ein paar Stunden früher, es war fast Einhelligkeit für das Ausharren der Kaiserin in Paris. Da zog der General-Lieutenant die beiden Briefe seines kaiserlichen Bruders, vom 8. Februar und vom 16. März, hervor deren Inhalt er mittheilte, und nun fielen für die Meisten alle Zweifel weg. Der Wille des Kaisers schien klar, und mit Stimmenmehrheit wurde der Beschluß gefaſst: die Kaiserin und der König von Rom, nur vom Fürst-Erzkanzler begleitet, hätten am morgigen Tage Paris zu verlassen, König

Joseph und die Minister dagegen zum Schutze der Hauptstadt zurückzubleiben. Nachdem sich die Kaiserin in ihre Gemächer zurückgezogen ließen sich König Joseph und Cambacérès bei ihr melden, stellten ihr noch einmal die bedenklichen Folgen vor die es haben könnte wenn sie der Hauptstadt ihre Gegenwart entzöge, und wie es nur von ihr abhänge bei einer so schwierigen Verkettung der Umstände zu bestimmen für welchen Ausweg man sich entscheiden solle. Maria Louise entgegnete daſs sie, angesichts der vorliegenden Willensmeinung des Kaisers und des von der Mehrheit des Regentschaftsrathes gefaſsten Beschlußes, sich nur dann entschließen könnte anders lautende Befehle zu geben wenn die beiden Herren sich herbeifänden mit Wort und Schrift dafür einzustehen. Da weder der General-Lieutenant noch der Fürst-Erzkanzler diese Verantwortlichkeit auf sich nehmen wollten, schloß dieser Zwischenfall mit der Erklärung Maria Louisens daſs, müßte sie mit ihrem Sohne, wie der Kaiser schreibe, in der Seine zu Grunde gehen, sie keinen Augenblick Anstand nehmen könne seiner Weisung nachzukommen, und daſs das Verlangen das der Kaiser in so unzweideutiger Weise ausgesprochen für sie die Weihe eines Befehls habe [163]). Noch von anderer Seite wurde in die Kaiserin im letzten Augenblicke gedrungen, sie möge bleiben. Insbesondere soll Hortense ihr in diesem Sinne zugeredet haben: „Meine Schwester, Sie wissen daſs, wenn Sie Paris verlassen, Sie die Vertheidigung der Hauptstadt lähmen und dadurch Ihre Krone preisgeben". „Sie haben Recht", war die Antwort Maria Louisens, „aber der Fehler liegt nicht an mir!" [164]).

Als man nach der Berathung auseinanderging sagte Talleyrand zu dem Polizei-Minister: „Es ist nicht jedermanns Sache sich von dem einstürzenden Gebäude begraben zu lassen; wohlan denn, warten wir ab was da kommen wird!" Alle trugen den Eindruck davon daſs man wohl dem letzten Acte dieser Regierung beigewohnt habe; kaum einer war unter den Räthen der nicht, indem er die Tuilerien verließ, seinen bisherigen Genossen ein bekümmertes Lebewohl sagte.

VIII.

Flucht aus Paris.

50.

Der große Carrousel-Platz vor den Tuilerien war am Morgen des 29. März 1814 angefüllt mit Kutschen und Fourgons aller Art, die Staats-Carrossen, selbst die Krönungswagen nicht ausgenommen. Baron Méneval hatte bis in die Nacht hinein gearbeitet um Acten und Papiere auszuscheiden, von denen ein Theil mitgenommen der andere im letzten Augenblicke verbrannt werden sollte[165]. Der noch vorhandene kaiserliche Schatz, ungefähr 12,000.000 Fr. größtentheils in Gold, die Kron-Diamanten, das werthvollste Tafelgeschirr wurden mitgenommen. Außer dem Hofstaate der Kaiserin und des Königs von Rom hatten mehrere Großwürdenträger des Reiches so wie die kaiserlichen Kanzleien die Reise der Regentin mitzumachen.

Um 9 Uhr stand alles zur Abfahrt bereit, die Reisewagen bespannt und gerüstet harrten nur auf das Einsteigen der hohen Persönlichkeiten die sie einnehmen sollten; ein Theil der Gepäckwagen war bereits in Marsch gesetzt. Es war Tags zuvor verabredet worden daß der General-Lieutenant und der Kriegs-Minister am frühen Morgen auf den wichtigsten Posten eine Rundschau halten sollten um sich von dem Stande der Dinge, vorzüglich bei den Marschällen Marmont und Mortier zu überzeugen; erst nachdem sie zurückgekehrt sein und Bericht

erstattet haben würden sollte das Zeichen zur Abfahrt gegeben werden. Die Kaiserin war seit sieben Uhr morgens in Reisekleidern, Besorgnis und Aufregung ließen ihr keine Ruhe, sie hatte kein Ohr für die Fragen die ihr Söhnchen in seiner kindlichen Unbefangenheit an sie richtete. In dieser Zeit bangen Harrens wurde plötzlich die Thüre des Vorsaales aufgerissen: alle Welt erwartete eine Botschaft des Königs Joseph; allein es war eine Deputation der Nationalgarden-Officiere die dringend vor die Kaiserin gelassen zu werden verlangten. Man säumte nicht ihren Wunsch zu erfüllen, und in Ausdrücken opferwilliger Hingebung und Entschlossenheit beschworen sie die Regentin sie möge bleiben, die Hauptstadt nicht durch ihre Abreise blosstellen, sich und ihren Sohn dem Schutze der treuen Pariser anvertrauen. Maria Louise antwortete in Thränen, „sie fühle sich tief gerührt von diesem Zeichen der Anhänglichkeit; aber sie sei nur eine Frau, sie habe keinen Willen als den ihres Gemahls, der ihr gebiete Paris unter diesen Umständen zu verlassen“.

Es kam eine Botschaft des Herzogs von Feltre die dringend zur Abfahrt rieth. Dennoch zögerte man; noch war keine Nachricht vom König Joseph da, die vielleicht das Bleiben räthlich erscheinen ließe. Allein Stunde um Stunde verrann ohne daß der General-Lieutenant etwas von sich hören ließ; voll Angst und Unruhe kam und ging die Kaiserin in ihren Gemächern hin und wieder, fragte diesen fragte jenen. Gegen 11 Uhr V. M. sandte Clarke noch einmal einen Ordonnanz-Officier: „es sei keinen Augenblick mit der Abfahrt zu zögern wenn man nicht Gefahr laufen wolle streifenden Kozaken in die Hände zu fallen“. So wurde denn das Zeichen gegeben die Wagen zu besteigen. Im letzten Augenblicke zeigte sich der Prinz widerspänstig. Obgleich gewohnt bald nach Saint-Cloud bald nach Compiègne bald nach Fontainebleau gebracht zu werden, wollte er sich diesmal nicht fügen. Er weinte, schrie, warf sich zur Erde: „Nicht nach Rambouillet gehen“, rief er seiner Mutter zu, „das ist ein elendes Schloß, hier bleiben!“ Die Gouvernante suchte ihn zu bereden, versprach ihm neues Spielzeug, es war alles umsonst; so oft sie seine Hand ergreifen wollte warf er sich auf den Boden, schlug um sich und rief ärger als früher: „Ich will mein Haus nicht verlassen; ich will nicht fort; da Papa

nicht da ist, habe Ich zu befehlen!" Zuletzt wurde der dienstthuende Stallmeister de Canisy herbeigerufen der den Prinzen in seine Arme faßte und forttrug. Aber auch der hatte Mühe genug; an den Vorhängen suchte sich der kleine Wildfang festzuhalten, an die Thürflügel, an das Stiegengeländer klammerte er sich krampfhaft indem er fortwährend weinte und schrie: „er wolle nicht fort, er wolle in Paris bleiben". Die Reisewagen wurden bestiegen; mit ernstem Schweigen das nur die Seufzer und das stille Weinen der Kaiserin und ihrer Damen unterbrachen nahm alles seine Plätze ein; etwa sechzig bis achtzig Zuschauer die sich vor den Tuilerien angesammelt hatten, waren stumme Zeugen dieses traurigen Auftrittes. Der Zug setzte sich in Bewegung und begann sich endlos aus dem Hofe zu entwickeln; er nahm die Länge einer französischen Meile ein. Bei 1200 Mann zu Fuß und zu Pferde, doch ohne Geschütze, bildeten die Bedeckung, der hundert Kozaken mit einer Kanone große Verlegenheit bereiten konnten. König Joseph als „General-Lieutenant und Oberbefehlshaber der Nationalgarde" theilte bald darauf der Bevölkerung von Paris mit daß der Regentschaftsrath für die Sicherheit der Kaiserin und des Königs von Rom gesorgt habe; daran war die Aufforderung geknüpft „in den Waffen treu auszuharren, die Stadt für eine kurze Zeit in ein Kriegslager zu verwandeln, den Feinden vor den Mauern von Paris ein schmähliches Grab zu bereiten".

Um 3 Uhr N. M. langte Maria Louise mit ihrem Sohne in Rambouillet an wo sich bald König Louis, der Erzkanzler und mehrere hohe Würdenträger, die der Kaiserin auf dem Fuße gefolgt waren, einfanden. Alle Äußerlichkeiten des Hoflebens wurden auf das pünktlichste eingehalten; im Schlosse angekommen befand sich jeder auf seinem Posten, in der Uniform die ihm zukam und in dem von der Etiquette vorgeschriebenen Dienste [166]). Dem Verweilen in Rambouillet lag die Absicht zu Grunde Nachrichten aus Paris oder vom Kaiser zu erwarten; als keine ankamen wurde als nächstes Ziel Tours ins Auge gefaßt, am 30. morgens die Weiterreise angetreten und bis Chartres fortgesetzt. In der Nacht zum 31. kamen die Könige Joseph und Jerôme mit den Königinen, der Kriegs-Minister, der Minister der

Kriegsverwaltung und der der Marine so wie der Ober-Richter in Chartres an, die Paris am 30. um 5 Uhr N. M. verlassen hatten. Die Königin Hortense hatte sich, dem ausdrücklichen Befehle ihres Gemahls zuwider, von ihnen getrennt und auf Schloß Navarre zu ihrer Mutter Kaiserin Josephine begeben. Am 31. wurde in Châteaudun das Nachtlager aufgeschlagen, am 1. April in Vendôme. Am Morgen des 2. gelangte nach langen Tagen der erste Brief des Kaisers in die Hände Maria Louisens, der unter anderem dessen Wunsch enthielt die Regentschaft möge vorerst ihren Sitz in Blois aufschlagen. Zur selben Zeit kam von anderer Seite die Unglückskunde von der Einnahme von Paris durch die Verbündeten. Sogleich wurden Anstalten zur Änderung der Marschrichtung getroffen, an den Grand Juge mehrere Staatsräthe und Senatoren, die sich bereits auf dem Wege nach Tours befanden, Gegenbefehle abgeschickt.

Die Straße von Vendôme nach Blois hatte man erst angefangen zu bauen, sie war durch vorausgegangene Regen an manchen Stellen fast unfahrbar geworden. Die Mehrzahl der Gepäckwagen, besonders die schwerbeladenen, blieben im Kothe stecken, man mußte die Pferde anderer Wagen zu Hilfe nehmen um sie herauszubringen und dann dasselbe Mittel bei diesen letzteren anwenden, was für diesen Theil des Reisezuges unliebsamen Aufenthalt verursachte. Auch die prachtvollen Krönungswagen, an glatte höfliche Bahn gewohnt, mußten sich durch den Schutt und Schmutz einer im Umbau begriffenen Straße zerren lassen. Am ersten kamen, noch im Laufe des Vormittags, die Garde-Dragoner und einige Abtheilungen Cavallerie in die gute Stadt Blois, die nicht wenig überrascht war sich von einem so hohen so zahlreichen und so anspruchsvollen Besuche beehrt zu sehen. Das Präfectur-Gebäude wurde in aller Eile zum Empfange der Kaiserin und des Königs von Rom hergerichtet, alle bemittelten Einwohner der Stadt, besonders jene in der Nähe der Präfectur, empfingen die Aufforderung zur Aufnahme der anderen Majestäten, des Fürst-Erzkanzlers, der Minister 2c. Zimmer frei zu machen. Die Nationalgarde und die Garnison der Stadt wurden unter Waffen gerufen um im Vereine mit den bereits eingetroffenen Abtheilungen der Reise-Bedeckung Spalier zu bilden. Der Präfect Christiani de Ravazau, der sich an das

entgegengesetzte Ende seines Departements begeben hatte um sich den nach Tours vorbeiziehenden Majestäten vorzustellen, wurde eilends zurückberufen um sie in Blois zu empfangen wo dieselben 5 Uhr N. M. ihren Einzug hielten. Die Menge grüßte schweigend; kein Ruf unterbrach die beklommene Stille welche die Ankommenden und die Empfangenden gegen einander beobachteten. Am folgenden Tage 3. April, es war der Palm-Sonntag, hörte die Kaiserin die heilige Messe, die der Pfarrer Gallois von St. Louis las, da man vergessen hatte einen Geistlichen der kaiserlichen Capelle von Paris mitzunehmen. Nachmittags empfing sie die städtischen Behörden. Tiefe Traurigkeit malte sich auf ihren Zügen als sie, den König von Rom an der Hand, vor den Versammelten der verschiedenen Körperschaften erschien die ihr, ohne eine Ansprache zu halten, durch stumme Verbeugung ihre Ehrfurcht und Ergebenheit bezeigten. Sie richtete an die Vertreter der verschiedenen Körperschaften wenige Worte und begann dabei, was als eine Neuerung auffiel, anstatt mit den politischen oder militärischen Behörden mit dem Clerus der Stadt.

Blois war jetzt die letzte Zufluchtsstätte, aber auch der Hauptsitz der Napoleon'schen Herrschaft in Frankreich. Was von den Würdenträgern nach Tours vorausgegangen war, so wie Andere die sich gleich der Kaiserin-Mutter nach Orleans gewandt hatten, kamen der Reihe nach in Blois an und schaarten sich um die Regentin. Einige blieben allerdings ganz aus, entweder aus Berechnung wie Talleyrand der sich, scheinbar beflissen der Kaiserin nachzureisen, an den Barrieren von Paris von verbündeten Abtheilungen abfangen und nach Paris zurückbringen lassen, oder aus Furcht wie der Cultus-Minister Graf Bigot und der General-Director der Bibliothek Baron de Pomereul die sich in die Bretagne geflüchtet hatten [167]). Doch blieben der Anwesenden für den Umfang und die Mittel der alterthümlichen, an den Berg hinaufgebauten Stadt Blois mehr als genug. Alle Häuser waren vollgestopft, es gab nicht eine Partei die nicht einen Theil ihrer Wohnung, ein Zimmer, ein Bett für die neuen Gäste abtreten mußte. Dazu die ungewohnte Anzahl von Pferden, der Train der Kaiserin allein zählte über 200, und eine Vermehrung der Garnison um 1200 Mann. Das Präfectur-Gebäude bildete eine Art Haupt-Quartier, in welchem das

Ab- und Zuströmen der mancherlei Bediensteten, der Couriere und Ordonnanzen eine mit jedem Augenblicke wechselnde Schau bot. Gleich am ersten Tage nach der Ankunft der Kaiserin wurde Regentschaftsrath gehalten, der von da an Tag für Tag, selbst zu wiederholten Malen stattfand. Die Minister erschienen dabei in der kleinen Uniform, gestiefelt und bespornt, wie jeden Augenblick bereit sich auf das Pferd zu schwingen und ihnen gewordene Befehle an ihren Bestimmungsort zu überbringen. Weniger Beweglichkeit zeigte der alte Cambacérès der sich durch die steilen Straßen der Stadt in einer Säufte tragen lassen mußte. Maria Louise fehlte in den Sitzungen nie und lag allen durch ihre Stellung ihr auferlegten Verpflichtungen mit einer Gewissenhaftigkeit ob die leider an der trübseligen Lage nichts bessern konnte. Das Gefühl dafs es zu Ende gehe, lag wie ein drückender Alp auf allen Gemüthern. Doch wurden alle äußern Formen nach Möglichkeit gewahrt; ja manche der Höflinge legten eine Beflissenheit an den Tag die wohl nur ihren geheimen Entschluß verhüllen sollte, bei der ersten günstigen Gelegenheit auf ein ihre Person sicherstellendes Abkommen mit der neuen Lage der Dinge bedacht zu sein.

In den Ministerien wurde eifrig gearbeitet. Graf Montalivet richtete an alle Präfecten ein Rundschreiben worin er ihnen bekannt gab dafs sich die Regierung „für den Augenblick" in Blois eingerichtet habe und dafs hieher alle Zuschriften an Minister und was immer für Central-Behörden, mit sorgfältiger Vermeidung irgend welchen Verkehrs mit Paris, zu richten seien[168]). Am fleißigsten war man im Kriegs-Departement. Ein paar Dutzend Beamte desselben arbeiteten Tag und Nacht an den Vorbereitungen für eine neue Truppen-Aushebung. Man zog mehrere Heeresabtheilungen in Rechnung mit deren Stationen die Verbindung noch offen war; man hatte in dem benachbarten Orleans eine nicht unansehnliche Truppenzahl mit Artillerie und Schießbedarf. Unter der Brücke von Blois und an anderen Übergangspunkten über die Loire wurden Minen angelegt um die Werke im Augenblicke der Gefahr in die Luft zu sprengen. Die Civil- und Militär-Spitäler der Stadt wurden mit einer Rücksichtslosigkeit geräumt die das ärztliche Personal empörte und, nach der Versicherung eines Zeitgenossen[169]), in der That zur Folge hatte dafs ein Dritttheil

der Kranken und Verwundeten ihre überstürzte Fortschaffung mit dem Leben bezahlte. Eben so mußte das mit Gefangenen angefüllte Schloß, ehemals ein Wohnsitz der Könige, und das Collegiums-Gebäude freigemacht werden, da die Schule von Saint-Cyr, jene von Charenton und die der Pagen nach Blois übertragen werden sollten.

51.

Napoleon hatte, nachdem er seine Absicht Schwarzenberg von Paris abzuziehen vereitelt gesehen, sich von der oberen Marne westwärts gewandt um sich seiner bedrohten Hauptstadt wieder zu nähern. Es war zu spät. Auf dem Wege von Villeneuve-sur-Vannes nach Paris, in der Nacht vom 30. zum 31. März, kam ihm eine Abtheilung französischer Cavallerie entgegen die bereits auf dem Rückwege nach Fontainebleau begriffen war. Da brach er zusammen; an den Stufen eines Doppelbrunnens an der Straße kauerte er nieder, hielt sein Antlitz mit beiden Händen verhüllt und saß stumm und dahinbrütend eine Weile da. Dann erhob er sich, sandte den Herzog von Vicenza mit Aufträgen an den Kaiser Alexander nach Paris, während er selbst nach Fontainebleau ging um daselbst seine von der Yonne heranziehenden Truppen zu sammeln. Nach Blois aber sandte er tröstliche Botschaft; es war als ob es sein Stolz und seine Liebe nicht über sich brächten Maria Louisen seine Niederlage und seinen Sturz zu bekennen.

Am 3. April gelangten in die Hände der Regentin zwei Bulletins, das eine vom 30. März das von allerhand Vortheilen erzählte welche die kaiserliche Armee über einzelne Abtheilungen der Verbündeten davongetragen, das andere vom 2. April das die Bedeutung der Einnahme von Paris möglichst abzuschwächen suchte. Die Regentschaft säumte nicht, Abdrücke der beiden Schriftstücke in Blois anzuschlagen, andere nach Orleans und in benachbarte Städte zu schicken, denen eine Ansprache der Kaiserin beigegeben war: „der Kaiser befinde sich wohl und wache über alles, die Regentin und der König von Rom seien gesund,

alle patriotischen Franzosen möchten sich ermannen und schaaren um die Adler ihres Monarchen" [170]).

Von da an bekam Maria Louise häufigere Nachrichten von ihrem Gemahl der ihr, trotzdem die Straße zwischen Fontainebleau und Orleans bereits in hohem Grade gefährdet, stellenweise schon unterbrochen war, täglich einen Courier sandte. Die arme Frau auf die jetzt von allen Seiten das Unglück hereinstürmte, die täglich eine neue Hiobspost um die letzten ihrer Hoffnungen brachte an die sie sich noch klammern wollte, empfand mehr wie je die Sehnsucht nach ihrem Gemahl um an seiner starken Seite Schutz und Trost zu suchen. Sie war auch körperlich leidend; Sorgen und Kummer, Aufregung und Schlaflosigkeit hatten sie in den letzten Tagen so herabgebracht daſs sie fast nur weinen konnte. Und dann kamen wieder die Tröster die ihr schmeichelnd vorspiegelten daſs sie ja ihren Vater habe auf den sie zählen, der sie unmöglich seinen Verbündeten opfern könne, der um ihretwillen auch für das Beste ihres Gemahls besorgt sein werde. . .

Am 4. April traf in Blois ein Fuhrmann ein der einen mit „Sacken" gezeichneten Paſs vorwies und sich sogleich von einer neugierigen Menge umringt sah. Er kam aus Paris; er erzählte wie der Einzug der Verbündeten in gröſster Ordnung stattgefunden, wie der tiefste Frieden in der Stadt herrsche; er wuſste nichts von Zügellosigkeiten der fremden Truppen, von wildem Hausen der gefürchteten Kozaken ꝛc. Diese Mittheilungen machten auf das Volk tiefen Eindruck. War es dann richtig was man ihnen von den Schrecken und Gräueln der „Invasion" gedroht hatte? Waren die Verbündeten wahrhaftig die Leute die, wie es in den kaiserlichen Aufrufen und Manifesten fortwährend hieß, es nur auf den Untergang, auf die Demüthigung, auf die Schmach Frankreichs abgesehen hatten? War es nicht aller Erwägung werth wie man sich in die neue Lage der Dinge, anstatt sie unbesonnen von sich zu weisen, zu schicken haben werde? Auch von andern Seiten kamen nach Blois Nachrichten von den letzten Vorgängen in Paris: daſs Kaiser Alexander den Herzog von Vicenza nicht vorgelassen habe, daſs die Verbündeten von Napoleon und dessen Familie nichts mehr wissen wollen, daſs die Abdankung des französischen

Kaisers, die Wiedereinsetzung der Bourbons im Werke sei. Bei der zarten Rücksicht welche die nächste Umgebung der Regentin ihr gegenüber einzuhalten sich zur Pflicht gemacht, wurde ihr aller Wahrscheinlichkeit nach nur die erste dieser Mittheilungen in schonender Weise beigebracht, und im Einverständnisse mit ihr verließen um 3 Uhr N. M. die Könige Joseph und Jérôme mit dem Kriegs-Minister Clarke Blois um sich zu ihrem Kaiser zu begeben und von ihm Verhaltungsbefehle einzuholen. Maria Louise aber griff in ihrer Noth zu dem einzigen Mittel das ihr noch Rettung bringen zu können schien: die Dazwischenkunft ihres Vaters anzuflehen. Wir schalten den Brief seinem vollen Wortlaute nach ein. Besser als wir es vermöchten, schildert er die trostlose Lage der Dinge und den bedauernswerthen Zustand der Schreiberin; in dem verwirrten Styl, in den Wiederholungen desselben Gedankens, derselben Ausdrücke, in den Verstößen gegen Satzbau und Zusammenhang spiegelt sich die qualvolle Unruhe ihrer Seele, die Pein ihres von Zweifeln und Ahnungen beängstigten Gemüths; wir versetzen uns in die Lage der armen verlassenen Frau die kaum mehr weiß was sie denken, welchen Ausweg sie ergreifen, was sie thun und lassen soll. Der Brief lautet:

Liebster Papa!

Ich schicke Ihnen den Herzog von Cadore um Ihnen unsere traurige Lage zu schildern ich bitte Sie ihm selbst zu sehen, er hat mein ganzes Vertrauen er kann Ihnen mündlich beßer alles sagen, was mich betrifft, beßer als ich es Ihnen schriftlich sagen kann.

Die Lage der Dinge ist so traurig und so schrecklich für uns, daß ich mit meinem Sohne meine Zuflucht zu Ihnen nehme, ich bin überzeugt daß Sie allein in diesem Augenblicke uns helfen können. Ich bin überzeugt daß Sie meine Bitten gnädig anhören werden, und daß Sie nicht die Ruhe und das Intereße, Ihres Enkels und Ihrer Tochter der Habsucht Englands und Rußlands aufopfern werden. Ich weiß daß der Herzog von Vicence nach Paris abgegangen ist um zu negoziren, und daß der Kaiser Alexander ihm nicht sehen hat wollen. Ich bin auch überzeugt daß der

Kaiser, in diesen kritischen Umständen, alle Opfer bringen würde, welche nothwendig seyn könnten, um den Frieden und die so nöthige Ruhe für das Glück seiner Völker zu erhalten. Man hätte auch Paris beßer vertheidigt, wenn man nicht gedacht hätte, daß es mit Ihrer Einwilligung besetzt wurde, wir waren versichert daß Sie weder Ihren Enkel noch Ihre Tochter verlaßen möchten. Es ist also in Ihre Hände liebster Papa daß ich mein Heil lege, ich bin versichert daß Sie uns aus diesem schrecklichen Augenblick welcher mir so viele Sorgen verschaft helfen werden. Der Herzog von Cadore wird Ihnen unsere traurige Lage beßer erklären, als ich es selbst machen würde können. Ich schicke ihm ab von dem Orte wo ich meinem Aufenthalte habe. Meine Gesundheit leidet von allen diesen Unglücken, sie wird täglich schlechter und ich bin überzeugt daß Sie mich nicht in die traurige Lage setzten möchten, zu wünschen, nicht so lange zu leben. Noch einmal liebster Papa, ich bitte Sie haben Sie mit mir Erbarmen. Ihnen vertraue ich das Heil von jenen welches mir am theuersten in dieser Welt ist, eines Sohnes welcher noch zu jung ist, um alle unsere Kummer und Sorgen zu kennen, und welchen ich gern sagen möchte können mit der Zeit, daß er Ihren dar zwischen kommen, sein künftiges Glück und Ruhe, der seines Vaters, und das Glück derjenigen verdanket welche Ihnen zärtlichst die Hände küßt, und stets seyn wird

Liebster Papa

Ihre gehorsamste

den 4ten Aprill 1814. Tochter Louise m. p.

Champagny ging mit dem ihm anvertrauten Schreiben noch denselben Tag oder in der darauf folgenden Nacht ab; seine Stelle als Staats-Secretär der Regentschaft versah inzwischen Montalivet.

Am 6. April morgens waren die beiden Könige wieder in Blois zurück. Sie hatten den Kaiser nicht gesehen und gesprochen, sie waren nur bis Orleans gekommen wo sie Depeschen aus Fontainebleau trafen die sehr unangenehm lauteten; ihr kaiserlicher Bruder bezeigte ihnen darin u. a. seinen Unwillen dass sie aus Paris gegangen waren;

sie hatten sich darum nicht aufgelegt gefunden eine persönliche Begegnung mit ihm zu suchen. Unmittelbar nach ihrer Rückkunft trat der Regentschaftsrath zusammen wo beschlossen wurde einen Aufruf an die Franzosen zu entwerfen und denselben auf den 3. zurückzudatiren. „Der Kaiser", wurde darin gesagt, „befinde sich an der Spitze seiner Truppen ‚si souvent victorieuses' unter den Mauern von Paris; jede in Händen des Feindes befindliche Stadt höre dadurch auf frei zu sein; nur die von der Regentschaft ausgehenden Weisungen und Befehle können Achtung beanspruchen. Ihr werdet", lautete der Schluß, „fest an euren Eiden halten, ihr werdet die Stimme einer Fürstin hören die sich eurer Treue anvertraut hat, die stolz darauf ist Französin und an die Geschicke eines Souverains gekettet zu sein den ihr frei gewählt habt. Mein Sohn war eurer Herzen weniger sicher zur Zeit unseres Glückes. Seine Rechte und seine Person befinden sich in eurem Schutze!" [171]).

Am andern Morgen, 7. April, war die Proclamation in Blois überall angeschlagen. Ihre Wirkung war so gut wie keine; sie trug den Stempel der Ohnmacht an ihrer Stirne; denn wo waren die Streitkräfte die allein sie zur Wahrheit machen konnten? Den Eindruck vollends zu verwischen, trafen am selben Tage Flüchtlinge in der Stadt ein die von Chartres her Botschaft brachten daſs sich ein ansehnliches feindliches Corps gegen Blois heranbewege „offenbar um die Kaiserin und den Prinzen aufzuheben". Im Regentschaftsrath herrschte große Bestürzung. Es wurde beschlossen alles nutzlose Fuhrwerk von Blois fortzuschaffen, wie insbesondere die Krönungswagen die man nach Chambord bringen ließ. Joseph und Jerôme riethen allsogleich aufzubrechen und sich nach Tours oder nach Rennes zu begeben. Allein Maria Louise war dazu nicht zu bringen; wuſste sie doch nicht wie der Kaiser darüber dachte, von dem sie sich überdies damit nur entfernt haben würde anstatt, wie sie nicht aufhörte zu wünschen, sich ihm anzuschließen. Aber auch ihrem Vater wäre sie dadurch entrückt worden auf den sie jetzt alle ihre Hoffnungen setzte. Hatte Champagny ihn aufgefunden? Hatte er ihm ihren Brief eingehändigt? War er nicht etwa von streifenden Kozaken aufgefangen worden? Um in dieser Richtung beruhigt zu sein, schrieb die unglückliche Fürstin einen zweiten

Brief, der im ganzen nur wiederholte was sie am 4. geschrieben; es kamen dieselben Gedanken und Wendungen, fast die gleichen Ausdrücke und Wiederholungen darin vor, so daſs man versucht wäre zu glauben sie habe sich vom frühern eine Abschrift zurückbehalten. Neu war nur etwa der Satz: „Der Kaiser war bereit alle Opfer dem Glücke und der Ruhe Frankreichs zu bringen. Er hat dem Throne entsagen wollen unter der Bedingung daß man seinem Sohne krönen möchte, unter meiner Regentschaft man hat es ihm abgeschlagen .... Der Graf Renaud" — der Minister Regnault sollte Ueberbringer dieses zweiten Schreibens sein — „kann Ihnen sagen wie unglücklich ich bin. Ich schicke ihm von Blois ab" 2c.

52.

Die unmittelbare Umgebung der Regentin ließ selbst noch in Blois jene Höflichkeitsrücksichten vorwalten an die man sich, seit der Glücksstern ihres Hauses zu erbleichen angefangen, ihr gegenüber gebunden glaubte. Allen schlimmen Nachrichten die von Paris eintrafen suchte man die tödtliche Spitze abzubrechen; das ärgste wurde ihr verhüllt und nur ein Theil der Wahrheit in schonender Weise beigebracht. Man vermied es, wie Napoleon, freilich noch unter anderen Umständen, ausdrücklich seinem Bruder Joseph aufgetragen hatte, in ihrer Gegenwart von den Bourbons zu sprechen. Alle Zeitungen und Bulletins aus denen sie den wahren Stand der Dinge ersehen konnte wurden ihr ferngehalten. Noch immer hielt sie für das ärgste was da kommen möchte: daſs man ihrem Gemahl einen äußerst ungünstigen Frieden abnöthigen werde. Von dieser Annahme ausgehend hatte sie den Brief vom 4. an ihren Vater geschrieben, und auch der vom 7. war der Hauptsache nach auf dieselbe Voraussetzung gebaut.

Im Laufe des 7. April nun kam eine ihrer ersten Damen Mad. Durand in Blois an. Sie war nach der Abreise des kaiserlichen Hofes in Paris zurückgeblieben; am 4. hatte man sie daselbst aufgesucht um der Kaiserin wichtige Papiere nach Blois zukommen zu lassen;

am 6. hatte sie Paris verlassen. Von der Durand nun erfuhr Maria Louise erst die volle Wahrheit: dass von ihrem Gemahl als Kaiser von Frankreich keine Rede mehr sei; dass die Verbündeten auch an eine Übertragung seiner Rechte auf ihren Sohn, an ihre Regentschaft nicht dächten; dass die Wiedereinsetzung der Bourbons in feste Aussicht genommen worden; dass ihr Gemahl, sie und ihr Sohn mit kleinen Besitzthümern außerhalb Frankreich abgefunden werden sollten. Madame Durand fügte bei dass, wenn noch etwas gerettet werden solle, die Kaiserin ohne Verzug nach Paris eilen möge — die Straße dahin sei frei — um den Bourbons zuvorzukommen und die Rechte ihres Hauses in ihrer Person zur Geltung zu bringen. Maria Louise erfasste einen Augenblick den Gedanken noch denselben Abend nach Paris zu reisen, ließ aber wieder davon ab als nicht blos ihr Arzt Corvisart sondern auch ihre Vertraute die Herzogin von Montebello ihr denselben ausredeten [172]).

Die unglückliche Frau deren Antlitz, seit sie den traurigen Aufenthalt in Blois genommen, ohne Unterlass von Thränen feucht war [173]), wusste nicht dass in dem Augenblicke da sie entschlossen war den schwersten Schlag von ihrem Hause abzuwenden, derselbe bereits gefallen war. Am 6. April war in Paris ein Act kundgemacht worden durch den Ludwig XVIII. von Bourbon auf den durch die Absetzung Napoleon's erledigten Thron von Frankreich berufen wurde. Ihr Gemahl selbst war es der ihr dies in einem Briefe mittheilte den der wackere Oberst Gallois auf sich genommen von Fontainebleau nach Blois zu überbringen. Gallois hatte, da die Straße zwischen beiden Orten bereits von feindlichen Abtheilungen unterbrochen war, mit Gefahr und Hindernissen aller Art zu kämpfen; doch besiegte er sie mit Glück und kam am 7. an den Ort seiner Bestimmung. Die Kaiserin empfing ihn ohne Aufschub; sie wollte nicht glauben dass die Verbündeten, dass ihr Vater so weit gegangen seien. Sie beschied den Obersten ihres Winkes gewärtig zu sein bis sie den Brief ihres Gemahls ungestört überdacht haben würde. Als sich Gallois wieder einstellte erklärte sie ihm ihren Entschluß sogleich nach Fontainebleau zu reisen. „Mein Platz“, sagte sie, „ist an der Seite meines Gemahls, jetzt wo er so unglücklich sein mus! Ich will mich zu ihm verfügen, ich werde

mich überall wohl befinden wo ich ihm zur Seite bin". Gallois schilderte ihr die Schwierigkeiten die er gehabt um nach Blois zu kommen; er werde noch größere haben um den Weg zurück zu machen, für sie würde es ganz unmöglich sein an ihr Ziel zu gelangen. Maria Louise entschloß sich nach längerem Sträuben, sich mit einem Briefe an ihren Gemahl zu begnügen [174]).

Oberst Gallois kam auch mit den Königen Joseph und Jerôme zusammen; er fand den ersteren tief betrübt, während der König von Westphalen sich in den heftigsten Ausdrücken über Napoleon ausließ. In ihrem Innern hatten beide jenen Plan nicht aufgegeben, gegen den sich Maria Louise in der letzten Sitzung des Regentschaftsrathes so sehr gesträubt hatte. Sie fanden sich durch das was sie vom Obersten erfuhren in ihrem Vorsatz nur noch bestärkt, und faßten den Entschluß sich der Person ihrer Schwägerin, falls diese nicht zustimmen sollte, auch gegen deren Willen zu versichern. Ihre Absicht scheint gewesen zu sein, Maria Louise und den König von Rom über Romorantin nach Bourges, von da weiter in die Auvergne oder das Limousin zu bringen und dort Beide, den Verbündeten besonders dem Kaiser Franz gegenüber, als Geiseln zu behalten.

Maria Louise lag am 8. April noch im Bette als ihr zwischen 8 und 9 Uhr ihre beiden Schwäger — Louis von Holland hatte keinen Theil an diesem Schritte — und der Fürst-Erzkanzler gemeldet wurden die sie dringend zu sprechen wünschten. Die Kaiserin warf sich in eine Morgen-Toilette und erschien vor den drei Herren die ihr mit Nachdruck erklärten, wie es unaufschiebar geboten sei daß sie und der Prinz Blois verlassen und wie sie unten zwei Kutschen in Bereitschaft hätten, eine für sie, die andere für den König von Rom, die sie augenblicklich besteigen müßten. Maria Louise erwiderte, ihr Schicksal scheine sich entschieden zu haben; sie fürchte nichts für ihre Person und sie werde sich nur, wenn es der Wille des Kaisers sei, an einen anderen Ort verfügen. Als ihre Schwäger erklärten sie und den Prinzen, wenn sie ihnen nicht aus freien Stücken folge, wider ihren Willen in die Wagen schaffen zu wollen, und als sie Jerôme und Joseph bei den Händen ergriffen, wie es schien, um sie mit Gewalt fortzuführen,

entschlüpfte sie in ein anderes Gemach, beschied den Palast-Präfecten Bausset vor sich und erzählte diesem in fliegender Eile was sich begeben habe: „er sei unter den Officieren ihres Hauses ihre älteste Bekanntschaft, sie habe ihn unter den Ersten in Braunau kennen gelernt, sie zähle auf seine Ergebenheit und seinen Beistand". Bausset stürzte fort, theilte Haussonville und Caffarelli die ihm begegneten in Kürze mit was er so eben aus dem Munde der Kaiserin vernommen, flog mit ihnen in den Hof hinab wo die Officiere der Garde plaudernd und promenirend die Zeit des Frühstückes erwarteten, und machte diesen in aufgeregter Hast bekannt um was es sich handle. Alle Anwesenden erklärten in den heftigsten Ausdrücken ihren Abscheu über einen solchen Vorgang und ihre unbedingte Ergebenheit an die Person der Regentin, und wie sie keinen anderen Willen anerkenneten als den Ihrer Majestät. Bausset begab sich eilig zu dieser zurück, die ihn in den Salon zog und ihm sagte: „Herr von Bausset, wiederholen Sie den Prinzen was Sie mir berichtet haben, wiederholen Sie die Ausdrücke deren man sich bedient hat". „Diese Ausdrücke", erwiderte Bausset, „dürften nichts angenehmes für die hohen Fürsten enthalten; übrigens scheint der Lärm den ich aus dem Nebenzimmer vernehme die Gesinnungen der Officiere Eurer Majestät am unzweideutigsten zu bekunden". In diesem Augenblicke wurde die Thüre des Salons mit Heftigkeit aufgerissen, die Officiere stürmten herein und wiederholten in großer Aufregung was Bausset im Hofe aus ihrem Munde vernommen. König Joseph wandte sich zu seiner Schwägerin und sagte gelassen: „Madame, man muß bleiben! Was ich Eurer Majestät vorgeschlagen hatte schien mir Ihren Interessen entsprechend zu sein; da Sie anders darüber urtheilen so muß man, ich wiederhole es, bleiben!" Die beiden Könige mit Cambacérès zogen sich zurück, und damit endete ein Auftritt der, wie Méneval mit Grund bemerkt, „nicht der rühmlichste in diesem Drama" war [175]).

Maria Louise aber hatte bei dem Vorfalle bewiesen, daß sie in entscheidenden Momenten, wenn nicht die Kraft einen selbständigen Entschluß zu fassen, doch jedenfalls den Muth besaß ihr unberufen und unziemlich erscheinenden Einflüssen zu trotzen. Sie kannte nur zwei Willen denen sie sich unbedingt fügte, den ihres Gemahls und den

ihres Vaters. Ihr Gemahl hatte sie nach Blois gehen heißen und hatte diesen Wunsch durch keinen anderen ersetzt. Von ihrem Vater aber hatte sie bis zur Stunde überhaupt keine Nachricht; ein Misverständnis das am selben Tage ganz Blois in Angst versetzte, gab ihr von neuem die Feder für ihn in die Hand.

Es wurde nämlich in der Stadt ein Mann mit einem martialischen Barte gesehen, und sogleich verbreitete sich die Schreckenskunde: der Hetman der Kozaken, der gefürchtete Platov befinde sich inner den Mauern von Blois. Die Sache klärte sich zwar später auf: der vermeintliche Kosaken-Hetman war ein einfacher Bureau-Diener der jene Zierde des männlichen Antlitzes aus seiner früheren Dienstleistung — er war Sappeur in der kaiserlichen Garde gewesen — in seine neue mit herübergenommen hatte [176]). Allein daſs sich Kozaken in der Nähe ihrer Stadt befanden ließen sich die guten Blaisois nicht mehr nehmen, und beigefügt wurde noch daſs eine aus mehreren tausend Mann bestehende Abtheilung vom General Černišev angeführt unverkennbar Absichten gegen die in ihrer Stadt weilenden Glieder der kaiserlichen Familie im Schilde führe. Das Gerücht kam auch zu Ohren Maria Louisens, und in ihrer neuen Angst warf sie einige Zeilen an ihren Vater zu Papier mit deren Überbringung sie Herrn von Saint-Aulaire betraute. Es spricht daraus die volle Entsagung der Schreiberin über ihr Schicksal und das ihres Gatten und Sohnes; sie hat für jenen nichts mehr zu erwarten und zu hoffen; sie und ihr Kind sind es noch allein über deren Zukunft nicht entschieden ist, und ihr Vater allein kann sich um sie annehmen, kann sie aus den sie bedrohenden Gefahren erretten. „Meine Lage ist schrecklich", schreibt sie, „ich bin voll Unruhen über die Sicherheit meines Sohnes und die meinige. Czernichef ist mit 3.000 Kosaken hier in der umliegenden Gegend und hat eine Mission die er sehr heimlich hält, ich bin überzeugt daß es ist um uns gefangen zu nehmen. Ich bitte Sie also liebster Papa wenn ein Unglück uns geschehe uns eine Zuflucht in Ihren Statten zu geben, wie auch einige mir auch ihm Elende treue gebliebene Diener welche seyn sie versichert ihnen nicht zur Last fallen

werden*). Ich werde Ihnen also täglich einen Kurier abschicken, um Ihnen von den Ort zu unterrichten wo ich bin, und ich bitte sie mir ihm täglich zurückzuschicken um mir zu sagen den Ort wo sie sind damit ich in einen unglücklichen Fall gleich zu Ihnen abreisen werde können. Alles was ich wünsche ist irgend wo ruhig leben zu können in ihren Staaten und meinen Sohn erziehen zu können. Gott weiß daß ich ihm sagen werde nie Ehrgeiz zu haben" [177]) . . .

53.

Der Tag des 8. April war überhaupt in Blois ein sehr bewegter. Ein britischer Oberst und ein französischer Officier kamen durch die Stadt um zu den Armeen des Herzogs von Wellington und des Marschalls Soult die Nachricht vom Abschluß eines Waffenstillstandes zu bringen. Ohne Vergleich wichtiger war ein anderer Besuch der Blois selbst zu seinem Ziele hatte. Um die zweite Nachmittagsstunde stiegen im Gasthause „zur Galeere" zwei Persönlichkeiten ab, welche die bis dahin noch immer fungirende Regentschaft aller weitern Thätigkeit entheben sollten. Es waren dies: der französische Baron von Saint-Aignan und der russische Graf Šuvalov, Commissare der neuen französischen Regierung und der Verbündeten. Sie erbaten sich unmittelbar nach ihrer Ankunft Audienz bei der Kaiserin der sie den Beschluß der Monarchen, dem Kaiser Napoleon die Insel Elba anzuweisen, zugleich aber den Wunsch derselben vortrugen, sie selbst möge die Regentschaft aufgeben und Blois verlassen.

Maria Louise hatte in den letzten Tagen wiederholt das Verlangen kundgegeben an die Seite ihres unglücklichen Gatten zu eilen: der Wunsch der Verbündeten daß sie Blois verlasse traf daher in diesem Punkte mit ihrem eigenen zusammen. Die Regentschaft aufzugeben kostete sie keine Überwindung; sie hatte die Staatsgeschäfte aus

*) Offenbar wollte M. L. sagen: „Ich bitte Sie also . . uns" (d. h. mir und meinem Sohne) „eine Zuflucht zu geben, und auch einigen mir und ihm Elenden treu gebliebenen Dienern, welche, seien Sie versichert, Ihnen nicht zur Last fallen werden."

Pflichtgefühl und nach dem Wunsche ihres Gemahls geführt; sie selbst besaß dafür weder Lust noch Ehrgeiz. Nachdem sie die beiden Herren entlassen berief sie den Palast-Präfecten Bausset zu sich, den sie mit rührender Anmuth fragte ob er wohl geneigt wäre ihr einen Gefallen zu erweisen, und als sie dieser seiner unbedingten Ergebenheit versicherte: „Nun denn, reisen Sie noch diesen Abend nach Paris wo Sie ohne Zweifel meinen Vater treffen und diesem einen Brief überreichen werden. Von da begeben Sie sich nach Fontainebleau mit einem anderen Schreiben zum Kaiser Napoleon. Ich hoffe mich auch dahin begeben zu können, denn es ist meine Pflicht und mein Wunsch an seiner Seite zu sein".

Die Bitte an die Kaiserin, ihre Befugnisse als Regentin einzustellen, hätten eigentlich Šuvalov und Saint-Aignan nicht erst vorzubringen gebraucht. Die Regentschaft war von selbst in der Auflösung begriffen seit es bekannt geworden, zwei Commissare der neuen französischen Regierung seien in der Stadt erschienen. Von diesem Augenblicke war der russische General, obgleich ohne bewaffnete Macht, die oberste Autorität in Blois. Das vom 3. datirte Manifest der Regentschaft klebte noch an allen Straßenecken, aber kein Mensch kümmerte sich darum, man fand es nicht einmal für nöthig es herabzureißen. Alles drängte sich jetzt in die Nähe der neuen Sonne. Maria Louise hatte noch vor Šuvalov's Ankunft dafür gesorgt, nicht blos dem in Blois befindlichen Militär den gebührenden Sold auszahlen, sondern auch den Personen ihres Hofstaates bis zum geringsten Beamten nach Rang und Stellung Gratificationen zukommen zu lassen. So erhielten die beiden Palast-Präfecte, die kaiserlichen Pagen und Bereiter, die beiden Unter-Gouvernanten des Königs von Rom, das ärztliche Personale ꝛc., in allem 23 Personen, zusammen 105.000 Fr., eine Anzahl von nahezu tausend in den verschiedenen Hofämtern angestellten Beamten und Dienern 160.000 Fr., das für den besonderen Dienst des Königs von Rom zugewiesene Personale 50.000 Fr. ꝛc. Andere, und zwar die Höchsten, waren nicht blöde für ihre Sache selbst zu sorgen und von dem Kronschatz, dessen Millionen der Schatzmeister Baron de la Bouillerie seit der Abreise aus Paris fast noch ganz beisammen hatte, so viel sich zu Nutzen zu machen als es unter irgend

einem Vorwand ging. Jeder der Großwürdenträger kam mit Rechnungen was er an rückständigem Gehalt zu fordern, was er durch die Reise nach, durch den Aufenthalt in Blois ꝛc. in's Verdienen gebracht hatte; die Könige Joseph und Jerôme ließen sich jeder 200.000 Fr. auszahlen, für die Kaiserin Josephine wurden 600.000 Fr., ohne Zweifel der in der Zwischenzeit fällig gewordene Betrag ihrer Appanage, beiseite gelegt ꝛc. Die Könige sollen sogar auf eine Vertheilung der Kron-Diamanten angespielt haben, wozu jedoch de la Bouillerie die Hand zu bieten sich entschieden weigerte. Nachdem jeder hatte was er begehren konnte, trafen die meisten ihre Anstalten Blois sobald als möglich den Rücken zu kehren und für ihr eigenes Bestes in der neuen Lage der Dinge zu sorgen[178]). Als Bausset, um den Auftrag seiner Kaiserin zu erfüllen, sich zu Šuvalov wegen Ausstellung eines Geleitscheines für seine Reise nach Paris und Fontainebleau begab, fand er daselbst, was er mit bitterem Sarkasmus „die erste Emigration" nannte. Bei der fluchtähnlichen Eile mit der man Paris verlassen, hatte man keine Zeit gehabt sich mit Reisepässen zu versehen. Jetzt war es der Maire Buère der für Könige und Prinzen, für Minister und Senatoren die Gestalt ihrer Nasen, die Farbe ihrer Augen, die „besonderen Kennzeichen" ꝛc. zu constatiren hatte, und die Einnahme von 800 Fr. als Gebühr für die bezüglichen Ausfertigungen war das einzige wohlthätige Andenken das die gute Stadt Blois von dieser Überfluthung mit ungebetenen Gästen hatte. Den Paß des Maires von Blois fand man aber für nöthig durch den Abgesandten der verbündeten Mächte bestätigend gegenzeichnen zu lassen, und so drängte sich alles in die Gemächer Šuvalov's der sich wider Erwarten mit einer Arbeit überbürdet sah für die er gar nicht gekommen war. Bausset war dem russischen Grafen aus dem Jahre 1808 von Erfurt her bekannt, und als man nun draußen erfuhr mit welcher Zuvorkommenheit sich Šuvalov beeilte dessen Angelegenheit in Ordnung zu bringen, stieg letzterer um ein bedeutendes in den Augen jener die im Vorzimmer auf einen Gnadenblick des augenblicklichen Machthabers harrten und nun Bausset um Fürsprache bei demselben umwarben. Šuvalov machte übrigens wenig Umstände mit den gefallenen Größen die seine Erlaubnis zur Weiterreise ansuchten; er bemerkte am Rande des Passes

des Herzogs von Rovigo einfach „Savary“, er war nicht freigebig mit den Titeln von „Hoheit“ und „Excellenz“ worauf seine Clienten noch wenig Stunden früher eifersüchtigen Anspruch gestellt hatten, deren Außerachtlassung sie sich aber jetzt ohne Widerrede und Verwahrung gefallen ließen. . .

Wenn die Trostlosigkeit Grade hat so war Maria Louise, als sie die durch Bausset ihrem Vater zu überbringenden Zeilen auf's Papier warf, wohl schon auf der untersten Stufe der Herabstimmung ihrer Gefühle und Hoffnungen angelangt. Sie weiß daſs das Schicksal ihres Gemahls entschieden, daſs für ihn nichts mehr zu machen ist, daſs ihm ihre Fürsprache nichts mehr nützen kann, sie hat nur noch ein Ziel: „es ist für mich und für meinem Sohne, besonders für diesem letzteren, ich bin überzeugt daß Sie ihm nicht die Insel Elba als seine einzige Erbschaft geben wollen. Ich bin überzeugt daß Sie seine Rechte vertheidigen werden, und daß sie ihm ein beßeres Schicksal anweisen werden. Alles was ich wünsche ist daß sie ihm sehen könnten, dieses unglückliche Kind welches unschuldig von allen Fehlern seines Vaters ist, verdient nicht eine so traurige Lage mit ihm zu theilen . . . Ich gehe morgen früh nach Fontainebleau ab ich bin noch sehr krank und fürchte noch kränker zu werden, ich habe starke Brustschmerzen und Blutbrechen die Aengsten haben meine Gesundheit ganz zerstört, und ich fürchte keine längere Reise unternehmen zu können . . . . Ich empfehle Ihnen noch einmal meinem unglücklichen Sohne, ich weiß daß er nicht mehr auf Frankreich rechnen kann. Ich bitte Sie also wenn es möglich ist ihm einige andere Besitzungen zu verschaffen.“

Wenn wir diesen Brief so wie die anderen vom selben Tage mit den früheren vergleichen, so tauchen zwei psychologische Räthsel auf. Wie kam Maria Louise zu dem Vorsatze von ihrem Sohne jeden ehrgeizigen Gedanken fernzuhalten? wie kam sie zu der Einsicht daſs ihr Gemahl Fehler habe die man nicht ihrem unschuldigen Kinde anrechnen solle? War nicht, wie vor wenig Tagen noch, in ihren Augen der „Kaiser“ in seinem vollen Recht? Hatten nicht den jetzigen Krieg England und das von diesem verführte Rußland auf ihrem Gewissen?

War nicht Napoleon von allem Anfang von dem Verlangen nach Frieden beseelt, und waren es nicht blos der böse Stadion und die Andern die ihm unannehmbare Bedingungen vorlegten? Allerdings war Maria Louise mit diesen Phrasen, die bei jedem Anlasse in dem Briefwechsel mit ihrem Vater auftauchten, nur der Widerhall dessen was Napoleon in seinen Reden und in seinen Briefen sie hatte glauben machen. Allein eben darum werden wir kaum irre gehen, wenn wir den jetzigen Umschwung in ihren Anschauungen und Gefühlen auf dieselbe Quelle zurückführen. Wir besitzen leider nicht den Briefwechsel zwischen den beiden entthronten Gatten. Die so reichhaltige „Correspondance de Napoleon I." enthält nur zwei kurze Schreiben an Maria Louise aus der Zeit seines Aufenthaltes in Fontainebleau, und doch versichern Bausset Savary u. a. in ihren Memoiren, daſs er ihr täglich geschrieben. Wir entnehmen nur einer Mittheilung aus vierter Hand daſs die Briefe Napoleon's aus Fontainebleau in ganz anderem Tone abgefaſst waren als da es für den im Felde Stehenden noch einen Schimmer von Hoffnung gab; daſs sich mitunter eine Verzweiflung darin aussprach die Solche die ihn nicht näher kannten das äußerste für ihn befürchten ließ; daſs er in solcher Stimmung Maria Louisen an die Gnade ihres Vaters wies von dem sie allein noch Schutz erwarten könne [179]). Und liegt nicht die Wahrscheinlichkeit nahe daſs er dann auch ein Bekenntnis der großen Schuld seines Übermuthes im Glücke, eine Warnung vermessentlichen Ehrgeizes, unersättlicher Ländergier in die Briefe an die Mutter seines einzigen Kindes einfließen lassen?

Ein zweites was in den beiden Briefen vom 8. auffallen muß ist das förmliche Übergehen ihres Mannes: sie bittet nicht für ihn, sie verlangt nichts für ihn, sie erwähnt ihn nicht einmal, außer um sein unschuldiges Kind gleichsam als seinen Gegensatz erscheinen zu lassen. Das war offenbar nur Maske. Allein wer war es der sie eine solche ihrem eigentlichen Wesen vorhalten ließ? Nur eins von diesen beiden konnte es gewesen sein: entweder der Rath ihrer vertrauten Freundin Montebello, oder ihre eigene innere Stimme die ihr sagte, was sie ohne Zweifel nach ihrer ersten Begegnung mit ihrem Vater aus dessen eigenem Munde hörte: daſs sie ihre und ihres Kindes Sache nur ver-

schlimmern könne wenn sie die ihres Gemahls damit verflechte. Denn dass Maria Louise in Wahrheit ihren Gatten keineswegs aufgegeben hatte, dass sie mehr als je an ihn dachte und mit ihm nächstens wieder vereinigt zu sein hoffte, das geht aus allen andern Umständen hervor und wird zum Theil durch den letzten Brief an ihren Vater selbst bestätigt wo sie schreibt dass sie am morgigen Tage nach Fontainebleau gehen wolle.

Noch denselben Abend 11 Uhr ging der Palast-Präfect mit den Briefschaften der Kaiserin von Blois ab.

Der Vorsatz Maria Louisens demnächst mit ihrem Gatten wieder vereinigt zu sein sollte nicht in Erfüllung gehen. Wie Šuvalov dem Baron Bausset bereits im Vertrauen mitgetheilt hatte: „es sei im Rathe der Verbündeten beschlossen worden die Kaiserin nicht nach Fontainebleau gehen zu lassen", so geschah es auch. Allem Vermuthen nach erfuhr Maria Louise von diesem Beschluße vorläufig nichts; sie traf ihre Vorbereitungen für die morgige Reise wohl in dem Glauben dass man dem Wunsche ihres Herzens keine Hindernisse in den Weg legen werde [180]). Hatte sie doch schon an dem schwer genug zu tragen was sie wusste und was selbst Personen die ihr bisher theuer waren sie gelegenheitlich fühlen ließen. Als von dem bevorstehenden Aufbruch von Blois die Rede war, fuhr der Herzogin von Montebello der Stoßseufzer heraus: „Wie sehne ich mich darnach dass all das ende! Ich wollte ich wäre bei meinen Kindern, still und ruhig in meiner kleinen Häuslichkeit in der Rue d'Enfer!" Der Kaiserin schoßen bei dieser unüberlegten Rede ihrer bisherigen Vertrauten die Thränen in die Augen: „Das ist recht hart was Sie mir da sagen, Herzogin!"

IX.

Heimkehr.

54.

Am Samstag vor der Charwoche war Maria Louise in Blois angekommen, am Samstag vor Ostern sollte sie es wieder verlassen. Früh morgens am 9. April ließ sie den Baron Méneval rufen dem sie mit sichtlicher Unruhe ihre Besorgnisse wegen der Kron-Juwelen mittheilte; sie hatte die herumschwärmenden Kozaken im Auge von denen in den letzten Tagen so viel die Rede gewesen. Sie dachte daran ihre verschiedenen Schmucksachen anzulegen, da man ihre Person doch jedenfalls schonen werde. Eine Schwierigkeit machte nur der „Régent" mit dem der Griff des Kaiserschwertes geziert war; Méneval fand ein Mittel die nicht sehr harte Klinge gewaltsam herabzubrechen und verbarg den Griff mit dem unschätzbaren Diamanten in seinen Kleidern wo dieser, nicht ohne manches Herzklopfen seines Verwahrers, die ganze folgende Reise verborgen mitmachte.

Um 10 Uhr erschien Šuvalov im Schlosse, unmittelbar darauf begann die Abfahrt. Wenige Hochrufe auf die Kaiserin, den Kaiser, den König von Rom gaben den Scheidenden das Geleite. Als man zwei Posten über Blois hinaus war, bei Beaugency, erschien ein Trupp von mehreren hundert Kozaken der sich auf die letzten Wagen warf und diese zu plündern anfing, bis Šuvalov herbeieilte, sie ihren

Raub herausgeben ließ und darauf fortjagte. Gegen 6 Uhr abends kam man nach Orleans, dem einstweiligen Ziel der Reise. Der Empfang den die Kaiserin da fand konnte sie etwas an den Glanz früherer Tage mahnen. Da in der letzten Zeit alle Journale ausgeblieben waren, wusste man in Orleans nicht genau was mittlerweile in Paris und in Fontainebleau vorgegangen war [181]). Es gab eine ansehnliche Nationalgarde und eine nicht unbedeutende Anzahl Truppen in der Stadt, die vom Stadtthore bis zu der als Absteig-Quartier der Kaiserin erkorenen bischöflichen Residenz Spalier machten; zahlreiche Rufe: „Es lebe die Kaiserin!“ „Es lebe der Kaiser!“ ließen sich hören; die Civil- und Militär-Autoritäten der Stadt fanden sich ein, Maria Louisen ihre ehrerbietige Aufwartung zu machen. Die Proclamation von Blois war überall angeschlagen; die Mitglieder der vormaligen Regentschaft die sich noch um die Person der Monarchin befanden, von denen aber bereits mehrere ihre Beitrittserklärung zu den Beschlüßen der Pariser Regierung eingesandt hatten, ließen das Manifest weder wegschaffen noch hatten sie etwas anderes an dessen Stelle zu setzen, und so gab es wohl noch zur Stunde Viele die in Orleans an die volle Kraft desselben glaubten. Überhaupt war die Stimmung in der Stadt noch vorwaltend napoleonistisch. Die daselbst stationirten Regimenter wollten, selbst als sie erfuhren was sich in Paris ereignet hatte, von der neuen Ordnung der Dinge nichts wissen; Tag und Nacht waren Rufe „Vive l'Empereur“ aus ihren Casernen zu vernehmen. Das äußerte seine Rückwirkung auf einen Theil der Bevölkerung, so dass sich niemand von den Behörden und der vermöglicheren Bürgerschaft getraute die weiße Cocarde aufzustecken [182]).

Kaiser Napoleon in Fontainebleau war von allem unterrichtet was in Paris vorgegangen war; allein noch gab er nicht alle Hoffnung auf Frankreich verloren. In der Gemüthsstimmung in der er sich befand schien er sich an einen Strohhalm halten zu wollen; er erwartete nichts mehr für seine Person, allein er wollte nicht glauben dass Kaiser Franz über das Schicksal der eigenen Tochter, des eigenen Enkels die Verbündeten werde so hart entscheiden lassen; er träumte noch immer von einer Regentschaft Maria Louisens im Namen des

unmündigen Königs von Rom, und meinte Metternich werde ihn darin unterstützen. Er dictirte am 8. einen Brief an Méneval dem er auftrug diese Mittheilungen der Kaiserin zukommen zu lassen, und wie es sein Wunsch sei dass sich dieselbe mit ihrem Vater darüber in Verkehr setze. Am 9. mußte Baron Fain an Méneval schreiben: „der Kaiser wünsche in der Gegend von Gien mit der Kaiserin zusammenzutreffen; er verlange zu wissen ob die Kaiserin mit der Post oder mit eigenen Pferden reisen werde; es sei für den Kaiser der peinlichste Gedanke sich die Verlegenheiten denen sich die Kaiserin ausgesetzt sehe und die nachtheiligen Folgen vorzustellen welche dies auf ihre Gesundheit äußern müße". Am 10. schrieb Fain abermals im Auftrage seines Gebieters: „Méneval möge trachten die wahren Gesinnungen der Kaiserin zu erforschen; ob sie dem Kaiser in allen Lagen seines Misgeschickes zu folgen entschlossen sei, oder ob sie sich mit ihrem Kinde in das Land das ihr die Verbündeten anweisen würden oder zu ihrem Vater zurückziehen wolle". Am 11., dem Tage wo Napoleon seine Verzichtleistung „für sich und seine Erben" auf den Thron Frankreichs unterzeichnete, hatte er nichts dagegen einzuwenden, fand es vielmehr ganz angezeigt („toujours convenable") wenn die Kaiserin ihren Vater aufsuchen wollte; „sie möge denselben inständigst bitten dass er ihr Toscana verschaffen oder, falls dies nicht möglich, doch Lucca Piombino Massa und Carrara zu den Herzogthümern Parma und Piacenza hinzuschlagen wolle; der Kaiser und die Kaiserin könnten dann einen Theil der Reise nach Italien gemeinschaftlich machen, letztere einstweilen nach Parma gehen, während er in Elba Vorbereitungen für ihren späteren Aufenthalt treffen würde; der Kaiser sehne sich darnach zu erfahren wie die Kaiserin sich zu trösten wisse, und ob sie es über sich bringen werde in den beschränkten Verhältnissen an die sie von nun an gewiesen sein werde sich glücklich zu fühlen".

An demselben Tage kamen Napoleon zwei Boten von seiner Gemahlin zu.

Der erste war der Oberst Gallois, der am 7. abends oder am 8. V. M. in Blois ein Schreiben Maria Louisens an den Kaiser in Empfang genommen hatte. Napoleon durchflog es in des Obersten Gegenwart mit großer Gemüthsbewegung, eine Stelle las er ihm laut

vor, nämlich die wo Maria Louise von der Möglichkeit sprach 500.000 Mann um seine Person zu vereinigen. „Ja“, sagte der Kaiser, „es wäre mir noch möglich im Felde zu bleiben, vielleicht selbst mit Erfolg; aber ich würde im Lande den Bürgerkrieg entzünden und das will ich nicht. Übrigens“, fügte er nach einer Weile hinzu, „habe ich meine Abdankung unterzeichnet; ich werde nicht zurücknehmen was ich einmal gethan habe“.

Der zweite war der Palast-Präfect Bausset. Derselbe hatte am 8. abends in Blois, wie wir wissen, aus den Händen der Kaiserin zwei Briefe übernommen, einen für ihren Vater, den anderen für ihren Gemahl. Jenen konnte er in Paris wo er am 10. eintraf nicht an seine Adresse bringen, Kaiser Franz befand sich noch nicht daselbst; er übergab das Schreiben mit Zustimmung des Herzogs von Vicenza dem Grafen Metternich der es auf der Stelle erbrach und, nachdem er es durchflogen, dem Überbringer bemerkte, „der Inhalt desselben werde seinen Eindruck auf die Verbündeten nicht verfehlen und auf das Schicksal der Kaiserin und ihrer Angehörigen gewiss nur von günstigem Einfluße sein“. Nachdem Bausset vom Fürsten Talleyrand, in dessen Salon er neue Wahrnehmungen über die Wandelbarkeit aller irdischen Dinge anstellen konnte [183]), die Gegenzeichnung seiner Reisepapiere erhalten hatte, ging er ohne Aufschub nach Fontainebleau ab. „Gute Louise“, sagte Napoleon weich nachdem er das Schreiben seiner Gemahlin gelesen. Er zeigte sich ruhig und gefaßt; „nie ist er mir größer erschienen“, versichert Bausset. Er sprach bei zwei Stunden, ging auf die letzten Ereignisse ein, tadelte dass man Paris verlassen habe; man hätte sich, meinte er, trotz der von ihm, Napoleon, empfangenen Weisung nach den Umständen richten sollen. Er sprach dann von seiner Zukunft; ein Buch aus dem er sich über die Insel Elba unterrichten konnte lag auf seinem Tische: „Die Luft ist dort gesund“, äußerte er, „die Bevölkerung vortrefflich, ich werde mich dort nicht so übel befinden und ich hoffe dass Maria Louise es auch nicht schlecht dort haben wird“.

Noch denselben Abend, 10 Uhr, verließ Bausset Fontainebleau mit einem Schreiben Napoleon's an Maria Louise. Was dasselbe enthalten wissen wir nicht; doch in der darauffolgenden Nacht ereignete

sich jener mysteriöse Vorfall wo Napoleon, wie Nahestehende behaupten, in einem Augenblicke von Schwäche und Verzweiflung seinem Leben ein Ende machen wollte, das Gift aber, das er seit dem russischen Feldzuge für außerordentliche Fälle bei sich zu tragen pflegte, sich als nicht mehr wirksam genug erwies. „Der Tod will von mir nichts wissen", sagte er traurig zu Dr. Yvan; nach einigen Stunden heftiger Üblichkeiten und Schmerzen war er wieder leidlich hergestellt [184].

Wir kehren nach Orleans zurück wo mittlerweile allerhand vorgefallen oder im Zuge war.

In der Nacht vom 9. zum 10. April hatte Méneval den chiffrirten Brief Napoleon's vom 8. erhalten, mit dessen allgemeinem Inhalte er nicht säumte seine Gebieterin vertraut zu machen; den Brief selbst hatte er, wie ihm darin befohlen worden, unmittelbar nachdem er ihn gelesen verbrannt. Es war darin, wie wir wissen, der neuerliche Wunsch des Kaisers ausgesprochen daß Maria Louise sich mit ihrem Vater in Verkehr setzen solle. In diesem Verkehr befand sie sich bereits von Blois aus seit dem 4.; aber noch hatte sie auf keinen ihrer Briefe eine Antwort erhalten. In welche Unruhe, in welche Angst und Aufregung sie diese Ungewißheit versetzte, zeigen drei Briefe die sie am 10., Oster-Montag, nacheinander abgehen ließ. Ihre Gesundheit, theilte sie in dem ersten mit, sei „nicht sehr gut, es ist unmöglich nach allen den Kummer welchen ich gehabt habe, und noch habe. Ich bitte Sie mir Nachricht von Ihnen zu geben, ich habe Ihnen so oft geschrieben und ich habe noch keine Nachricht bekommen. Ich bin recht betrübt darüber weil ich glaube daß Sie mich vergeßen haben". Den zweiten wollen wir ganz hersetzen:

Liebster Papa!

Ich überschicke Ihnen diesen Brief durch einen meiner Offiziere um Ihnen die Erlaubniß zu begehren, zu Ihnen zu reisen um Ihnen zu sehen, in dem Orte wo sie sich itzt befinden. Der Kaiser reiset ab in die Insel Elba ich habe ihm erkläret daß mich nichts dazu bringen wird von hier weg zu gehen bevor ich Sie gesehen habe, und von Ihnen gehört werde haben, was

Sie mir rathen. Ich bitte Sie also mir eine Antwort zu geben, ich bin entschloßen alles für meinem Sohne zu thun was Sie nöthig für mich finden werden. Ich weiß daß man Ihnen das Grosherzogthum Toscana in meinem Nahmen begehrt hat, seyn Sie versichert daß es ohne meinen Wißen geschehen ist, ich weiß daß Sie uns zu lieb haben, um nicht auf das fernere Schicksal meines Sohnes und das meinige zu denken. Alles was ich wünsche ist Ruhe, und sie ist mir nothwendig für meine Gesundheit. Ich bitte Sie also liebster Papa sich meiner anzunehmen, und mir zu erlauben Ihnen zu sehen, meine Lage wird täglich kritischer und dringender man will mich von hier wieder meinen Willen fortführen, ohne Ihnen zu sehen, und ich verlaße mich ganz auf Ihren Rath. Ich werde Ihnen daher selbst alles mündlich beßer erklären. Ich bitte Sie mir gleich eine Antwort zu schicken denn ich sterbe vor Angst. Ich küße Ihnen die Hände auf das zärtlichste

Liebster Papa

Ihre gehorsamste

den 10ten April 1814. Tochter Louise m. p.

Einen dritten Brief übernahm der Polizei-Minister Savary ihrem Vater zu überbringen. Das Schreiben wiederholte in Kürze ihre Betrübnis sich und ihren Sohn von ihm so ganz verlassen zu wissen, und ihren Wunsch ihn zu sehen und zu sprechen: „Gott weiß wohin ich noch gehen werde es wäre mir ein Trost, Ihnen noch einmal vorher zu sehen, und Ihnen zu versichern daß ich Sie bitte nicht meinem Sohne so zu vergessen. Ich hoffe für mich kein Glück mehr auf dieser Erde, alles was ich wünsche ist ruhig zu leben".

Die drei Schreiben, eines nach dem andern, mußten von Maria Louise bereits abgeschickt sein als im Laufe des 10. der Herzog von Cadore nach Orleans zurückkam. Er hatte nach Überstehung mancher Beschwerden und Gefahren den Kaiser Franz in Chanceaux, herwärts von Dijon auf dem Wege nach Paris, getroffen und war von demselben ohne Aufschub vorgelassen worden. Kaiser Franz kannte ihn persönlich — Champagny hatte 1801 bis 1805 den Gesandtschafts-Posten

in Wien bekleidet — und empfing dessen Botschaft mit wohlwollender Freundlichkeit. Allein was er dem Überbringer sagen konnte klang wenig tröstlich; auch galt es für Champagny als ein schlimmes Zeichen dass er nicht Metternich, wohl aber Stadion um die Person des Kaisers traf. „Ich liebe meine Tochter", sagte der Kaiser, „ich liebe auch meinen Schwiegersohn, ich trage sie in meinem Herzen, ich könnte mein Blut für sie lassen". „„O Majestät, es handelt sich nicht um ein solches Opfer!"" „Ja, Herr Herzog, ich könnte mein Blut, mein Leben für sie lassen; aber ich wiederhole Ihnen, ich habe meinen Verbündeten mein Wort gegeben nicht ohne sie zu verhandeln und alles gutzuheißen was sie beschließen würden" [185]). Das Schreiben des Kaisers, das Champagny in Orleans überreichte, enthielt im wesentlichen dasselbe was Maria Louise aus dem mündlichen Vortrage ihres Vertrauensmannes erfuhr.

55.

Nachdem Kaiser Napoleon den Entschluß gefaßt hatte seine Abdankung zu unterzeichnen, war auch für Maria Louise der Anlass gegeben die Minister und die Mitglieder der Regentschaft, die sich noch um ihre Person befanden, ihres Amtes zu entheben. Am Oster-Montag, nachdem sie in der bischöflichen Capelle dem Gottesdienst beigewohnt, empfing sie die höchsten Würdenträger der Reihe nach, sagte ihnen in gerührten Ausdrücken ihren Dank, bat sie um freundliche Erinnerung und reichte ihnen die Hand zum Kuße. „Thränen benetzten ihr Antlitz", berichtet ein Augenzeuge, „und würden ein Herz von Stein haben erweichen müßen". Sodann ließ sie ihre Damen, ihre Kammerherren, die kaiserlichen Bereiter und Pagen, die ihr von Blois hieher gefolgt waren, vor sich kommen und bedachte die Einzelnen mit kleinen Geschenken und Andenken. Um dieselbe Zeit traf Sieur de la Peyrusse aus Fontainebleau ein, dem Méneval auf Wunsch des Kaisers und nach eingeholter Zustimmung der Kaiserin 2,500.000 Fr. mitgab; diese Summe, vermehrt mit weiteren 900.000 Fr. die Maria Louise in den Tagen darauf nach Fontainebleau sandte, waren alles was der

Mann, der vor kurzem über die Schätze des halben Welttheils zu gebieten hatte, mit in sein Exil zu nehmen vermochte.

Am Abend des 11. brachte, im Auftrage des Herzogs von Vicenza, der kaiserliche Stallmeister General Fouler die amtliche Mittheilung an die Kaiserin Maria Louise daſs ihr von den Verbündeten die Herzogthümer Parma und Piacenza als unabhängiges Besitzthum zugewiesen seien.

Am 12. morgens 8 Uhr kehrte Bausset von seiner Mission nach Paris und Fontainebleau nach Orleans zurück. Er brachte ein Schreiben Napoleon's und eines des Grafen Metternich. Der letztere entschuldigte sich mit der Abwesenheit des Kaisers Franz der erst in den nächsten Tagen in Paris erwartet werde, und erging sich in ehrerbietigen Versicherungen daſs in ihrem Interesse und in dem ihres Sohnes alles geschehen sei und geschehen werde was die Umstände gestatten; „sie möge beruhigt sein für die Gegenwart und werde für die Zukunft die Freiheit ihrer Entschlieſsungen behalten; jedenfalls scheine es für's erste am meisten zu entsprechen wenn sie sich nach Österreich begebe, von wo es ihr dann freistehen werde entweder ihren kaiserlichen Gemahl aufzusuchen oder sich in ihrem neuen Besitzthum einzurichten" [156]).

Maria Louise hatte noch nicht Zeit gehabt in dieser Hinsicht einen Beschluſs zu fassen, als sie durch einen seltsamen Besuch aus Paris überrascht wurde. Es war ein gewisser Dudon, den in früherer Zeit Cambacérès begünstigt und als Maître-des-requêtes in den Staatsrath gebracht hatte; zuletzt aber war er, da er seinen in Spanien ihm anvertrauten Posten verlassen hatte, bei Kaiser Napoleon in Ungnade gefallen, seiner Stellung enthoben und sogar, wie Einige wollen, in die Gefängnisse von Vincennes gesteckt worden. Es konnte beim Hofe von Orleans als keine gute Vorbedeutung gelten daſs dieser selbe Mann nunmehr als Bevollmächtigter der provisorischen Regierung von Paris erschien. Er hatte den Auftrag sich den kaiserlichen Schatz ausfolgen zu lassen und wies für diesen Zweck ein Decret vom 9. April vor, dessen Fassung das Verlangen noch gehässiger machte; „die provisorische Regierung habe in Erfahrung gebracht", hieſs es darin, „daſs bedeutende Summen aus Paris fortgeführt, daſs dieselben durch Beraubung mehrerer

öffentlicher Cassen in den Departements vergrößert worden seien, daſs man bei dieser Beraubung nicht einmal die Spitäler verschont habe" u. dgl. m.[157]). Diese Motivirung paſste offenbar nicht auf den vorliegenden Fall; was Maria Louise an Schätzen aus Paris mitgenommen hatte waren die Ersparnisse ihres Gemahls von seiner Civilliste; die goldenen und silbernen Geräthe, die Schmucksachen waren sein und ihr Eigenthum. In diesem Sinne legten auch der Herzog von Cadore und der General Caffarelli, denen Dudon seine Ordre vorwies, Verwahrung ein, woran sich aber letzterer nicht kehrte, sondern einfach an den Schatzmeister der Civilliste die Forderung stellte ihm das Verlangte inventar-mäßig zu übergeben. Die Garderobe und das Linnenzeug des Kaisers, seine Tabatièren und Ringe, das Silberzeug das für den persönlichen Gebrauch der Kaiserin und des Prinzen diente, ja eine kostbare Perlenschnur, ein Geschenk ihres Gemahls nach ihrer Entbindung das sie stets in ihrem Privat-Schmuckkästchen aufbewahrt hatte, blieben von der Unverschämtheit Dudon's nicht ausgeschlossen. Šuvalov, dessen Dazwischenkunft die französischen Herren anriefen, erklärte sich nicht berufen sich in die Angelegenheit zu mischen. Ein junger Gensdarmerie-Officier Namens Janin stellte sich Dudon zur Verfügung und ließ vor die den kaiserlichen Schatz enthaltenden, seit der Abreise von Paris fast unausgepackten Fourgons ohne weiters Pferde spannen. Eine Dame der Kaiserin wollte wegen der Perlenschnur Widerstand leisten; allein Maria Louise, als sie davon hörte, nahm den Schmuck gelassen vom Halse und überreichte ihn ihrer Dame mit den Worten: „Übergeben Sie ihn!“[158]).

Maria Louise hatte seit ihrem Abgang von Paris so viel des Leides erfahren daſs sie diesen letzten Unglimpf kaum in seiner ganzen Härte fühlte; sie war nahe daran stumpf für jeden Schmerz zu werden. Ihre physische Kraft war wie erschöpft; die ängstliche Aufregung in der sie sich die letzten Tage ohne Unterlaſs befunden, raubten ihr allen Schlaf. Das Gemüth der jugendlichen Frau die ihr Gemahl bisher auf den Armen getragen, der alles gehuldigt und sich gebeugt, deren Wink und leisester Wunsch für ihre ganze Umgebung einen Gegenstand des sorgfältigsten Cultus gebildet hatte, wurde durch die plötzliche Wandlung in deren Mitte sie sich versetzt sah verdüstert und verbittert.

Waren das dieselben Franzosen von denen sie sich so geliebt glaubte und von denen sie jetzt, wie sie sich in ihrer Einbildung vormalte, nur als ein Unglück ihres Landes angesehen wurde? dieselben Franzosen deren Ritterlichkeit, deren Anhänglichkeit und Ergebenheit, deren mackellose Treue sie gegen jedermann, namentlich gegen ihren Vater, so hoch gepriesen hatte und von denen jetzt einer nach dem andern von ihrer verlornen Sache abfiel und sich wohl gar zum eben so dienstwilligen und unterthänigen Diener ihrer Feinde machte, als er früher ihr und ihrem Gemahl, so lang sie beide von der Sonne des Glückes beschienen waren, gehuldigt hatte?! [189]). Als Bausset von Fontainebleau zurückkam, fand er „die zweite Emigration" im vollen Zuge. Die Reihen um die Person der Kaiserin begannen sich nun schon bedeutend zu lichten; nur ein kleiner Kreis der Allergetreuesten harrte noch um sie aus. „Die bischöfliche Residenz welche die Fürstin bewohnte", so berichtet der Herzog von Rovigo, „hatte nicht mehr das Ansehen eines Palastes; kaum daſs man, außer den wenigen Damen die bei ihr und dem König von Rom geblieben waren, jemand daselbst begegnete". Und selbst diese wenigen Personen waren ganz eigentlich Gäste im Hause des Bischofes, von dem sie die Geräthe für ihren Tisch entlehnen mußten seit der gemeine Dudon das kaiserliche Tafelgeschirr für gute Beute der provisorischen Regierung erklärt hatte. Maria Louise hatte jetzt, wie einst ihre berühmte Urgroßmutter, kaum einen Ort wo sie ihr Haupt niederlegen konnte. Daſs man sie für's erste zu ihrem Gemahl nicht lassen werde, mußte ihr schon klar geworden sein. Nach Elba zu gehen wurde ihr überdies von ihrem Arzte widerrathen. Corvisart erklärte, von Méneval im ausdrücklichen Auftrage Napoleon's hierüber befragt, den Gesundheitszustand der Kaiserin für ernstlich erschüttert; „es thue ihr vor allem die größte Schonung, die Vermeidung jeder Aufregung ihres Gemüthes noth; das Klima von Elba würde für sie, nach seiner innigsten Überzeugung, von den traurigsten Folgen sein; nachdem sie sich etwas erholt müße sie ein Bad gebrauchen, wofür er Aix in Savoyen nur dringend empfehlen könne". Aber auch von ihrer übrigen Umgebung wurde ihr abgerathen dem Kaiser nach Elba zu folgen [190]), und vielleicht begannen jetzt schon jene häſslichen Einflüsterungen zu spielen, die kein geringeres Ziel hatten

als das Herz der jungen Frau ihrem Gemahle mehr und mehr zu entfremden. Einige beschränkten sich darauf sie vor dem heftigen Charakter des Kaisers zu warnen: „Napoleon werde ihr nicht mehr als derselbe erscheinen der er ihr früher gewesen; jetzt wo sein Glück ihn verlassen, werde sie nur seine Launen, seine Schroffheit zu empfinden bekommen; übrigens gebe er ihr ja selbst zu verstehen dass er es für gerathen halte wenn sie sich vorerst in den Schutz ihres Vaters begebe". Andere gingen weiter und machten allerhand Andeutungen wie der Kaiser sie eigentlich nie recht geliebt, wie er sie nicht aus wahrer Neigung sondern nur aus Gründen der Politik zur Frau genommen, wie er nie aufgehört habe daneben seinen besonderen Liebschaften nachzugehen u. dgl. Wen hatte Maria Louise jetzt auf den sie sich mit voller Hingebung verlassen konnte? Ihren Vater? Wie grausam hatte sie sich in dem Schutze getäuscht den sie von ihm erwartet! „Wohin soll ich mich wenden?" klagte sie dem Herzog von Rovigo, und die Thränen die ohne Unterlass aus ihren Augen hervorquollen erstickten fast ihre Stimme. „Zu dem Kaiser? Wird man mich mit meinem Sohne, dessen einzige Stütze ich bin, zu ihm lassen? Und verlangt er sich's selber? Ich schreibe ihm, und er antwortet mir nicht auf die Fragen die ich ihm stelle! Zu meinem Vater? Was kann er mir sagen, nach der Behandlung die er mir hat geschehen lassen! Warum bin ich in dies Land gekommen! Warum bin ich nicht Stiftsdame geworden wie es mir die Vorsehung einst eingegeben hatte!"

Solches war die Gemüthsstimmung Maria Louisens als am 12. abends die Fürsten Paul Eszterházy und Wenzel Liechtenstein in Orleans ankamen. Sie überbrachten ein Schreiben Metternich's, der sie einlud sich behufs einer Zusammenkunft mit ihrem kaiserlichen Vater nach Rambouillet zu verfügen. Gleichzeitig hatte Metternich Champagny ersucht, den Kaiser Napoleon von diesem beabsichtigten Wechsel des Aufenthaltes seiner Gemahlin in Kenntnis zu setzen: „man werde dafür Sorge tragen Rambouillet und einen entsprechenden Umkreis für neutral zu erklären".

Napoleon war mit dieser Veranstaltung durchaus nicht einverstanden; so sehr er früher selbst Maria Louisen gedrängt hatte sich

ihrem Vater in die Arme zu werfen, so wenig mochte er jetzt von letzterem etwas wissen. Er wollte nicht daſs man die Kaiserin, deren Gesundheitszustand ihm als so bedenklich geschildert worden, eine neue weite Reise machen lasse: „Wenn ihr Vater ernstlich verlange sie zu sehen, könne er mit ihr einen acht bis zehn Lieues von Orleans entlegenen Ort verabreden wo die Zusammenkunft stattzufinden hätte; auch könne das Erscheinen der Kaiserin in einem Schlosse wie Rambouillet nur schmerzliche Erinnerungen in ihrer Seele wachrufen. Übrigens stehe es bei ihr ob sie sich dazu entschließen wolle. Was solle sie aber überhaupt, nach der harten Behandlung die man sie habe erfahren lassen, aus einem Zusammentreffen mit ihrem Vater gewinnen? Unter allen Umständen hielte er es für das beste wenn die Kaiserin sich zu ihm, ihrem Gemahl, verfüge und mit ihm gemeinschaftlich in kleineren Tagmärschen nach Italien reise, wo sie dann in Parma oder Piacenza oder in irgend einem italienischen Mineralbade sich zu erholen vermöchte“. Napoleon dictirte in diesem Sinne zwei Briefe, beide vom 12., den einen um 4 Uhr früh, den andern um 10 Uhr abends, und sandte sie an Méneval mit dem Auftrage ab den Inhalt derselben der Kaiserin mitzutheilen. Gleichzeitig gab er dem Obersten Cambronne den Befehl, unverweilt mit zwei Bataillons kaiserlicher Garde nach Orleans aufzubrechen und der Kaiserin auf ihrer Reise nach Fontainebleau Deckung und Schutz zu bieten.

Weder die beiden Briefe trafen Méneval, noch die beiden Bataillons Maria Louisen mehr in Orleans. Die Kaiserin befand sich in einem Zustande der Resignation wo ihr jeder Ausweg willkommen war der sie ihrer peinlichen Lage entreißen konnte. Sie ließ sich nur die Zeit ihren Gemahl mit ein paar Zeilen von ihrem letzten Entschluße zu unterrichten, und ertheilte ihrem Gefolge den Auftrag sich ohne Säumnis zur Abreise bereit zu halten; zwischen 7 und 8 Uhr abends hatte man Orleans im Rücken. Statt jener endlosen Wagenreihe mit der sie vierzehn Tage zuvor Paris verlassen, waren es jetzt im Ganzen sechs Kutschen die ihre und des Prinzen nächste Umgebung führten. Eine Abtheilung kaiserlicher Garde, düster und schweigsam, gab ihrer entthronten Gebieterin das Geleite; das große Wort führte Graf Šuvalov, der Bevollmächtigte der Verbündeten. In Angerville,

wo man von der Orleans-Pariser Straße abbog, stieß man auf russisches Militär; die französische Garde wurde jetzt verabschiedet und Šuvalov bestimmte einen Trupp von 25 Kozaken welche die Bedeckung für die weitere Reise bildeten. Am 13. mittags traf man in Rambouillet ein das von russischen Uniformen wimmelte; der Zugang zum Schlosse, das Innere desselben, der Park, alles war von russischen Posten besetzt. Maria Louise war wie eine Gefangene der Russen.

Ungefähr zur selben Zeit traf Oberst Cambronne mit seinen zwei Bataillons in Orleans ein, wo ihm nichts zu thun übrig blieb als die von Peyrousse für den Kaiser in Empfang genommenen Gelder unter sicherem Geleite an ihren Bestimmungsort zu bringen.

56.

Maria Louise kannte jetzt keinen dringenderen Wunsch als mit ihrem Vater zusammen zu kommen. Kaum in Rambouillet angelangt warf sie ein paar Zeilen zu Papier die, wie es scheint, Fürst Eszterházy in die Hände seines Monarchen zu bringen übernahm. Sie gab darin ihrer großen Ungeduld Ausdruck, ihn „nach einer so langen Entfernung wieder zu sehen. Diese Ursache", schreibt sie weiter, „hat mich allein zu dieser Reise bewegen können, und hat mich verhindern können dem Kaiser welcher mich in Fontainebleau erwartet sogleich entgegen reisen zu können. Ich hoffe also Sie bald hier sehen und meinen Sohn Ihnen vorzustellen zu können". Am selben Tage ging noch ein zweiter Brief Maria Louisens, die Antwort auf ein Schreiben des Kaisers Franz das ihr so eben überbracht worden, von Rambouillet ab. Sie klagt über starken Katarrh und hartnäckiges Halsweh das sie zwinge sich einige Zeit zu schonen, daher sie sich erlauben müße ihn in Rambouillet zu erwarten [191]). Am Tage darauf empfing Maria Louise aus den Händen des k. k. Kämmerers Grafen Paar einen neuen Brief von ihrem Vater, datirt aus Grosbois wenig Meilen vor Paris wo er am 15. April seinen Einzug halten wollte. Kaiser Franz wünschte mit seiner Tochter auf dem halben Wege zwischen Paris und Rambouillet zusammenzutreffen, ein Vorschlag auf den sie bei ihrem Un-

Liebster Papa!

Ich komme in diesem Augenblick in Rambouillet äußerst
ermüdet an, will aber nicht mich eher ins Bett legen bevor
ich Ihnen meine Ankunft angekündigt habe. Ich bin äußerst
ungeduldig Sie zu sehen und Ihnen zu sagen meine ganze
Freude Ihnen liebster Papa nach einer so langen Entfernung
wieder zu sehen. Diese Absicht hat mich allein zu dieser
Reise bewegen können, und hat mich verhindern können
dem Kaiser welcher mich in Fontainebleau erwartet sogleich
entgegen eilen zu können. Ich hoffe also Sie bald hier
sehen und meinen Sohn Ihnen vorzustellen zu können.
Ich küsse Ihnen die Hände und bin mit der zärtlichsten
Ehrfurcht

Liebster Papa

Ihre gehorsamste
Tochter Louise

den 14ten April
1814

wohlsein nicht eingehen konnte. So mußte sich denn ihr Vater entschließen nach Rambouillet zu reisen.

Maria Louise befand sich in Erwartung dieses so lang gewünschten und erbetenen Besuches in einer unbeschreiblichen Aufregung. Wie sollte sie ihren Vater empfangen? Durfte sie ihm Vorwürfe machen über das was geschehen war? Oder sollte sie darüber hinausgehen und sich auf Bitten für ihr nächstes Schicksal, das in seiner Hand lag, beschränken? Konnte sie noch etwas von ihm verlangen oder erwarten? Das mochten die Gedanken sein wenn sie, wie man sie in diesen Tagen häufig sah, sich in ihr Zimmer zurückzog und da, die Arme auf ihre Kniee gestützt und das Antlitz von ihren Händen verborgen, ihren Thränen freien Lauf ließ. Es kam dieser ihrer Stimmung nicht zu statten dass Hortense, die, wie wir wissen, von Paris aus sich von ihren Reisegefährten getrennt und zu ihrer Mutter nach Navarre begeben hatte, nun unerwartet in Rambouillet erschien. In einer Zeit wo Maria Louise stündlich ihren Vater erwartete, kam ihr der Besuch ihrer Schwägerin höchst ungelegen; Hortense war feinfühlend genug sie unter dieser Unbehaglichkeit nicht leiden zu lassen, und reiste wieder ab.

Endlich am 16. April nachmittags traf Kaiser Franz in Rambouillet ein, in einer einfachen offenen Kutsche, den Grafen Metternich an seiner Seite. Maria Louise eilte, von der Gräfin Montesquiou mit dem Prinzen begleitet, die Treppe hinunter und erwartete am Fuße derselben den Ankommenden. Der Wagen fuhr vor, der Kaiser stieg aus und schritt ihr entgegen; sie riss ihren Sohn aus den Händen der Gräfin Montesquiou und drückte ihn mit lebhafter Bewegung in die Arme ihres Vaters, der durch diese unwiderstehliche Kundgebung ihres Muttergefühls sichtlich ergriffen war. Einige Worte die sie in deutscher Sprache dabei sagte wurden von den französischen Zeugen dieses Auftrittes — und uns stehen keine anderen zu Gebote — nicht verstanden: sie meinten, nach dem Tone in welchem sie gesprochen waren, den Ausdruck kummervollen Vorwurfs darin wahrzunehmen [192]), Kaiser Franz küsste den Knaben und schloß ihn in seine Arme, Maria Louise stellte ihm flüchtig die Personen ihres Hofstaates vor und ge-

leitete ihn dann in ihre Gemächer während der Knabe in die seinigen zurückgebracht wurde. Er hatte, wenn wir den Erinnerungen Méneval's in diesem Punkte trauen dürfen, an seinem Großvater keinen Gefallen gefunden; „ich habe so eben den Kaiser von Österreich gesehen", erzählte er in der Kinderstube, „er ist nicht hübsch". Die Unterredung zwischen Vater und Tochter dauerte längere Zeit und war für beide Theile gleich ergreifend; Kaiser Franz ließ seinen Enkel wieder kommen an dem er sich nicht satt sehen zu können schien. Er verhieß seiner Tochter, ihr Kind werde jetzt an ihm einen Vater finden; „was in Paris vor sich gegangen, sei ohne seine Mitwirkung geschehen; er sei durch die Bewegungen der französischen Armee in Chanceaux aufgehalten worden ohne sich mit Schwarzenberg in Verkehr setzen zu können". Auch die nächste Zukunft Maria Louisens wurde besprochen; sie sollte mit ihrem Kinde vorerst in ihre Heimat zurückkehren und die Reise so bald als möglich antreten; bei dem Unwohlsein der Kaiserin und einem nicht unbedeutenden Katarrh des Prinzen wurde beschlossen dass sie sich nach zwei Tagen auf den Weg machen solle[193]. Kaiser Franz blieb die Nacht über im Schlosse das er andern Tages den 17. 9 Uhr V. M. verließ um nach Paris zurückzukehren.

Die Zusammenkunft mit ihrem Vater hatte Maria Louisen jedenfalls zu etwas gefrommt: Gewissheit über ihr nächstes Schicksal zu erlangen. Ein Schreiben ihres Gemahls, das sie unmittelbar nach der Abreise des Kaisers Franz empfangen haben muß, trug noch mehr zu ihrer Beruhigung bei. Er bat sie ihre „Gesundheit recht zu schonen weil er sonsten sich sehr ängstigen würde", und den Verordnungen ihres Arztes wegen der Bäder von Aix zu folgen; „er schreibt mir", berichtete sie ihrem Vater, „daß er mich lieber bis auf den Herbst nicht sehen will, als mich krank zu sehen" [194]. Auch äußere Umstände begünstigten die Erträglichkeit ihrer augenblicklichen Lage. Der Besuch ihres Vaters hatte, ohne Zweifel auf ihre Anregung, einen Wechsel in der militärischen Bedeckung ihres Aufenthaltes zur unmittelbaren Folge. Die Stelle der russischen Truppen nahmen österreichische ein; k. k. Grenadiere schulterten vor ihrer Thüre und in den Gängen des Palastes das Gewehr, Piquets von weißröckigen Cürassieren bezogen die Posten an den Ausgängen des Schlosses und Parkes. Graf Šuvalov ging

nach Fontainebleau ab von wo er dem Kaiser Napoleon das Geleite nach der Insel Elba geben sollte; an seiner statt übernahm ein österreichischer General (Wroleck?) den Befehl über die Truppen.

Maria Louise befand sich am 17. April nach der Abreise ihres Vaters eben auf einem Spazierritt, als von diesem gesandt der Oberst-Stallmeister Graf Trauttmansdorff im Schlosse eintraf um die Vorbereitungen für ihre Reise nach Wien zu treffen. Es handelte sich vor allem um die Auswahl der Personen die sie nach Österreich begleiten sollten. Die edle Montesquiou erklärte ihr Schicksal an das ihres jungen Zöglings knüpfen zu wollen, zu dessen Diensten auch Mme Soufflot verblieb. Von den übrigen Damen sollte die Herzogin von Montebello die Kaiserin in ihre Heimat begleiten und die ersten Tage bei ihr dort ausharren, worauf die Brignole an deren Stelle treten würde, die Damen Hureau de Sorbac und Rabusson aber durch zwei Jahre ihren Dienst bei der Kaiserin fortsetzen. Eben so sollten von den Cavalieren die Generale Caffarelli und Fouler, dann Baron von Saint-Aignan, nachdem sie der Kaiserin das Geleite nach Wien gegeben, wieder nach Frankreich zurückkehren, der Palast-Präfect Bausset, Méneval und Corvisart aber noch durch einige Zeit bei ihr bleiben. Die wenigen Herren und Damen, die außer den Genannten der Kaiserin bis Rambouillet gefolgt waren, nahmen jetzt ihren Abschied, darunter Caulaincourt und Graf Flahaut, die Herzogin von Piacenza und die Gräfin Luçay.

Bevor Maria Louise ihre Abreise aus Frankreich antrat hatte sie noch einige schwere Augenblicke zu bestehen. Ohne Zweifel war es ihr Vater der ihr, sei es am 16. oder 17. persönlich oder unmittelbar darnach durch eine Botschaft, den Besuch des Kaisers Alexander von Rußland ankündigte und gewissermaßen zu einer Pflicht machte, in die sie sich nur mit innerem Widerstreben fügte [195]). Was die Peinlichkeit ihrer Stimmung erhöhte, war daſs Méneval vom 18. zum 19. ein vom 18. 5 Uhr morgens datirtes Schreiben aus Fontainebleau erhielt, worin Kaiser Napoleon seine entschiedene Misbilligung aussprach daſs seine Gemahlin die Monarchen von Rußland und Preußen empfange. Allein daran ließ sich nichts mehr ändern; Kaiser Alexander

war bereits angesagt und fuhr bald darauf im Schlosse vor. Indessen lief der Besuch glatt genug ab. Kaiser Alexander war von einer gewinnenden Liebenswürdigkeit, dejeunirte mit der Kaiserin und erbat sich darnach ihren Sohn zu sehen. „Herr von Bausset", wandte er sich, nachdem Maria Louise ihre Zustimmung gegeben, zu diesem den er von Erfurt kannte, „wollen Sie mich wohl zu dem kleinen König führen?" Er nahm den Prinzen in seine Arme, herzte und küsste ihn und sagte der Gräfin Montesquiou viel verbindliches.

Auf Maria Louise schien der russische Kaiser den vortheilhaftesten Eindruck gemacht zu haben. Aller Widerwille, alle Angst und Scheu, von der sie sich in den Tagen zuvor erfüllt gezeigt hatte, richtete sich jetzt gegen den König von Preußen; es war als ob sie nun meinte, dieser sei es eigentlich und nicht, wie sie früher geglaubt, der Kaiser von Rußland der ihr und ihrem Gemahl all das Leid und Unrecht zugefügt. Als am 20. April General Caffarelli nach Paris abging gab sie ihm einen Brief an ihren Vater mit, den sie beschwor, „wenn es möglich ist zu verhindern daß der König von Preußen mir einen Besuch hier abstattet, ich fürchte daß er sich nicht so edel als Kaiser Alexander betragen möchte, und Sie können sich vorstellen wie unangenehm es mir wäre ihm solche Reden halten zu hören". Natürlich ließ sich, nachdem einmal Maria Louise den Zar empfangen, der Besuch Friedrich Wilhelm's in keiner Weise hindern, und auch diesmal kam die unglückliche Fürstin mit der blosen Furcht davon. Der König, von einem seiner Flügel-Adjutanten begleitet, erschien am 22. nachmittags, und wenn ihm auch nicht die einnehmenden Umgangsformen seines mächtigen Verbündeten zu statten kamen, an Aufmerksamkeit gegen die Kaiserin und den „kleinen König" wurde von seiner Seite nichts verabsäumt. Nach einem Aufenthalt von beiläufig einer Stunde kehrte er nach Paris zurück.

Mit ihrem Gemahl war Maria Louise durch diese ganze Zeit in unausgesetztem Verkehr, entweder unmittelbar oder durch Méneval. Kein Schreiben kam aus Fontainebleau, wo nicht der Wunsch Napoleon's ausgesprochen war so oft als möglich Nachrichten von ihr zu erhalten. Seine Abreise nach Elba war schon nach dem 15. April in feste Aussicht genommen, sie verzog sich indeß bis zum 20. Am Tage

zuvor ließ er an Méneval zwei Briefe schreiben, in deren einem die Stationen Briarre (Dep. Loiret) und Saint-Tropez (Dep. Var) als jene bezeichnet wurden wo er noch auf französischem Boden Mittheilungen erwarte; „im allgemeinen empfiehlt Ihnen Se. Majestät jede Gelegenheit zu benützen Ihr zu schreiben". Am 20. um 9 Uhr V. M., unmittelbar vor seiner Abfahrt von Fontainebleau, schrieb Napoleon selbst und zwar, was zu den großen Seltenheiten gehörte, durchaus mit eigener Hand einen Brief an die Kaiserin, worin er sie in zärtlichen Ausdrücken über sein Wohlsein beruhigte und ihr die Pflege ihrer Gesundheit empfahl. „Lebe wohl meine gute Louise", so schloß er seine Zeilen, „Du kannst unter allen Umständen auf den Muth, die Ruhe und die Freundschaft deines Gemahls zählen. Einen Kuß für den kleinen König". Das Schreiben ist, man weiss nicht durch welche Verkettung der Umstände, nie in die Hände Maria Louisens gelangt [196]).

57.

Am 22. April, bald nach dem kurzen Besuche des Königs Friedrich Wilhelm, stellte sich Maria Louisen die österreichische Begleitung vor die ihr auf ihrer Reise nach Wien zu Diensten stehen sollte: der GFWM. Graf Karl Kinsky mit seinem Adjutanten Ober-Lieutenant von Desselbrunn, die beiden k. k. Kämmerer und königl. böhmischen Ehrengarden Graf Eugen Wrbna Sohn des Oberst-Kämmerers, und Graf Taaffe, die Hauptleute im k. k. Generalstabe Graf Karacsay und v. Dietrich.

Tags darauf erfolgte die Abreise über Versailles und Verrières nach Grosbois, wo Maria Louise im Schlosse des Fürsten v. Neufchatel, der sich mit seiner Familie in das benachbarte Schlößchen Marolles zurückgezogen hatte, von ihrem Vater erwartet wurde. In der Gesellschaft desselben brachte sie den ganzen folgenden Tag zu, empfing ihren Gastwirth so wie mehrere andere Persönlichkeiten die von Paris herüber kamen ihr ihre letzte Aufwartung zu machen. Am 25. April früh nahmen Vater und Tochter von einander Abschied, jener kehrte

nach Paris zurück, diese setzte ihre Reise bis Provins fort. Am 26. kam man an österreichischen und russischen Feldlagern vorbei; das Land trug fast überall die traurigen Spuren der letzten Truppenmärsche und Kämpfe. Entlaufene Pferde thaten sich haufenweise in den aufkeimenden Saaten gütlich die sie gleich einem fetten Anger abweideten. Verbrannte Dörfer, das fast zu einem Schutthaufen zusammengeschossene Städtchen Nogent (sur Seine) boten einen wehmüthigen Anblick. Wie ganz anders auch in allem übrigen war diese Reise aus dem Lande im Vergleich zu jener die Maria Louisen mehr als vier Jahre früher nach Frankreich geführt hatte! Damals war es eine Reihe von Triumphpforten unter deren geschmückten Bogen sie auf Blumen, mit denen man ihren Weg besäet, hindurchfuhr; eine freudig erregte von den schönsten Hoffnungen für die Zukunft erfüllte Menge drängte sich heran sie mit trautem Zuruf zu begrüßen. Auch jetzt strömten Leute an ihren Weg heran, aber es war mehr Neugierde als Theilnahme die sich in ihren Mienen kundgab, und kein Laut ertönte aus den Schaaren der stumpfen Zuschauer.

Und doch durfte dies peinliche Stillschweigen noch als Schonung gelten, wenn man den Vergleich mit dem Schimpf und Unglimpf anstellte den Napoleon auf seiner Fahrt nach Elba zu erdulden hatte. Die Bevölkerung wusste Maria Louisen von Herrschsucht und Ränkespiel frei; sie hatte keinen Theil an dem rastlosen Stürmen und Drängen ihres Gemahls dessen jäher Sturz zuletzt das schöne Frankreich mit in sein Unglück hineingerissen hatte, und dem jetzt höhnende Rufe: „Es leben die Bourbons!“ „Hoch die Verbündeten!“ in die Ohren gellten, wenn es nicht gar brüllte: „Nieder mit dem Tyrannen“ oder die Menge stürmend verlangte dass man ihr „den Corsen“ ausliefere um ihn zu zerreißen und die Stücke seines Leibes in die Rhone zu werfen! . . . .

Das Endziel der dritten Tagesreise war Troyes wo Herr von Mesgrigny, Vater des gewesenen kaiserlichen Stallmeisters, sein Haus der Kaiserin zur Verfügung stellte. Am 27. kam man bis Chatillon-sur-Seine, am 28. bis Dijon an welch letzterem Ort sich zahlreiche Besatzung der Verbündeten befand. F. Z. M. Graf Gyulai Militär-Gouverneur dieses Landstriches und F. M. L. Graf Fresnel an der

Spitze der Generalität und des Officier-Corps, Baron Bartenstein als Civil-Gouverneur und andere Autoritäten empfingen die erlauchte Tochter ihres kaiserlichen Gebieters, die durch ein Spalier österreichischen Militärs und unter Theilnahme einer sich neugierig herandrängenden Menge ihren Einzug in die Stadt hielt und im Präfectur-Gebäude ihr Quartier aufschlug. Maria Louise fand in Dijon Gelegenheit ein paar arme Teufel, die, wie sie betheuerten, ohne ihr Verschulden in den Verdacht rebellischen Treubruchs gegen die Besatzungstruppen gerathen waren, durch ihre Fürsprache bei Gyulai der Freiheit zurückzugeben; General Caffarelli händigte ihnen im Auftrage der Kaiserin 100 Thaler ein und verschaffte ihnen Geleitscheine in ihre Heimat. Von Dijon schrieb Maria Louise an ihren Vater und schloß dem Briefe einen an ihren Gemahl mit der Bitte bei, ihm denselben zukommen zu lassen; „er muß beunruhigt seyn keine Nachrichten von mir zu bekommen."

Man hatte noch dreimal Nachtlager auf französischem Boden: vom 29. zum 30. April in Gray, vom 30. April zum 1. Mai in Vesoul wo Maria Louise von dem österreichischen Civil-Commissär Freiherrn von Andlaw empfangen wurde, vom 1. Mai zum 2. in Belfort. Montag den 2. N. M. übersetzte sie unter den Kanonen von Hüningen den Rhein. Am andern Ufer empfingen sie österreichische und bayerische Truppen mit allen Auszeichnungen der höchsten Souverainetät; eine zahlreiche Volksmenge drängte sich heran und rief ihr stürmische Vivats zu. Der Weg bis Basel glich einem Triumphzug; die Bevölkerung schien sie als eine Erlöste zu betrachten die aus einer Zwangslage in die Freiheit ihrer Heimat zurückkehre [197]). An der Gränze des Schweizer-Gebietes harrte eine Abtheilung einheimischer Cavallerie um ihr das Geleite bis Basel zu geben. Durch eine Doppelreihe österreichischer bayerischer und schweizerischer Truppen hielt sie ihren Einzug in die Stadt wo ihr das Haus des Senators Winker zur Wohnung bereitgestellt war, dasselbe das ein paar Monate früher ihr Vater bewohnt hatte; dieselbe Aufmerksamkeit hatte man für sie auch an anderen Orten durch die Kaiser Franz auf seinem Zuge nach Frankreich gekommen war. Alle Stadtbehörden drängten sich heran ihr ihre Ehrfurcht zu bezeigen; die Souveraine von Baden,

von Württemberg, von Bayern sandten ihre höchsten Hof-Chargen zu ihrer Begrüßung ab. Maria Louise verlangte sich nicht diese Ehren die ihr nur schmerzliche Erinnerungen wachriefen. Sie gönnte sich am 3. Mai den ersten Rasttag seit ihrer Abreise von Grosbois den sie größtentheils in Gesellschaft des „Prinzen von Parma", wie man ihr Kind jetzt nannte, in ihren Gemächern zubrachte. Dem Kleinen entging nicht die Veränderung die in seinen Verhältnissen eingetreten war. „Ach ich sehe wohl daſs ich nicht mehr König bin", sagte er, „denn ich habe keine Pagen mehr."

Von Basel aus schrieb Maria Louise wieder ihrem Vater. „Ich bin auch recht beunruhigt keine Nachricht vom Kaiser zu haben", klagte sie, „ich bitte Sie liebster Papa mir zu sagen durch welche Gelegenheit ich ihm schreiben kann, es sind schon seit 4 Tage daß ich ihm keine Nachrichten von seinem Sohne habe geben können". Welchen Erfolg diese Vorstellung bei Kaiser Franz hatte wissen wir nicht, vielleicht daſs man ihr gute Worte gab; der Sache nach war man gewiſs schon damals entschlossen den Verkehr zwischen den kaiserlichen Gatten mehr und mehr zu erschweren, um ihn bald ganz abzubrechen. Bevor Maria Louise Basel verließ, traf der Courier den sie vor ihrer Abfahrt von Rambouillet an ihren Gemahl gesandt hatte bei ihr wieder ein; er brachte ihr ein Schreiben Napoleon's vom 28. April aus Frejus.

Am 4. wurde die Reise fortgesetzt, in Schaffhausen der Rheinfall besehen, am 6. der Zürcher See befahren. Der österreichische Geschäftsträger bei der schweizerischen Tagsatzung, der ihr seine Aufwartung machen und die Mitglieder des diplomatischen Corps vorstellen wollte, erhielt eine abschlägige Antwort; die Kaiserin reise incognito, wurde als Entschuldigung gesagt. Von Zürich schrieb Maria Louise einen längeren Brief an ihren Vater, worin sie Dinge zur Sprache brachte die ihr Napoleon in seinem letzten Schreiben an's Herz gelegt hatte. Daſs sie beinahe vier Tage vergehen ließ ehe sie sich zu dem Schritte entschloß, beweist wie schwer es ihr fiel ihrem Vater gegenüber als Klagende aufzutreten. Maria Louise schreibt:

„Ich habe in Basel den Trost gehabt Nachrichten vom Kaiser zu bekommen er befindet sich wohl war aber sehr traurig über die Art wie man ihm in der Provence behandelt hatte.

Er war auch besorgt über andere Gegenstände von denen ich Ihnen wenn Sie erlauben unterreden werde. Mir ist es sehr unangenehm von Geldsachen Ihnen reden zu müßen Sie wißen liebster Papa daß ich nicht gerne daran denke, ich glaube aber daß es meine Pflicht als Gattinn und Mutter ist Ihnen die Lage zu schildern in welche der Kaiser sich darüber befindet, und für ihm Ihre väterliche und mächtige Verwendung anzuflehen. Ich werde nicht in die Sachen mich aufhalten die mich angehen, denn ich bin überzeugt liebster Papa daß wenn ich in diesem Fall käme Sie mich von nichts mangeln laßen werden. Der Kaiser hat wenig Geld mit sich, zehn oder zwölf Millionen die Früchte seiner Sparsamkeit von der liste civile seit 12 Jahren, eine große Menge silberner Tafelgeschirre, viele Tabatieren mit Brillanten verziert und andere dergleichen Geschenke sind in Orleans, wieder alle Rechte der Billigkeit, durch einen Komißaire der provisorischen Regierung genommen worden: Alle diese Sachen sind das Eigenthum des Kaisers und meines Sohnes. Man hat selbst dem Kaiser seine Bibliothek und alles was zu seinem täglichen Gebrauche war weggenommen. Ich bin durch alle Gefühle dazu gebracht Sie zu bitten Ihre Vermittlung dazu zu gebrauchen, damit alles was dem Kaisers Eigenthum ist, und ihm durch den Tractat versichert ist, im zurückgestellt möchte werden. Alle Sachen welche der Krone gehörten, Brillanten, placements sur la banque, und anderen Stiftungen, sind treu zurück gegeben worden durch die Personen, welche damals Intendant und erster Schatzmeister waren. Zwey Millionen Einkünfte auf dem grand livre hat man dem Kaiser gegeben. Aber die Art wie die Regierung anfangt sich gegen ihm zu betragen, erlaubt ihm nicht sich zu schmeicheln, daß sie ihm genau bezahlt werden, wenn Sie liebster Papa ihm nicht beschützen und vertheidigen und wenn ihr großmüthiger Karakter Sie nicht bestimmt das Recht eines Mannes zu vertheidigen, der Ihr Schwiegersohn ist, und der nicht mehr ihr Feind ist seitdem er unglücklich und verlaßen ist. Mein ganzes Vertrauen in Ihre Gnade und Güte und in Ihre Redlichkeit bringt mich zu dieser Bitte, ich bin

überzeugt daß mein Vertrauen nicht betrogen seyn wird. Ich habe zu viele Ursache es zu hoffen" . . .

Den 7. Mai kam man in Konstanz an wo wieder eine kleine Rast gemacht wurde; man befuhr den See, besuchte die Insel Meinau. In Konstanz wurde auch eine Frage endgiltig entschieden, die schon auf französischem Boden und seither wiederholt den Gegenstand eingehender Berathungen gebildet hatte. Tyrol gehörte damals bekanntlich zu Bayern dessen Herrschaft im Lande nicht wohl gelitten war; noch allgemeiner aber brannte in den wackeren Herzen der Haſs gegen die Franzosen, und dieser Umstand war es warum man Maria Louisen abreden wollte ihre Reise durch Tyrol zu nehmen und sich mit ihrem französischen Hofstaat in die Mitte der Anhänger Andreas Hofer's zu wagen. In Maria Louisen war eine eigenthümliche Mischung der Elemente. In gewissen Dingen war sie eben so muthvoll als in anderen zaghaft. Alles was mit Etiquette und Förmlichkeiten zusammenhing legte ihr eine eigene Scheu auf; wo sie dagegen auf sich und die Personen ihres Vertrauens angewiesen war, war sie nicht so leicht einzuschüchtern. So ließ sie sich auch jetzt, trotz aller Bedenken und Besorgnisse die man ihr einflößen wollte, von ihrem Wunsche Tyrol zu sehen nicht abbringen: „Graf Kinsky hat gefürchtet daß man meinen Herren Impertinenzen in Tyrol anthun möchte", hieß es in ihrem Briefe aus Vesoul, „und hat mich durch Regensburg gehen wollen machen, aber ich bin so herzhaft daß ich ihm erklärt habe daß ich meine Reise nicht vermindern will und meine Herren sind auch meiner Meynung. Ich bin überzeugt daß die Tyroler uns nichts thun werden". Und in dem Schreiben aus Basel: „Ich habe Graf Kinsky erklärt daß ich durchaus dieses Land sehen will, denn die Tyroler werden weder mich noch meine Leute eßen, ich bin überzeugt hingegen daß sie uns gut empfangen werden, und werden uns frohe Gesichter zeigen". Sei es daſs Kinsky diesem entschlossenen Verlangen seiner Gebieterin sich fügte oder daſs er richtigere Kundschaft über das Land eingezogen hatte, genug in Konstanz war es der General selbst der Maria Louise versicherte: „in Tyrol sei alles ruhig, sie könne ohne Anstand ihren Weg fortsetzen". So fuhr man denn

am 9. von den Ufern des Bodensees nach Waldsee, wo der Fürst Waldburg den gefälligen Wirth machte und der Kaiserin seine Gemahlin vorstellte die damals mit ihrem siebenzehnten Kinde in der Hoffnung war, am 10. nach Kempten, am 11. nach Füßen wo man sich hart an der Gränze von Tyrol befand.

Und nun zeigte es sich in einer alle Erwartungen übertreffenden Weise daß Maria Louise in ihrem Vertrauen auf die Haltung der Tyroler richtig geurtheilt hatte. „Sie sahen“, sagt der Franzose Méneval, „in unserer Ex-Kaiserin nur die österreichische Prinzessin“ [198]), und sein Landsmann Bausset bezeugt mit ihm den aller Beschreibung spottenden Enthusiasmus womit sie, noch ehe sie den Fuß in's Land gesetzt hatte, begrüßt und empfangen wurde. Denn schon an der Gränze sagte ein Triumphbogen mit der schlichten Inschrift: „Hier ist Tyrol!“ mehr als die wohlgesetztesten Verse oder das geistvollste Motto hätten künden können, und kaum daß man sie in Füßen, also noch auf alt-bayerischem Boden, ankommen sah, begannen die Böller zu lärmen und das Echo der umstehenden Berge wachzurufen. Von da an war ihre Reise ein Triumphzug wie man nicht bald etwas ähnliches gesehen hatte. Als sie vor Reutte kam warfen sich etliche zwanzig baumstarke Leute an die Pferde, spannten sie aus und zogen den Wagen bis zum Absteige-Quartier der Kaiserin. Während sie ihre Mahlzeit einnahm brachte ihr ein aus Männer- und Frauenstimmen gemischter Chor unter den Fenstern eine Tafelmusik. Um 7 Uhr am anderen Morgen ließ sich ein Capuziner mit einigen jungen Leuten in einen Gang nächst ihren Gemächern führen, um mit angenehmen Gesängen ihren jungen Tag zu begrüßen. Über Nacht war Schnee gefallen, was aber nicht im Stande war das Feuer der biederen Landleute zu dämpfen. Das Thal von Reutte hinab und dann durch das ganze Ober-Innthal gab es nichts als Glockengeläute Böllerschüsse Schützenaufzüge; aus allen Dörfern, von den Bergen und aus den Seitenthälern strömte das Landvolk zusammen, wurde die Schuljugend in ihren Sonntagsgewändern aufgestellt und säumte den Weg ein den die Tochter des geliebten Kaiserhauses einherfuhr; Gesänge erschallten, denen andere etwas abseits auf den Höhen aufgestellte Chöre wie ein Echo antworteten. Beiläufig 8 Uhr abends war man bei Innsbruck

angelangt: die Stadt war auf das festlichste erleuchtet und prangte in einem Naturschmucke daſs Augenzeugen versicherten, es müße ein Wald geschlagen worden sein um all das Tannicht und Laubwerk herbeizuschaffen das die Stadt in einen Garten verwandelte. In der Vorstadt Mariahilf allein erhoben sich zehn Triumphpforten, über und über mit kaiserlichen Adlern geschmückt; vor dem Rathhause gewahrte man eine Pyramide mit der Aufschrift: „Der besten Kaisertochter geweiht von der Stadt Innsbruck". Zwanzig Landesvertheidigungs-Compagnien, die Hüte mit Bändern und grünen Reisern geschmückt, an den Fahnen österreichische Adler oder Tafeln mit der Aufschrift „Kaiser Franz", machten Spalier bis zur kaiserlichen Burg. Die Volksmenge die sich auf dem ganzen Wege drängte war zahllos; ein Trupp festlich geschmückter Männer war zu bemerken der einen eigens für den heutigen Tag angefertigten Seidenstrick in Bereitschaft hielt. Als nun endlich der Reisezug herankam, die Glocken ihr Geläute anstimmten, die Geschütze donnerten, die Musikbanden spielten, tausendstimmige Vivats erschollen, Hüte und Fahnen geschwenkt wurden, da half alles Bitten und Sträuben Maria Louisens nichts, die Pferde ihres Wagens wurden ausgespannt und der seidene Strick mußte seine Dienste thun; und da sich nebst den dafür bestimmten Leuten hundert andere hinzudrängten die auch ein Stück Ehre von dem Festzug haben wollten, so gab es ein Gedränge und eine Balgerei die für die arme Ausgezeichnete nicht ohne einiges Unbehagen war. Méneval spricht sogar von zwei Männern und einem Kinde die bei dieser Gelegenheit erdrückt worden seien. Auch dem Wagen des kleinen Prinzen widerfuhr die gleiche Ehre, und so wurden beide in diesem freudigen Tumult durch die Straßen gezogen, oder vielmehr getragen. In der Burg ihrer Ahnen, am Fuße der Treppe warteten die bayerischen Würdenträger und Spitzen der Behörden zu ehrerbietigem Empfang. Einheimische Schützen in ihrer bunten von Thal zu Thal wechselnden Landestracht bezogen die Wachen im Schlosse. Ein Chor von nahezu 200 Sängern fand sich unter den Fenstern ein und brachte ihr ein Riesenständchen, mit einem musikalischen Wohllaut und Einklang welche die französische Begleitung der Kaiserin, die nichts ähnliches vernommen, in das größte Erstaunen setzten. In der Burg fand sich alles in demselben Stande wie die

kaiserliche Familie dieselbe verlassen hatte, die bayerische Regierung hatte nichts daran geändert; alle Familien-Gemälde hingen auf ihrem alten Platze und eines, das Joseph II. als jungen Prinzen vorstellte, gab den Damen und Herren der Ex-Kaiserin besonderen Anlaſs zur Beschauung, weil sie in dessen Zügen eine auffallende Ähnlichkeit mit jenen des Prinzen von Parma zu entdecken vermeinten.

Am 15. Mai wurde Innsbruck verlassen, die Reise unter fortwährendem Zuströmen und Freudenbezeugungen der Bevölkerung fortgesetzt. In Salzburg stattete die jugendlich schöne Kronprinzessin Therese von Bayern der Kaiserin einen Besuch ab, den diese andern Tages im Schlosse von Mirabell erwiederte. Von Salzburg ging die Reise geraden Weges nach Wien, oder vielmehr nach Schönbrunn. In der prachtvollen Abtei von Mölk, wo man am 20. gegen Abend ankam, harrte bereits der Oberst-Stallmeister Fürst Trauttmansdorff, von der Kaiserin Maria Ludovica zum Empfang ihrer heimkehrenden Tochter vorausgesandt, der zugleich den Auftrag hatte nach Schönbrunn die Auskunft zurückzubringen um welche Stunde sich Maria Louise am folgenden Tage von Mölk erheben und ihre Reise fortsetzen würde. Zwischen Sieghartskirchen und St. Pölten fand am 21. das Zusammentreffen der beiden Kaiserinen statt; Maria Ludovica bestieg den Wagen ihrer Tochter, indem sie in den ihrigen die Herzogin von Montebello zur Gräfin Lažansky, der alten Erzieherin Maria Louisens, steigen ließ, und geleitete sie nach Schönbrunn wo man gegen Abend ankam. Erzherzog Karl, ihr erlauchter Ohm der sie vor vier Jahren zum Altare geführt, reichte ihr am Eingang zum Schlosse seinen Arm und führte sie zu ihren Gemächern wo ihre jüngern Schwestern Leopoldine, Maria, Karolina und Maria Anna ihr mit warmem Gruße an das Herz flogen [199]. . . .

Es war eine bittere Fügung des Schicksals daſs, um dieselbe Zeit wo Maria Louise ihre Laufbahn als Kaiserin der Franzosen im Schoße ihrer Familie beschloß, auch ihre Vorgängerin auf dem Throne Frankreichs, um mit den Worten der Bibel zu reden, „zu den Ihrigen versammelt" wurde. Es war für beide, nur in verschiedenem Sinne, — Heimkehr.

Josephine befand sich noch im Schloße Navarre als sie die Nachricht von den letzten Beschlüßen der Verbündeten erhielt. „Ach Hortense", rief sie aus indem sie sich schluchzend in die Arme ihrer Tochter warf, „dieser arme Napoleon den man auf die Insel Elba schickt! Wie hat ihn zuletzt das Unglück ereilt! Wenn ich seine Frau wäre, ich würde mich einschließen lassen mit ihm!" Besorgt um die Zukunft ihrer beiden Kinder übersiedelte sie nach Malmaison, um dem Mittelpunkte der Verhandlungen näher zu sein. Kaiser Alexander säumte nicht sie aufzusuchen, ihr seine Achtung und seinen besten Willen zu bezeigen; allein zu bindenden Zusagen mochte er sich nicht herbeifinden. Der Gemüthszustand Josephinens litt mit jedem Tage mehr unter dieser quälenden Ungewissheit. Bald stellten sich körperliche Leiden ein die sie, liebenswürdig und selbstverläugnend wie es in ihrer Natur lag, vor ihrer Umgebung zu verbergen suchte. Ihrer Tochter entging dies nicht. „Ich sehe meine Mutter jederzeit standhaft und freundlich gegen alle die sie empfängt", sagte sie zu ihrer Vorleserin Fräulein Cochelet; „doch so bald sie allein ist nehme ich an ihr eine Traurigkeit wahr die mich erschreckt". Am 23. Mai ließ sich der König von Preußen mit seinen beiden Söhnen in Malmaison ansagen und blieb daselbst zum Diner. Josephine gewann es über sich die zuvorkommende Hausfrau zu spielen und täuschte durch ihre Haltung selbst ihre Angehörigen in einer Weise, dass sie diese für wieder hergestellt hielten. Am Tage darauf erschienen die beiden Großfürsten Nicolaus und Michael von Rußland; die Kaiserin erschien beim Diner, fühlte sich aber darnach so schwach dass sie sich wiederholt in ein Nebengemach zurückziehen mußte um einige Augenblicke zu ruhen und ihrer Tochter die Unterhaltung ihrer Gäste zu überlassen. Am 25. stellten sich Athmungsbeschwerden ein. Auf das Zureden ihrer Kinder blieb sie zu Bette, doch war sie nicht zu bewegen einen zweiten Arzt beiziehen zu lassen; sie meinte dadurch ihrem Leibarzt wehe zu thun, und gab vor sie fühle sich besser. Allein sichtlich wurde ihr Zustand mit jeder Stunde schlimmer, und nun entschloßen sich Eugen und Hortense nach Paris um Ärzte zu schicken, die am 27. abends zu einem Consilium zusammentraten. Man fand die Wahrzeichen einer Bräune der gefährlichsten Art; man verschrieb kräftig wirkende Mittel, doch man ver-

hehlte sich nicht dass es zu spät sein dürfte sie anzuwenden. Für den 28. hatte sich Kaiser Alexander zu einem abermaligen Besuche ansagen lassen; er hatte von seinem Arzte den gefährlichen Zustand Josephinens erfahren und wollte sich persönlich von ihrem Befinden überzeugen. Hortense, obgleich ihr die Ärzte die volle Wahrheit nicht mitgetheilt hatten, verhehlte ihm nicht ihre tiefe Bekümmernis. Sie hatte die letzten Nächte mit wenig Unterbrechungen am Bette ihrer Mutter zugebracht und mußte selbst alle ihre Kräfte zusammennehmen um dem hohen Gaste mindestens theilweise die Honneurs zu machen. In der Nacht vom 28. zum 29. schien Josephine weniger zu leiden, keine Klage kam über ihre Lippen, nur erwachte sie öfter und dann hörte man sie mit halber Stimme vor sich hinmurmeln; „Buonaparte“ . . . „Insel Elba“ . . . „Maria Louise“ . . . wiederholte sie von Zeit zu Zeit. Am 29., Pfingst-Sonntag, erhob sich Prinz Eugen, selbst seit einigen Tagen leidend, mit Anstrengung aus seinem Bette und trat mit Hortense an das Krankenlager der Mutter, deren Augen sich bei ihrem Anblicke mit Thränen füllten während sie ihnen, ihrer Stimme schon nicht mehr vollkommen mächtig, ihre Arme entgegenstreckte. Die Kinder beschloßen um den Geistlichen zu schicken und sie darauf vorzubereiten die Tröstungen der Kirche zu empfangen. Sie ließen sie eine Zeit mit dem Abbé Bertrand, Almosenier der Königin Hortense, allein und fanden sich etwa eine Viertelstunde später wieder im Krankenzimmer ein. Die Züge Josephinens waren schon gänzlich entstellt, sie war keines Wortes mehr fähig, sie streckte ihnen nur stumm ihre Arme entgegen. Hortense von diesem Anblick überwältigt wurde besinnungslos aus dem Zimmer getragen, Eugen kniete an dem Bette seiner Mütter nieder, die mit demuthsvoller Fassung aus den Händen des Priesters die heilige Wegzehrung empfing. Wenige Augenblicke später hatte sie geendet. Unter allgemeiner Theilnahme der Bevölkerung, die sie nur „die gute Josephine“ nannte, unter den ehrendsten Beileidsbezeigungen der hohen Fremden, der königlichen Familie von Frankreich und der Würdenträger der neuen Regierung, fand am 2. Juni die feierliche Einsegnung der Leiche statt, die in der Gruft der Kirche zu Rueil ihre Ruhestätte fand . . .

58.

Maria Louise befand sich wieder in ihrer alten Heimat, obwohl nicht mit ihren alten Gefühlen und Anschauungen. Allerdings war sie, was sie in der letzten Zeit allein noch angestrebt hatte, in den Hafen der Ruhe eingelaufen; allerdings war sie nach Wien und Schönbrunn lieber gegangen als anderswohin, da sie nun einmal weder in Frankreich hatte bleiben noch für's erste nach Elba gehen können; allerdings hatte sie ihrer Mama und ihren Geschwistern jene Gefühle der Liebe und Anhänglichkeit bewahrt die ihr von Kindesbeinen zur angenehmen Pflicht geworden waren. Allein die Trennung von ihrem Gemahl konnten sie alle ihr doch nicht ersetzen, und überdies hatte sie an ihrer Seite ein Geschöpf das ihrem Herzen nun näher stand als die Glieder ihres Älternhauses. Und so innig sich ihre Jugenderinnerungen an die Schauplätze von Schönbrunn und Laxenburg, von Baden und dem Helenenthale knüpften, die Tuilerien und das Elysée-Napoléon, Saint-Cloud und Rambouillet, Compiègne und Fontainebleau und die glänzende Zeit die sie daselbst verlebt, konnten sie jene Orte doch nicht vergessen machen.

Maria Louise war in wenig Jahren zur Französin geworden und als solche bedung sie sich von ihrem Vater aus, auch in Schönbrunn ihr Hauswesen auf französischem Fuße fortführen zu dürfen. Wohl bewogen sie zu dieser Bitte noch zwei andere Umstände: der eine daß es überhaupt in ihrem Charakter lag ihre Umgebung nicht gern zu wechseln, und dann eine gewisse Verbitterung und Menschenscheu die in den letzten herben Erfahrungen ihren begreiflichen Grund hatte. Maria Louise hatte nicht unterlassen noch während ihrer Reise jenen Punkt mit ihrem Vater in's reine zu bringen. „Ich muß Ihnen noch um eine Gnade bitten liebster Papa", hieß es in ihrem Briefe aus Provins 25. April, „sie besteht darinn daß wenn ich in Schönbrunn ankommen werde sie mir keinen Service d'honneur geben möchten wie in Prag, es würde mir unangenehm seyn die sechs Wochen die ich dorten wie eine einfache Particuliere zubringen werde, um mich herum Damen und Kammerherren zu sehen, mit denen ich Bekanntschaft machen

werden müßte*). Ich habe eine Dame zwey Lectrice und zwey Herren mit mir die mit mir bleiben daß ist alles was mir nöthig ist in einem Augenblick wo ich niemand als meine Familie sehen will". In dem Briefe aus Basel kam sie auf denselben Gegenstand nochmals zurück: „Sie können meinen Abschen für neue Gesichter, in diesem Augenblick wären sie mir unausstehlich, und wenn ich welche bey mir haben müßte, so würde es mich aussetzen diesen Personen die Unhöflichkeit zu thun sie nie zu sehen; denn seit einiger Zeit ist bey mir der Menschenhaß auf eine unglaubliche Art eingewurzelt".

Ihr französischer Hofstaat bildete auch in Schönbrunn die unmittelbare Umgebung der Ex-Kaiserin. Ihre Mama und ihre Schwestern wohnten mit ihr unter einem Dache, sie schloß sich ihnen aber nicht, wie dies früher der Fall gewesen, als zu ihnen gehöriges Familienglied an, sie wollte sich die Unabhängigkeit ihres Hauswesens gewahrt wissen. Die strenge Etiquette wurde abgeschafft die ihr von jeher nur eine lästige Pflicht gewesen war; sie setzte jetzt einen Werth darein, wie sie ihrem Vater geschrieben hatte, als „Particulière" zu leben. Um 11 Uhr V. M., wie sie es in Frankreich gewohnt gewesen, war das Dejeuner, um 7 Uhr abends das Diner. Nach dem Dejeuner brachte ihr die Montesquiou den Prinzen, der irgend ein Backwerk als „bon plat" aus den Händen seiner Mutter empfing; seine Gemächer standen mit den ihrigen in nächster Verbindung. Zu ihren eigenen Beschäftigungen, dem Zeichnen und Malen und der Musik, kam jetzt die italienische Sprache deren Erlernung ihr als künftige Herzogin von Parma Bedürfnis wurde: Abate Landi aus Wien gab ihr darin Unterricht. Dann gab es Spaziergänge im Park von Schönbrunn wo sie besonders in der ersten Zeit ein Gegenstand theilnahmsvoller Neugierde der zahlreich sich einfindenden Wiener war, oder Ritte in die Umgebung die sie bis Baden von der einen und den Kahlenberg von der andern Seite ausdehnte; oder sie fuhr in die Stadt um die Schatzkammer, das Münz- und Antiken-Cabinet, die Porzellan-Fabrik, das Zeughaus ꝛc. zu besuchen. Zum Diner, an welchem die Cavaliere und Damen ihres Hofstaates so wie ihr Privat-Secretär Méneval regelmäßig theilnahmen, wurden meist ein paar Personen als

*) „werde müßen".

Gäste beigezogen, ihre Brüder und Schwestern, Herren und Damen vom österreichischen Hofe, Minister mit ihren Gemahlinen oder andere Würdenträger.

Den ersten Riß in diesen gewohnten Haushalt brachte das Scheiden der Herzogin von Montebello die am 13. Juni in ihre Heimat zurückkehrte. Dasselbe geschah an diesem und dem folgenden Tage von Seiten der Herren Saint-Aignan Corvisart und Caffarelli, so daß von da an, von den hervorragenden Persönlichkeiten die ihr aus Frankreich das Geleite gegeben hatten, nur die Montesquiou und die Brignole, Bausset und Méneval um ihre Person blieben. Einen Trost in dieser wachsenden Vereinsamung brachte ihr das Wiedersehen ihres Vaters der am 15. Juni aus dem Feldzuge heimkehrte. Maria Louise fuhr ihm bis Sieghartskirchen entgegen, wohin ihre Mama und ihre Geschwister ihr vorausgereist waren. Nach den ersten freudigen Begrüßungen mit seiner Familie nahm Kaiser Franz seine älteste Tochter in seinen Wagen und fuhr mit ihr allein bis Purkersdorf von wo sie, gleich den Andern, nach Schönbrunn voraneilte um an dem Empfange des Monarchen im kaiserlichen Lustschlosse theilzunehmen. Über ihr Schicksal und ihre künftige Stellung wurde bei dieser Gelegenheit vielleicht nichts gesprochen; Kaiser Franz fand aber bald eine andere, sie über diese Punkte nicht im unklaren zu lassen. „Als meiner Tochter", sprach er zu ihr, „gehört Dir alles an was in meiner Macht ist, mein Blut und mein Leben nicht ausgeschlossen; als Kaiserin von Frankreich kenne ich Dich nicht mehr". Die gehorsame Tochter senkte ihr Haupt und schwieg; sie hatte keine andere Antwort auf diesen Ausspruch zu geben.

Maria Louise hatte aufgehört Kaiserin der Franzosen zu sein, wenn ihr auch dieser Titel tractatmäßig zugestanden war. Die Erinnerung an ihr schönes Frankreich, an die glückliche und glanzvolle Zeit die sie daselbst verlebt, an den strahlenden Ruhm der sich an der Seite ihres großen Gemahls um sie gesammelt und in dessen Abglanz sie sich gesonnt hatte, war bald das einzige was man ihr nicht rauben konnte, was ihr jedoch den Abstand der Lage in die sie sich nunmehr versetzt sah nur um so fühlbarer machte.

Maria Louise hat in Frankreich einen guten Namen zurückgelassen. Man darf, um in dieser Beziehung richtig zu urtheilen, die Stimmen die viele Jahre später über die Herzogin von Parma laut zu werden begannen und von da ab in der Literatur und in der allgemeinen Meinung fast allein den Platz zu behaupten wußten, nicht mit jenen verwechseln die der scheidenden Kaiserin auf dem Fuße nachfolgten. Pierre Colau, der sein Büchlein über „Maria Louise von Lothringen" im Jahre 1815 unter der wiederhergestellten Herrschaft der Bourbonen herausgab, preist die Vorsehung „die es nicht zugelassen daß in diesem jungen Herzen die Treulosigkeit einer Isabeau von Bayern und die Grausamkeit einer Katharina von Medicis Wurzel schlage", und faßt sein Urtheil über die gewesene Kaiserin der Franzosen in die Worte zusammen: „Das schönste Lob das man über Maria Louise aussprechen kann ist zu sagen: daß sie sich als gehorsame Tochter, als treue Gattin und als zärtliche Mutter gezeigt hat". Was den in diesem Punkte allerdings nicht verwöhnten Franzosen für ihre jugendliche Kaiserin ganz besondere Achtung abzwang, war die über den leisesten Verdacht erhabene Sittsamkeit und Anständigkeit ihrer Haltung. Savary, einer der ausdauerndsten Bewunderer des großen Napoleon, äußert sich über dessen Gemahlin: „In ihrem innern Haushalt wie vor der Öffentlichkeit ist sie niemals jener strengen Schicklichkeit untreu geworden die ihr von ihrer Jugend auferlegt war und ihr keinen vertraulichen Umgang gestattete mit wem es auch sei, jene ausgenommen an deren Rath man sie nach ihrer Stellung gewiesen hatte" [200]). Und einer ihrer Palast-Präfecte, nachdem er ihre Herzensgüte gerühmt, ertheilt seiner ehemaligen Gebieterin das schöne Lob: „Dabei war in ihr ein richtiger und natürlicher Geist wahrzunehmen, viel Wissen ohne irgend ein Prunken damit, eine edle und rührende Einfachheit und eine sanfte Heiterkeit die gut zu ihrem Gesichtsausdruck paßte. Sie liebte die Künste, sie war eine ausgezeichnete Musikerin, sie zeichnete sehr hübsch, sie saß mit Anmuth und vornehmem Anstand zu Pferde, sie sprach das Französische ausgezeichnet und schrieb es noch besser, sie verstand italienisch und englisch 2c. Aus dem Zusammenwirken dieser schätzenswerthen Eigenschaften entsprang der glücklichste und anziehendste Charakter. In dem gewöhnlichen Gange des

Lebens, auf einem Throne der nicht durch politische Stürme erschüttert worden wäre, würde sich Maria Louise die Liebe und die Bewunderung Frankreichs bewahrt haben wie sie dessen Glück und Zierde gewesen sein würde" [201]).

Bei ihren österreichischen Landsleuten stand die aus Frankreich zurückgekehrte Maria Louise allerdings in keiner solchen Gunst, und wohl nur durch ihre eigene Schuld. Wir haben wiederholt erwähnt daſs Maria Louise, wenn sie in der Öffentlichkeit erschien, ihre angeborne Schüchternheit und Befangenheit nie ganz überwinden konnte und daſs sie darum anfangs Vielen für stolz und hochfahrend galt. Doch allmälig gewöhnte man sich in Frankreich daran und war ihr zuletzt dafür nicht gram. Zu lebhaft hatte man dort die unglückliche Maria Antoinette in der Erinnerung, deren zwangloses Wesen voll Frohsinn und Lebenslust, in einem Lande das in den letzten Jahrhunderten so viel zuchtlose Weiber wenn nicht auf dem Throne, doch in der Nähe des Thrones und im Glanze desselben gesehen hatte, bei der großen Menge eine schlimme Deutung finden und sie in den Verdacht gleich sträflicher Ungebundenheit bringen konnte; und wohl im Hinblick auf dies traurige Beispiel war es daſs Napoleon seiner zweiten Gemahlin nachrühmte, „daſs sie in jeder Lage mit Maß und Klugheit handle ohne sich zu sehr vertraut zu machen, was man in diesem Lande nicht thun dürfe". In Österreich war das alles umgekehrt. Heiteres leutseliges Wesen setzte hier, wo pflichttreues häusliches Walten der höchsten Frauen als etwas selbstverständliches galt, keinem Verdachte aus, man erwartete es, man verlangte es, weil man es von den Gliedern des regierenden Hauses seit langem gewohnt war. Bei Maria Louisen war es aber jenes zurückhaltende Wesen nicht allein was ihr in ihrem Benehmen von den Wienern übel vermerkt wurde; es war zugleich, worüber man sich im Publicum keiner Täuschung hingab, ihre ausgesprochene und parteiische Vorliebe für alles Französische, eine Vorliebe die sie den Sitten und Formen, der Art und Sprache ihrer Heimat völlig entfremdete, die sie auf das woran sie früher liebend gehangen hatte nun mit vornehmer Geringschätzung herabsehen ließ. Denn nicht blos wenn sie vor dem Publicum sich zeigte gab sie durch ihre stramme Haltung Anstoß, auch die Einzelnen die mit ihr in Berührung kamen

hatten über sie zu klagen. Man vernimmt nicht dass sie die Gräfin Lazansky, die mütterliche Freundin ihrer Mädchenjahre, wieder an sich gezogen hätte. Fürst Trauttmansdorff von dem sie vor kaum vier Jahren so thränenreichen Abschied genommen, sah sie jetzt in kalter abstoßender Weise vor sich stehen. Die „Wienerischen“ Damen denen sie, im Vergleich zu den französischen über und über parfümirten, damals von Braunau aus eine so wehmuthsvolle Erinnerung weihte, hatten sich jetzt keiner entgegenkommenden Ansprache von der, wie es schien, nur von dem Bewustsein ihrer hohen Würde erfüllten Kaiserin der Franzosen zu erfreuen. Ja die blose physische Nähe derselben bereitete ihr Unbehagen; „sie röchen nicht gut“, meinte sie, die doch selbst eine geborne Wienerin war[202].

Ihre französische Umgebung war ihr alles; nur in diesem Kreise fühlte sie sich wohl und befriedigt, so weit sie in ihrer jetzigen Lage befriedigt sein konnte; nur was sie an Frankreich und an ihren Gemahl mahnte hatte Werth in ihren Augen. Herren und Damen vom österreichischen Hofe konnten sie in keine üblere Laune versetzen als wenn sie ihr schmeicheln wollten, der Prinz von Parma sei ihr wie aus dem Gesichte geschnitten; er sehe nicht ihr sondern „dem Kaiser“ gleich, behauptete Maria Louise. So kam es denn dass man sie jetzt in Wien, wie 1812 in Prag, ungemessenen Stolzes anklagte und sich allgemein darüber aufhielt dass sie den Gruß der Leute, die ihr nach freundlich herkömmlicher Sitte beim Begegnen ihre Ehrerbietung bezeigten, nicht merkbar genug erwiedere. Und wenn jetzt die Prager, eingedenk der damaligen Haltung Maria Louisens in ihrer Stadt, nicht ohne einen Anflug von Schadenfreude einander zuraunten: „Hochmuth kommt vor dem Fall“, so machten die Wiener darüber ihre Glossen dass Maria Louise so spreche und sich benehme als ob Napoleon noch immer auf dem Throne Frankreichs säße; dass sie von ihm, der endlich gezüchtigten Geisel des Welttheils, nicht lassen wolle; dass sie auf nichts sinne als wie sie sich ihm wieder anschließen könnte[203].

Napoleon seinerseits hat bis an sein Ende Maria Louisen das liebevollste Andenken bewahrt. In seinen Gesprächen auf St. Helena kam er wiederholt auf das Glück zu sprechen das ihm die

eheliche Verbindung mit ihr bereitet. Wohl hatte er Augenblicke in seiner Rückerinnerung wo er den Bruch mit Josephinen bedauerte. Abergläubisch wie er war trat es ihm dann vor den Sinn, wie sich in frühen Jahren sein Glück an den Bund mit der anmuthigen Witfrau Beauharnais geknüpft hatte, wie er dies nie hätte vergessen sollen, und wie er es auch nie vergessen haben würde wenn ihm Josephine einen Leibeserben geschenkt hätte [204]). Trotzdem verlor dabei in seinem Andenken Maria Louise nichts. Er stellte mitunter Vergleiche zwischen den beiden Frauen seines Herzens an. Der einen kam der verfeinerte Liebreiz und die Grazie, der andern die Unschuld und ungezwungene Natürlichkeit zu statten. Maria Louise, so versicherte er, ahnte nicht dass sich selbst durch die erlaubtesten Künste etwas gewinnen lasse, sie kannte keine Umschweife, die Lüge war ihr fremd. Josephine verlangte nie etwas von Napoleon, aber machte hinter seinem Rücken Schulden auf allen Seiten; kam es zuletzt heraus, so bekannte sie sich in der liebenswürdigsten Weise zu einem Theile derselben, aber nie zu dem Ganzen, weil sie es nicht über sich gewann ihren ordnungsliebenden Gemahl mit einer gar zu großen Summe noch mehr aufzubringen. Maria Louise nahm keinen Anstand ihn zu bitten wenn sie mit ihrem Budget am Rande war, was übrigens sehr selten geschah; denn sie glaubte sich nichts gönnen zu dürfen wofür sie nicht das Geld in Bereitschaft hatte. Als man Napoleon, da er die Sanftmuth und Fügsamkeit seiner zweiten Gemahlin in solcher Weise herauskehrte, einmal bemerkte: „sie habe denn doch auch ihren Willen gehabt, da sie sich in vertrauten Kreisen gerühmt habe sie brauche nur zu weinen um von ihm zu haben was sie wolle", da schlug er eine helle Lache auf und: „Da seht Ihr's meine Damen", sagte er, sich zur Bertrand und zur Montholon wendend, „in gewissen Dingen seid Ihr einander alle gleich". Doch blieb er dabei, Maria Louise sei im Vergleich zu der bewustvoll graziösen Josephine die ungekünstelte Einfalt und Liebenswürdigkeit gewesen. „Die Herrschaft Maria Louisens war wohl von sehr kurzer Dauer", sagte er ein andermal, „aber sie hat dieselbe in vollem Maße genießen können; sie hatte den Erdball zu ihren Füßen".

Und doch, war es dieser Erdball nach dem sie verlangte? Nein, ihrer ganzen Anlage nach wünschte sie sich nichts als ein stilles

Glück! Wenn man ihr, der weder ein hoher Geist noch ein starker Charakter beschieden war, nicht alles mögliche, von dem strengen Willen eines mit abgöttischer Unterwürfigkeit verehrten Vaters bis zu dem entzündbaren Blute eines zweiundzwanzigjährigen, männlicher Schirme und Stütze bedürftigen Geschöpfes, in den Weg gelegt hätte dem Zuge ihres Herzens zu folgen, sie würde die Verbannung ihres Gemahls auf Elba getheilt haben, und wer kann dann sagen wie ihre Geschicke und die Napoleon's sich würden entwickelt haben. Als Kaiserin der Franzosen, und nur als solche gehörte sie in den Rahmen unserer Erzählung, steht Maria Louise mackellos da, und ist sie die, wenn auch nur leidende und duldende, Heldin eines Verhängnisses das tragisch zu nennen wäre wenn es das Herzogthum Parma, und was sich später daran knüpfte, nicht für immer um seinen dramatischen Abschluß gebracht hätte. Ein Sänger künftiger Zeit — denn für jetzt käme es doch wohl zu früh — der von der poetischen Licenz einen so ausgedehnten Gebrauch machte die andere Hälfte von Maria Louisens Leben hinwegzuthun, vermöchte „das Glück und Ende" der zweiten Kaiserin der Franzosen zu einer abgerundeten dichterischen Schöpfung zu gestalten, vielleicht zu keinem Epos oder Drama, aber etwa zu einem Romanzen-Kranz.

Und so kommen wir, bevor wir von Maria Louisen als Kaiserin der Franzosen Abschied nehmen, noch einmal auf Pierre Colau zurück, indem wir mit den, zwar holperigen und zuletzt etwas großsprecherischen, aber im Ganzen gutgemeinten Versen schließen die er als Motto vor sein Büchlein gesetzt:

Si son époux par une paix durable
Eût mis un terme à d'injustes succès,
Louise eût fait le bonheur des Français.
En partageant leur gloire incomparable.

Anhang.

I.

Aus einem Dienstschreiben des Fürsten Karl Schwarzenberg an den Grafen Metternich, Paris 4. December 1809.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Au milieu de ces événemens il s'en prépare enfin un qui est depuis longtems dans la pensée de l'Empereur, bien plus encore dans celle de sa famille et dans la haine qu'elle porte aux Beauharnois. La confiance que l'Empereur a portée depuis la dernière guerre du Vice-Roi, et des propos de quelques maréchaux à l'occasion de l'assassinat prémédité à Vienne, portant que le Vice-Roi auroit été un successeur agréable à l'armée et à la nation, ont donné de la force et de l'activité aux mouvemens du parti anti-Beauharnois.

Depuis le projet de faire épouser à l'Empereur la Princesse de Russie, la famille Bonaparte n'a jamais cessé d'alimenter l'idée du divorce de l'Impératrice. J'ai tout lieu de croire que depuis samedi 25. novembre l'affaire a été prononcé de l'Emp. à l'Imp., que cette Princesse, se résignant finalement à son sort, a consenti à demander elle-même la séparation par une lettre au Sénat. Une observation qui trouve sa place ici est, que le dimanche 26., jour de ma première audience, et où je croyois avoir également celle de l'Imp., elle ne vit personne, se trouvant indisposée. On croit qu'avant le départ de l'Emp. pour l'Espagne cette affaire sera fixée et arrêtée. On se demande quelle est celle qui remplace l'Imp. Il paroit qu'on n'est pas encore d'accord sur ce choix, on parle d'une Princesse

d'Autriche, de la Princesse de Saxe, on nomme même, chose qui n'est rien moins que probable, une soeur de l'Emp. Alexandre, agée de 13 ans, enfin la fille de Lucien; on dit que le voeu de la mère*) est porté surtout pour cette dernière; par laquelle elle espère parvenir à réconcilier un fils qu'elle aime le plus tendrement avec son frère.

— — — — — — — — — — — — — —

Ces notions sont connues de très peu de personnes, le tout se dévoilera en fort peu de tems. Je me trouve dans le cas de devoir réclamer le plus profond secret sur cette communication. . . .

II.

Depesche des Grafen Metternich an Fürst Schwarzenberg in Paris, Wien 25. December 1809. Reservé Nr. 1.

Vous désirez, Mon Prince, recevoir une direction précise sur les intentions de S. M. Imp[le] relatives à une question qui pourroit être mise incessamment sur le tapis.

Si le divorce de N. a lieu, il seroit possible que l'on vous sondât sur une alliance avec la maison d'Autriche. Je connois un parti qui à Paris s'employera très-directement en faveur de cette idée: c'est celui qui depuis longtems vise à mettre des bornes aux bouleversemens de l'Europe. Mes rapports de 1808 renfermèrent des données et des raisonnemens très-précis sur cet objet. Si le divorce de l'Emp. N. n'eut pas lieu à cette époque, on ne peut en chercher le motif que dans les entraves qu'il prévit à la marche de son système politique par une alliance avec une des premières puissances de l'Europe. Si dans le moment actuel la répudiation de l'Imp. devoit être assurée, le même calcul peut l'empêcher de songer à la fille de notre auguste Maître; le fait même de sa demande paroit devoir nous fournir une échelle sur laquelle il peut nous être permis de calculer l'étendue des vues destructives qu'il nourrit contre nous et l'époque plus ou moins prochaine qu'il fixe à leur exécution.

*) „Madame mère“ = Frau Lätitia.

L'Emp. a dans toutes les occasions prouvé que le salut de l'Etat est la première de ses loix. Quel Souverain lui a sacrifié plus de considérations, de justes ressentimens, de bonheur particulier? Si des motifs infiniment majeurs parleroient dans le coeur de tout père contre le fait seul d'une alliance avec N., combien ces motifs ne doivent-ils pas être augmentés, quand ce père se trouve être le souverain d'un vaste Empire? S. M. néanmoins, à laquelle rien ne répugne de ce qui peut contribuer à assurer le bien-être et la tranquillité de l'Etat, loin de rejetter cette idée, vous autorise, Mr. l'Ambassadeur, à la suivre et à ne point vous refuser aux ouvertures qui pourroient vous être faites à cet égard. Ce n'est toutefois qu'avec les restrictions suivantes qu'il seroit possible que vous abordiez les questions:

1⁰ Toute ouverture seroit reçue par Vous sans nul caractère officiel. V. A. ne pourroit même s'en charger qu'en mettant en avant sa bonne volonté personnelle de sonder le terrain chez nous.

2⁰ Vous établiriez comme remarque particulière à vous, mon Prince, que si nulle considération secondaire, nulle prévention n'influera jamais sur les déterminations de l'Emp., il est des loix auxquelles il sera toujours soumis. S. M. ne forcera jamais un enfant chéri à un parti qu'elle abhorreroit, et Elle ne donnera jamais son consentement à un mariage qui ne seroit pas conforme aux préceptes de notre religion.

3⁰ Vous tâcherez en outre de préciser le plus que possible la question des avantages que la France offriroit à l'Autriche dans la supposition de la conclusion d'une alliance de famille. Le caractère personnel que vous établirez à ces premières ouvertures vous facilitera infinement cette dernière recherche.

Telles sont les directions que, pour le moment, je puis avoir l'honneur de transmettre à V. A. et qui sont seules conformes à la position générale des affaires et à la nôtre en particulier.

Je dois vous prévenir, mon Prince, qu'avant son départ d'ici Mr. Alexandre de Laborde, dont le rôle dans la dernière pacification est connue à V. A., vint me trouver et me sonder sur la possibilité que jamais on put songer à une alliance de

famille. Il mit sur le tapis le mariage du Prince Imp[le] avec la fille de Lucien, ou bien celui de M[me] l'Archiduchesse Louise avec Napoléon. Je ne lui ai guère laissé d'espoir pour le premier, et me suis expliqué sur le dernier dans le sens des instructions que j'ai l'honneur de vous transmettre aujourd'hui. Laborde qui dans les derniers tems a été directement employé par Nap. dans ses rapports avec nous, n'aura pas manqué de préparer le terrain dans ce sens, et je l'éclaircis pour V. A. en La mettant au fait de cette circonstance.

III.

Graf Metternich in Wien an seine Gemahlin in Paris, 27. Jänner 1810.

(Nach der dem Dienstschreiben an den Fürsten Schwarzenberg vom gleichen Tage beiliegenden Abschrift.)

C'est avec un intérêt bien vif que j'ai lu les renseignemens que renferme votre dernière lettre sur l'entrevue que vous avez eue avec l'Impératrice. Cette Princesse a fait dans le dernier tems preuve d'une force de caractère qui doit bien augmenter les sentimens de vénération que depuis longtems lui a voués la France et l'Europe entière. Elle vous a parlé avec une telle franchise que je ne puis que vous mettre à portée de lui répondre de même, et je désire beaucoup que vous en cherchiez l'occasion. Il est des questions dans ce monde qui, à force d'être délicates, ne sauraient jamais être abordées d'une manière trop droite; l'Imp. s'est placée devant vous avec cette noblesse qui la caractérise; vous devez donc répondre sans détour à la preuve flatteuse de confiance qu'elle vous a donnée.

Il serait superflu d'agiter vingt considérations qui ressortent de l'essence même des choses dans une question du genre de celle qui a été entamée par l'Impératrice vis-à-vis de vous. Je la regarde comme la plus grande qui puisse dans ce moment occuper l'Europe; je vois dans le choix que fera l'Empereur Napoléon la possibilité du gage d'un ordre des choses non moins conforme aux intérêts généraux de tant de peuples

qui après de secousses aussi affreuses et multipliées ne respirent qu'après la paix, qu'aux intérêts particuliers de ce Prince. Cette considération m'a porté dès les premiers momens où je fus informé de la dissolution des liens qui l'unissaient à une épouse bien difficile à remplacer, à porter mes regards sur la Princesse qui pourrait être appelée à ce rôle. Madame l'Archiduchesse devait se présenter très-naturellemet à mon idée; je trouvai une foule de raisons *pour;* je crus dès le principe devoir m'assurer des dispositions de mon Maître pour écarter, si son consentement me paraissait impossible à obtenir, toute insinuation étrangère. Je retrouvai dans cette occasion l'Empereur, comme en toutes, sans nul préjugé, droit, loyal, fort de principes et de volonté; je le trouvai et souverain d'un vaste empire et tendre père d'une fille qui, par toutes les raisons qui peuvent attacher à un enfant, mérite de lui être chère. J'ai entrevu dès ce moment la possibilité de m'abandonner avec pleine confiance à mes calculs; votre dernière lettre m'a prouvé à ma bien grande satisfaction qu'ils sont entièrement conformes aux voeux de l'Impératrice Joséphine.

Deux obstacles devaient toutefois s'offrir à ma pensée. Le premier, le plus insurmontable, celui de la religion, semble ne plus exister; mais Madame l'Archiduchesse ignore comme de juste les vues les plus éloignées sur elle, et ce n'est pas à l'Impératrice Joséphine qui nous donne des preuves aussi prononcées de confiance, à elle qui à tant de qualités réunit celle d'une mère tendre, que je cacherai la foule des considérations qui s'offriront nécessairement à Madame Louise au moment même où on lui parlera de son établissement; mais nos Princesses peu habituées à choisir leurs époux d'après les affections du coeur, le respect que porte à la volonté d'un père une enfant aussi bonne et bien élevée que l'Archiduchesse, me fait espérer que *cet obstacle* n'en serait jamais un réel. Je me croirais donc autorisé *à placer cette question* le jour même, où les vues de l'Empereur des Français m'appelleraient à le faire; et rien ne s'oppose à ce que vous répondiez par cette confidence à la preuve de confiance de l'Impératrice Joséphine.

IV.

Fürst Schwarzenberg an den Grafen Metternich.

Monsieur le Comte!

En signant le contrat de mariage tout en protestant que je n'étois aucunement muni de pouvoirs *ad hoc*, je crois avoir uniquement signé un acte qui pût garantir à l'Empereur Napoléon la résolution prise par mon auguste Souverain de venir au devant de toute négociation sur cet objet important. Les dépêches que Vous me fites l'honneur de m'adresser, Monsieur le Comte, ne me laissèrent plus aucun doute sur la marche que j'avois à tenir. Sa Majesté, à ce que Votre Excellence m'assure, approuve ma conduite, en m'enjoignant de continuer à travailler dans le même sens; le mariage est donc une affaire que mon Gouvernemet juge, comme de raison, être du plus grand intérêt, et dont la réalisation lui paroit bien désirable. Quand on connoit le caractère de l'Empereur Napoléon, il ne semble pas douteux que, si j'avois mis de mon côté de la mauvaise grâce, il eût quitté ce projet pour en chercher un autre. Si cette affaire fut brusquée, c'est que Napoléon n'en fait guères d'autres, et il me paroit qu'il falloit profiter d'un moment favorable. J'ai la conviction la plus complète d'avoir bien servi mon Souverain à cette époque, et si j'ai eu peut-être le malheur de lui déplaire par le parti que j'ai pris sans tergiverser, Sa Majesté peut me désavouer; mais, dans ce cas-là, je demanderai instamment mon rapel.

J'ai l'honneur d'être avec une haute considération

Monsieur le Comte

Paris, le 7 février 1810. de Votre Excellence

le très humble et très obéissant serviteur

Schwarzenberg.

V.

Graf de Laborde an den Grafen Metternich.

— — — — — — — — — — — — — —

Je reprends, mon cher Comte, la plume après la réussite d'un des événemens le plus important et le plus heureux qui de

longtems a pu avoir lieu. Je me félicite d'avoir pu par ma position et mes relations contribuer en quelque sorte à avancer une chose qui dès le premier moment a été dans ma pensée et qui jusqu'au dernier instant m'a paru soumis à des chances fort hazardeuses.

Les hommes qui ont le plus contribué à faire avancer l'alliance importante qui va se faire sont *Maret, Sémonville* et *notre ami de la rue de Varennes**) dont l'opinion, demandée en secret et prononcée haut, a ébranlé la véléité qui faisait pencher pour la Russie. J'ai engagé votre femme à faire usage de votre lettre, j'ai pris un extrait de celle qui étoit particulière et l'Empereur l'a lu; un courier de Pétersbourg avec des dépêches du 16 arrivé hier à 5 heures et marquant que la Grande-duchesse étoit très jeune et que les renseignemens achetés de ses femmes assuroient que la chemise n'avoit été marquée que 3 fois de sang, qu'il falloit par conséquent attendre 5 à 6 mois encore, finirent l'indécision et aujourd'hui nos soins sont courronnés de succès. Je me félicite, et la monarchie doit être heureuse, du changement de systême que nous allons voir se développer.

Il me paroit important que nous reprennions nos relations, nous marchons vers un même but, il y aura beaucoup de choses à nous dire et ma position me mets à même de vous être util. Je le ferai avec chaleur et intérêt. Je vous ai constamment voué l'attachement le plus sincère.

Votre ambassadeur est un homme excellent; Floret l'est également, mais je vous annonce des communications plus directes avant qu'on veuille souvent les faire passer par les voies officielles. Comptés que tout ce que Vous me dirés passera si vous le voulés à l'Homme, et ce que vous voulés qu'il ne sache pas restera au fond d'une cheminée ardente.

Pour aujourd'hui, mon ami, je n'ai qu'à vous entretenir que des choses particulières, le mot est dit au Prince S. que le hazard avoit mené à la chasse.

Il y a un grand mouvement parmis les Jacobins et le fbg. St. Germain. Les uns clabaudent, l'autre est hors de mesure. On sera sevère pour les uns et les autres. Mais voici des avis et des demandes mêmes que je Vous fais.

*) Talleyrand? Beurnonville?

On proposera un échange d'ordres et de cordons. Il me paroit une mesure spirituelle, bien combinée, délicate et très heureuse, que pour faire marque d'oubli et marque de bons souvenirs au parti raisonnable des Jacobins ou des Constitutionels vous donniés 1⁰ à Maret Votre cordon de St. Etienne ou de St. Léopold en diamans de la valeur de 300.000 L. avec la gançe et l'épaulette et que 2⁰ Vous donniés l'un ou l'autre de ces ordres à *Semonville* et à *Beurnonville*, membres du sénat et vos prisonniers d'Ollmutz. Je vous repète que *Maret* et *Semonville* ont été dans cette circonstance tout ce qu'on peut être et, dès que j'ai trouvé le tems, je vous le prouverai historiquement. Il se *chargeront*, et laissés m'en le soin, de faire *regorger* .le roi de Wurtemberg vos propriétés avant que les semences se jettent en terre. Le rapport de la prison d'Ollmutz et cette réparation éclatante jointe à l'annonce de faire quelque chose d'agréable aux chefs distingués des Constitutionels fera l'effet le plux heureux.

Je vais quitter, mon ami, la confédération; l'Empereur par les arrangemens sur le Primat*) me fait une grande existence et ne pouvant plus être autrichien je vais être français. Je serois heureux d'être souvent le porteur des Paroles de Paix. J'ose dans cette circonstance vous parler également de moi. Le Primas va bénir ce mariage à ce qu'on dit, mes rapports avec lui font sans doute que, ne pouvant accepter rien de votre part, pour lui faire quelque chose d'agréable vous pourriés également me faire donner la décoration de St. Etienne ou de Léopold ce qui me placera à l'égard de notre souverain dans une position avantageuse et me vaudra par l'effet des circonstances plus d'influence et d'égards. Je laisse à votre amitié et votre intérêt pour moi de faire ce que vous pourrés. Je joins à toutes ces demandes quelques observations politiques et quelques notions importantes.

On bavarde avec l'Angleterre. On donnera le Portugal pour la Sicile, on laissera la maison d'Orange en Hollande en

*) Scheint sich auf jene Abmachungen zu beziehen, zufolge welcher der Fürst-Primas 1809/1810 Regensburg und den Rheinzoll zur Verfügung des Kaisers Napoleon stellte und dafür auf Lebenszeit den Genuß von Fulda und Hanau erhielt.

occupant et réunissant le Pays jusqu'au Waal, on rendroit le Hannovre. On exigeroit Josef en Espagne en l'arrangeant sur les colonies ecc. Je ne pense point que tout cela nous fait finir avec cette puissance, mais ce dont vous pouvés être sûr c'est qu'en moins de 5 mois nous sommes en froid avec la Russie et en moins de 18 mois en guerre avec elle. On continuera à viser sur Constantinople et l'Orient, l'Egypte tient à notre coeur, montés vos combinaisons sur ce pied et tachés que votre Princesse ait bientot des enfans ce que cependant vous ne vous aviserés pas de vouloir diriger là où vous êtes.

Je ne pense point qu'il soit bon que votre respectable maître vienne tout de suite ici, mais qu'il annonce cette volonté comme l'exécutant incessamment et qu'il le fasse en bon père qui vient voir sa fille.

Notre ami de la rue Varenne est consulté en secret mais pas admis, je doute qu'il reprenne le timon, mais le parti pour lequel je vous demande des faveurs est tout ce qu'on peut être et le sera par mille rapports que je vous developperai lorsque j'aurai plus de moments à moi.

Au moral comme au phisique ce pays va changer et nous parviendrons à voir autour de nous cette tension vers un systême mieux entendu et moins révolutionnaire. Adieu, mon cher et excellent Ministre, votre début est heureux, la fin le sera.

Dites à votre Princesse que dans mon coeur et celui du Primas elle retrouvera toujours les hommages qu'on doit à une maison sous laquelle pendant 10 siècles la patrie a été heureuse.

Otto a été et sera toujours mauvais pour vous autres. Il ne vous restera pas et il dépendra assez de vous de le faire changer. Schwarzenberg n'a pas été adroit dans cette affaire.

Paris, le 6 de fév. 1810.*) Dj mp.

On vient dans ce moment me dire qu'au lieu de l'ordre en diamans, Maret préfère parce que sa femme le préfère une belle tabatière très ostensible et là 300.000 francs en bil-

---

*) Offenbar ist das Datum verschrieben. Da die Angelegenheit erst am 7. zum Abschlusse kam, kann nicht Laborde schon am 6. von der „réussite d'un des événements le plus important etc." geschrieben haben.

lets. Elle dit que cela établira l'enfant qu'elle porte sous son sein.

A ce niais de Champagny une tabatière sans billet.

Je crois que son heure sonne.

Brulés ma lettre, j'y compte.

Faites moi l'amitié de faire remettre les incluses.

VI.

Schwarzenberg an Metternich.

Paris, ce 8 Janvier*) 1810.

Je Vous envoie, cher Comte, notre ami Floret, qui Vous mettera au fait de tout ce qui s'est passé. Vous allés bientôt Vous convaincre qu'à moins de brouiller tout, il me fut impossible d'agir autrement; si j'avais insisté à ne pas signer, il auroit rompu pour en finir ou avec la Russe ou avec la Saxonne. J'ai déclaré formellement que j'étois pleinement autorisé à donner les assurances les plus positives, que des propositions de mariage seroient très favorablement accueillies de la part de ma cour, mais que si je n'étois pas préparé à signer un contrat, on ne devoit l'attribuer qu'à l'impossibilité dans laquelle mon ministère se trouvoit de supposer une marche aussi rapide à une affaire à peine entamée. Je Vous conjure, cher ami, de faire en sorte que cette grande affaire ne souffre aucune difficulté, et qu'elle se fasse de bonnes grâces; le premier assure l'existence de la monarchie, l'autre la rendra même agréable. Je plains la Princesse, il est vrai, mais qu'elle n'oublie pas cependant qu'il est bien beau de rendre la paix à de si bons peuples, et de s'établir le garant de la tranquillité et du repos général. Floret Vous remet notre journal, il en fera les commentaires verbalement, n'ayant pas le tems de faire copier, Vous voudrés bien Vous contenter de ce mode là, pour ne pas retarder le départ de Floret. Faites terminer cette affaire noblement, et Vous aurés un service immense à la patrie. Schwarzenberg.

*) Recte: „Février."

VII.

Legations-Rath von Lebzeltern an Metternich.

Monsieur le Comte!

Je m'empresse de satisfaire aux éclaircissemens que V. E. vient de me demander, au sujet de la validité du mariage de l'Emp. Nap. avec l'Impératrice Josephine, en soumettant à Sa haute connoissance le fait suivant, que je tiens de Mr. le Cardinal Consalvi.

Le Pape ne fut invité à aller à Paris, que pour couronner Napoléon; il n'apprit qu'il s'agissoit aussi du couronnement de Joséphine, *que la veille même du jour fixé* pour la célébration de cette fête solennelle. Surpris, frappé de cette circonstance, et n'ayant pas des preuves sur la nature des liens, qui unissoient le premier Consul à son Epouse, le S. Père se hâta de prendre des informations sur un objet aussi essentiel; il fut tellement induit en erreur qu'il se décida à officier dans la cérémonie, annoncée à toute la nation pour le lendemain, et à les couronner.

Peu de jours après, il reconnut qu'on avoit abusé de sa bonne foi; plusieurs considérations l'engagèrent à observer le plus strict secret sur un événement, qu'il était désormais de son intérêt de ne point rendre public, mais il adressa itérativement des remontrances à l'Empereur Napoléon à cet égard. Des vives discussions s'élevèrent bientôt après entre le St. Siège et la Cour de France; des personnalités y ammenèrent un dégré d'animosité et d'aigreur, qui éloigna toute voie conciliatoire, et le fait précité contribua beaucoup à faire naître ces fâcheux sentimens, dont les funestes résultats pour la Cour de Rome sont connus.

J'ai l'honneur d'être avec profond respect etc.

Vienne, le 15 février 1810.

Chev. Louis de Lebzeltern.

VIII.

Fragepunkte von deren befriedigender Lösung das Wiener fürst-erzbischöfliche Ordinariat seine kirchliche Anerkennung des zwischen Kaiser Napoleon und der Erzherzogin Maria Louise zu schließenden Ehebandes abhängig machte (Etwa 24. Februar).

Questions.

En quel tems, en quelle année le contrat civil avec Joséphine a-t-il été fait et célébré? Les loix anciennes, données par les rois, étoient-elles abolies à cette époque?

Le propre prêtre ou curé, fut-il présent à ce Contrat? Se fit-il devant des témoins? Qui furent ces témoins?

Quelle fut la formule employée dans ce contrat civil? Ce contrat portoit-il sur une société indissoluble, ou sur une société qui ne seroit telle, que jusqu'à la fin de l'éducation des enfans qui pourroient provenir de cette union?

Devoit-elle être à perpétuité ou ne durer qu'un certain nombre d'années; et sous quelles conditions?

Quel est le motif, pour lequel le Contrat civil a été dissous?

Par quels Juges l'a-t-il-été? Devant quels témoins? Cela s'est-il fait, sans qu'il y ait eu aucun défenseur du mariage?

Avant le couronnement, le contrat civil a-t-il été renouvelé, ou prorogé en presence du propre prêtre ou du Pontife?

Le for ecclésiastique a-t-il déclaré ce contrat *civil* comme n'étant pas *naturel* et comme *nul* par conséquent, à défaut de toute légitimité?

Sur quel fondement, et par quel motif l'aurait-il déclaré tel? A-t-on établi un défenseur du mariage? Dans le jugement ecclésiastique a-t-on observé tout ce que préscrit la Bulle de Bénoit XIV?

Quels ont été les Juges? En combien d'instances la cause a-t-elle été décidée?

A-t-il été interjetté Appel à la seconde Instance? Conformément aux lois ecclésiastiques, aujourd'hui en usage, le Pape a-t-il dû établir et nommer des Evêques de France pour décider en dernier ressort?

Tout ce qui est relatif à cette affaire, se trouve-t-il réellement consigné par écrit dans des documens publics? Les témoins les ont-ils signés et certifiés sous la foi du serment?

IX.

Fürst-Erzbischof Graf Hohenwart an den Kaiser Franz I.*)

Kaiserl. Königl. Majestät!

Allergnädigster Herr und Monarch!

Noch bis diese Stunde habe ich keinen gesetzmäßigen, mich im Gewissen vor Gott, vor der Kirche, und vor der Welt sichernden Beweis, daß der erste, sogenannte Civil Ehe-Vertrag zwischen dem Kaiser Napoleon und der Kaiserin Josepha nur eine zeitliche, auflösbare, und nicht lebenslängliche eheliche Verbindung zum Gegenstand, zum Inhalt, zur Bedingnis des Vertrags gehabt habe.

Hat dieser Civil-Vertrag ein Wort, einen Ausdruck, eine Aeußerung enthalten, welche dahin deuten kann, daß sich die Kontrahenten nicht auf ewig, lebenslänglich, zur ehelichen Gesellschaft verbinden wollen, so ist die vorgegebene Ehe ganz sicher von jeher, und so lange sie so bleibt, ungültig, es mag was immer für eine kirchliche Handlung darüber kommen.

Im Gegentheile wenn dieser natürliche oder Civil-Kontrakt eine lebenslängliche unauflösbare Verbindung ausdrückt, und sonst kein natürliches oder bürgerliches Hindernis dabei eintritt, so bleibt er gültig, wird auch von der katholischen Kirche insgemein als eine gültige, ächte unauflösbare Ehe anerkannt, ungeachtet keine Kirchliche Handlung, kein Geistliches Band, lien Spirituel, dazwischen kömmt. So erkennt die Katholische Kirche die Ehen der Heiden, der Protestanten u. s. w. als gültige ächte Ehen.

Dieses vorausgesetzt, da bis nun mir der Grund der bürgerlichen und Geistlichen Behörde in Frankreich, aus welchem sie die Nullität und Ungültigkeit der Napoleonischen Ehe erklärt haben, ordentlich, überweisend, authentisch nicht bekannt ist, so bin ich nicht im Stande die bevorstehende Ehe mit der Erzherzogin Luisa einzusegnen, um nicht das H. Sacrament der Gefahr der Nullität, das Brautpaar in eine gefährliche, wankende, vielen Witzeleien, Klüglereien ausgesetzte Lage zu setzen.

In Folge dieser meiner Verlegenheit bitte ich Eure Majestät daß, wenn das motivirte Urtheil über die Nullität der ersten Ehe nicht vor dem für die Einsegnung der instehenden bestimmten Tage eintreffen soll, Allerhöchstdieselben entweder durch die Hohe Kanzlei der auswärtigen Geschäfte, oder durch die Böhmisch-Oesterreichische, oder durch die Oberste Justitz- oder Appellations- oder Landrechts-Stelle die Ver-

*) Das ganze Schreiben von der eigenen Hand des Fürst-Erzbischofs.

sicherung geben zu lassen: daß die Ungültigkeit des natürlichen und Civil ehelichen Vertrags zwischen dem Kaiser Napoleon und der Kaiserin Josepha ordentlich und rechtmäßig sey anerkannt und publizirt worden, so werde ich getroster, sicherer zu Werke gehen, und mich und das Brautpaar keiner Gefahr aussetzen.

den 28ten Februar 1810.

Unterthänigst = Gehorsamster
Sigismund, Erzbischof.

X.

Aus der Note des Grafen Otto an Grafen Metternich dto. Wien, 28. Februar 1810.

...a l'honneur de déclarer formellement, que les deux sentences des Officialités, diocésaine et métropolitaine de Paris, qu'il a eues entre les mains pendant quatre jours, et qu'il a renvoyées en France, se fondoient principalement sur le manque total des formalités prescrites par les loix de l'Eglise; que la nullité du premier mariage de S. M. l'Empereur Napoléon y est reconnue par les sept Prélats respectables qui ont signé ces sentences d'après le texte des Saints Canons, et d'après des pièces probantes et originales relatées dans lesdites sentences.

Le soussigné déclare en outre, qu'il est de notoriété publique en France, qu'à l'époque où ce premier mariage a été contracté, il n'existoit aucun Curé qui eut pu intervenir dans un acte semblable, tous les mariages étant considérés alors purement comme des engagemens civils, que la moindre incompatibilité d'humeur pouvoit dissoudre légalement.

Ce n'est qu'à l'avénement de l'Empereur Napoléon que des principes plus analogues à l'esprit de notre sainte Religion ont été établis en France, et que la plupart des mariages contractés auparavant ont été renouvelés et consacrés par des formes canoniques; mais le mariage de S. M. I. n'ayant pas été confirmé de cette manière, les sept Prélats, qui en ont prononcé la nullité, ont principalement insisté sur ce défaut de forme, qu'il importoit bien plus à la France qu'à toute autre Nation de constater, puisque c'est sur cette considération importante que se fonderont dans la suite les droits des descendans de S. M. . . . .

XI.

Kaiser Napoleon an Kaiser Franz, Paris den 20. März 1811.*)

Monsieur mon frère et Beau-père, n'ayant rien de plus à coeur que de resserrer encore plus étroitement les noeuds de famille et d'affection qui me lient à Votre Majesté, je m'empresse de saisir l'occasion en La priant de tenir le Roi de Rome sur les fonts baptismaux. J'ai la conviction qu'Elle acceptera avec plaisir d'être le Parrain du Prince, son petit-fils, et que je recevrai d'Elle ce nouveau gage de son attachement. L'Impératrice, ma très-chère Épouse, appréciera particulièrement et recevra avec reconnoissance ce témoignage flatteur de la continuation de Sa tendresse pour Elle. J'espère que cette invitation sera agréable à Votre Majesté et que'Elle accueillera également les assurances de la sincère estime et de la tendre amitié avec lesquelles je suis

Monsieur mon frère
de Votre Majesté
Le bon frère et Gendre
Napoléon.

XII.

Aufzeichnung Metternich's über seine Unterredung mit Kaiser Napoleon im Jahre 1813 im Marcolinischen Palaste zu Dresden.

Entretien avec Napoléon à Dresde, le 23 juin 1813.

Parti de Gitschin le 22 juin, sur une invitation de Napoléon, j'arrivais à Dresde le lendemain et je descendis chez Mr. de Bubna. Immédiatement après mon arrivée je reçus l'invitation de me rendre chez Napoléon au jardin Marcolini où se trouvait son quartier général, sous la garde de 20.000

*) Eine Abschrift dieses in die „Correspondance de Napoléon I.“ nicht aufgenommenen Schreibens liegt der Depesche Metternich's an Schwarzenberg vom 28. März 1811 Nr. 9 bei.

hommes, refoulés dans le faubourg de Friedrichstadt et les environs.

L'apparition du Chef du Cabinet autrichien à Dresde avait excité à un haut degré l'attention des Maréchaux et de l'armée française tout entière. Il me serait difficile de retracer l'expression d'une pénible crainte sur l'issue des négociations qu'en particulier je trouvais empreinte sur les figures de la troupe dorée, réunie dans les salons de service de l'Empereur.

Aussitôt que Napoléon fut prévenu de ma présence au jardin Marcolini, il me fit passer dans son Cabinet. Le Prince de Neufchâtel (Berthier) en m'accompagnant à travers les salons de service, me dit à voix basse: „N'oubliez-pas qu'il faut la paix à l'Europe et surtout à la France qui ne veut que la paix.“ Je ne crus point devoir lui répondre.

Je trouvai Napoléon m'attendant debout, au milieu de son Cabinet, l'épée au côté et le chapeau sous le bras. Il vint au devant de moi avec un air composé et me demanda des nouvelles de la santé de l'Empereur. Peu après ses traits se rembrunirent et, se plaçant en face de moi, il m'adressa l'interpellation suivante: „Vous voulez donc la guerre? Eh bien, nous la ferons. J'ai détruit à Lützen l'armée prussienne, j'ai battu les Russes à Bautzen; Vous voulez avoir votre tour, je Vous donne rendez-vous à Vienne. Les hommes sont incorrigibles, l'expérience est perdue pour eux. J'ai replacé l'Empereur François trois fois sur son trône; je lui ai promis de rester en paix avec lui toute ma vie; j'ai épousé sa fille; je me suis dit dans le temps que je faisois une sottise, mais je l'ai faite et je m'en repens aujourd'hui.“

Ce début doubla en moi le sentiment de la force de ma position. Je me regardai dans ce moment de la décision, comme le Représentant du Corps social tout entier. Je l'avoue, Napoléon me parut petit.

„La paix comme la guerre“, lui dis-je, „dépend de V. M. L'Empereur a des devoirs à remplir devant lesquels disparaîtront toujours à ses yeux des considérations secondaires. Le sort de l'Europe, son avenir et le vôtre sont placés aujourd'hui entre Vos mains. Il y a incompatibilité entre l'Europe et les plans que Vous avez poursuivis jusqu'à présent. Il faut la paix au

monde; pour assurer cette paix Vous devez rentrer dans des limites de puissance compatibles avec le repos général, ou bien Vous succomberez dans la lutte. Vous pouvez faire la paix aujourd'hui, demain Vous ne le pourrez plus. L'Empereur mon Maître réglera sa conduite sur la voix de sa conscience; c'est à Vous, Sire, d'écouter la vôtre."

Napoléon m'interrompit en s'écriant: „Eh bien que veut-on de moi? que je me déshonore? Jamais! je saurai mourir, mais je ne cède pas un pouce de terrain. Vos souverains nés sur le trône peuvent se faire battre vingt fois, et ne pas moins rentrer, chaque fois, dans leurs capitales; moi qui ne suis que le fils de la fortune, je ne régnerais plus le jour où j'aurais cessé d'être fort et, par conséquent, où j'aurais cessé de commander le respect. J'ai commis une grande faute de ne pas avoir fait entrer dans mes calculs ce qui m'a couté une armée, belle comme il n'en fut jamais. Je sais me battre contre les hommes, mais non contre les élémens. Le froid m'a tué, j'ai perdu 30.000 chevaux en une seule nuit, j'ai tout perdu excepté l'honneur et le sentiment de ce que je dois à la brave nation qui, après tant de désastres, m'a donné des preuves nouvelles de sa conviction que moi seul puis la gouverner. J'ai réparé les pertes de l'an dernier; regardez mon armée après les batailles que je viens de gagner! Je Vous la ferai passer en revue."

„Et c'est l'armée", lui dis-je, „qui elle-même demande la paix!"

„Pas l'armée", m'interrompit Napoléon avec vivacité, „mais mes généraux; le froid de Moscou les a démoralisés. J'ai vu les plus braves pleurer comme des enfans. Ils n'avaient plus ni forces physiques ni forces morales. Je pouvais faire la paix il y a quinze jours, je ne le puis aujourd'hui; j'ai gagné deux batailles, et je ne la ferai pas."

„Par ce que V. M. vient de me dire", répliquai-je, „Elle me fournit une preuve nouvelle de la vérité de la thèse, qu'il y a incompatibilité entre Elle et l'Europe. Vos traités de paix ne furent jamais que des trêves, les revers comme les succès Vous poussent à la guerre. Voici le terme où Vous et l'Europe Vous êtes mutuellement jeté le gant. Vous le ramasserez, Vous

et l'Europe, et ce ne sera pas elle qui succombera dans la lutte."

„Est-ce au moyen d'une coalition que Vous prétendez me tuer?" répartit Napoléon. „Combien êtes-Vous d'alliés? Quatre, cinq, six, vingt? Plus Vous serez et mieux ce sera pour moi! J'accepte le défi. Je Vous le répète", continua-t-il avec un rire forcé, „c'est à Vienne et au mois d'Octobre prochain que je Vous donne rendez-vous; nous verrons à cette époque où seront Vos amis les Russes et les Prussiens. Comptez-Vous sur l'Allemagne? Voyez ce qu'elle a fait en 1809! Pour y maintenir les peuples il me suffit de mes soldats, et la crainte qu'ils ont de Vous me sert de garant de la fidélité des Princes. Déclarez Votre neutralité et maintenez-la, j'accepterai la négociation à Prague. Voulez-Vous d'une neutralité armée? Soit! Vous placerez 300,000 hommes en Bohème, et je me fierai à la parole de l'Empereur qu'il ne me fera pas la guerre, avant que la négociation ne soit terminée."

„L'Empereur", dis-je, „a offert aux Puissances sa médiation et non sa neutralité. La Russie et la Prusse ont accepté la médiation; c'est à Vous, de Vous déclarer aujourd'hui et Vous accepterez ce que je viens Vous offrir, et nous fixerons un délai pour la durée de la négociation. Vous le refuserez, et l'Empereur mon Maître se regardera comme libre dans le choix de ses déterminations et de sa conduite. Les affaires pressent, les armées ont besoin de vivre, nous aurons tout à l'heure 250.000 h. en Bohème, ils pourront y séjourner pendant quelques semaines, mais non durant autant de mois."

Ici Napoléon m'interrompit pour se livrer à une longue divagation sur la force possible de notre armée. Ses conclusions furent que nous ne pourrions dans aucune supposition rassembler plus de 65.000 h. effectifs en Bohème. Il appela au secours de sa démonstration des calculs fondés sur l'étendue de la population de la Monarchie, sur l'évaluation des pertes en hommes éprouvées dans le cours des dernières guerres, sur les termes de notre conscription. Je lui marquai mon étonnement sur l'inexactitude de ses informations et j'appuyai ce sentiment sur la facilité qu'il devait avoir de se procurer des données plus vraies et plus précises. „Je m'engage", lui dis-je, „à Vous

donner la liste exacte de Vos bataillons; et ce que je n'ignore pas sur le compte de l'armée française, comment pourriez-Vous l'ignorer sur celui de l'armée autrichienne?" Napoléon me répondit que c'était tout juste parce qu'il tenait des états fort détaillés de l'armée en Bohème, qu'il était sûr de ne pas se tromper sur son effectif. „Mr. de Narbonne", me dit-il, „a mis une foule d'espions en campagne, il m'a envoyé force états, étendus jusqu'aux baguettes de Vos tambours; mon quartier-général en a fait autant, mais je sais mieux que personne la valeur qu'il faut attacher aux notions de ce genre. Mes calculs portent sur des bases mathématiques et ils sont dès lors certains. Nul, en dernier résultat, ne saurait avoir plus qu'il ne peut avoir."*)

Napoléon me conduisit dans son Cabinet de travail et me montra les états de notre armée tels qu'ils lui arrivaient journellement; il les scruta avec beaucoup de détail, et à peu près régiment par régiment. Notre discussion sur cet objet dura plus d'une heure. Rentrés dans son Cabinet de jour, Napoléon n'aborda pas la question politique et j'aurais supposé qu'il visait à distraire mon attention de l'objet de ma mission, si une expérience antérieure ne m'avait appris combien les divagations lui étaient familières. Il aborda l'ensemble de ses opérations en Russie, il entra dans de longs et minutieux détails sur l'époque de son dernier retour en France. Ce qui me fut clair, c'est que le but constant de ses paroles était d'imputer entièrement à la saison la défaite en 1812, et de me convaincre que jamais sa position morale n'avait été plus forte en France que par suite de ces mêmes événemens. „L'épreuve", me dit-il, „a été forte, mais elle a été complète."

Après l'avoir écouté pendant plus d'une demi-heure, je l'interrompis par la réflexion que, comme résultat de ce qu'il venait de me dire, j'entrevoyais une forte demonstration de la nécessité de mettre un terme à tant d'aventures. „La fortune", lui dis-je, „peut se lasser une seconde fois, tout comme elle s'est déjà lassée en 1812. Dans les temps ordinaires les armées

*) Une circonstance digne de remarque et constatée par plus d'une preuve, c'est la somme des illusions auxquelles Napoléon s'est abandonné, depuis l'ouverture de la campagne de l'année précédente, sur tout ce qui regardait les forces qu'il avait à combattre.

ne fòrment qu'une partie restreinte des populations. Aujourd'hui ce sont des nations que Vous appelez sous les armes; Votre armée actuelle n'est-elle pas une génération anticipée? J'ai vu Vos soldats, ce sont des enfans. Vous avez le sentiment que la nation Vous regarde comme lui étant nécessaire; mais ne Vous l'est-elle pas à son tour? Quand la génération anticipée que Vous avez appelée sous les armes aura disparu, irez-Vous appeler ce qui la suit?"

Napoléon prit à ce propos l'attitude de la plus vive colère. Il pâlit et sa physiognomie se décomposa. „Vous n'êtes pas militaire", me dit-il avec l'accent de la colère, „et Vous ne savez pas ce qu'est l'âme d'un soldat. Je suis élevé dans les camps, et un homme comme moi se soucie peu" (je n'ose pas me servir ici du terme bien plus énergique employé par Napoléon) „de la vie d'un million d'hommes!" En finissant la phrase il jeta le chapeau qu'il tenait à la main dans un coin de la pièce. Je restai calme et m'appuyant sur les rebords d'une console, placée entre deux croisées, je lui dis avec l'accent ému que devait me donner le mot que je venais d'entendre: „Pourquoi me choisir pour me dire entre quatre murs ce que Vous venez de prononcer? Ouvrons les portes et que Vos paroles retentissent d'un bout de l'Europe à l'autre! Ce n'est pas la cause que je viens défendre auprès de Vous qui pourra y perdre!"

Napoléon se recueillit et baissant de ton, il me dit des paroles non moins remarquables que celles que je viens de retracer. „Les Français n'ont point de plaintes à former contre moi; c'est pour les ménager que je fais tuer des Allemands et des Polonais. J'ai perdu dans la campagne de Moscou 300.000 hommes, il n'y avait sur le nombre pas 30.000 Français." „Vous oubliez, Sire", lui dis-je, „que Vous parlez à un Allemand!"

Napoléon se remit en marche avec moi et à la seconde allée et venue il ramassa le chapeau qui se trouvait sous ses pieds. Il revint alors à son mariage. „J'ai ainsi fait", me dit-il, „une bien grosse sottise en épousant une Archiduchesse d'Autriche." „Puisque Votre Majesté veut connaître mon opinion, je Lui répondrai bien franchement que Napoléon *Conquérant* en fait une!" „L'Empereur François veut donc détrôner sa fille?" „L'Empereur", repris-je, „ne connaît que ses devoirs,

et il saura les remplir. Quelque puisse être le sort de sa fille, l'Empereur en premier lieu est Monarque et l'intérêt de ses peuples se trouvera toujours placé dans la première ligne de ses plans.“ „Eh bien“, interrompit Napoléon. „Vous ne me dites rien qui put m'étonner, Vous ne faites que me confirmer dans l'opinion que j'ai mal fait, que j'ai commis une faute irréparable. En épousant une Archiduchesse j'ai voulu amalgamer le nouveau avec l'ancien, les préjugés gothiques avec les institutions de mon siècle; je me suis trompé, et je ressens aujourd'hui toute l'étendue de mon erreur. Elle pourra me coûter le trône, mais j'ensevelirai le monde sous ses ruines.“

L'entretien s'était prolongé jusqu'à huit heures et demie du soir. Il était nuit close. Personne n'était venu se présenter dans le Cabinet. Pas un moment de silence n'avait interrompu cette discussion si animée, dans laquelle je puis compter six momens, où mes paroles avaient toute la valeur d'une déclaration de guerre formelle. Mon intention n'a pu être de retracer tout ce que Napoléon m'a dit dans cette longue entrevue; je me suis arrêté aux points les plus saillans, et qui étaient en rapport direct avec l'objet de ma mission. Vingt fois nous nous trouvâmes bien loin de cet objet*), ceux qui ont connu Napoléon et qui ont traité d'affaires avec lui, n'en seront point étonnés.

Napoléon me congédia avec un accent calme et doux. Je ne pouvais plus distinguer les traits de sa figure. Il m'accompagna jusqu'à la porte du salon de service. Mettant la main sur le loquet du battant, il me dit: „Nous nous reverrons“. „Je serai à Vos ordres“, lui répondis-je, mais sans aucun espoir d'atteindre le but de ma mission. „Eh bien“, reprit Napoléon, en me frappant sur l'épaule, „voulez-Vous savoir ce qui arrivera? Vous ne me ferez pas la guerre!“ „Vous êtes perdu, Sire“, lui dis-je avec vivacité; „je l'ai pressenti en arrivant et en Vous quittant j'emporte la conviction.“

Je trouvai dans les salons les mêmes Généraux que j'y avais laissés en entrant chez Napoléon. Je les vis empressés

*) L'exposé de sa campagne de 1812 remplit seul quelques heures de notre entretien. Une foule d'autres sujets étrangers à l'objet de ma mission l'occupèrent de même fort longtemps.

de lire sur ma physiognomie l'impression que j'emportais d'une conversation de plus de neuf heures. Je ne m'arrêtai pas et je ne crois point avoir satisfait leur curiosité. Berthier m'accompagna jusqu'à mon carrosse. Il saisit le moment où nous nous trouvions éloignés de tout le monde pour me demander si j'avais été content de l'Empereur? „Oui“, lui dis-je; „il a eu soin d'éclairer ma conscience; je le regarde comme un homme fini.“

XIII.

Denkschrift Metternich's über den Charakter und die Eigenheiten Napoleon's.

Napoléon Bonaparte.

Ecrit en l'année 1820.

Parmi les individus, placés dans une situation indépendante de cet homme extraordinaire, il en est peu qui aient eu avec lui autant de points de contact et de relations directes que moi.

Mon opinion sur Napoléon n'a pas varié dans les différentes phases de ces relations. Je l'ai vu et étudié dans les momens de son plus grand éclat, je l'ai vu et suivi dans ceux de son déclin; et quoiqu'il ait pu tenter pour m'induire en erreur sur son compte, ce que, dans bien des occasions, il eut grand intérêt à faire, il n'y a point réussi. Je puis donc me flatter d'avoir saisi les traits essentiels de son caractère, et de l'avoir jugé avec impartialité; pendant que l'immense majorité des contemporains n'a vu encore qu'à travers un prisme, et les côtés brillans et les côtés défectueux ou sinistres d'un homme, que la force des choses, jointe à des qualités individuelles éminentes, avait porté au faîte d'un pouvoir sans exemple dans l'histoire moderne.

Appliqué avec une persévérance infatigable à recueillir ce qu'un demi-siècle d'événemens semblait avoir préparé en sa faveur; animé d'un esprit de domination, également actif et clairvoyant; habile à apprécier tout ce que les circonstances du moment offraient de moyens à son ambition; sachant, avec

une rare sagacité, faire tourner à son avantage les fautes et les faiblesses des autres: Bonaparte est resté seul sur un champ de bataille, que des passions aveugles et des factions féroces ou en délire s'étaient disputé pendant dix ans. Ayant fini par confisquer à son profit la révolution toute entière, il m'a paru dès lors le point indivisible sur lequel devaient se concentrer les regards d'un observateur, et ma nomination à l'Ambassade en France m'a fourni pour cet effet des facilités particulières que j'ai eu soin de ne pas négliger.

Le jugement est souvent influencé par des premières impressions. Je n'avais jamais vu Napoléon avant l'audience qu'il me donna à St. Cloud, pour la remise de mes lettres de créance. Je le trouvai debout, au milieu de l'un des salons, avec le Ministre des affaires étrangères et six autres personnages de sa Cour. Il portait l'uniforme de l'infanterie de la Garde, et avait le chapeau sur la tête. Cette dernière circonstance, inconvenante sous tous les rapports, puisque l'audience n'était point publique, me frappa comme une prétention déplacée et sentant le parvenu; elle me fit même hésiter un moment, si je ne me couvrirais pas à mon tour. Je débitai cependant une courte harangue, dont le texte serré et précis différait essentiellement de celles qui étaient devenues habituelles à la nouvelle Cour de France. Son attitude me parut annoncer de la gêne, et même de l'embarras. Sa figure courte et carrée, une tenue ignoble, et néanmoins une recherche marquée à se rendre imposant, achevèrent d'affaiblir en moi le sentiment de grandeur que l'on attachait naturellement à l'idée de l'homme qui faisait trembler le monde. Cette impression ne s'est jamais entièrement effacée de mon esprit; elle m'a été présente dans les rencontres les plus fortes que j'eus avec Napoléon, aux différentes époques de sa carrière. Il est possible qu'elle ait contribué à me montrer l'homme tel qu'il était, à travers les masques dont il savoit se couvrir. Dans ses boutades, dans ses accès de colère, dans ses brusques interpellations, je m'étais accoutumé à voir autant de scènes préparées, étudiées et calculées sur l'effet qu'il voulait produire sur l'intrelocuteur.

Ce qui dans mes relations avec Napoléon, relations que dès mon début je tâchai de rendre fréquentes et confidentielles,

ce qui, dis-je, me frappa d'abord le plus, ce fut la *perspicacité* éminente et la grande simplicité de la marche de son esprit. La conversation avec lui a toujours eu pour moi un charme difficile à définir. Saisissant les objets par leur point essentiel, les dépouillant des accessoires inutiles; développant sa pensée et ne cessant de l'élaborer qu'après l'avoir rendue parfaitement claire et concluante; trouvant toujours le mot propre à la chose ou l'inventant là où l'usage de la langue ne l'avait pas créé, ses entretiens furent toujours pleins d'intérêt. Il ne causait pas, mais il parlait. Moyennant l'abondance de ses idées et la facilité de son élocution il savait adroitement s'emparer de la parole, et l'une de ses tournures habituelles était celle de vous dire: „Je vois ce que Vous voulez; Vous désirez arriver à *tel* but, eh bien, allons droit à la question."

Cependant, il n'en écoutait pas moins les remarques et les objections qu'on lui adressait, il les accueillait, les débattait ou les repoussait, sans sortir ni du ton ni de la mesure d'une discussion d'affaires; et je n'ai jamais éprouvé le moindre embarras à lui dire ce que je croyais la vérité, lors même qu'elle n'était pas faite pour lui plaire.

De même que dans ses conceptions, tout était clair et précis, ce qui réclamait ni difficulté ni incertitude. Les règles reçues ne l'embarrassaient guères. Dans la pratique comme dans la discussion il marchait vers son but, sans s'arrêter à des considérations qu'il traitait comme secondaires, et dont trop souvent peut-être il dédaignait l'importance. La ligne la plus directe pour arriver à l'objet qu'il tenait en vue, était celle qu'il choisissait de préférence et qu'il poursuivait jusqu'au bout, tant que rien ne l'engageait à s'en écarter; mais aussi sans être l'esclave de ses plans, il savait les abandonner ou les modifier, du moment que son point-de-vue venait à changer, ou lorsque de nouvelles combinaisons lui offraient le moyen de l'atteindre plus efficacement par des voies différentes.

Il possédait peu de connaissances scientifiques. Ses partisans se sont appliqués plus spécialement à accréditer l'opinion qu'il était profond mathématicien. Ce qu'il connaissait des sciences mathématiques ne l'eut point élevé au dessus de tout officier formé, comme lui, pour l'arme de l'artillerie;

mais ses facultés naturelles suppléaient au savoir. Il est devenu législateur et administrateur, comme grand capitaine, par suite de son seul instinct. La trempe de son esprit le conduisait toujours vers le positif. Il repoussait les idées vagues, il abhorrait également les rêves des visionnaires et les abstractions des idéologues, et il traitait de rabâchage tout ce qui ne lui présentait pas des aperçus clairs et des résultats utiles. Il n'accordait réellement la valeur de sciences qu'aux seuls connaissances que l'usage des sens peut servir à contrôler et à vérifier, à celles qui s'appuient sur des observations et des expériences. Il avait voué un profond mépris à la fausse philosophie comme à la fausse philantropie du 18[e] siècle. Parmi les coryphées de ces doctrines, Voltaire était surtout l'objet de son aversion, et il poussait ce sentiment au point d'attaquer même, à tout propos, l'opinion générale sur son mérite littéraire.

Napoléon n'était pas irréligieux dans le sens ordinaire de ce terme. Il n'admettait pas qu'il y ait jamais eu un athée de bonne foi, il condamnait le déisme comme fruit d'une spéculation téméraire. Chrétien et Catholique, ce n'est qu'à la religion positive qu'il reconnaissait le droit de gouverner les sociétés humaines. Il regardait le Christianisme comme la base de toute civilisation, le Catholicisme comme le culte le plus favorable au maintien de l'ordre et de la tranquillité du monde moral, le Protestantisme comme une source de troubles et de déchiremens. Indifférent quant à sa personne aux pratiques religieuses, il les respectait trop pour jamais se permettre des plaisanteries sur ceux qui les suivaient. Il est possible que la religion ait été en lui moins une affaire de sentiment, que le résultat d'une politique éclairée; mais quelqu' ait été à cet égard le secret de son âme, il eut soin de ne point le trahir.

Ses opinions sur les hommes se concentraient dans une idée qui malheureusement pour lui avait acquis dans sa pensée la force d'un axiome. Il était persuadé que nul homme, appelé à paraître sur la scène publique ou engagé seulement dans les poursuites actives de la vie, ne se conduisait, ni ne pouvait être conduit, par un autre ressort que celui de l'intérêt. Il ne niait pas la vertu et l'honneur; mais il prétendait que ni l'un

ni l'autre de ces sentimens n'avait jamais servi de principal guide qu'à ceux qu'il qualifiait de rêveurs et auxquelles, à ce titre, il refusait dans sa pensée toute faculté requise pour prendre part avec succès aux affaires de la société.

J'ai passé bien des momens à disputer avec lui sur cette thèse que repoussait ma conviction, et dont je tâchai de lui démontrer la fausseté, dans la latitude au moins qu'il donnait à son application. Je n'ai jamais réussi à le faire fléchir sur cet article.*)

Il était doué d'un tact particulier pour reconnaître les hommes qui pourraient lui être utiles. Il découvrait bien vite en eux le côté par lequel il en tirerait le plus de parti. N'oubliant cependant jamais de chercher le gage de leur fidélité dans un calcul d'intérêt, il avait soin de les lier à sa propre fortune, en les compromettant de manière à ce que tout retour à d'autres engagemens leur fut coupé.

Il avait surtout étudié le caractère national des Français, et l'histoire de sa vie a prouvé qu'il l'avait bien saisi. Il regardait

*) Ce qui est dit ici des motifs peu louables auxquels Napoléon attribuait toutes les actions humaines, rappelle le jugement que Montaigne a porté sur le célèbre historien italien Guicciardini. Le passage suivant pourrait s'appliquer mot pour mot à Napoléon: „J'ai remarqué que de tant d'actes et effets qu'il juge, de tant de mouvemens et conseils, il n'en rapporte jamais un seul à la vertu religion et conscience, comme si ces parties-là étaient du tout éteintes au monde, et de toutes les actions, pour belles par apparence qu'elles soient d'elles-mêmes, il en rejette la cause à quelque occasion vicieuse ou à quelque profit. Il est impossible d'imaginer que parmi cet infini nombre d'actions de quoi il juge, il n'y en ait eu quelqu'une produite par la voie de la raison. Nulle corruption peut avoir saisi les hommes si universellement que quelqu'un n'échappe à la contagion. Cela me fait craindre, qu'il y ait un peu du vice de son goût, et peut-être advenu qu'il ait estimé les autres selon soi.“ Essais l. II. chap. 10. Je crois avoir lu quelque part, que Napoléon faisait grand cas de Guicciardini. Ce qui est certain, c'est qu'il admirait sincèrement Macchiavelli. Or il y a entre Guicciardini et Macchiavelli, quoique tous les deux vrais enfans de leur siècle, cette différence notable, que l'un se contentait de peindre la dépravation générale de ses contemporains dans les couleurs hideuses de la vérité, sans avoir l'air d'y applaudir, tandis que l'autre en était le plus zélé et le plus impudent panégyriste. Car tout ce que l'on a fait pour absoudre Macchiavelli de ce reproche, n'est qu'un tissu de mauvais sophismes. Il était l'homme de son temps, voilà tout ce que l'on peut dire pour l'excuser.

en particulier les Parisiens comme des enfans, et comparait souvent Paris au grand opéra. Lui ayant reproché un jour les faussetés palpables dont fourmillaient la plus part de ses bulletins, il me dit en riant: „Ce n'est pas pour vous que je les écris, les Parisiens croient tout, et je pourrais leur conter de bien autres choses encore qu'ils ne s'y refuseraient pas.“

Des discussions sur des points d'histoire étaient fréquemment le sujet de ses entretiens. Elles décélaient ordinairement de l'ignorance sur les faits, mais une sagacité extrême à juger les causes et les conséquences. Il devinait ainsi plus qu'il ne savait, et tout en prêtant aux personnes et aux événemens la couleur de son propre esprit, il les expliquait d'une manière ingénieuse. Comme il revenait toujours sur les mêmes citations, il devait avoir puisé dans un petit nombre d'ouvrages, et particulièrement d'abrégés, les points les plus saillans de l'histoire ancienne et de celle de la France. Il portait cependant dans sa mémoire un recueil assez riche de noms et de faits, pour en imposer à ceux dont les études étaient moins solides encore que les siennes.

Ses héros étaient Alexandre César, et surtout Charlemagne. La prétention d'être le successeur de fait et de droit de celui-ci, l'occupait singulièrement. Je l'ai vu se perdre avec moi dans des discussions interminables pour soutenir cet étrange paradoxe par les plus faibles raisonnemens. Ce fut apparemment ma qualité d'Ambassadeur d'Autriche qui me valut son obstination sur ce chapitre. Un de ses regrets les plus vifs et les plus constans, était de ne pas pouvoir invoquer le principe de la légitimité comme base de sa puissance. Peu d'hommes ont plus profondément senti que lui, combien l'autorité privée de ce fondement est précaire et fragile, et combien elle prête les flancs aux attaques. Toutefois il ne manquait aucune occasion pour protester envers moi, avec empressement, contre ceux qui pourraient s'imaginer qu'il occupait le trône en qualité d'usurpateur. „Le trône de France“, m'a-t-il dit plus d'une fois, „était vacant. Louis n'a pas su s'y maintenir. Si j'eusse été à sa place, la révolution malgré les progrès immenses qu'elle avait fait dans les esprits sous les règnes précédans, ne se serait jamais consommée. Le Roi tombé la République s'est

emparée du sol de la France, c'est elle que j'ai déplacée. L'ancien trône était enseveli sous ses décombres, j'ai dû en fonder un nouveau. Les Bourbons ne sauraient régner sur cette création; ma force consiste dans ma fortune; je suis nouveau comme l'Empire; il y a donc entre l'Empire et moi homogénéité parfaite."

Cependant j'ai souvent pensé qu'en s'exprimant ainsi, Napoléon ne cherchait qu'à s'étourdir ou à dérouter l'opinion, et la démarche directe qu'il fit envers Louis XVIII en 1804, semble confirmer ce soupçon. Me parlant un jour de cette démarche il me dit: „La réponse de Monsieur était noble, elle était pleine de fortes traditions. Il y a, dans les legitimes, quelque chose qui ne tient pas au seul esprit. Si Monsieur n'avait consulté que son esprit, il se serait arrangé avec moi, et je lui aurais fait un sort magnifique."

Il était de même très frappé de l'idée de ramener à la divinité l'origine de l'autorité suprême. Il me dit un jour à Compiègne, peu après son mariage avec l'Archiduchesse: „Je vois, que l'Impératrice, en écrivant à son père, met sur l'adresse: A sa sacrée Majesté Impériale. Ce titre est-il d'usage chez vous?" Je lui dis qu'il l'était par la tradition de l'ancien Empire Germanique qui portait le titre de Saint-Empire, et parce qu'il était également attaché à la Couronne Apostolique de l'Hongrie. Napoléon me répliqua alors d'un ton solennel: „L'usage est beau et bien entendu. Le pouvoir vient de Dieu et c'est par là seulement qu'il peut se trouver placé hors de l'atteinte des hommes. D'ici à quelque temps j'adopterai le même titre."

Il attachait beaucoup de prix à la noblesse de sa naissance et à l'antiquité de sa famille. Plus d'une fois il a pris à tâche de me démontrer, que l'envie et la calomnie seules avaient pu jeter du louche sur sa noblesse. „Je suis placé", me dit-il, „dans une position singulière. Je trouve des Généalogistes qui voudraient faire remonter ma race jusqu'au déluge; et il existe des partis qui prétendent que je suis né roturier. La vérité est entre deux. Les Buonaparte sont de bons gentilshommes Corses, peu illûstrés, puisque nous ne sortions guères de notre île, mais bien meilleurs que beaucoup de freluquets qui s'avisent de nous ravaler."

Napoléon se regardait comme un être isolé dans le monde, fait pour le gouverner et pour diriger tous les esprits à son gré. Il n'avait d'autre considération pour les hommes que celle que peut avoir un chef d'atelier pour ses ouvriers. L'un de ceux auxquels il paraissait le plus attaché était Duroc. „Il m'aime comme un chien aime son maître“, c'est la phrase dont il se servit en me parlant de lui. Il comparait le sentiment de Berthier pour sa personne à celui d'une bonne d'enfant. Ces comparaisons, loin d'être étrangères à sa théorie des mobiles qui font agir les hommes, en étaient une conséquence naturelle; là où il rencontrait des sentimens auxquels il ne pouvait appliquer son calcul de pur intérêt, il en cherchait la source dans une espèce d'instinct.

On a beaucoup parlé de la superstition de Napoléon, et presqu'autant de son manque de bravoure personnelle. L'une et l'autre de ses accusations reposaient, ou sur des notions fausses ou sur des aperçus mal digérés. Napoléon croyait à la fortune; et qui plus que lui en avait fait l'essai? Il aimait à vanter son étoile, il était fort aise que le vulgaire ne répugnât pas à le croire un être privilégié. Mais il ne se trompait pas lui-même et, ce qui est plus, il ne se souciait point d'accorder à la fortune une trop grande part dans son élévation. Je lui ai souvent entendu dire: „On m'appelle heureux parce que je suis habile; ce sont les hommes faibles qui accusent de bonheur les hommes forts.“

Je citerai ici une anecdote qui prouve, jusqu'à quel point il comptait sur l'énergie de son âme et se croyoit au dessus des accidens de la vie. Parmi les paradoxes qu'il se plaisait à soutenir sur des questions de médecine et de physiologie (sujets qu'il abordait avec une sorte de prédilection), il prétendait que la mort n'était souvent que l'effet d'une absence de volonté assez forte dans les individus. Un jour à St. Cloud ayant fait une chûte dangereuse (il fut jeté d'une calèche sur une borne qui manqua lui enfoncer l'estomac*), le lendemain,

*) Je ne suis point éloigné de croire que cet accident a pu contribuer à developper le germe de la maladie à laquelle Napoléon a succombé à St. Hélène, et je suis surpris que cette remarque n'ait jamais été faite. Il est certain toutefois qu'il m'a désigné plusieurs fois cette maladie comme héréditaire dans sa famille.

lorsque je lui demandai des nouvelles de sa santé, il me répondit d'un grand sérieux: „J'ai complété hier mes expériences sur le pouvoir de la volonté. Quand le coup a porté sur mon estomac, j'ai senti la vie en échapper; j'ai tout juste eu le temps de me dire que je ne voulais pas mourir, et je vis! Tout autre à ma place serait mort.“ Si l'on veut appeler cela superstition, il faut convenir au moins qu'elle était bien différente de celle qui lui a été attribué.

Il en est de même de sa bravoure. Il tenait fortement à la vie; mais une somme immense de destinées se trouvant liée à la sienne, il lui était permis, sans doute, d'y voir autre chose que la chétive existence d'un individu. Il ne se croyait donc point appelé à exposer „César et sa fortune“ uniquement pour faire preuve de courage. D'autres grands capitaines en ont pensé et agi comme lui. S'il manquait de cet aiguillon qui constitue les casse-cous, ce n'était certainement pas une raison pour le taxer de poltronnerie, comme quelques-uns de ses ennemis n'ont pas hésité à faire. L'histoire de ses campagnes a suffisamment prouvé qu'il était toujours à la place, dangereuse ou non, qui convenait au Chef d'une grande armée.

Dans la vie privée, sans jamais avoir été d'un commerce aimable, il était facile et il poussait même souvent l'indulgence jusqu'à la faiblesse. Bon fils et bon parent, avec ces nuances que l'on rencontre plus particulièrement dans l'intérieur des familles bourgeoises italiennes, il souffrait des débordemens de quelques uns des siens, sans déployer une force de volonté suffisante pour en arrêter le cours, lors même qu'il aurait dû le faire dans son intérêt évident. Ses soeurs en particulier obtenaient de lui ce qu'elles voulaient. Ni l'une ni l'autre de ses épouses n'ont jamais eu à se plaindre des procédés personnels de Napoléon. Bien que le fait soit assez constaté, un mot de l'Archiduchesse Marie Louise le mettait dans un nouveau jour. „Je suis sûre“, me dit-elle quelque temps après son mariage, „qu'à Vienne on s'occupe beaucoup de moi et que l'opinion générale y est que je suis livrée à des angoisses journalières. C'est ainsi que la vérité n'est souvent pas vraisemblable. Je n'ai pas peur de Napoléon, mais je commence à croire qu'il a peur de moi.“

Simple, et souvent même coulant, comme il était dans la société privée, il se montrait peu à son avantage dans le grand monde. On imaginerait difficilement plus de gaucherie dans la tenue que Napoléon en avait dans un salon. Les peines qu'il se donnait pour corriger les défauts de sa nature et de son éducation, ne faisaient que d'autant plus ressortir tout ce qui lui manquait. Je suis persuadé qu'il eut fait de grands sacrifices pour pouvoir hausser sa taille et ennoblir sa tournure qui, à mesure que son embonpoint augmentait, devenait plus commune. Il marchait de préférence sur la pointe des pieds; il s'était donné une espèce de mouvement de corps qu'il avait copié de Louis XVI et de Louis XVIII. Ses costumes étaient étudiés, pour faire contraste dans leurs rapprochemens avec ceux du cercle qui l'entourait, ou par leur extrême simplicité ou par leur extrême magnificence. Il est certain qu'il a fait venir Talma pour lui apprendre des poses. Il protégeait beaucoup cet acteur, et son affection tenait en grande partie à une ressemblance qui en effet existait entre eux. Il était bien aise de voir Talma en scène; on eût dit qu'il se retrouvait en lui.

Jamais il n'est sorti de sa bouche un mot gracieux, ni seulement bien tourné, vis-à-vis d'une femme, bien que l'effort pour en trouver s'exprimât souvent sur sa figure et dans le son de sa voix. Il ne parlait aux dames que de leur toilette dont il se déclarait juge minutieux et sévère, ou bien du nombre de leurs enfans, et l'une de ses questions habituelles était si elles les avaient nourris elles-mêmes, question qu'il leur adressait ordinairement avec les termes les moins usités dans la bonne compagnie. Il s'avisait aussi parfois de leur faire subir en quelque sorte des interrogatoires sur des relations secrètes de société, ce qui donna à ses entretiens plutôt l'air d'admonitions, déplacées au moins dans le choix du lieu et des formes, que le caractère poli des conversations d'un cercle. Ce défaut de savoir faire lui attira plus d'une fois des reparties qu'il n'eut pas l'adresse de relever. Son sentiment contre les femmes se mêlant de politique ou d'administration en particulier, était poussé à la haine*).

*) Madame de Staël s'adressa à moi en 1810, pour obtenir de Napoléon par mon intermédiaire la permission d'habiter Paris. Tout le monde

Pour juger cet homme extraordinaire, il faut le suivre sur le grand théâtre pour lequel il était né. La fortune avait, sans doute, beaucoup fait pour Napoléon, mais par la force de son caractère, par l'activité et la lucidité de son esprit et par son génie décidé pour les grandes combinaisons de l'art militaire, il s'était mis au niveau de la place qu'elle lui avait destinée. N'ayant qu'une seule passion, il ne perdait jamais ni son temps ni ses moyens à des objets qui eussent pu l'éloigner de son but. Maître de lui-même, il le devint bientôt des hommes et des événemens. Dans quelque temps qu'il eut paru, il aurait joué un rôle marquant. Mais l'époque où il fit les premiers pas de sa carrière était particulièrement propre à faciliter son élévation. Entouré d'individus qui au milieu d'un monde en dissolution marchaient au hazard, sans direction fixe, et livrés à tous les genres d'ambition et de convoitise, lui seul sut former un plan, y tenir ferme et le conduire à sa fin. C'est dans le cours de sa seconde campagne d'Italie qu'il avait conçu celui qui devait le porter au sommet de la puissance. „Jeune“, m'a-t-il dit, „j'ai été révolutionnaire par ignorance et par ambition. A l'âge de la raison, j'ai suivi ses conseils et mon instinct, et j'ai écrasé la révolution.“

Il était tellement habitué à se regarder comme nécessaire au maintien du système qu'il avait créé, qu'à la fin il ne comprenait plus comment le monde pourrait aller sans lui. Je n'ai aucun doute que ce ne fut du fond de son âme et de pleine conviction que, dans notre entretien à Dresde en 1813, il me

---

a connu le prix extraordinaire qu'elle attachait à cette faveur, et je puis me dispenser d'en retracer les motifs. Je n'avais pas de raison pour accorder un intérêt particulier à la sollicitation de Mme de Staël, je savais d'ailleurs que ma protection lui serait peu utile. Il se présentait cependant une occasion où je pus placer sous les yeux de Napoléon la demande de cette femme célèbre. „Je ne veux pas de Mme de Staël à Paris“, me dit-il, „et j'ai pour cela de bonnes raisons.“ Je lui répondis que, s'il pouvait en être ainsi, il n'était pas moins certain que par sa manière de traiter une femme il lui donnait un relief que sans cela elle n'aurait peut-être pas. „Si Mme de Staël“, me repondit Napoléon, „voulait ou savait être royaliste ou républicaine, je n'aurais rien contre elle; mais elle est une *machine à mouvement* qui remue les salons. Ce n'est qu'en France qu'une pareille femme est à craindre, et je n'en veux pas.“

dit ses propres paroles: „Je périrai peut-être, mais j'entraînerai dans ma chûte les trônes et la société toute entière“.

Les succès prodigieux dont sa vie était remplie avaient sans doute fini par l'aveugler; mais jusqu'à la campagne de 1812 où pour la première fois il succomba sous le poids des illusions, il n'avait jamais perdu de vue ces calculs profondément réfléchis par lesquels il avait tant de fois triomphé. Même après le désastre de Moscou nous l'avons vu défendre son existence avec autant de sang froid que d'énergie, et sa campagne de 1814 fut sans contredit celle dans laquelle, avec des moyens fort réduits, il déploya le plus de talent militaire. Je n'ai jamais été de ceux — et leur nombre était considérable — qui ont cru qu'après les événemens de 1814 et 1815, il essayerait de se créer une nouvelle carrière en descendant au rôle d'aventurier et en donnant dans des projets romanesques. Son esprit et la trempe de son âme lui faisaient mépriser tout ce qui était mesquin. Semblable aux gros joueurs, les chances d'une partie subalterne au lieu de lui plaire l'eussent abreuvé de dégoût.

On a souvent agité la question si Napoléon était foncièrement bon ou méchant. Il m'a toujours paru que ces épithètes, telles qu'on les entend ordinairement, ne sont point applicables à un caractère comme le sien. Constamment occupé d'un seul objet, livré jour et nuit au soin de tenir le gouvernail d'un Empire qui, dans ses accroissemens progressifs, a fini par embrasser les intérêts d'une grande partie de l'Europe, il ne reculait jamais devant la crainte des froissemens qu'il pouvait causer, ni même devant la somme immense de souffrances individuelles, inséparables de l'exécution de ses projets. Tel qu'un char lancé écrase ce qu'il rencontre sur sa route, Napoléon ne songeait qu'à avancer. Il ne tenait aucun compte de ceux qui n'avaient pas su se mettre en garde; il était tenté parfois de les accuser de stupidité. Impassible pour tout ce qui se trouvait hors de la direction de sa route, il ne s'en occupait, ni en bien ni en mal. Il a pu compatir aux malheurs *bourgeois*, il était indifférent aux malheurs *politiques*.

Il en était de même par rapport aux instrumens dont il se servait. La générosité désintéressée n'était pas dans son âme.

Il ne dispensait ses faveurs et ses bienfaits qu'à raison du prix qu'il attachait à l'utilité de ceux qui les recevaient. Il traitait les autres comme il se croyait traité par eux. Il acceptait tous les services, sans scruter ni les motifs ni les opinions ni les antécédens de ceux qui les lui offraient, sauf à en faire usage dans le seul calcul de ses propres besoins.

Napoléon avait deux faces. Comme homme privé il était facile et traitable, sans être ni bon ni méchant. En sa qualité d'homme d'état, il n'admettait aucun sentiment; il ne se décidait ni par affection ni par haine. Il écrasait ou écartait ses ennemis sans consulter autre chose que la nécessité ou l'intérêt de s'en défaire; ce but atteint il les oubliait et ne les persécutait pas.

On a fait bien des tentatives inutiles et dépensé vainement beaucoup d'érudition pour comparer Napoléon à tel ou tel de ses prédécesseurs dans la carrière des conquêtes et des bouleversemens politiques. La manie des parallèles a fait un mal réel à l'histoire. Elle a répandu un faux jour sur les caractères les plus marquans; elle a souvent entièrement dénaturé le point de vue sous lequel il fallait les envisager. Il est impossible de juger un homme, en le détachant du cadre dans lequel il s'est trouvé placé et de l'ensemble des circonstances qui ont agi sur lui. Quant même la nature se serait plue à créer deux individus absolument semblables, leur développement dans des temps et des situations qui n'admettraient aucune analogie, effacerait nécessairement leur ressemblance primitive et confondrait le peintre maladroit qui voudrait la reproduire sous son pinceau. Le véritable historien, celui qui sait tenir compte des élémens variés à l'infini qui doivent entrer dans la composition de ses tableaux, celui-là, dis-je, renoncera bien volontiers à la vaine prétention de comparer Napoléon, soit aux héros de l'antiquité, soit aux conquérans barbares du moyen âge, soit (excepté pour le talent militaire) à un grand Roi du siècle dernier, soit à un usurpateur de la trempe de Cromwell. Aucun de ces rapprochemens hasardés ne saurait offrir de nouvelles lumières à l'instruction de la postérité, mais inévitablement ils fausseraient la vérité de l'histoire.

Le système de conquêtes de Napoléon était d'ailleurs d'un caractère tout particulier. La domination universelle à laquelle

il visait, n'avait pas pour objet de concentrer dans ses mains le gouvernement direct d'une masse énorme de pays, mais bièn d'établir une suprématie centrale sur les Etats de l'Europe d'après l'idéal défiguré et exagéré de l'Empire de Charlemagne. Si des considérations momentanées lui ont fait abandonner ce système, si elles l'ont entraîné à s'approprier, ou à incorporer au territoire français des contrées auxquelles, pour son intérêt bien-entendu, il n'aurait pas dû toucher, ces mesures essentiellement nuisibles à l'affermissement de son pouvoir, loin d'avancer le développement du grand plan qui occupait le fond de sa pensée, n'ont servi qu'à le renverser et à le détruire. Ce plan se serait également étendu à l'Eglise. Il voulait fixer à Paris le siège du Catholicisme et détacher le Pape de tout intérêt temporel en lui assurant la suprématie spirituelle sous l'égide de la France Impériale.

Dans ses combinaisons politiques et militaires, Napoléon ne manquait pas de faire une large part à la faiblesse et aux fautes de ceux qu'il avait à combattre. Il faut convenir qu'une longue expérience ne l'autorisait que trop à suivre ce principe. Mais il est certain aussi qu'il en a abusé et que l'habitude de mépriser les facultés et les moyens de ses adversaires a été une des principales causes de sa chûte. L'alliance de 1813 l'a tué parce qu'il n'a jamais pu se persuader qu'une coalition pourrait maintenir l'esprit d'union parmi ses membres et persévérer dans le but de son action.

L'opinion du Monde est partagée encore, et le sera peut-être toujours, sur la question si Napoléon a mérité en effet le titre de grand homme? Il serait impossible de disputer de grandes qualités à celui qui, sorti de l'obscurité, a pu, en peu d'années, devenir le plus fort et le plus puissant parmi ses contemporains! Mais force, puissance, supériorité, sont des termes plus ou moins relatifs. Pour apprécier au juste *le degré* de génie qu'il a fallu à un homme pour dominer son siècle, il faut avoir *la mesure de ce siècle.* Tel est le point de départ qui établit une divergence essentielle dans les jugemens de Napoléon. Si l'ère de la révolution française a été, comme ses admirateurs le pensent, l'époque la plus brillante, la plus glorieuse de l'histoire moderne, Napoléon qui a su y atteindre la

première place et la conserver pendant quinze ans, a été, sans contredit, un des plus grands hommes qui jamais aient paru. Si, au contraire, il n'a eu qu'à s'élever comme un météore au-dessus des brouillards d'une dissolution générale; s'il n'a trouvé autour de lui que les débris d'un état social ruiné par l'excès d'une fausse civilisation; s'il n'a eu à combattre que des résistances amorties par la lassitude universelle, des rivalités impuissantes, des passions ignobles, enfin, au dehors comme au dedans, des adversaires désunis et paralysés par leur désunion: il est certain que l'éclat de ses succès diminue à proportion de la facilité qu'il a eue à les obtenir. Or, comme dans notre opinion telle a été en effet la position des choses, tout en reconnaissant ce qu'il y a eu d'extraordinaire et d'imposant dans la carrière de Napoléon, nous ne sommes point en danger de nous exagérer l'idée de sa grandeur.

Le vaste édifice qu'il avait construit, était exclusivement l'ouvrage de ses mains, et lui-même était la clef de la voûte. Mais cette gigantesque construction manquait essentiellement de base; les matériaux qui le composaient n'étaient que les décombres d'autres édifices, les uns pourris, les autres sans consistance dès leur création. La clef de la voûte a été soulevée et le bâtiment a croulé de fond en comble.

Telle est en peu de mots l'histoire de l'Empire français. Conçu et créé par Napoléon, il n'a existé qu'en lui seul; avec lui, il a dû s'éteindre.

Anmerkungen.

1. S. 4. (Freiherr von Schönholz) Traditionen zur Charakteristik Oesterreichs unter Franz I. S. 57—69, woraus die Schilderung in K. A. Schimmer's Geschichts- und Erinnerungs-Kalender für 1852, Wien J. P. Sollinger's Witwe, S. 158—160 wörtlich ohne Angabe der Quelle abgeschrieben ist. Das inhaltvolle Werk, dessen ungenannten Verfasser erst G. Th. v. Karajan herausfand, hat überhaupt das Schicksal von in- und ausländischen Schriftstellern in aller Gemüthlichkeit und Stille ausgeraubt zu werden.

2. S. 6. (Bretschneider?) Beitrag zur Charakteristik und Regierungs-Geschichte der Kaiser Josephs II. Leopolds II. und Franz II. S. 207—216, 285—290. Falls an der Anekdote etwas wahres ist, würde dieselbe höchstens beweisen daß die österreichische Kaiserin, in einer Zeit wo sich Frankreich zu ihrem Gemahl und dessen Reiche im offenen Krieg befand, zur Schau getragene Franzosenfreundlichkeit bei Damen ihrer unmittelbaren Umgebung nicht dulden mochte. — Um seinen Lesern von der Bildung und dem Geschmack der lebenslustigen Kaiserin eine möglichst geringschätzige Meinung beizubringen, wird ihr S. 211 folgender Ausspruch in den Mund gelegt: „Ich habe Lessing's Emilia Galotti mit einemmal genug, das Stück macht mir erschreckliche lange Weile; hingegen den Bettelstudenten könnte ich hundertmal nach einander sehen". — Wahrhaft läppisch ist wohl was der Verfasser S. 288 vom Kaiser Franz erzählt: wie derselbe eines Tages den kleinen Erzherzog Ferdinand „seinen künftigen Thronfolger" in dem zwischen der Hof-Bibliothek und der Burg befindlichen Graben in einer „Schieb-Truhe" herumgefahren habe, als auf einmal aus der Höhe eine Stimme erklungen sei: „ein Kaiser könne sich auch auf eine nützlichere und anständigere Art beschäftigen". Sollten wir dieser Geschichte überhaupt einigen Glauben beimessen, so wäre es etwa um des nicht ganz unwahrscheinlichen Umstandes willen, daß die ange-

führten Worte einem aus der Gesellschaft des jüngeren Van Swieten, des Repräsentanten jener ätzenden Verstandeskühle zugeschrieben werden, welche der schon im Absterben begriffenen Aufklärungs-Tyrannei jener Tage eigen war. Unter allen Umständen müßte man einen solchen Ausspruch für eben so frech als blöd erklären, besonders wenn man sich erinnert wie König Heinrich IV., in einer ähnlichen Situation in seinem Zimmer von dem Vertreter einer auswärtigen Macht überrascht, von denselben Aufklärlingen wegen dieser Handlung in Wort und Bild überdiemaßen bewundert und gefeiert wurde. Uebrigens hat man den erwähnten Auftritt in späteren Jahren im Publicum etwas anders erzählt und an den Namen Sonnleitner's geknüpft; s. König Jerome und seine Familie im Exil, Leipzig Brockhaus 1870, S. 197.

3. S. 9. Als Kammerfrau trat an die Stelle der Frau Streffler 1802 Mad. Antonia von Sternstein, 1808 Mad. Francisca Diwald. Als Kammerdienerin erscheinen an Stelle der Denot 1794 Mad. Anna Lehmann, 1795 Josepha Nanzonet und Elisabeth Arbesser, 1796 Mlle. Therese Pockh (Bock?) v. Pollach, 1802 Mlle. Ant. Schleichart von Wiesenthal, 1808 Mlle. Barbara von Martin, wogegen Antonia Streffler ihren Platz bis zum Abgang ihrer Gebieterin nach Frankreich behauptet zu haben scheint. Kammermenscher waren 1796 Theresia Müller, 1799 Eva Laforet, 1805 Theresia Tapp von Tappenburg, welche letztere 1806 „Kammermädchen“ betitelt und als „Mlle.“ angeführt wird.

4. S. 10. Thugut an Colloredo vom 17. Mai 1800; Vivenot Briefe Thugut's II. S. 218.

5. S. 12. Méneval, Souvenirs I. p. 220—223.

6. S. 23. Die Genannten wohnten auch den Seelenmessen bei die am 20. April in der Schloß-Pfarrkirche zu Ofen abgehalten wurden, während in Wien am 19. bis 22. an drei aufeinanderfolgenden Abenden und Vormittagen Vigilien und Exequien in der Augustiner-Kirche stattfanden. — Im Gefolge des Kaisers befanden sich während der ungarischen Reise der Oberst-Kämmerer Graf Rudolph Wrbna und der General-Adjutant Oberst Johann Kutschera.

7. S. 28. Schönholz Traditionen I. S. 181. Eine Seite früher heißt es daselbst: „Wie Österreich nun allein und unvorbereitet mit augenscheinlich unzulänglichen Mitteln den Kampf angriff, das unterliegt allerdings mehrfacher Deutung. Aber kühn war der Streich, jugendmuthig, und darum würde ihn kein Patriot in der Landesgeschichte missen wollen; es ist schon unweiseres geschehen was als Kraftäußerung ewige Bewunderung erwarb“. Wie die „Traditionen“ überhaupt zu dem geistvollsten gehören was über die innere Geschichte des neueren Österreich geschrieben worden, so enthält namentlich der 4. Abschnitt: „Beiträge zur Anthropologie der Kriegsgeschichte — Die Belagerung von Wien im Schattenriß“ eine Fülle der treffendsten Schilderungen Urtheile und Bemerkungen.

8. S. 38. Die Fabel von dem ersten Zusammentreffen Napoleon's mit Maria Louise. Die kaiserliche Familie wurde, wie

wir im Texte erzählt, am 4. Mai von Wien fortgeschickt; vor uns liegt ein Schreiben der Erzherzogin an ihren Vater aus „Ofen den 6. May 1809". Dennoch finden wir selbst bei dem neuesten Geschichtsschreiber dieser Periode, „Kaiser Franz von der Stiftung der österreichischen Kaiserwürde bis zum Ausbruch des russisch-französischen Krieges" von Dr. Adam Wolf, Wien Prandel u. Ewald 1866, S. 125, da wo er das Bombardement von Wien erzählt, die Stelle: „Einzelne Häuser kamen in Brand, mehrere Bürger wurden bis auf den Tod verwundet; einige Kugeln flogen in die Burg, wo die Prinzessin Maria Louise krank lag", und es fehlt nur bei ihm die weitere Ausschmückung der man anderwärts begegnet: daß Kaiser Napoleon, sobald er dies erfahren, Befehl gegeben die Geschoße nicht nach dieser Seite zu richten. Bei den französischen Schriftstellern der Kaiserzeit findet man diese Anekdote fast allgemein, nur daß der Schauplatz derselben aus der Kaiserburg zu Wien in das Lustschloß Schönbrunn verlegt wird. Wahrhaft ergötzlich ist zu lesen, was Pierre Colau „Marie-Louise de Lorraine etc." S. 14—17 hierüber mittheilt. Die kranke Erzherzogin befand sich im Schloße zu Schönbrunn, nach Colau's Erzählung zu schließen ganz allein und verlassen, wo ihr „l'heureux conquérant" einen Besuch abstattete. „On assure encore que la présence d'un guerrier, qui auroit pu lui être odieux à cause du mal qu'il faisoit à son père, au lieu d'exciter sa haine ne fit qu'aiguillonner un sentiment d'admiration dont, quoique bien jeune, elle n'avoit pu se défendre au récit des victoires éclatantes du vainqueur de Lodi, d'Arcole et de Marengo . . et que sa présence, loin de porter dans le coeur agité de M. L. la terreur et l'effroi, sembla, par un destin contraire, appeler sur ses lèvres la santé fugitive, et quelques roses nouvelles vinrent se mêler aux lys de son teint". Im Zwiegespräch das sie nun hatten verfehlte Napoleon nicht „de se justifier et de faire excuser sa conduite, en rejetant adroitement sur celle des ministres de l'Autriche les causes de cette guerre". Napoleon war von dieser Unterredung mit M. L. ganz gefangen, „il trouva le moyen d'entremêler, dans ses entretiens avec les courtisans qu'il préféroit, des éloges de M. L." Er gab nun Befehl daß sich seine Truppen fernhielten „de plusieurs lieues" von Schönbrunn, „afin que leur présence ne put troubler la tranquillité de la divinité paisible dont ce palais étoit le temple" ꝛc.

9. S. 38. Ganz interessant ist es die Wandlungen zu verfolgen die von dieser Zeit fast ein halbes Jahr hindurch die „Wiener Zeitung" durchzumachen hatte. Am 6. Mai, wo sie in ihren Spalten den Aufruf des Erzherzogs Maximilian vom 5. brachte, erschien sie mit Nr. 36 zum letztenmal mit dem groß-gedruckten kaiserlichen Adler an der Spitze. Dann trat eine vierzehntägige Unterbrechung ein. Am 20. erschien sie mit Nr. 37 wieder, aber nicht mehr mit dem Doppeladler, nicht mehr als „österreichisch-kaiserliche", nicht mehr als „privilegirte", sondern ganz einfach als „Wiener Zeitung". Nicht mehr brachte sie ihre „Tagesberichte von der kaiserl. königl. Armee", Manifeste Aufrufe Kundmachungen des Kaisers Franz, eines Erzherzogs, eines k. k. Würdenträgers. Das Blatt begann mit einer kaiserlich

französischen Mahnung: „Die Siege Napoleons des Großen sind nicht nur die Wunder und der Stolz des Jahrhunderts; sie sind auch das Glück und die Wohlthat der Nationen" ꝛc. Dann folgten Bulletins von der französischen Armee, Tagesbefehle des Kaisers Napoleon, des General-Majors Alexander Fürsten von Neufchatel, des Gouverneurs von Wien Andréossy u. dgl. In dieser Weise ging es von da an fort. Die erste Stelle des Blattes nahm jedesmal die Rubrik „Frankreich" ein, wenn nicht etwa dem Leser zuvor irgend eine politische Geheimnislehre vorgetragen wurde. So z. B. brachte Nr. 41 vom 27. Mai einen Leit-Artikel unter der eben so geistreichen als wohllautenden Überschrift: „Was Österreich wollen sollte"; zum Schluße hieß es: „Mit Banco-Zetteln die man nicht zu schonen braucht kann man wohl Libellisten und Soldaten kriegen; man kann alle Müssiggänger Europas in Sold nehmen und ihnen Waffen kaufen; aber was man nicht damit kaufen kann, das sind: gerechter Zweck für den Krieg, Enthusiasm für den Krieg, und Genie für die Anführer". Das wagte französischer Übermuth fünf Tage nach einer der empfindlichsten Niederlagen die ihre Waffen erfahren zu schreiben; denn offenbar war der Artikel, gleich allen andern aus jener Zeit, aus französischer Feder geflossen und von erkauften Händen ziemlich unbeholfen in's Deutsche übertragen worden. Im übrigen hielt sich die „Wiener Zeitung" in der Zeit von Aspern bis Wagram, um einen ächten Wiener Ausdruck zu gebrauchen, ziemlich „dasig", brachte fast nur Bulletins über ältere Kriegsbegebenheiten, diplomatische Actenstücke von 1808 zwischen Champagny und Metternich gewechselt, und sonstiges auswärtiges, zuletzt sogar nur auswärtiges. Bezeichnend ist es auch wie, je länger die französische Besatzung dauerte, desto mehr französisch geschriebene „avis annonces avvertissements" mit den deutschen „Nachrichten Anzeigen Ankündigungen" abwechselten. Am 25. October mit Nr. 84 erschien, nach beinahe halbjähriger französischer Dienstbarkeit, zum erstenmal wieder die „Österr. kais. privilegirte Wiener-Zeitung" mit dem Doppeladler an der Spitze und mit „Frankreich" unter der Rubrik „Ausländische Begebenheiten".

10. S. 40. So übte sie sich eine Zeit „in Portrait von rückwärts zu mahlen" und berichtete ihrem Vater daß sie den Grafen Edling, General Lindenau, Vaudemont, Fürst Kurakin u. a. „recht gut getroffen habe" (Brief aus Erlau vom 21. Juni). Als in der zweiten Hälfte August der Erzieher des Kronprinzen „Herr von Riedler" aus Wien kam scheint auch Maria Louise bei ihm gelernt zu haben, mindestens klagt sie ihrem Vater daß sie seitdem weniger Zeit zum Briefschreiben habe.

11 .S. 40. Überhaupt ist die Erzherzogin in den Briefen an ihren Vater gewissenhaft darauf bedacht, ihn von ihren jeweiligen körperlichen Zuständen zu unterrichten und drückt sich dabei ziemlich unverblümt aus; so am 19. Mai aus Ofen: „Ich kann mich nicht von meiner Gesundheit loben; . . . ich habe beständig Abweichen und Kolik". Als die kaiserliche Familie im Herbst nach Ofen zurückkehrt schlagen ihr Luft und Wasser daselbst besser an: „Ich wünschte der lieben Mama meine Gesundheit zu geben", heißt es am 22. September, „denn ich sowohl als meine Geschwister

befinden uns vortrefflich und ich werde um vieles fetter, auch bin ich um einen Finger wenigstens gewachsen". Insbesondere dieses „Fetter-werden" oder „Minder-fett-sein" kehrt in ihren früheren und späteren Briefen von Zeit zu Zeit immer wieder.

12. S. 46. Vgl. Bausset Mémoires anecdotiques I S. 359: Eines Tages da sich Napoleon, mit dem Fürsten von Neufchatel aus dem Cabinet tretend, zum Frühstück setzte, habe er, Bausset, jenen zu diesem sagen gehört: „Pour en finir, j'appellerai le Grand-duc de Wurtzbourg et je placerai sur sa tête la couronne impériale d'Autriche."

13. S. 47. Siehe den merkwürdigen vom 28. Juli 1809 datirten Brief bei Klinkowström: „Aus der alten Registratur der Staatskanzlei" Anm. 17 S. 153 f.: „Je m'enfoncerai dans l'extrémité du passé pour rompre tout le commerce avec le présent et l'avenir . . . On m'a dit que cette negociation de soidisante paix t'a été destinée . . . . il y a eu du surnaturel dans la manière dont tu as échappé à souiller ton nom! Enfin je n'ai qu'un seul voeu terrestre, c'est: que cet anéantissement que par lâcheté nous appelons paix, devienne un anéantissement complet; je veux qu'on m'accorde le repos de la mort, plus d'existence politique — denn das ewig am Pranger stehen ist das fürchterlichste in der Natur" ꝛc.

14. S. 50. Außer den fast fortwährenden Klagen der Erzherzogin Maria Louise bezeugen dies auch die Briefe von Gentz, der z. B. am 13. September Kolovrat mittheilt, die Kaiserin sei krank, „bedenklicher, gefährlicher als man es bis jetzt hat eingestehen wollen"; ihr Zustand errege Mitleiden, sie werde von einem fast immerwährenden Fieber verzehrt, sie sei eben so sehr durch Kummer und Unruhe als durch Leiden geschwächt. Gentz läßt sich bei dieser Gelegenheit über den Erzherzog Ferdinand aus über dessen Mangel an Befähigung alle Welt einig sei, selbst der Kaiser fühle das, Graf Wallis mache die freimüthigsten und nachdrücklichsten Demonstrationen, allein man schone die Kaiserin, „die Entfernung ihres Bruders vom Armee-Commando würde ihr den Todesstoß versetzen, und deßhalb scheut man sich diese Maßregel zu ergreifen". Am 24. October schreibt Gentz wieder: „Die Kaiserin verläßt Ofen schwerlich diesen Winter; Gott gebe daß Sie im Stande sey es je wieder zu verlassen; mir kommt Ihr Zustand so bedenklich vor, daß ich nicht glaube daß Sie den Winter überlebt". Klinkowström a. a. O. S. 32 f. 39. Bei alle dem scheinen die Ärzte mit ihr einen schweren Stand gehabt zu haben; „sie will nach alter Sitte und Gewohnheit nichts gebrauchen", schreibt Maria Louise am 12. October, und diese Klage wiederholt sich oftmals.

15. S. 51. Erzherzogin Maria Anna (Ferd. Henriette), Schwester des Kaisers, geb. 21. April 1770, früher Äbtissin des fürstlichen Damenstiftes zu Prag, dann eine Zeit lang in Rom lebend, starb am 1. October 1809 zu Neudorf bei Temesvár; am 14. hielt Bischof Rudnay in der Schloß-Pfarrkirche zu Ofen die Exequien ab.

16. S. 51. „L'idée de la paix, d'une paix quelconque, me fait frémir", schreibt Gentz am 16. September an Adair; „mais l'idée de la destruction finale de cette Monarchie — événement qui peut se réaliser en moins de deux mois, qui nous enleverait la totalité de l'avenir, après lequel la résurrection même deviendrait impossible — voilà ce qui me bouleverse, me déchire, m'anéantit". Am 10. October, nachdem er drei Wochen in Totis zugebracht, berichtete er von Ofen aus Kolowrat über alles was er dort wahrgenommen und erlebt: „Das Ganze ist ein wüstes Chaos von Widersprüchen, Inconsequenzen, Planlosigkeit, Hilflosigkeit, Jammer und Elend ohne Gränzen; die einzelnen Misgriffe zählen nicht mehr, die einzelnen Übel verlieren sich in einem Ocean von Noth und Verderben. Gott allein vermag noch zu retten". Von den Verhandlungen in Wien erwartete Gentz gar nichts, „zumalen da die Negotiateurs von unserer Seite in einer ihnen fremden Laufbahn gegen einen Veteran in allen diplomatischen Künsten wie Champagny zu kämpfen haben". Vom 23. October datirt ein Schreiben Kolowrat's an Gentz, worin er bedauert daſs „der gute Wille der Bevölkerung zur Fortsetzung des Krieges, ihre Bereitwilligkeit zu jedem patriotischen Opfer, kurz die vortrefflichste Volksstimmung" so ganz unbenützt bleiben müßen; er spricht über das bittere Gefühl bei den Tyrolern, wie bei Joseph von Buol der über diese Dinge in eine Aufregung gerathe „daß er kaum zu raisonniren vermag", und findet nur in dem Einen etwas Trost daſs sich Graf Philipp Stadion in Prag etabliren werde; „wir sind es werth diesen verehrungswürdigen Mann in unsern Mauern zu besitzen und werden ihn zu schätzen wissen, welches auch unser Los sein mag". Klinkowström a. a. O. S. 34, 46.

17. S. 54. Wir haben uns über die Gefangennahme Stapps' an Bausset I S. 360—362 der den Auftritt aus einem Fenster des Schönbrunner Schlosses beobachtete, und was dessen Haltung vor Napoleon betrifft, an den Ohrenzeugen General Rapp (Mémoires des Contemporains I S. 141—146) gehalten. Die weitere Untersuchung: ob Stapps am 15. October (Barni Napoleon I. und sein Geschichtsschreiber Thiers, S. 155 Anm. 2) oder am 17. wie Andere wollen — das Datum des 27. bei Rapp beruht jedenfalls auf einem Irrthum — erschossen worden; ferner: ob Napoleon, wie man nach Rapp's Erzählung schließen müßte, die Hinrichtung des Stapps persönlich betrieben, oder ob er auf dessen ferneres Schicksal, wie Savary IV S. 225 behauptet, keinen Einfluß genommen habe, müßen wir, da wir uns damit nicht aufhalten können, Andern überlassen. Auch darauf machen wir aufmerksam daſs, während Viele den 12. October als Tag des Attentates angeben, Champagny in einem zu Paris 8. Juli 1827 geschriebenen Aufsatze (abgedruckt in den Memoiren Bourrienne's VIII S. 396—405) bestimmt den 13. mit dem Zusatze angibt: „cette date est très remarquable".

18. S. 54. Die Franzosen ließen sich's nun einmal nicht nehmen, Napoleon hätte schon damals seine Augen auf Maria Louise geworfen. So erzählt der Palast-Präfect Bausset wie Napoleon in der letzten Zeit, mit

Umgebung seines in Altenburg weilenden Ministers, die Sachen mit dem „prince Jean“ und Grafen Bubna eigentlich allein zu Ende geführt habe und fügt I S. 359 bei: „J'ai toujours pensé que le véritable article de cette paix qui était en discussion, était le mariage de N. avec l'archiduchesse M. L. Pendant qu'ils déjeunaient avec l'empereur j'observais avec attention le maintien de deux mandataires de l'Autriche, j'interrogeais leur physiognomie, et je croyais voir augmenter tous les jours l'harmonie et la bonne intelligence . . . La politesse et la grâce de N. à l'égard de ces messieurs ne se démentit pas un seul moment. Il paraissait jaloux de leur donner une bonne idée de ses manières et de sa personne“. Ein paar Seiten später (I S. 365) kommt Bausset auf diese Vermuthung zurück: „Napoléon n'aurait pas eu tant de patience, n'aurait pas comblé de tant de prévenances M. le prince Jean et M. de Bubna s'il se fût agi d'une discussion ou d'une cession de quelques avantages politiques“. Pierre Colau a. a. O. S. 18 f. will gar von einem geheimen Artikel des Wiener Friedens wissen: „Il parait que l'obtention de la main de M. L. devint alors la cause principale du traité de Vienne, et que cette clause mit beaucoup de retard à la conclusion définitive de la paix . . . Cet article fut tenu secret afin de laisser le tems à Napoléon d'effectuer son divorce“. Auch Jos. Aubenas, dessen „Histoire de l'Impératrice Joséphine“, Paris Amyot 1857—1859, von den Franzosen als so treu und gründlich gerühmt wird, spricht II S. 444 ohne allen und jeden Beweis von „propositions matrimoniales qu'il est plus que probable qu'il (Napoléon) avait reçues de l'Autriche en signant la paix“.

19. S. 54. Bei Skizzirung der wegen des Wiener Friedens gepflogenen Verhandlungen hielten wir uns durchaus an die von Klinkowström a. a. O. Anm. 19 S. 155—168 abgedruckte lichtvolle Darstellung aus der Feder des Grafen Philipp Stadion, deren von seiner eigenen Hand geschriebenes Original sich im k. k. geh. Haus- Hof- und Staats-Archiv zu Wien befindet. Das Schriftstück athmet von Anfang bis zum Schluße den Schmerz des edlen Patrioten über die begangenen Fehler und über das Unglück das in Folge dessen sein Vaterland erleiden müßen. „C'est ainsi“, heißt es an einer Stelle, „que fut redigé ce traité ou plutôt cette dure capitulation sans que les plénipotentiaires autrichiens eussent pu faire passer une seule de leurs protestations ou admettre un seul adoucissement“. Durch ein Versehen ist nur gegen den Schluß nach dem Satze: „pécuniaires“ die Stelle ausgefallen: „Enfin on fit sentir à l'Empereur que, comme il ne serait guères possible à cacher que le refus de ratifier la paix avait pour seul et unique motif la repugnance pour les sacrifices d'argent, le peuple naturellement dégouté d'une guerre où les ressources les plus magnifiques avaient été si mal employées, éclaterait en mouvement de toutes parts. Cette considération l'emporta. Le Général Lauriston“ etc. Über den Ausgang der ganzen Katastrophe von 1809 schreibt Gentz am 1. November an Adair

äußerst bittere Worte: „Cette paix, qui vous fera frémir et qui soulevera contre nous l'opinion de tout ce qu'il y a de plus estimable en Europe, ne peut et ne doit point être envisagée comme un événement isolé; elle n'est point l'ouvrage de tel ou tel homme, ou de tel ou tel parti; elle n'est que le résultat final, concentré, palpable et pour ainsi dire personnifié d'une masse énorme de fautes et de désordres qui avaient préparé une issue pareille dès le premier instant de cette malheureuse levée de bouclier" ꝛc. bis: „Le miracle eut été que nous n'eussions pas succombé, et je vous certifie, en pleine conviction et en pleine connaissance de cause, que ce qui a été sauvé dans cet orage m'étonne bien plus que ce que nous y avons perdu". Klinkowström a. a. O. S. 44 f.

20. S. 61. „Il est à craindre que la *vis inertiæ* du chef ne se fasse encore sentir. . . En un mot, je ne puis pas me faire à l'idée d'un Gouvernement sage et énergique sans un —". Johnson an Gentz am 9. December 1809, Klinkowström a. a. O. S. 48. Siehe auch das in Hormayr's „Lebensbilder aus dem Befreiungskriege" II. S. 64 abgedruckte Schreiben eines „den höchsten Reihen der Gesellschaft" angehörigen Pseudonymus „Norbert Turnow" (Graf Ferdinand Ernst von Waldstein-Dux) an einen Vertrauten des englischen Ministeriums (Johnson?): „La playe la plus profonde, et dont l'effet se montre dès à présent, est le changement de l'enthousiasme en censure et mépris".

21. S. 63. . . . „c'était à voix basse, mais enfin . . . . on parlait". Mémoires de Mme la duchesse d'Abrantés. VIII S. 306. Im Hinblick auf den Tod des Marschalls Lannes, auf die Verwundung Napoleon's bei Regensburg ꝛc. heißt es eben daselbst: „Cette mort qui venait ainsi rôder autour de l'empereur sous différentes formes sans oser pourtant le toucher, mais dont les tentations semblaient lui dire: Prends garde à toi! . . . tout était présage, et présage sinistre!" — Die Schlacht bei Aspern heißt bei den Franzosen „bataille d'Essling" und wird von ihren Schriftstellern, Thiers inbegriffen, nur als „douteuse" hingestellt, während die „bulletins mensongers de l'archiduc Charles", wie die Schleppträger des Napoleonismus klagten, in Frankreich leider durch Übersetzungen Verbreitung gefunden und eine bedenkliche „vivacité" hervorgerufen hätten.

21b. S. 63. Vgl. damit die „Tagebücher" von Gentz wo S. 150 Napoleon in Schönbrunn zum General Bubna sagt: „Vous resterez toujours la première puissance continentale après la France; vous êtes diablement fort; allié comme j'étais à la Russie, je n'aurais jamais cru avoir à soutenir une guerre continentale sérieuse, et quelle guerre!" Und ein andermal a. a. O. S. 205 f.: „Votre armée serait tout aussi bonne que la mienne si je la commandais; toute autre armée qui se mesurera avec vous, russe, prussienne etc. sera sûre d'être battue." Bezeichnend im Hinblick auf die nachmalige Heirat und Allianz mit Österreich war auch die Äußerung: „Pourquoi se lamenter sur la perte

de quelques lambeaux de terrain qui vous reviendront pourtant un jour? Tout cela peut durer tant que j'existe. La France ne peut pas faire la guerre au delà du Rhin. Bonaparte l'a pu, mais avec moi tout est fini".

22. S. 65. Über die näheren Umstände fehlt es hier überall an sicheren Anhaltspunkten. Einmal entsteht die Frage: ob bei der Eheschließung im Jahre 1796 überhaupt ein Geistlicher anwesend war. Im „Mémorial de St. Hélène" III S. 359 f. Anm. wird dies behauptet; ein „prêtre insermenté" habe die Trauung vorgenommen und nur dabei unterlassen sich zu dieser Handlung vom ordentlichen Pfarrer bevollmächtigen zu lassen . . . Allein wozu hätte es dann im Jahre 1804 der kirchlichen Einsegnung des Cardinals Fesch bedurft, der ja auch nicht der ordentliche Seelsorger oder von diesem bevollmächtigt war? Dagegen liest man in der, allerdings sehr unzuverlässigen weil vom verbissensten Restaurations-Eifer durchwehten, Schrift des Grafen Firmas-Périès „Bigamie de Napoléon Buonaparte" S. 12 die Behauptung: ein „prêtre jureur" habe 1796 die Ehe eingesegnet — der Act befinde sich noch in den Händen des Pariser Notars Raguideau — und sei die Einsegnung am 1. December mit Gestattung des Papstes nur darum vorgenommen worden um die Gewissensscrupel Josephinens, der die von einem solchen Priester vorgenommene heilige Handlung nicht hinreichend geschienen, zu beschwichtigen. — Ein anderer Zweifel betrifft den Vorgang am 1. December 1804, welchem, wie vielfach das Gerede ging, Berthier und Cambacérès, nach Andern Berthier und Talleyrand, nach den Dritten auch Duroc, als Zeugen beiwohnten, während die drei Letzteren am 6. Jänner 1810 vor dem Officialate in Paris an Eidesstatt zu Protokoll gaben, die Einsegnung habe „ohne Zeugen" stattgefunden. Allein bei der dienstfertigen Verlogenheit der Creaturen des gefürchteten Imperators ist immerhin die Annahme nicht ausgeschlossen daß sie etwa blos ihm zu Gefallen so aussagten, der nun einmal seine Ehe mit Josephine um jeden Preis als ungiltig angesehen wissen wollte. — Auch darin weichen die Angaben ab, daß die Einen ganz bestimmt die Gemächer Josephinens als den Ort bezeichnen wo die Einsegnung im J. 1804 stattgefunden, während die Andern mit eben so großer Bestimmtheit behaupten, in der Capelle der Tuilerien sei es gewesen. Diese Verschiedenheit der Angaben ist übrigens nur ein Beweis mehr, daß die ganze Sache mit einer solchen Heimlichkeit betrieben wurde daß die Eingeweihten, als sie einige Jahre später zur Zeugenschaft darüber aufgefordert wurden, aussagen konnten was und wie sie es eben brauchten, ohne von irgend einer Seite den Beweis des Gegentheils befürchten zu müßen.

23. S. 66. Las Cases Mémorial de Sainte Hélène; III S. 354 f.

24. S. 68. In den Memoiren Fouché's, wo II S. 46 dieses Wort Paulinens angeführt wird, folgt die Bemerkung: „Je la savais trop ignorante pour avoir fait d'elle-même une telle allusion, et j'y reconnus un élan de son frère". — Über die Aufzeichnungen welche diesen von Alphons de Beauchamp redigirten, von der Familie Fouché's

bekanntlich verläugneten Memoiren wahrscheinlich zu Grunde lagen, vgl. Quérard France littéraire I S. 234 (Art. „Beauchamp") mit Nouv. Biog. Gén. XVIII. S. 282 (Art. „Fouché").

25. S. 72. Instruction für den als Österr. Kaiserl. Botschafter nach Paris abgehenden Generalen der Cavallerie Fürsten Karl v. Schwarzenberg dto. Dotis den 29. October 1809: „Verschiedene Insinuationen die Unserem Bevollmächtigten in Wien gemacht worden sind, veranlassen die Meinung, daß man französischerseits den Vorschlag einer Vermählung zwischen Sr. Kaiserl. Hoheit dem Kronprinzen und der von dem Kaiser Napoleon adoptirten und von der Mutter dieses Souverains erzogenen Tochter des Senateurs Lucien Bonaparte anbringen könnte. Fürst Schwarzenberg wird leicht einsehen wie unanständig und demüthigend der Vorschlag einer solchen Verbindung zwischen dem Erben des Österr. Thrones und einer Person wäre, die aus einer von dem französischen Kaiser nicht für rechtmäßig anerkannten Ehe entsprungen ist. Käme dieser Antrag jemals ernstlich zur Sprache, so müßte F. S. sich darauf beschränken Unsere Befehle darüber einzuholen".

26. S. 72. . . „qui devait me frapper par le contraste qu'elle forma avec la sécheresse dont il me traita lorsque je pris congé de lui à Vienne"; Beilage zu dem Botschafts-Berichte Schwarzenberg's vom 30. November. — Thiers der sich in seinem XXXVII. Buche ein großes Ansehen gibt die Trennungs-Geschichte darzustellen „d'après les originaux eux-mêmes, restés inconnus jusqu'ici", hat sich nicht die Mühe genommen in die österreichischen Quellen auch nur einen Blick zu werfen. Sonst könnte er unmöglich (Paris 1851; XI. S. 338) den Satz hinschreiben daß „les représentants de la cour de Vienne avaient insinué en cent façons que cette cour ne demanderait pas mieux que de s'unir à Napoléon".

27. S. 74. In den unter ihrem Namen herausgegebenen Memoiren erzählt Josephine von sich: „je demeurai sans conscience, et quand je revins à moi, je me trouvais dans ma chambre". Bausset dagegen schreibt, sie habe ihm, als sie auf der engen Treppe waren, zugelispelt: „Vous me serrez trop fort". Etwas Schauspielerthum war also jedenfalls mit bei diesem Auftritte. Auch wird, während Bausset ganz einfach sagt Napoleon habe, nachdem Josephine in ihre Zimmer gebracht worden, ihre Frauen gerufen und sie denselben überlassen, in den angeblichen Memoiren der Kaiserin ein ziemlich ausführliches Zwiegespräch angeführt wobei Napoleon zuletzt gesagt habe: „Weißt du wohl daß diese Ehescheidung als Episode in meinem Leben sich ausnimmt? Welcher Stoff zu einem Trauerspiel!" Und wer wird in dem Stücke den Tyrannen vorstellen? „Je nun, Fouché oder Talleyrand!"

28. S. 79. „Reservé" Nr. 2 zu der Depeschen-Sendung aus Wien 25. December 1809 nach Paris. Metternich warnt Schwarzenberg vor „cet homme dont le rôle a été entièrement double dans le cours de la négociation . . . Il tiendra sans doute . . . un langage différemment nuancé à Votre Altesse. Elle ne peut le regarder que comme un

faux frère et ne s'en servir que pour confronter les notions qu'il peut vouloir vous inculquer, mon Prince, avec des données puisées dans des sources différentes . . . Je La prie de ne jamais perdre de vue le caractère personnel d'un homme qui, après avoir été accueilli à notre service, s'est laissé employer activement dans un sens entièrement opposé à nos intérêts et qui, comblé des bienfaits de l'ancienne Cour d'Espagne, n'a rien eu de plus pressé que de sacrifier la reconnaissance à son envie de parvenir à des grades avancés au service de Napoléon". — Von Seite Schwarzenberg's heißt es über Laborde in der Depesche vom 21. December 1809 Lit F.: „Je ménagerai soigneusement mes relations avec la Borde, qui me mettent dans la possibilité d'agir sur l'Empereur par la voie de Mr. Maret dont l'esprit conciliant pourrait être de quelque utilité de moins dans les petites affaires. Cependant je me méfierai toujours, jusqu'à un certain point, de cette ancienne connaissance, car en homme d'honneur il faut qu'il serve fidèlement la cause qu'il a embrassée, et il doit l'avoir bien servie parceque l'on vient de lui accorder trois recompenses, il fut créé à la fois Chevalier de la légion d'honneur, Maitre des requêtes et Comte".

29. S. 81. . . . „il avait cessé d'être son époux et n'était plus que son ami"; Aubenas a. a. O. II. S. 483. Ebenda S. 485 — 489 finden sich auch einige der zwischen den beiden Getrennten gewechselten Billets abgedruckt. Die österreichischen Botschaftsberichte, denen wir u. a. das Geschichtchen mit dem Diner bei Cambacérès verdanken, stehen mit den Angaben des Aubenas in vollem Einklang.

30. S. 83. Die Ungiltigkeits-Erklärung des Ehebandes zwischen Napoleon und Josephinen vom kirchlichen Standpunkte hat einer der Hauptbetheiligten, Abbé Rudemare, zum Gegenstande eines eingehenden Aufsatzes gemacht der in der Revue rétrospective, Paris H. Fournier aîné 1834, II. S. 163—180 unter dem Titel erschien: „Narré de la Procédure ecclésiastique à l'occasion de la demande en nullité du mariage de N. B. et de Joséphine Tascher de la Pagerie". Da dieser wichtige Aufsatz sowohl von Thiers als von dem neuesten Biographen Josephinens wenn nicht übersehen doch jedenfalls verläugnet wurde, so tragen wir daraus einige Einzelnheiten nach: Am 22. December 1809 wurden die beiden Officiale Lejeas und Boilesve und die beiden Promotoren Corpet und Rudemare vor den Fürst-Erzkanzler beschieden bei dem der Cultusminister mit anwesend war. Auf ihre Einwendung der Fall sei dem Papste vorbehalten, erklärte Cambacérès er sei nicht ermächtigt sich an diesen zu wenden, man möge die in Paris anwesenden Cardinäle entscheiden lassen. Die Gegenbemerkung, dass diese in Paris keine Gerichtsbarkeit hätten und keinen Gerichtshof bildeten, blieb ohne Erfolg. Als die geistlichen Herren den Taufschein des Kaisers Napoleon als nothwendiges Actenstück einzusehen wünschten, erklärte ihnen Cambacérès: „diesen könne er ihnen nicht verschaffen; er selbst habe ihn aber gesehen und es scheine ihm, das Wort eines

Fürsten des Reiches müße ihnen genügen". — Die fünf Prälaten, welche nebst den im Texte genannten beiden Cardinälen die Zuständigkeit des Pariser Diöcesan-Officialates aussprachen, waren: der Erzbischof de Barral von Tours, die Bischöfe Canaveri von Vercelli, Bourlier von Evreux, Manet von Trier, Duvoisin von Nantes. — Eine nicht unbedeutende Rolle als Zwischenträger spielte Guyeu „secrétaire des commandemens de Madame Mère"; er war es der hauptsächlich auf den Mangel einer wirklichen Einwilligung des Kaisers, die Verbindung mit Josephinen als wahre Ehe geschlossen zu sehen, Gewicht legte. — Die Vernehmung der namhaft gemachten Zeugen fand in der Weise statt, daß sich der bischöfliche Official Boilesve und der Greffier Barbier in die Hotels derselben verfügten und dort ein Protocoll mit ihnen aufnahmen. Auf Grund ihrer Aussagen erstattete der Diöcesan-Promotor Rudemare am 8. Jänner sein Gutachten. Dasselbe gab den Mangel der von den Kirchengesetzen vorgeschriebenen Förmlichkeiten bei dem Vorgange am 1. December 1804 zu, hob aber andererseits hervor „daß ein solcher Abgang nach canonischen Grundsätzen nicht demjenigen zum Vortheil gereichen könne der jene Förmlichkeiten absichtlich unterlassen habe. Es sei vielmehr in solchen Fällen das Ehebündnis zwar als unrichtig und ungiltig eingegangen anzusehen, zugleich aber den Parteien aufzutragen durch nachträgliche Erfüllung der vorgeschriebenen Förmlichkeiten ihre Verbindung zu einer giltigen zu machen. Da es jedoch nicht minder wahr sei daß um höherer Ursachen willen, wie etwa aus Staatsrücksichten, man darüber hinausgehen könne auf jener nachträglichen Wiedergutmachung zu bestehen, so bleibe es nur der Weisheit des Herrn Diöcesan-Officials anheimgestellt über diesen letzteren Punkt zu entscheiden". Am 9. Jänner von 9 Uhr V. M. bis 12 Uhr M. saß das geistliche Ehegericht beisammen, und fällte zuletzt sede vacante der Diöcesan-Official Pierre Boilesve „mit Rücksicht auf die Schwierigkeit sich an das Oberhaupt der Kirche zu wenden dem jederzeit die Entscheidung in solch außerordentlichen Fällen zugestanden habe; im Hinblick auf den Ausspruch der sieben Prälaten welche die Ermächtigung des bischöflichen Officialates zu dieser Urtheilsschöpfung ausgesprochen, und auf Grund des von dem bischöflichen General-Promotor abgegebenen Gutachtens" den in unserem Texte seiner Wesenheit nach enthaltenen Urtheilsspruch, der nur noch als dritten Punkt den Zusatz hatte: „daß die beiden Majestäten, mit Rücksicht auf die ihnen zur Last fallende Außerachtlassung der kirchlich vorgeschriebenen Förmlichkeiten, zu Gunsten der Armen der Pfarre Notre-Dame ein Almosen zu geben hätten dessen Höhe Ihrem Ermessen überlassen bleibe". Als der Diöcesan-Official Boilesve sich zu Napoleon verfügte und demselben den Inhalt des gefällten Spruches vortrug, wandte sich der Kaiser zu dem mit anwesenden Cardinal Fesch und sagte mit verstelltem Zorn: „Da hörst Du es jetzt; ich bin zu einer Geldstrafe verurtheilt, aber die wirst Du zahlen; denn Du hast den Fehler gemacht daß Du uns trautest ohne dazu die Vollmacht zu haben; Du hättest Dein Handwerk verstehen sollen". Diese letztere Anekdote bringt die Revue rétrospective a. a. O. S. 162 f. „d'après un témoin digne de foi." Noch am selben

Tage legte Rudemare als Vertheidiger des Ehebandes die Berufung an das Metropolitan-Officialat von Paris ein von welchem sodann, wie im Texte angeführt, die Bestätigung des unter-richterlichen Urtheiles erfolgte. Zu bemerken wäre nur, daſs die zweite Instanz ein Hauptgewicht auf den von den Zeugen behaupteten Mangel einer wahrhaften Zustimmung seitens des Kaisers legte. — Wenn nun angesichts des so eben geschilderten Vorgehens der geistlichen Gerichte die Frage aufgeworfen würde: ob die Ungiltigkeitserklärung der Ehe zwischen Napoleon und Josephinen in kirchenrechtlich begründeter und zuständiger Weise ausgesprochen worden sei, so muß erwiedert werden daſs fast jedes christliche Jahrhundert Beispiele liefert wo um dringender Staatsrücksichten willen von der kirchlichen Macht Ehebündnisse zwischen gekrönten Häuptern aufgelöst wurden, deren Schließung mitunter eine bei weitem nicht so anfechtbare Grundlage hatte als die Verbindung zwischen Napoleon und Josephinen. Rücksichtlich dieser letzteren dreht sich unseres Bedünkens alles nur um den mehr formalen Punkt: ob man es gelten lassen will daſs das Collegium der sieben Prälaten die Hoheit des päpstlichen Stuhles, vor dessen Forum unstreitig im ordentlichen Lauf der Dinge die Angelegenheit gehörte, in begründeter und rechtmäßiger Weise supplirt habe; was wieder auf die Entscheidung der Frage hinauslauft: ob man die Lage des Papstes in Savona als eine solche anerkennen will die eine Supplirung desselben als gerechtfertigt erscheinen ließ? Napoleon, mit dem Scharfblick des Genius der ihn kennzeichnete, hat auch sogleich diesen schwachen Punkt herausgefunden, und nur daraus erklärt sich sein maßloser Zorn gegen die Cardinäle die durch ihr Nichterscheinen bei seiner Vermählung mit Maria Louise der Zuständigkeit der Pariser geistlichen Gerichte in der Sache Josephinens ihre Anerkennung verweigerten. Merkwürdiger Weise aber berühren die bourbonistischen Schriftsteller der Restaurations-Epoche, denen aus naheliegenden Gründen alles daran gelegen war den Sohn Napoleon's und Maria Louisens zum Bastard zu stempeln, jenen Punkt nur nebenher und legen auf solche Dinge das Hauptgewicht die nur in zweiter Linie in Betracht kommen konnten. So meint der königliche Censor Tabaraud in seiner im August 1815 herausgegebenen Schrift: Du divorce de Napoléon Bonaparte etc. den Schwerpunkt auf das Gesetz vom 30. März 1806: „Le divorce est interdit aux membres de la maison impériale de tout sexe et de tout âge“ legen und daraus folgern zu müßen, nicht das bischöfliche Ordinariat von Paris das nur über das kirchliche Eheband zu entscheiden gehabt, sondern die Civil-Behörde sei die eigentliche Instanz gewesen die das Urtheil zu sprechen hatte, diese aber habe es ungesetzlich gesprochen: „d'abord parcequ'il existait un décret constitutionnel qui défendait le divorce dans la famille impériale, et que ce décret aurait dû être constitutionnellement aboli avant de rendre le sénatus-consulte qui annulle le mariage dont il est question; ensuite, parceque le divorce est textuellement condamné par la loi évangélique à laquelle aucune autorité humaine ne peut déroger“ (S. 11 f.). Sodann wird noch das Gerücht aufgefrischt daſs statt eines Mädchens das Maria

Louise geboren ein Knabe unterschoben worden sei, eine Handlung die „de l'auteur de tant d'autres crimes“ nicht so unwahrscheinlich sei; der größere Theil des Büchleins S. 16—55 aber auf den Nachweis verwendet, daß die vom Senator Lacépède versuchte Berufung auf Karl den Großen, Philipp August, Ludwig XII. und Heinrich IV. nicht stichhältig sei, und daraus zuletzt mit Rücksicht auf die ungiltig eingegangene zweite Ehe Napoleon's der Schluß gezogen: „Dés lors il ne saurait rester aucun doute sur la bâtardise de l'enfant qui est censé en être provenu“ . . . Die ganze Beweisführung Tabaraud's fällt selbstverständlich darum über den Haufen weil es sich zwischen Josephinen und Napoleon in letzter Instanz nicht um eine Ehetrennung, sondern um die Ungiltigkeitserklärung ihres Ehebandes gehandelt hatte. Dieselbe Bemerkung trifft auch die o. a. Schrift des Grafen Firmas-Périès der sich gleichfalls auf das Gesetz vom 30. März 1806, dann aber auf den Art. 277 des Code civil beruft, welcher die Ehetrennung durch gegenseitiges Einverständnis nicht gestatte wenn die Frau das Alter von 45 Jahren erreicht habe, ein Alter das von der im Jahre 1761 geborenen Josephine im Jahre 1809 bereits überschritten gewesen sei.

31. S. 85. Die bezügliche Stelle dieses Rundschreibens lautete: „Sera-ce une princesse étrangère, sera-ce la fille d'un particulier, je l'ignore, son coeur est bien trop navré encore de la douleur que cette mesure lui fait éprouver; mais qui qu'elle soit, ce choix ne changera rien à ses rapports politiques parceque l'Empereur ne verra dans la personne de l'Impératrice que la mère de l'héritier du trône“.

32. S. 86. Metternich an Schwarzenberg, Wien 27. Jänner 1810 „Réservé“, mit einer Abschrift des vom selben Tage datirten Schreibens des Grafen an die Gräfin.

33. S. 88. Schwarzenberg an Metternich Paris 31. Jänner 1810 N. 7 A, dto. B.

34. S. 89. In den Memoiren Fouché's I. S. 407 heißt es allerdings viel positiver: „L'Empereur d'Autriche témoigna aussitôt sa surprise de ce que la cour des Tuileries ne songeât point à sa maison, et il dit assez pour que M. de Narbonne sût à quoi se tenir“. Allein nach allem was wir aus den Verhandlungen vor und nach dem 7. Februar herausgefunden haben, können wir auch in diesem Punkte nichts anderes annehmen, als daß die französische Eitelkeit den gewiß sehr vorsichtig gehaltenen Äußerungen des Kaisers Franz einen ihr möglichst schmeichelhaften Sinn zu unterschieben wußte. Vgl. übrigens wie sich der von uns Anm. [20]) erwähnte „Norbert Turnow“ (Lebensbilder II. S. 68) über die Audienz Narbonne's ausspricht: „Dans ses effusions il lui est échappé de dire depuis le divorce, que si l'on offrait l'archiduchesse fille de l'Empereur à Bonaparte, elle serait probablement acceptée. . . . Je ne Vous parle de cette glorieuse perspective que pour Vous assurer

que tous les gens sensés n'ont vu dans cette phrase qu'une impertinence."

35. S. 89. „jamais je ne le vis si radieux, ni si satisfait"; Fouché a. a. O.

36. S. 89. „Il lui rapporta la conversation qu'il venait d'avoir avec le chevalier de Florette, avec cette différence qu'il la raconta comme si c'était M. de Florette qui eût commencé à entrer en matière, et qui aurait dit: Nous n'osons point parler de nos princesses parce que nous ne savons pas comment cette proposition serait reçue, et malgré le désir que nous en avons nous devons attendre que les regards se tournent de notre côté"; Savary IV. S. 272—275 mit dem Bemerken: „Je tiens ces détails du senateur lui-même".

37. S. 91. Siehe auch Schwarzenberg an Metternich Paris 14. Februar Nr. 9 A: „Je suis persuadé que cet événement nous assure un repos du moins momentané qui nous est indispensable, et qu'un refus ou quelque mauvaise volonté attireroit indubitablement sur nous la haine implacable du Souverain de la France et de tout son peuple. Si ce sacrifice de S. A. I. M. l'Archiduchesse est immense, il est cependant bien beau et digne d'une grande Princesse de paroître aux yeux de l'humanité souffrante dans tout l'éclat de l'ange de paix qui d'une main arrête des flots de sang prêts à couler, et guérit de l'autre les plaies toutes récentes encore. Tous les préjugés doivent disparoître quand il y va de l'existence de la patrie, nulle considération secondaire ne peut détourner le point de vue principal, et quand le devoir se fait entendre, il faut obéir sans hésiter."

38. S. 92. „Ce qui prouve combien l'esprit public est en faveur du mariage de l'Empereur avec une Princesse d'Autriche, c'est que le parti contraire est généralement désigné par la dénomination odieuse et réellement terrible du parti de ceux qui ont voté la mort". Bulletin zum 12. Februar, Beilage zum Botschafts-Berichte Schwarzenberg's an Metternich vom 14. Februar 1810 Nr. 9.

39. S. 93. Vertrauliches Schreiben Laborde's an Metternich, Paris 6. Februar 1810; H. H. u. St. A. Uebrigens sind auch aus dem Berichte Schwarzenberg's an Metternich v. 2. März (Nr. 12 A—C), wo er die unausweichlichen Ordens-Verleihungen bespricht, die Einflüsterungen Laborde's herauszufühlen. Schwarzenberg beantragt das Großkreuz des Stephansordens u. a. für Maret „et, pour ne pas le heurter, Champagny", das des Leopoldsordens für Sémonville „en ajoutant la phrase qui vient de m'être suggérée, afin d'effacer d'anciens souvenirs".

39b. S. 93. „Le comte Metternich est ivre de joie; voyant à quel point la grande nouvelle réussit il ne craint plus d'attribuer à son art et à son mérite la totalité de cet événement, peut-être même ce qui en est dû au hazard ou à des causes étrangères à notre cour". Gentz zum 21. Februar 1810, Tagebücher S. 236.

39c. S. 96. Varnhagen Denkwürdigkeiten (Leipzig Brockhaus 1871) III. S. 14 f.

40. S. 97. Briefe des jungen Eipeldauer an seinen Herrn Vettern in Kakran V. S. 5, 18 f. 33.

40b. S. 97. Metternich an Schwarzenberg Wien 19. Februar (Nr. 2): „Peu de faits n'ont peut-être jamais eu un assentiment plus universel de la part du véritable corps de la nation"; es war damit allerdings etwas zu viel gesagt, allein die Stelle war offenbar darauf berechnet dass sie Schwarzenberg dem Herzog v. Cadore vorlese. Über die politische Bedeutung dieses Schrittes den auswärtigen Mächten gegenüber heißt es: „Il serait difficile que l'événement important qui va se consommer, ne répande une aussi grande masse d'inquiétude dans plusieurs États de l'Europe qu'il sera accueilli avec joie dans d'autres partis du continent . . . . Les voeux de Sa Majesté se bornent à l'espoir de pouvoir gagner par l'immense sacrifice qu'Elle fait quelques années de repos et la possibilité de guérir bien des plaies que lui ont causées les luttes toujours renouvelées des dernières années. Nous sommes loin de nous faire illusion sur la très grande distance qu'il y a du mariage avec une Princesse Autrichienne à l'abandon du système de conquête de l'Emp. Nap.; mais nous ne désespérons pas de mettre à profit les momens de repos qui nécessairement doivent naître pour nous, pour consolider notre attitude intérieure et pour tempérer les vues de l'Emp. des Français. Le fait même de son mariage avec une de nos Princesses porte des entraves à la rapidité de sa marche destructive par le gage de la paix que croient y trouver les peuples soumis à l'autorité de N." In diesem Sinne schrieben auch die Regierungsblätter sowohl in Wien als in Paris. Wie sich Rußland diesem Ereignisse gegenüber zu stellen, demselben eine möglichst vortheilhafte Seite abzugewinnen wusste, lernen wir aus einem Briefe des Grafen Romanzov aus St. Petersburg an den Grafen Suvalov in Wien kennen. Romanzov erzählt von einem Besuche des Herzogs von Cadore bei Kurakin, dem er die Vortheile einer Heiratsverbindung auseinandersetzte deren Wahl dem russischen Hofe nur angenehm sein könne, „puisqu'il (ce choix) devait éloigner toute nouvelle guerre avec l'Autriche, et par conséquent contribuer au maintien de la paix tant désirée par la Russie sur le continent". Cette communication confidentielle accompagnée des assurances les moins équivoques sur le désir de l'Emp. français de maintenir toujours son alliance avec la Russie, a fait le plus grand plaisir à l'Emp. nôtre Aug. Maître L'ambassadeur Prince Kourakin a été spécialement chargé de le témoigner; le courier que je lui ai expédié à cet effet a quitté Pétersbourg le 20 de ce mois. S. M. Imp. n'a jamais varié dans les sentimens de bonne amitié qu'Elle professe pour la Maison d'Autriche" etc.

41. S. 98. In einem amtlichen Schreiben des Grafen Otto an Metternich v. 25. Februar, über dessen Inhalt beide zuvor vertraulich mit

einander übereingekommen waren, stellte ersterer die Sache offenbar in ein solches Licht um den Hergang in den Augen unseres Kaisers thunlichst harmlos erscheinen zu lassen. Metternich dagegen schreibt am selben Tage an Schwarzenberg: er habe Otto von Anfang darauf aufmerksam gemacht, die gewünschte eheliche Verbindung könne nicht stattfinden „si la question de la non-existence d'un lien ecclésiastique n'était entièrement prouvée“, worauf Otto ihn mündlich versichert habe „que jamais pareil lien n'avait existé, et de faire usage de la parole vis-à-vis de notre Auguste Maître“, mit dem Beifügen jedoch die betreffenden Urkunden würden durch Champagny nachgesandt werden; als aber einige Tage später Metternich die Papiere einzusehen gewünscht, seien sie nicht mehr da gewesen. Metternich schließt daran eine bittere Auslassung über „cette finesse entièrement déplacée et aussi peu conforme aux engagemens précédens prises par l'Ambassadeur vis-à-vis de moi qu'à la manière franche dont nous avions dès le principe abordé une question très-délicate“, und bemerkt, wenn sich in Folge dieses Zwischenfalles die Angelegenheit um einige Tage verziehen sollte, „la cour de France ne peut que s'en prendre à son Ambassadeur“.

42. S. 101. Vortrag Metternich's an den Kaiser vom 1. März 1810: „Hier gilt es die Existenz der Monarchie; aber höher als die Existenz ist das Gewissen!“

43. S. 102. Note Otto's an Metternich vom 1. März. In dem vertraulichen Schreiben vom 2. März womit Otto seine amtliche Note begleitet sagt er: „L'attention scrupuleuse avec laquelle j'ai eu soin d'énoncer mes assertions doit être le plus sûr garant de leur exactitude. J'ai dû affirmer dans un paragraphe séparé ce qui concerne la faculté de dissoudre le mariage au gré des contractans, parceque je ne suis pas bien sûr d'avoir vu ce motif de nullité exprimé dans les mêmes termes; mais je puis répondre qu'il est implicitement compris dans les deux sentences dont il s'agit“. Gleich am 2. verfügte sich der Staatskanzler zu Hohenwart und empfing mündlich jene Erklärungen, die der Fürst-Erzbischof auf Metternich's Wunsch noch denselben Tag in einer französisch abgefaßten Note ihm zusandte. Vom 3. datirt dann der von Metternich's eigener Hand geschriebene Vortrag an den Kaiser Franz, dessen Allerhöchste Erledigung die Angelegenheit zum Abschluße brachte.

44. S. 104. „C'est une véritable dame d'honneur que je donne à l'Impératrice“, soll Napoleon von der Montebello gesagt haben. Der „dames d'atour“ waren erst vier wie unter der Kaiserin Josephine, dann kamen noch zwei dazu; sie erhielten später den Titel „premières dames de l'Impératrice“. Sie hatten einen weniger beschwerlichen als ermüdenden und langweiligen Dienst; Napoleon wählte sie darum aus den an ein stilles ruhiges Leben gewohnten Erzieherinen und Zöglingen der kaiserlichen Anstalt von Ecouen; den Vorzug hatten Witwen oder Töchter von höhergestellten Militärs. Eine von ihnen war die Witwe des Generals Durand, aus deren Aufzeichnungen S. 49—58, 302—305 u. a. wir das genaueste über

den inneren Hofdienst bei der Kaiserin Maria Louise erfahren. Die Durand lernt uns auch die Schattenseiten im Charakter der Montebello kennen während die Anderen nur Lob für sie haben; sie nennt sie „exigeante avec ses égaux, fière et dédaigneuse avec ses inférieures . . . elle ne savait adoucir un refus, les siens étaient courts et secs“.

45. S. 105. „Cette question si délicate à agiter par nous, vu la part active et noble que cette Princesse a prise au mariage actuel, devrait être résoute par Napoléon lui-même dans le seul sens conforme à sa dignité et à celle de sa future Epouse. Il serait difficile qu'une circonstance quelconque put faire une plus forte et plus désagréable sensation que celle-ci à tout notre public, et je suppose à celui de l'Europe entière. Je sais de science certaine, qu'elle embarrasserait beaucoup la nouvelle Impératrice“. Metternich an Schwarzenberg Wien 3. März Nr. 2.

45b. S. 106. . . . „après s'être beaucoup appliqué“ . . . „ce fut une grande affaire pour lui“ . . . Méneval I. S. 235.

46. S. 106. Wortlaut der aus Rambouillet 23. Februar datirten Schreiben in der Corresp. Nap. XX. Nr. 16287 f. S. 240 f. Ein zweites Schreiben an die Erzherzogin, ebenda Nr. 16312 S. 256, ist ohne Datum und bezieht sich auf das durch den Grafen Montesquiou überbrachte Portrait Napoleon's, das Berthier erst bei Gelegenheit der feierlichen Brautwerbung Maria Louisen zu überreichen hatte.

47. S. 106. Graf Hohenwart hielt eine seinerseitige Vollmacht für überflüssig da der in Paris vorzunehmende Act „eine blose Förmlichkeit“ sei; auf Metternich's Betreiben fand er sich indefs herbei, dem Cardinal Fesch die gewünschten Documente zu senden. Graf Metternich an Schwarzenberg 17. März Nr. 2. — Umgekehrt gab sich Napoleon in seiner herrischen Weise den Anschein, die Wiener kirchlichen Behörden gar nicht zu benöthigen und mit der Pariser Dispens von dem dreifachen Aufgebote alles abgethan zu haben; s. das Schreiben vom 5. März an Champagny (Corresp. Nap. XX. Nr. 16307 S. 254) womit er diesen ermächtigt die Urtheilssprüche der Pariser Officialität an den Grafen Otto zu senden und beifügt: „Il ne les montrera pas si cela n'est nécessaire et il fera sentir que je n'ai rien à démêler avec l'officialité de Vienne, mon juge est l'officialité de Paris“.

47b. S. 108. Schwarzenberg an Metternich Paris 6. März 1810 Nr. 13 A, B.

48. S. 110. Nach allem was wir über die in der kaiserlichen Familie im allgemeinen herrschende Stimmung angeführt haben und was uns insbesondere aus den Briefen der Erzherzogin Maria Louise aus den Kriegsjahren 1805 und 1809 entgegentritt, kann es nicht erst eines Beweises bedürfen dafs der erste Gedanke einer Familien-Verbindung mit dem Erbfeind des Hauses Österreich für die junge Prinzessin geradezu etwas betäubendes haben mußte. Wenn sie in einem Schreiben aus Paris 5. December 1810 ihren Vater versichert: „Ich kann nicht genug Gott danken, daß er mir eine so

große Glückseeligkeit schenket, und Ihnen liebster Papa, daß Sie meinen Bitten von Ofen nicht nachgeben wollten" ꝛc. so liegt darin eine unverkennbare Andeutung an die innern Kämpfe die sie aus jenem Anlasse zu bestehen hatte. Der berühmte Geschichtschreiber des französischen Kaiserreichs will uns freilich das Gegentheil glauben machen. Er erzählt uns, Kaiser Franz habe Metternich beauftragt „d'aller lui en parler lui-même" — aus der o. a. Briefstelle geht hervor dafs der Vater selbst dies schwierige Amt auf sich genommen — und beschreibt uns sodann die Empfindungen der Erzherzogin aus Anlafs dieser Eröffnung: „Elle fut surprise et satisfaite, loin d'être effrayée . . . Elle accueillit avec la réserve convenable, mais avec une joie sensible, la nouvelle du sort brillant qui lui était offert"; XI. S. 381 f. Thiers steht in dieser Beziehung kaum auf einer höhern Stufe als sein Landsmann Colau Marie Louise de Lorraine etc. der S. 38 seinen Lesern das Märchen auftischt, M. L. sei, von dem ersten Augenblick da sie ihre Bestimmung erfahren, Französin mit Leib und Seele geworden und eines Tages mit einem Zeitungsblatt in der Hand voll Freuden in das Zimmer ihres Vaters gelaufen: „Nous venons de remporter une grande victoire en Espagne". Es wurde bereits früher erwähnt dafs Thiers sich um die österreichischen Quellen über diese ganze Angelegenheit gar nicht gekümmert hat; aber selbst wenn er das, was in gedruckten Berichten seiner eigenen Literatur vorliegt, mit einigem Bedacht zu Rathe gezogen hätte, würde er nicht so in's blaue hinein haben schwatzen können wie er es leider in dieser Sache thut. So heißt es in den „Souvenirs historiques" des Baron Méneval, denen hier die eigenen Äußerungen Maria Louisens zu Grunde liegen, I. S. 222: „L'archiduchesse M. L., aux premières paroles qui lui furent portées de son union projetée avec Napoléon, se regarda presque comme une victime dévouée au Minotaure". Auch Lehodey de Saultchevreuil Histoire de la Régence S. 17 f. gibt, obgleich Franzose, die ungeheure Selbstverläugnung der jungen Erzherzogin zu als sie sich „achemine vers la France pour partager le trône et la couche nuptiale d'un illustre aventurier . . . Quel courage! Quel dévouement! . . . Admirons la profonde abnégation qu'elle fait de sa personne pour le bonheur commun" etc. Metternich in seinen amtlichen wenn auch vertraulichen Mittheilungen an Schwarzenberg konnte nicht umhin über die Erzherzogin zu sagen: „Elle sent toute la force du sacrifice, mais son amour filiale l'emportera sur toutes les considérations secondaires" etc. (Wien, 14. Februar „Reservé.") — Eine Frage die nicht ohne Lösung bleiben sollte, ist noch die: wann Kaiser Franz seiner Tochter die bezüglichen Eröffnungen machte? Nach dem o. a. Schreiben der Letzteren vom 5. December 1810 wäre das noch in Ofen, also jedenfalls vor Ende Jänner geschehen. Allein wenn wir uns der Flüchtigkeiten erinnern die sich in den Briefen unserer jungen Heldin so häufig bemerkbar machen, so könnte ihr das Wort „Ofen" statt „Wien" auch wohl irrthümlicherweise in die Feder gekommen sein. Das ist nun auch das wahrscheinlichste, wenn man bedenkt dafs der Kaiser und Vater eine seinen eigenen Gefühlen und denen

seiner Tochter in so peinlicher Weise widerstrebende Angelegenheit gewiss nicht früher gegen letztere zur Sprache gebracht haben wird als da der Augenblick unabänderlicher Gewissheit herangekommen war. Mit dieser Auffassung steht es dann auch im Einklang wenn Metternich am 27. Jänner seiner Gemahlin schreibt: „Madame l'Archiduchesse ignore comme de juste les vues les plus éloignées sur elle“.

49. S. 111. Wir führen die Titel und die bezeichnendsten Stellen jener Gelegenheits-Gedichte hier an, die wir durch die Güte des Herrn Hofrathes M. A. Ritter von Becker in der k. k. Familien-Fideicommiss-Bibliothek einsehen konnten:

Joh. Nep. Fridrich's Gefühle guter Herzen und moralische Betrachtung bey der feyerlichen Vermählung Ihrer kais. Hoheit rc. nebst beygefügten Gebeten für katholische Christen.

Auf die Vermählung rc. Gesungen von Lorenz Leopold Haschka, Wien bey Anton Strauß. Das Schriftchen, welches das Motto aus Claudian X. v. 275 führt: „I, digno nectenda viro, tantique per orbem Consors imperii!“ ist Wurzbach VIII. S. 21 f. entgangen. Hier einige Strophen:

So sprießt in Blut-Gefilden das helle Laub
Der Myrthen auch? Befreundet sich, was nur erst
Auf Tod und Leben kämpfte? Wandelt
Sich auf der Lippe die Klag' in Jubel?

— — — — — — — — —

Und deinem Herren, deinem Gemahle sey
Ein deutsches Weib, stets offen das Herz, der Mund
Voll Freundlichkeit, geraden Wandels,
Zärtlich, verschwiegen, in Noth und Tod treu!

Gebier Ihm — höre, Juno, der Völker Wunsch! —
Den Erben Seiner Kronen, bald einen Sohn,
Den Geist, die Kraft, das Glück des Vaters
Mit dem Gemüthe der Mutter einend! rc.

Zur Allerhöchsten Vermählungsfeyer rc. Von Leopold Huglmann. Zwei Strophen, die erste mit den Anfangsbuchstaben NAPOLEON, die zweite mit: LVDOVICA.

Berei Farkas András A' Parisi inneplés etc. (Das Pariser Fest oder der durch Napoleon I. dem österreichischen Hause am 5. März 1810 nach dem Sturme neu anbrechende glänzende Tag). MDCCCXI.

Ihro Kaiserlichen Hoheit etc. In tiefster Ehrfurcht gewidmet von Daniel Mensi. Wien den 5. März 1810.

— — — — — — — — —

Und an dem Strand der Donau und der Seine
Vernehmen frohe Völker dieses Wort:
„Die Kraft des Bündnisses, das ich vereine,
Wirkt segensvoll auf eure Enkel fort.

Wie Myrthe sich um Lorbeer schlingt, vermähle
Dem hohen Geiste sich die schönste Seele!"

Louise, die Braut Napoleon's. Von Anton Ferdinand Drexler. Wien, gedruckt bey Anton Strauß 1810.

— — — — — — — — —

Drum, Völker, weint! nicht Thränen des Kummers mehr,
Nein, des Entzückens selige Thränen weint:
Der Freundschaft Demantkette fesselt
Öst'reich an Gallien nun auf ewig.

— — — — — — — — —

Heil sey Louisen! Heil sey Napoleon!
Heil allen Millionen des Erdenrund's!
Versöhnung Allen, die sich hassen!
Eintracht und Friedensglück allen Völkern! ꝛc.

Auf die Vermählung Louisens von Österreich. Eine Mythe von Sonnenfels. Wien und Triest bey Geistinger. Schwülstig, sesquipedalia verba, mit sprachgelehrten Anmerkungen unter dem Text.

Lucta Aeoli cum Libano: ejusque suavis exitus. Lætus cecinit Stephanus Szabo, oriund. ex Hung. Comit. Bihar Siterino. Vindobonæ MDCCCX.

In occasione delle fauste e solenni nozze ecc. Dall' Ospital militare di Mantova ecc. Vincenzo Bersatich Tenente del 4 regimento italiano.

— — — — — — — — —

Ed il monarca augusto Imperator francese
Con quello d'Allemagna Sempre sarà cortese:
E viveran da veri Fratelli non che amici:
Così mia patria bella Saremo più felici etc.

Oesterreichisches Volkslied auf die Vermählung etc. Von Leopold Trattinnick, des k. k. botan. Musäums Custos etc. Mit Musik begleitet von Franz Kandler. Wien gedruckt bey Anton Strauss.

An Ihre Majestät Maria Ludovica ꝛc. Gesungen am Tage der Hochzeitsfeyer im Hause der Waisen. Wien, bei Sauer.

— — — — — — — — —

Der Bogen Iris prangt: Europas Nationen
Stehn, diesem Schauspiel staunend, da,
Die Friedenspalme blüht, und über Millionen
Schwebt segnend nun Concordia ꝛc.

Der erhabenen Kaiser-Braut ꝛc. gewidmet von vier armen Waisen. Den 5. März 1810. Wien, gedruckt in der Degenschen Buchdruckerey 1810.

(Christoph Reichs Freiherr von Veltheim.) Inscriptio in Napoleonis etc. et Ludovicæ Austriacæ Nuptias. Am Schluße mit dem Chronostichon:

PaCato fLorent aVrea saeCLa MVnDo.

50. S. 112. Zwischen dem übermüthigen Spott womit Kerner die Galgenlaune der Wiener geißelt, Varnhagen Denkwürdigkeiten III. S. 16, und dem komischen Ernst womit Thiers XI. S. 384 erzählt wie sich's die Wiener bei der Ankunft Berthier's nicht nehmen lassen wollten ihm die Pferde auszuspannen und ihn in die Burg zu ziehen, ist doch noch eine weite Kluft; eine so auffallende Thatsache wie diese letztere müßte uns doch von anderer Seite verbürgt sein um sie für wahr halten zu können. Die „Briefe des jungen Eipeldauers“ z. B. beschreiben 1810 V. S. 38 f. den Einzug ausführlich wie er in strengster Ordnung und Förmlichkeit stattgefunden, ohne vom Pferde-Ausspannen etwas zu erwähnen.

51. S. 112. . . . . „que Napoléon a pressé la signature du contrat dans la crainte de ne pas réussir ici, et qu'il a voulu attendre l'arrivée de la dépêche télégraphique pour revenir aux formes usitées“ . . . Metternich an Schwarzenberg Wien 6. März 1810.

52. S. 113. Metternich an Schwarzenberg Wien 6. u. 12. März 1810. — Von einer Theater-Vorstellung an der Wien „Iphigenie“ berichtet der Eipeldauer 1810 V. S. 44: „Herr Vetter, seit vielen Jahren hab ich kein so schönes und dabey so ruhigs und stills Theater gesehn; und obwohl die schönsten Dekorationen vorkommen sind und auch recht schön gesungen wordn ist, so hat sich doch, aus Achtung fürn allerhöchsten Hof, kein Mensch zu klatschen traut; kurz, Herr Vetter, es waren lauter ausgsuchte und wohlerzogne Menschen beysammen“.

53. S. 121. Tagebuch der Reise Ihrer Majestät der Kaiserin der Franzosen Maria Louise von Wien nach Paris ꝛc. 1. Heft; Wien gedruckt und im Verlage bei Anton Strauß; (ein 2. Heft war versprochen, scheint aber nicht erschienen zu sein) und: Postreise-Wagen-Liste zur Reise Ihrer kaiserl. königl. Hoheit ꝛc. sammt Allerhöchstderen höherem und minderem Gefolge ꝛc. Wien gedruckt bey J. B. Degen (3 Blatt in Folio). Von Gedichten die ihr während der Fahrt nach Braunau überreicht worden, sind uns zu Gesicht gekommen: „An die Durchlauchtigste ꝛc. ꝛc. auf Ihrer Reise als vermählte Kaiserin der Franzosen“, von Albert Schellmann; Steyr gedruckt mit Greisischen Schriften; und ein zweites:

Anrede an Ihre k. k. Majestæt Louise etc. gehalten von Mädchen des Marktes Ebelsberg etc. verfasst von Joseph Guger, reg. Chorherrn von St. Florian:

Wir brächten gern von unserm Gut Dir eine würdigreiche Gabe,
Doch sieh, es frass der Flammen Wuth All' unsre Häuser, unsre Habe! . . .
Wir können keine Pforten bauen Wo gold'ne Kunstgebilde schimmern;
Es liegt ja der Verwüstung Grau'n Auf unsers Marktes öden Trümmern!
Nur unsre Herzen können Dir Mit heissen Segenswünschen schlagen etc.

Aus dem „Verzeichniß der für die kais. franz. Suite welche bei der Übergabe Ihrer Kais. Hoheit der EH. Louise in Braunau zugegen war,

Allerhöchst bestimmten Regalien" (Beilage zum Schreiben des Fürsten Metternich in Wien an den Grafen Metternich in Paris vom 2. April 1810 Lit. C) lernen wir die Personen kennen die zum Empfang und zur Reise-Begleitung Maria Louisens entgegengeschickt waren:

Dame d'Honneur Duchesse de Montebello Parure von Brillanten 21.300 Fr. Bankoz.
Dame d'atour Comtesse Lucée Parure von Amethysten 20.400
Dame du Palais Duchesse de Bassano Medaillon 20.000
„ „ „ Comtesse de Mortemart Medaillon 16.000
„ „ „ „ „ Bouillet „ „
„ „ „ „ „ Montmorency „ „
Chevalier d'honneur Mr. Beauharnais Dose mit Brill. und Portrait 25.000
I Écuyer duc d'Aldobrandini Borghese dto. 5715 Conv. M.
Cambellan Buroles Chiffre-Dose 6000 Bankn.
„ d'Angosse „ 2500 Conv. Geld
„ d'Aubusson „ 7893 Bankozettel
Ecuyer Saluces „ 3500 Bankozettel
„ d'Audenardes „ 1550 Conv. Geld
Préfet du Palais Bossetto „ 800 Conv. Geld
Maitre des Ceremonies Sesselles 2472 Bank Zettel
Aumonier Evêque Jauffret de Mez Ring von Rubin 350 Ducaten in Gold.

Überbringer dieser Ehrengaben nach Paris war ein Graf Sickingen, dem man diese Gunst hauptsächlich darum zugewendet zu haben scheint um ihm auf diesem Wege in einer persönlichen Angelegenheit vorwärts zu helfen; seine reichs-unmittelbare Familie hatte nämlich in Folge der politischen Ereignisse ihre Besitzungen am linken Rhein-Ufer verloren und es war wegen einer angemessenen Entschädigung in gesandtschaftlichem Wege viel verhandelt worden. Beziehungen auf diese Angelegenheit kommen in den Briefen Maria Louisens an ihren Vater mehrere vor, z. B. am 2. Juli 1810: „Ich habe den Kaiser wegen der Angelegenheiten des Grafen Sickingen erinnert, da aber die Sache sehr verwirrt ist und ich zu wenig unterrichtet bin, bath ich ihm mit Metternich darüber zu sprechen"; am 15. Juli: „Ich habe in einen guten Augenblick von den Angelegenheiten des Grafen Sickingen gesprochen" ꝛc., am 6. Mai 1811: (Mein Gemahl) „versichert mich daß er schon wegen ihm Befehle gegeben hat, vermuthlich sind sie in einer Kanzley lang liegen geblieben". — Das Ceremoniel in Braunau und für den ganzen Weg hat, wie im Text erwähnt, Napoleon selbst dictirt; es zeigt in einer staunenswerthen Art wie diesem mit den größten Dingen sich beschäftigenden Geiste auch scheinbar unbedeutende Kleinigkeiten nicht entgingen; so z. B. wenn es von den gegenseitigen Verbeugungen heißt: „Les deux commissaires se salueront réciproquement et se complimenteront; le premier compliment

sera fait par le commissaire autrichien"; oder von der Unterzeichnung des Übergabs-Actes: „le commissaire autrichien signera le premier" u. dgl. m. Eben so genau waren die „instructions militaires" abgefaſst. General Graf Friant, Truppen-Commandant auf dieser Seite der Rheinbund-Gränze, hatte von einer Station zur andern Reiter-Abtheilungen zur Begleitung der Kaiserin beizustellen; die drei leichten Cavallerie-Regimenter der Brigade Pajol und die um Augsburg zusammenzuziehende 3. Division schwerer Cavallerie waren zunächst für diese Escorte bestimmt. Abgedruckt finden sich die Instructionen bei Bausset II. S. 9—18. An dieselben schließen sich dann eine Menge Einzeln-Instructionen, wie das Schreiben an Champagny vom 7. Februar (Corresp. Nap. XX. Nr. 16218 S. 186 f.) an den Grafen Montalivet v. 26. Februar (ebenda Nr. 16293 S. 245 f.) u. a. Letzteres weist den Minister des Innern an, wie sich die Präfecten beim Eintreffen der Kaiserin auf französischem Boden zu verhalten haben. Punkt 2 betrifft die Bittschriften die der kaiserliche Flügel-Adjutant Graf Lauriston zu übernehmen habe, „en exceptant cependant quelques pétitions de veuves de militaires ou même des grâces à accorder à des condamnés qui auront été jugées pouvoir être accordées"; bezüglich solcher wird der Präfect die Einwilligung des Fürsten von Neufchatel einzuholen haben. Nach Punkt 3 hat der Präfect dafür zu sorgen, „pour que tous les discours ou harangues soient soumis d'abord au prince de Neuchâtel" etc.

54. S. 122. Die Briefstellerin befindet sich hier in einem Irrthum, oder es wurde die Vermählung des Kronprinzen Ludwig mit der Prinzessin Therese verschoben; denn dieselbe fand erst am 12. October darauf statt. Es mag also wohl nur ein Bräutigams-Besuch gewesen sein, den der Thronfolger wegen der Ankunft der jungen Kaiserin unterlassen oder doch verschieben mußte.

55. S. 123. Metternich an Schwarzenberg Wien 25. März 1810 Nr. 1: „L'opinion qu'elle accompagnerait l'Impératrice jusqu'à Paris ayant été assez généralement répandue, le public avait vu dans l'attention précieuse qui lui en avait ménagé la permission, une preuve de confiance et de cordialité, dans laquelle l'amour des bons Viennois pour leurs Princes aimait à se complaire. Plus il y avait d'expansion dans l'allégresse et l'attente publique, nourrie du récit des fêtes et avide des détails du voyage, plus le retour précipité de la ci-devant Grande Maîtresse a causé de surprise, et je dois même dire d'anxiété". Was den Anlaſs dieser plötzlichen Rücksendung der Gräfin Lazansky betrifft, so haben Einige dieselbe mit einem Briefe Napoleon's, der am 18. oder 19. in München eintraf, in Verbindung bringen wollen. Dies scheint aber unrichtig zu sein, da Napoleon seine junge Gemahlin nicht plötzlich aus ihrer gewohnten Umgebung reißen lassen wollte; s. dessen o. a. Schreiben an Champagny vom 7. Februar: „Si elle a une femme de chambre à laquelle elle soit bien attachée, elle pourra l'amener pour rester le premier mois de son arrivée en France". Man wird also wohl der Mme Durand glauben müßen die in ihren „Mémoires" S. 32 f. die Damen vom Hofe, besonders

aber die Königin von Neapel beschuldigt, aus Eifersucht die Entfernung der alten Freundin Maria Louisens herbeigeführt zu haben; Königin Karolina habe gleich die erste Zeit benützen wollen sich des ganzen Einflußes auf ihre junge unerfahrene und schüchterne Schwägerin zu bemächtigen und hiebei die vertraute Erzieherin derselben in ihrem Wege gefunden; so habe sie es denn Maria Louisen als einen geheimen Wunsch ihres Gemahls dargestellt &c. Mit diesem Hergang stünden denn auch die klagenden Worte Maria Louisens in dem Briefe an ihren Vater im Einklang. Die Durand erzählt auch, die Königin habe sogar verhindern wollen dass die Lazansky von ihrem ehemaligen Zögling Abschied nehme; das hätten aber einige der Damen „malgré les reproches que cette conduite leur attira de la part de la reine" doch zu grausam gefunden und die Gräfin durch eine Hinterthüre zu Maria Louisen eingelassen, wo sodann die beiden Frauen noch an zwei Stunden bei einander geblieben seien.

56. S. 127. In dem von der kaiserlichen Bibliothek zu Paris herausgegebenen „Catalogue de l'Histoire de France" füllt das Verzeichnis der aus jenen Tagen gesammelten Gelegenheitsgedichte &c. bei sechs Spalten, III. S. 263—266.

56b. S. 128. Corresp. Nap. XX. Nr. 16295 S. 246 f.

57. S. 128. Varnhagen Denkwürdigkeiten III. 123 f. Wir wollen zwei der piquantesten Strophen hersetzen:

— — — — — —

J' voyons des mariag' comm' ça
D' temps en temps à la Courtille:
Tout d'abord on ross' l'papa,
Pis on couch' avec la fille,
Et l'beaupèr' n'os' pas dir' non,
D' peur d'avoir z'encor' l'ognon.

— — — — — —

Pour all' il s'est fait l'aut' jour
Peiñd' en bel habit d' dimanche,
Et des diamants tout autour,
Près d' sa figur' comm' ça tranche!
La p'tit' luronn', j'en somm' sûr,
Aim' mieux l' présent que l' futur.

58. S. 130. Corresp. Nap. Nr. 16346 S. 272.

59. S. 131. Méneval, I. S. 253; freilich setzt er hinzu: „peut-être la reine de Naples y mettait-elle la main". Wir unsererseits brauchen nach dem, was wir von der französischen Correspondenz der jungen Erzherzogin mit ihrer Mutter im J. 1805 kennen gelernt, zu dieser Ausflucht nicht zu greifen. — Nach der Begegnung zu Vitry gab sie Schwarzenberg einen Brief an Napoleon mit, „qui fut la troisième qu'Elle lui écrivit ce jour-là; depuis Strassbourg l'Impératrice en recevoit régulièrement quatre par jour". Schwarzenberg an Metternich Paris 5. April Nr. 16.

60. S. 131. Savary, IV. S. 282 f.

61. S. 133. Matrimonium consummatum? . . Der Fürst-Erzbischof von Wien und Napoleon in Paris befanden sich, wie früher erwähnt, in einem grundsätzlichen Widerstreit ihrer Auffassungen, insofern jener behauptete die von ihm vorgenommene Einsegnung der Ehe sei die Hauptsache, was später in Paris vorgenommen werde, blose „Förmlichkeit"; während Napoleon seinem Botschafter befahl daran festzuhalten, die Pariser Officialität sei allein die zuständige Behörde, was das Wiener Ordinariat meine und thue, Neben- und reine Form-Sache. In Compiègne scheint jedoch Napoleon seiner eigenen Behauptung, wenn sie anders ernst gemeint war, untreu geworden und stillschweigend der Ansicht des Grafen Hohenwart beigetreten zu sein, wenn wir glauben sollen was uns drei Mitanwesende jener Tage mehr andeuten als erzählen. Der eine ist der Palast-Präfect Bausset der II. S. 24 sagt: „Le programme de l'entrevue qui devait avoir lieu le lendemain n'eut aucune exécution. Il y était dit aussi que, lorsque l'empereur se séparerait le soir de l'impératrice, il irait coucher à l'hôtel de la Chancellerie. A juger par l'impatience de Napoléon et par le déjeuner qu'il fit servir le lendemain à midi près du lit de l'impératrice par ses femmes, il est probable qu'il ne fut pas coucher à l'hôtel de la Chancellerie. Le même règlement portait qu'après le mariage civil qui devait se faire à Saint-Cloud, Napoléon irait passer la nuit au pavillon d'Italie, j'ai quelque soupçon que cet article ne fut pas mieux suivi. Au reste je puis me tromper". Im Einklang damit erwähnt Savary IV. S. 284 f. Napoleon habe es in Compiègne „ein wenig" gemacht wie Heinrich IV. mit Maria von Medicis; „im übrigen", setzt er mit einer ähnlichen Verwahrung wie Bausset hinzu, „wiederhole ich damit nur was am andern Tage die bösen Zungen herumtrugen, da ich mir zur Aufgabe gemacht wahr zu sein". Doch läſst er schalkhaft seine eigene Meinung durchblicken, indem er gleich darauf einflicht: „C'était à mon tour à coucher cette nuit-là dans le salon de service; l'empereur avait été s'établir hors du château, à la maison de la chancellerie; on serait venu la nuit me dire que Paris brûlait, que je n'aurais pas été le reveiller, dans la crainte de ne trouver personne". Der Dritte ist Méneval der I. S. 256 gerade heraussagt: „L'empereur imita la conduite que tint Henri IV. envers Marie de Medicis dans une pareille circonstance; . . il ne quitta point le palais, laissant le champ libre aux conjectures". . Die Bemerkungen Chateaubriand's der die Thatsache als ausgemacht annimmt, wolle man in den Mémoires d'outre-tombe (Paris Penand frères 1849) V. S. 459 selbst nachlesen.

62. S. 134. Corr. Nap. XX. Nr. 16361 S. 279.

63. S. 134. Ebenda Nr. 16363 und 16364 S. 280 f.; das Schreiben an Kaiser Franz datirt vom 24., das an Erzherzog Karl vom 28. März. In dem Dankschreiben des Erzherzogs vom 14. April (Metternich an Schwarzenberg Wien 15. April 1810 Nr. 4 Beilage) hieß es nicht minder galant: „L'estime d'un grand homme est la plus belle moisson

du champ d'honneur, et j'ai toujours été jaloux, Sire, de mériter la Vôtre".

64. S. 135. Diese Stellen sind einem späteren Schreiben vom 3. April entnommen, wo sie auch die Hoffnung ausdrückt „daß kein Jahr mehr vergehen wird, ehe ich das Glück wieder habe Sie zu sehen", und sehr naiv beisetzt: „besonders wenn ich mit der Gnade Gottes bis dorthin einen Sohn bekomme; der Kaiser gibt mir über diesen Punkt die besten Hoffnungen". . . Der letzte Satz ist darum so überaus komisch, weil man ihn eben so gut auf die Hoffnung, ehe ein Jahr vergeht, einen Sohn zu bekommen als, was die jugendliche Schreiberin wahrscheinlich gemeint hat, auf die ihren Vater wieder zu sehen, beziehen kann.

65. S. 140. Näheres über die Festlichkeiten am 2. April und das kaiserliche Decret vom 25. März über die beiden Kronen der Kaiserin, die eine für die Krönung und die andere für den gewöhnlichen Gebrauch s. Méneval I. S. 257—261, Colau S. 60—78, Savary IV. S. 288—292 welcher letztere sein Capitel mit den Worten beginnt: „Jamais aucune cour ne déploya autant de magnificence", endlich den österreichischen Botschaftsbericht vom 17. April Nr. 16.

66. S. 141. „Il préféra donc ainsi le corps laïque à celui auquel par sa dignité son ancienneté et ses serments il appartenait d'une manière plus étroite". Consalvi Mémoires I. S. 433.

67. S. 141. Siehe z. B. Rapp's Memoiren. S. 152. General Rapp war allerdings ein Anhänger Josephinens und machte aus dieser Gesinnung kein Hehl; doch fiel es ihm nicht bei, gegen die neue Wahl seines Kaisers und Herrn irgend einen Verstoß zu begehen; er war einfach am 3. „retenu par une migraine que j'ai assez regulièrement toutes les semaines; j'en prévins le grand-maréchal. Napoléon ne crut pas à mon indisposition: il s'imagina que je n'avais pas voulu me soumettre à l'étiquette et m'en sut mauvais grè. Il me fit donner l'ordre de repartir pour Dantzig" etc.

68. S. 144. „Les Cardinaux noirs". Cardinal Consalvi in seinen Memoiren behandelt den Gegenstand zweimal, im I. Bande S. 416—452: „Mémoires sur le mariage de l'Empereur Napoléon et de l'Archiduchesse d'Autriche", geschrieben während seiner Verbannung in Rheims gegen Ende 1812; und im II. S. 191—220 in den „Mémoires sur diverses époques de ma vie"; beide Erzählungen erläutern und ergänzen sich gegenseitig. Wir tragen daraus, mit Zuhilfenahme der österreichischen Botschafts-Berichte, noch einige Einzelnheiten nach. Die dreizehn widerspänstigen Cardinäle waren außer Consalvi: Mattei, Pignatelli, della Somaglia, di Pietro, Litta, Saluzzo, Scotti, Ruffo Scilla, Brancadoro, Galeffi, Gabrielli, Oppizzoni; die zu allem fügsamen, wie Fesch, hießen: Vincenti, Zondadari, Spina, Caselli, Roverella, Fabrice Ruffo, Albani, Maury; Bayanne der auch zu ihnen gehörte war am 1. und 2. April krank, Erskine nicht am 1. aber am 2. Zweifelnd auf welche Seite sie sich schlagen sollten waren: Giuseppe und Antonio Doria, Dugnani und Despuig; die letztern

beiden ließen sich sowohl am 1. als am 2. April wegen Unwohlseins entschuldigen, die Dorias erschienen trotz ihrer Bedenken an beiden Tagen. Consalvi und seine Genossen waren sich sehr gut bewust was bei ihrem Schritte auf dem Spiele stand — „il s'agissait en effet de blesser l'Empereur à la prunelle des yeux, comme on dit" —; trotzdem handelten sie gerade und offen, verschmähten jede Ausflucht und Bemäntelung: „Feindre une maladie ou inventer un autre prétexte, c'était trahir son propre devoir et donner à penser que l'on serait intervenu si l'on n'eût pas été malade. Or cela ne convenait ni à la vérité ni à l'honneur ni à la préservation des droits du Saint-Siége. . . . Nous prîmes donc la résolution d'affronter le danger quel qu'il fût, plutôt que de trahir les obligations imposées par notre propre état". Fouché machte am 31. März den Cardinal Consalvi u. a. darauf aufmerksam „qu'un acte semblable . . jetterait la France, si non maintenant à cause de la crainte de l'autorité, au moins plus tard dans des troubles sans fin", und sagte ihm insbesondere: „Vous marquez trop, vous avez fait le Concordat, vous avez été premier ministre, vous êtes si connu et si estimé, que c'est une chose affreuse de vous voir parmi les absents. L'Empereur en sera plus furieux que de tout le reste. Vous pesez trop dans la balance". Consalvi vertheidigte, diesen in überaus wohlwollendem Tone gehaltenen Vorstellungen Fouché's gegenüber, seinen Standpunkt ausdauernd und mit allen Gründen bis zu dem Augenblicke wo der Kaiser eintrat; „ainsi finit ce colloque", setzt er bei, „qui me donna, je le répète, une sueur mortelle". Am 1. und 2. April hielten sich, wie im Texte erwähnt, die dreizehn in ihren Wohnungen: „nous restâmes ces deux jours comme des victimes destinées au sacrifice, en ayant soin de ne nous montrer alors à qui que ce fut". Von der Vorstellung an den Kaiser die sie in der Nacht vom 4. auf den 5. April abfaßsten heißt es: „Nous ne fîmes pas une seule allusion aux peines très sévères qu'on nous avait imposées, et nous n'en demandâmes pas l'annulation". Mit der Beschlagnahme ihrer Güter wurde sogleich vorgegangen, an ihre Geräthe und Habseligkeiten das Siegel gelegt; „et ce fut un séquestre d'un nouveau genre, car au lieu de laisser les revenus de nos propriétés entre les mains des séquestrants, ainsi que c'est l'usage afin d'en rendre compte, on eut soin de les verser au trésor public". Nicht so leicht ging es mit der Verzichtleistung auf ihre Würden und Pfründen, worüber der Minister von jedem eine schriftliche Erklärung verlangte. Nach mehrfachen Verhandlungen fanden sie sich dazu herbei, jedoch unter Formeln die man nicht gelten lassen wollte: „außerordentliche Umstände nöthigten sie ihre Würde in die Hände Sr. Heiligkeit zurückzulegen" u. dgl. Der Cardinal Mattei sagte außerdem in letzter Hinsicht: „Je Lui soumets ma rénonciation dans le cas où il Lui plaira de l'agréer et de me faire connoître Sa volonté suprême à cet égard". Der Minister protestirte heftig gegen diese Clausel; da aber Mattei auf seinem Willen bestand, mußte sich jener es gefallen lassen. „C'est ainsi", bemerkt Consalvi, „que l'on sauva la substance de la chose. Le Pape n'en accepta aucune. Ils

restèrent donc évêques de ses diocèses, bien que quelques-uns fussent supprimés et réunis à d'autres évêchés par décret impérial". Die Ausweisung aus Paris erfolgte, nach mehr als dritthalb Monate langem Warten, erst am 10. Juni. Consalvi benützte, wie eingangs dieser Anmerkung bemerkt wurde, seine Verbannung zu Rheims um den Hergang dieser „decardinalisation" aufzuzeichnen, die er mit den Worten schließt: „En attendant nous vivons dans notre exil, nous privant de toute société, ainsi qu'il convient à notre situation comme à celle du Saint-Siège et du Souverain Pontife, notre chef. Les Cardinaux rouges sont restés à Paris et l'on dit qu'ils fréquentent le grand monde". Übrigens blieben die „schwarzen Cardinäle" selbst in ihrer Zurückgezogenheit nicht ganz unbehelligt. Daſs viele von ihnen jede Unterstützung von der Regierung ausgeschlagen, gab ihrem Zwingherrn zu denken; er ließ sie polizeilich vorladen um sich zu rechtfertigen: von was sie eigentlich lebten; welche Summe sie bezögen; woher ihnen dieselben zukämen; auf welchem Wege, durch die Post oder durch Privat-Fuhren oder durch Überbringer ad hoc; wer die Personen seien denen sie diese Zuflüsse zu danken hätten? Über das diesfällige Verhör Consalvi's und Brancadoro's vor dem Unter-Präfecten Ponsard zu Rheims am 11. Jänner 1811 s. a. a. O. II. S. 217—219.

69. S. 146. Schwarzenberg an Metternich Nr. 21 G v. 12. Juni: „L'Empereur n'est pas revenu aussi satisfait de son voyage comme peut-être il l'avoit espéré. Tout l'enthousiasme des peuples de la Belgique étoit pour S. M. l'Impératrice. L'accueil qu'on fit à l'Empereur étoit si non froid, du moins peu spontané".

70. S. 149. Bereits am 28. März hatte Fürst Schwarzenberg von Wien Wechsel im Betrage von 100.000 Francs erhalten. „Quoique les finances exigent économie dans toutes les parties de la dépense publique", habe sich der Kaiser dennoch zu dieser Auslage bestimmen lassen, schrieb Fürst Metternich aus Wien und fügte überdies bei: „Si, d'accord avec le Ministre des affaires étrangères" — Graf Metternich, damals bereits in Paris —, „vous vous trouviez déterminé, Mon Prince, à dépasser la somme de 100.000 fr., notre auguste Maître, persuadé d'avance que vous ne seriez guidé à cet égard que par le plus grand avantage de son service, vous autorise, Mon Prince, à aller au delà du crédit qui vous est ouvert".

71. S. 153. Daſs Maria Louise sich bei der Katastrophe bewunderungswürdig gehalten, gibt selbst die Junot zu — „quant à l'Impératrice sa conduite en effet fut admirable" IX. S. 98 —, die sonst für alles was jene und deren Österreicher betrifft nur Neid und Spott hat. So läſst sie sich z. B. von dem Feste des Fürsten schreiben: „Ne vous laissez pas berner par toutes leurs visions de palais de fées . . . Ce n'étaient que des oripeaux. . . On aurait pu croire vraiment qu'en les mettant, le maître avait dit: Ce n'est bon que pour le feu"! A. a. O. S. 100. Siehe dagegen die meisterhaften Schilderungen Varnhagen's: „Das Fest des Fürsten von Schwarzenberg" in dessen „Denkwürdigkeiten" und von Prokesch in den „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des

Fürsten Schwarzenberg". Über die damalige Stellung Österreichs in Paris sagt der erstere da wo er von seiner Ankunft in Paris spricht: „Wir sahen von allen Seiten bestätigt was uns schon unterwegs überall war verkündet worden, dass in Paris jetzt kein größeres Ansehen, keine wirksamere Empfehlung gelte als die des österreichischen Namens. Auch war derselbe, abgesehen von dem überragenden jedem Franzosen ehrfurchtgebietenden Dastehen der Kaiserin Maria Louise für welches die Geschichte nichts vergleichbares zu haben schien, in einer Weise repräsentirt, mit der schwerlich von irgend einer Seite gewetteifert werden konnte". Und dann weiter: „Die Ehren- und Geschäftsverhältnisse der Botschaft waren durchaus günstig und angenehm gestellt, sie waren in Paris die einzigen welche von französischer Seite mit Wohlwollen und Auszeichnung behandelt wurden", u. s. w. — Was den von uns mitgetheilten Brief Maria Louisens betrifft, so bedarf es kaum der Bemerkung dass derselbe offenbar in zwei Absätzen geschrieben war, in deren Zwischenzeit sie von Napoleon — „eben komme ich von dem Kaiser" — das Schicksal der Fürstin Pauline, das ihr im ersten Theile ihres Schreibens noch unbekannt war, erfahren hatte. Dass sie die Prinzessin Eleonore mit der Prinzessin Pauline, welch letztere sich vor der Katastrophe an der Seite ihrer Mutter befunden hatte, verwechselt, ist wohl verzeihlich. — Noch müßen wir der sechsbändigen Memoiren Constant's mit einigen Worten gedenken. Constant, eigentlich Louis Constant Wairy, war erster Kammerdiener Napoleon's und hat, so ist in den französischen Bibliographien zu lesen, dem Pariser Buchhändler Ladvocat Notizen geliefert an deren Verarbeitung sich nach einander nicht weniger als fünf Schriftsteller-Firmen betheiligten: Roquefort, Gebrüder Méliot, Luchet, Nizard und Villemarest. Wenn Persönlichkeiten von der Stellung eines Kammerdieners der Mit- und Nachwelt Mittheilungen über große Männer die sie bedient haben machen, so ist man nichts anderes berechtigt zu erwarten als dass sie uns Einzelnheiten und (scheinbare) Kleinigkeiten bringen, aber diese doch jedenfalls wahr und treu; fehlt diese Eigenschaft, so fällt überhaupt jedes Verdienst der angeblichen Offenbarung hinweg. Was soll man nun sagen wenn jenen Memoiren IV. S. 278 f. zufolge Napoleon, wohlgemerkt noch in derselben Nacht, — die Gewissheit über das Schicksal der unglücklichen Fürstin Pauline erlangte man erst am andern Tage! — beim Auskleiden seinem Kammerdiener mit den Worten: „L'incendie de cette nuit a dévoré une femme héroique" alle Einzelnheiten des Todes der Fürstin Schwarzenberg zu erzählen beginnt: wie der Boden unter ihren Füßen eingebrochen, wie man sie zu retten versucht, wie man sie endlich gefunden, wie die Ärzte vergeblich sich bemüht sie in's Leben zurückzurufen — in Wahrheit wurde der Leichnam bis auf die eine Brust ganz verkohlt aufgefunden! —, wie er selbst, der Kaiser, ihnen gerathen wenigstens das Kind das sie im Leibe trug zu retten, wie dasselbe noch lebend zur Welt gekommen, doch nach einigen Minuten verschieden sei!?!

72. S. 154. Botschafts-Bericht Schwarzenberg's an Fürst Metternich Paris 3. Juli (Rapport Nr. 22 A) und Schreiben des letzteren an

jenen, Wien 17. Juli Nr. 1. Dem Berichte Schwarzenberg's liegt der Procès verbal des Polizei-Präfecten Grafen Dubois über die Auffindung der Leiche der Fürstin Pauline bei, der Depesche Metternichs eine Abschrift des Handschreibens des Kaisers Franz an Napoleon v. 16. Juli. — Der im Texte angedeutete Ausspruch über die Selbstverläugnung und das unbedingte Pflichtgefühl Schwarzenberg's rührt vom Feldmarschall Windischgrätz her, der nach jenem nur dem Fürsten Louis Liechtenstein gleich unbedingtes Lob nachsagte. — Über die Unterhaltungen Napoleon's mit Schwarzenberg heißt es in einem späteren Berichte des Letzteren: „Mon entretien avec Sa Maj. fut long comme de coutume, parce qu'il roula en grande partie sur des affaires militaires qui font toujours le thème favori de l'Empereur et sur lequel il est intarissable. Sa prodigieuse mémoire fait qu'aucun fait d'armes n'est oublié, et que les moindres détails lui sont présens. Il ne connoît pas moins les hommes que les systêmes, et juge le fort et le foible de chacun avec une justesse étonnante, il écoute avec plaisir les objections et met dans la discussion un abandon, qui fait oublier que c'est le monarque qui parle".

73. S. 155. Über den Louisen-Tag s. Bericht Schwarzenberg's vom 5. September Nr. 27 D; es wurde von ersten Schauspielern Athalie aufgeführt, darauf ein Gelegenheitsstück, zuletzt eine sinnige Allegorie; „un couplet en allemand chanté sur l'air si connu des Viennois a Schüssel und a Reindl parut faire une agréable impression à S. M. l'Impératrice que l'Empereur remarqua en lui serrant la main affectueusement".

74. S. 155. Méneval I. S. 256, 273 vgl. mit Mme Durand S. 27 f. wo es bezüglich Maria Louisens Erscheinens in der Öffentlichkeit, besonders in der ersten Zeit, heißt: „sa timidité lui donnait un air d'embarras que bien de gens prenaient mal à propos pour de la hauteur". Ähnliches äußert Savary IV. S. 301 f.: „Les personnes qui venaient à la cour de loin à loin, et qui dès-lors la voyaient moins, prenaient pour de la roideur cette timidité naturelle qu'elle a conservée jusqu'au jour où elle nous a quittés". Er erzählt dann, man habe anfangs manchmal gemerkt wie sie in ihrem Köpfchen sich die deutsche Phrase erst in's französische übersetzte, für den deutschen Ausdruck den französischen suchte, und fügt bei: „Elle ne s'est jamais aperçue combien ce léger embarras que l'on remarquait en elle, dans ces occasions, lui donnait des grâces". Unter jene deren Herz Maria Louise vom ersten Augenblick gewonnen hatte, gehörte der alte Cardinal Maury: „C'est de l'amour", schrieb er über Napoleon der Herzogin von Abrantes, „mais de l'amour de bon aloi, cette fois-ci. Il est amoureux, vous dis-je, et amoureux comme il ne l'a jamais été de Joséphine, car après tout, il ne l'a jamais connue jeune. . . . Si vous saviez comme l'Impératrice est gaie, gracieuse, et surtout familière avec les personnes que l'Empereur admet dans son intimité"! Er schildert dann die Kaiserin im kleinen Kreise wo man mit den Majestäten spielt, „soit au reversis soit au billard; et puis l'Impératrice fait tant de petites grâces, tant de petites gentillesses

qu'on voit aux yeux de l'empereur qu'il meurt d'envie de l'embrasser". Mémoires de Mme la duchesse d'Abrantés IX. S. 194 f. Die Junot, eine Anhängerin der Kaiserin Josephine, hasste Maria Louisen und vergötterte Napoleon, von dem sie gleichwohl IX. S. 32 zugibt: „Il l'aimait plus que jamais il n'aima une femme". Die begeisterten Auslassungen des Cardinals Maury hat sie gewiss nicht um der Kaiserin Maria Louise gerecht zu werden abgedruckt, sondern blos weil ihr alles gelegen kam womit sie die schwatzhafte Breite ihrer bändereichen Memoiren füllen konnte; und, wie um den günstigen Eindruck abzuschwächen den sie durch jenen Brief zu Gunsten Maria Louisens bei ihren Lesern hervorgerufen haben könnte, macht sie dieselbe unmittelbar darauf durch die Erzählung lächerlich, dass Maria Louise die Gabe besessen habe durch eine Bewegung der Kinnlade mit ihrem Ohr allerhand Kunststücke auszuführen. „Cette faculté, au reste, est assez singulière", setzt sie mit sarkastischer Bewunderung hinzu, „et je crois bien qu'elle est la seule personne que je connaisse qui la possède".

75. S. 156. „A l'empressement qu'elle mettait à écouter les sollicitateurs, il semblait qu'on l'eût rappellée tout à coup à un devoir, et pourtant on n'avait fait que toucher la corde sensible de son coeur". Constant V. S. 32.

76. S. 157. „M. L. avait toutes les qualités, toutes les vertus qui pouvaient la faire chérir de ceux qui la connaissaient intimément, mais il lui manquait cet air de familiarité qui peut se concilier avec la dignité, et qui suffit en France pour séduire la multitude"; Mme Durand S. 107 f. Dieselbe schiebt den größten Theil der Schuld in dieser Richtung auf die Montebello, die ihre kaiserliche Gebieterin in dem Glauben bestärkte dass sie nicht nöthig habe sich einen Zwang anzuthun, sich anders zu geben als sie sei. „Rendue à son intérieur", heißt es dann weiter, „elle était douce, enjouée, affable, adorée de tous ceux qui avaient de relations habituelles avec elle. Josephine, au contraire, plus chérie dans le public, était moins aimée dans sa maison." Siehe ebenda S. 109—112 über den Misbrauch der häufig genug mit der Wohlthätigkeit Maria Louisens gemacht wurde.

77. S. 160. Böse Zungen sagten der Herzogin nach, sie sei die Geliebte Napoleon's, wollten sie sogar von ihm schwanger wissen, ein Gerücht dem von der Mme Durand, die sonst auf die stolze Herzogin nicht gut zu sprechen ist, S. 67 f. auf das entschiedenste widersprochen wird. Vgl. den Bericht des Baron Hagen zu Altensteig an Metternich vom 31. Jänner 1812 über die von der englisch-russischen Partei in Wien verbreiteten Gerüchte von den Mishelligkeiten Maria Louisens in ihrer Ehe; auch der französische Botschafts-Secretär Garonne habe sich irgendwo geäußert, Napoleon sei seiner Gemahlin überdrüssig, suche Vergnügen in dem Schoße der Witwe des Marschalls Lannes.

78. S. 160. „Cette vie était pénible sans doute", sagt die Durand, selbst eine dieser „ersten Frauen"; „mais . . . les bontés que leur

témoignait leur souveraine en adoucissaient les désagréments, et elles la servaient encore plus par affection que par devoir"; a. a. O. S. 52.

79. S. 161. „De pareils traits, qui ne seraient rien dans l'histoire d'un particulier, sont honorables dans celle d'une souveraine habituée à voir ses moindres volontés exécutées à l'instant même". Mme Durand S. 55.

79b. S. 162. Nur die Herzogin von Abrantes will, und wäre es auch nur aus Hass gegen Maria Louise, aus Napoleon einen Tugendspiegel machen wenn sie von ihm IX. S. 39 sagt: „à laquelle il avait . . voué une fidélité jamais violée par lui jusqu'au moment de sa mort".

80. S. 163. „Es werden Wetten gemacht ob sie" (Josephine) „mit der Kaiserin Maria Louise noch vorher" (vor Josephinens Abreise in die Bäder von Aix) „zusammenkommt oder nicht"; Graf Karl Clary bei Varnhagen III. S. 104.

81. S. 165. Mémoires de Mme la Duchesse d'Abrantès IX. S. 32, 124, u. a.

82. S. 169. Corresp. Nap. XXI. Nr. 16968 S. 159 Handschreiben an Kaiser Franz vom 30. September 1810, und Nr. 17051 S. 223 Auftrag an den Herzog von Cadore vom 17. October.

83. S. 169. Die Ausfolgung geschah erst am Ende des Jahres; Napoleon an den Herzog von Cadore 24. December 1810, Corresp. XXI. S. 334 Z. 17239.

84. S. 170. Napoleon hatte den Befehl bezüglich aller gebornen oder, wie er die Sache anzuschauen beliebte, später gewordenen Franzosen in der Zeit vor Beginn des Feldzuges von 1809 gegeben. Es lag dies ganz im Geiste dieses gigantischen Emporkömmlings, dem ja auch das altberühmte Herrscherhaus Österreichs nichts war als „störrige Vasallen der Krone Frankreichs", gleich als ob Lothringen von Anbeginn ein Bestandtheil Frankreichs gewesen wäre. Übrigens leiteten den klugen Corsen bei jener Maßregel zunächst militärische Rücksichten. „L'Empereur observait", heißt es bei Savary IV, S. 61 f., „qu'en Prusse comme en Russie et en Autriche la plupart des officiers à talents étaient Français, et il trouvait inconvenant que, quand la patrie ne repoussait pas un citoyen, il allât porter chez ses ennemis le fruit de l'éducation qu'il avait reçue dans les institutions de son pays". Hatten etwa die Belgier, und um diese handelte es sich Österreich gegenüber zumeist, ihre Erziehung in den Anstalten Frankreichs genossen, zu welchem ihr Land vor kaum einem Jahrzehent geschlagen worden war? Vgl. über diese Angelegenheit die Botschafts-Berichte Schwarzenberg's vom 16. October Nr. 30 B und vom 22. November 1810 Nr. 31 B, dann vom 14. Jänner 1811 Nr. 3 und 4: „Observations à faire valoir à l'égard des citations qui continuent à se diriger induement sur des officiers nés dans la Belgique qui n'ont jamais été que sujets autrichiens".

85. S. 171. Bericht Schwarzenberg's Nr. 25 v. 29. Juli 1810 G. In dem Gespräche das Napoleon über diese Angelegenheit mit unserem Bot-

schafter führte schien ihm sein corsischer Heimatsgenosse den meisten Verdruß zu machen: „un certain Pozzo di Borgo qui, conspirant depuis longtemps contre sa patrie, ne cherchait qu'à lui susciter des troubles pour satisfaire des passions personnelles". Napoleon meinte, um seiner selbst willen sollte Österreich derlei Individuen nicht bei sich dulden: „C'est surtout la confiance et l'opinion que vous devez chercher à gagner pour vos opérations, à cet égard je trouve bien mal qu'on souffre à Vienne tous ces gens qui s'attachent à critiquer les mesures du gouvernement et forment un esprit d'opposition qui est bien dangereux dans un état". — Den wahren Mittelpunkt der entschiedensten Anti-Napoleonisten bildete indessen damals nicht sowohl Wien als vielmehr Prag; s. Gentz an Adair in Constantinopel 1. November und J. M. Johnson an Gentz in Prag 9. December 1809 (Klinkowström S. 46 f.). Johnson, einer der unermüdlichsten Schürer gegen das Napoleonische Frankreich, hatte in den letzten Monaten einen großen Theil des Küstenlandes durchstreift, am Bord eines Kriegsschiffes im adriatischen Meere geweilt, drei Wochen unerkannt in Pest zugebracht, war dann nach Wien gegangen, gedachte von da nach Berlin, dann wahrscheinlich nach London zu gehen und die übrige Zeit des Winters in Gentz' Gesellschaft in Prag zuzubringen, „qui sera le point de réunion pour tous ceux que le retour à Vienne, moitié brûlée moitié rasée, privée de ses beaux remparts etc., mais surtout cruellement démoralisée, effraie et afflige trop pour le moment".

86. S. 171. Unter anderen war ein gewisser Sommer von Sonnenschild, Raths-Protocollist der k. k. Obersten Justizstelle, mit den Geschäften Maria Louisens in Wien betraut, der sich in dieser Eigenschaft das Ansehen eines „Geschäftsträgers des französischen Hofes" gab und den Titel eines „Hofrathes" anmaßte, so daſs Metternich eigens nach Paris schreiben mußte: Schwarzenberg möge die Herzogin von Montebello auf diesen dem Wiener Hofe misliebigen Umstand aufmerksam machen.

87. S. 172. Metternich an Schwarzenberg 27. Juni Nr. 2.

88. S. 174. Corresp. Nap. XX. Nr. 16725 S. 546. — Das Erwiederungsschreiben des Kaisers Franz v. 13. August 1810 liegt in Abschrift der Depesche Metternich's an Schwarzenberg vom selben Tage bei: „Je me plais à regarder comme Elle cet heureux événement comme un lien de plus qui resserrera l'union intime que nous avons cimentée pour le bonheur de nos Empires".

89. S. 176. Wortlaut des letzteren in der Corr. XXI. S. 274.

90. S. 177. Vgl. damit die Stelle bei Méneval I. S. 299: „. . . il entourait Marie Louise de sa sollicitude, la soutenait dans ses bras, et l'encourageait avec l'empressement le plus tendre. J'ai été quelquefois témoin de ces scènes de ménage où éclatait le naturel aimant de Napoléon, qui n'a pu être accusé d'insensibilité que par ceux qui ne l'ont pas connu".

91. S. 178. Beschreibung und Abbildung der Wiege bei Bausset II. S. 41 f. [1]).

92. S. 179. Über einen derlei Fall wo die Vorschrift bei Hofe nur in Seide zu erscheinen mit der militärischen Uniform des kaiserlichen Botschafters in Widerstreit gerieth, und die Weise wie sich Schwarzenberg dabei zu benehmen wusste s. Botschaftsbericht Nr. 1 v. 28. Jänner 1811 A.

93. S. 179. Journal de Compiègne zum 4. September: (Botschaftsbericht Nr. 19 vom Jahre 1811). — In die Zahl dieser Bonmots-Plagiate würde auch, vorausgesetzt dass es sich geschichtlich feststellen ließe, das Wort des mit dem Oberbefehl der Armee in Italien betrauten Generals Buonaparte gehören, als Freunde Bedenken wegen seiner Jugend äußerten: „In einem Jahre bin ich alter General oder todt!" Denn den gleichen Gedanken hat Lessing den biedern Werner, seiner Franciska gegenüber, in die Worte fassen lassen: „Über zehn Jahre ist sie Frau Generalin oder Witwe!"

94. S. 181. Eine Abschrift des erzherzoglichen Schreibens aus Brod liegt der Depesche Metternich's an Schwarzenberg vom 23. Jänner (Nr. 1 vom J. 1811) bei. In der zweiten Hälfte Februar brachten Wiener Blätter die amtliche Anzeige, Erzherzog Franz sei Ende Jänner in Saloniki eingetroffen von wo er sich in ein paar Tagen nach Cagliari „zum Besuch Höchst Ihrer Frau Schwester der regierenden Königin" einzuschiffen gedachte. In der That aber ging er nicht gleich nach Sardinien ab sondern reiste, nachdem er in Saloniki längere Zeit auf ein verläßliches Schiff gewartet, nach Smyrna und kam von da in der ersten Hälfte Mai nach Malta, von wo er am 15. ein Schreiben an Nugent richtete, „constant toujours dans les mêmes sentimens et projets"; Lebensbilder II. S. 175 (159). Von Malta aus schrieb er auch an den Prinz-Regenten Georg von England, der ihm am 19. August von Carlton-House durch den an die Seite des Erzherzogs zurückkehrenden Grafen Nugent ein Schreiben sandte, ihm darin Glück wünschte zu seiner Ankunft in Sicilien und zur „réception distinguée qu'Elle a éprouvé de la part de cette Cour respectable et intéressante", und ihn des weiteren an die mündlichen Mittheilungen Nugent's verwies „tant à la crise actuelle des affaires qu'à ma bonne disposition relativement à la cause commune"; ebenda II. S. 117. — Wie ängstlich man in Wien beflissen war jeden Anlass zu Missverständnissen mit Frankreich aus dem Wege zu räumen, bewies um dieselbe Zeit ein Vorfall in Kroatien. Ein französischer Courier Antoine Mauarachy, mit offener Ordre von Champagny und mit französischem Visa aus Laibach und Neustadtl versehen, wurde beim Dreißigstamte in Verdovac angehalten: „sein Pass laute nicht auf österreichisches Gebiet, spreche sich über den Zweck der Reise nicht aus, er müße daher seinen Weg zurückmachen". Es entspann sich ein Wortwechsel, der Beamte des Dreißigstamtes ließ die Kutsche untersuchen und verlangte dem Courier seine Depeschen ab in die er Einsicht nahm, und sandte denselben, nachdem er die Depeschen wieder verschlossen und das Amtssiegel beigedruckt hatte, in Begleitung eines seiner Unterbeamten nach Agram. Dies der Thatbestand. Offenbar war das gröbere Versehen auf Seiten des Couriers der sich seinen Pass von österreichischen Behörden hätte bescheinigen lassen sollen; der Beamte des Dreißigstamtes war vielleicht etwas zu weit gegangen, allein im

ganzen hatte er nur pflichtgemäß gehandelt; es war sein erster Dienst an der Gränze und an einer Route die vielleicht seit Menschengedenken keinen Courier gesehen hatte. Dennoch fand man in Wien — so wenigstens schrieb Metternich nach Paris am 28. Februar 1811 —, der Beamte habe „unverzeihlich“ gehandelt, der Kaiser habe die strengste Untersuchung und die unnachsichtige Bestrafung des Schuldtragenden anbefohlen &c.

95. S. 183 . . . „Nous devons tenir l'oeil ouvert sur ces autorisations qui emportent une connexion inusitée avec un Gouvernement étranger; et c'est surtout à l'égard de ceux qui obtiendront de semblables lettres à notre insu qu'il serait indispensable de se tenir en garde“; Schwarzenberg habe sich zu informiren „de chaque autorisation accordée à un Français pour s'établir en Autriche, à fin que nous soyons à même d'en instruire les Départements de l'Intérieur“; Depesche Metternich's nach Paris vom 3. December 1811 Nr. 4.

96. S. 183. Depesche Nr. 10 vom 24. Februar 1811.

97. S. 184. Metternich aus Wien an Schwarzenberg in Paris; Nr. 1 vom 20. Jänner 1911.

98. S. 185. Bericht Schwarzenberg's vom 6. März 1811 Nr. 4 B. „Prendre une telle mesure sans me dire mot! . . . ces procédés vont là“ (en montrant le coeur). Napoleon konnte, wenn der Anlaſs dazu gegeben war, nicht übel Komödie spielen; er nahm nicht ohne Nutzen bei Talma Unterricht.

99. S. 190. Vgl. mit den Erzählungen der Memoiristen: Mme Durand S. 73—77, Las Cases II. S. 401 ff., Bausset II. S. 40 f., Mme Abrantés IX. S. 353 f. den ausführlichen Bericht Schwarzenberg's an Metternich vom 3 April 1811 Nr. 7 E. Die misgünstige Abrantes verübelt der von Schmerzen und Schreckbildern gepeinigten jungen Frau den Ausruf: „Parceque je suis impératrice faut-il donc que je sois sacrifiée?!“, indem sie beifügt: „Quelle était la pensée qui pouvait surgir dans cette âme de femme qui ne fut, quoique femme, ni épouse ni mère?“ . . Das „Mémorial de Sainte Hélène“ scheint durchaus nur den Bericht der Mme Durand benützt zu haben auf den es sich S. 402 f. in der Anmerkung ausdrücklich beruft, ein Beweis mehr daſs sich Las Cases keineswegs auf das „ce qu'a dit et fait Napoléon“ beschränkt, sondern daneben anderweitige Hilfsmittel gebraucht hat. — Über die boshaften Gerüchte die unmittelbar nach dem 20. März von den Feinden Napoleon's ausgesprengt wurden, heiſst es bei der Durand: „Les uns prétendirent que l'Impératrice n'avait jamais été enceinte, et que son accouchement n'était qu'une comédie jouée pour fournir à Napoléon le moyen d'adopter un de ses enfans naturels; les autres dirent qu'elle était accouchée d'une fille, d'un enfant mort, et qu'on y avait substitué un autre enfant“. Sie und Bausset zählen daher wohlbedacht alle Personen auf, dreiundzwanzig an der Zahl, in deren Gegenwart oder unmittelbaren Nähe die Entbindung vor sich gegangen. Unter den Personen, die Napoleon zu der Unterschiebung behilflich gewesen sein sollen, deuteten Einige geradezu auf die Montebello deren von ihm erzeugter Knabe

die Rolle des Kindes von Frankreich habe spielen müßen; s. dagegen unsere Anm. 77). — Bausset hat den Neugebornen gesehen als ihn die Montesquiou zuerst in dessen Appartements trug und bemerkt: „La vive rougeur de son visage attestait combien son entrée dans le monde avait été pénible et laborieuse. Les petites plaintes qu'il poussait encore nous firent un plaisir extrême puisqu'elles annonçaient la force de la vie". — Noch eine von allen andern Berichten abweichende Erzählung können wir schon darum nicht mit Stillschweigen übergehen weil selbe die Zeugenschaft eines vielgefeierten Namens für sich hat. Hormayr will nämlich wissen (Lebensbilder aus dem Befreiungskriege III. S. 401 f.), der Chirurg Dubois habe „in den verhängnisvollen Stunden" der nahenden Entbindung zu Napoleon geäußert: „die Kaiserin sei so unglücklich gebaut dass schwerlich je eine Frucht lebend zur Welt kommen könne", worauf Napoleon sich mit der Faust vor die Stirn geschlagen, seinen Hut zerrissen und sich von einem Stuhle auf den andern geworfen habe: „also darum habe er Josephinen, die Anmuth und Herzensgüte selber, von sich entfernt, darum den edlen Eugen zurückgesetzt" ꝛc. . . . Der Bericht hat, wie das meiste bei Hormayr, abgesehen von der wie dem Leben abgelauschten Ausschmückung desselben, auch darum etwas bestechendes, weil eine bestimmte mit Namen und Charakter bezeichnete Persönlichkeit, der kaiserliche Kammerherr Graf Fabre de l'Aude, als Augen- und Ohrenzeuge hingestellt wird, freilich ohne dass wir erfahren ob Hormayr selbst die Erzählung aus dem Munde dieses angeblichen Gewährsmannes vernommen. Sehen wir nun aber der Sache näher auf den Grund! Wir wollen nur nebenbei auf die für den Ruf eines so anerkannten Geburtshelfers wie Dubois sehr bedenkliche Prognose Gewicht legen; auch das sei blos vorübergehend bemerkt dass der erzählte Vorfall die ganze Gesinnungsweise Napoleon's gegen Maria Louise, an der er mit der eifersüchtigsten Liebe hing, wider sich hat; allein ernstlicher muß uns die Frage beschäftigen: wann soll Napoleon jene Worte gesprochen haben? Wäre dies vor dem Zeitpunkte der letzten entscheidenden Wehen geschehen, was brauchte dann Dubois, als er mit Corvisart vor Napoleon in der Badestube erschien, zu zittern und zu erbleichen? Hatte er doch, jener Voraussetzung zufolge, den Kaiser in vorhinein auf ein Unglück vorbereitet! Andrerseits haben wir, aus all den zahlreichen uns zu Gebote stehenden Quellen, auch nicht eine Andeutung herausfinden können, dass vor dem Augenblicke des Erscheinens der Ärzte im Badezimmer Napoleon's von irgend einer Seite ein Zweifel angeregt oder gehegt worden wäre dass alles auf das beste ablaufen werde. Wie sich aber Napoleon in jenem Momente benommen, darüber stimmen gleichfalls alle Zeugenschaften in einer Weise überein, dass wir von da an bis zu dem glücklichen Ablaufe des Ereignisses so zu sagen jedes Wort kennen das er gesprochen, von jedem Schritte wissen den er gethan. Doch was braucht es vieler Gründe wo ein einziger genügt, und dies ist folgender! Hormayr schließt seine Erzählung indem er beschreibt wie Graf Fabre „einer der ältesten und treuesten Freunde der geschiedenen Kaiserin" sich auf's Pferd geworfen, nach Malmaison, um Josephinen von

jener Äußerung Napoleon's schleunige Kunde zu bringen, „und eben so schnell wieder zurück“ geflogen sei, als ihm „seinem Ziele ganz nahe“ die Kanonenschüße in's Ohr tönten welche die glückliche Geburt des Königs von Rom verkündeten! . . . Nun befand sich aber Josephine während der ganzen Zeit der Schwangerschaft Maria Louisens und noch darüber hinaus nicht in Malmaison, sondern in ihrem mehrere Tagreisen von Paris entfernten Schloße an der Loire, und ob dahin Graf Fabre aus den Tuilerien vom Flecke weg geritten und „eben so schnell wieder zurück“ geeilt sein konnte, oder ob nicht vielmehr schon um dieses Hauptschnitzers willen diese ganze Hormayriade in den Bereich müßiger Fraubaserei zu verweisen sei, mag der geneigte Leser selbst entscheiden.

100. S. 191. Graf Theobald Walsch („Die zwei Epochen: 20. März 1811 bis 20. März 1815“) in Lewald's „Europa“ 1836 II. S. 607—609.

101. S. 193. Das erste Schreiben findet sich in Corr. Nap. XXI. Nr. 17496 S. 494 f., doch mit unwesentlichen Abweichungen gegen den in unserem Staats-Archiv vorfindigen Text; das zweite fehlt in der Corresp. Nap. ganz.

102. S. 194. Fürst und Fürstin Schwarzenberg sahen den kaiserlichen Prinzen am 28. März worüber es im Botschafts-Bulletin (Beil. z. Berichte Nr. 7 v. 3. April 1811) heißt: „L'Empereur permit au Prince de voir le Roi de Rome. Madame de Montesquiou ayant prévenu l'Ambassadeur et Madame la Princesse que le Roi de Rome les recevroit ce jour à 2 heures, ils se rendirent au château et furent introduits dans l'appartement par une des dames surveillantes qui sont au nombre de six. Le jeune Prince étoit encore chez l'Empereur auquel on le porte tous les jours le matin au moment de son déjeuner. On le descendit un moment après. Le Prince ne trouva nulle exagération dans tout ce qu'on avoit dit de la beauté et de la force du nouveau né. Il crut reconnoître les yeux de son auguste mère et une grande ressemblance de l'Empereur dans la bouche et le menton“.

103. S. 197. „Ce même cérémoniel a été suivi lors des couches de Marie Antoinette avec le Dauphin“, schrieb Metternich am 28. März an Schwarzenberg.

104. S. 200. Bericht Schwarzenberg's v. 14. April, Nr. 8 vom Jahre 1811 A: „Je désirerois beaucoup avoir pu placer un tachigraphe dans un coin du cabinet pour pouvoir rendre, mot par mot, cette intéressante discussion“. Im Verlaufe der langen Unterredung kam Napoleon auch auf die Nutzlosigkeit von Bündnissen zwischen Großmächten zu sprechen: „Il ne faut pas s'abandonner à des illusions, nous devons nous jalouser, et rien que l'intérêt de nos peuples doit dicter notre conduite“. Über den Krieg von 1809 sagte Napoleon die bezeichnenden Worte: „Si je perds une bataille, il faut bien que j'y reste pour voir ce qu'il y a à faire; si je la gagne je reviens soigner mes intérêts tandis que je laisserai à mes généraux la besogne à finir. Voilà ce que je n'aurois jamais

pu faire chez vous, ce n'est que par mes propres moyens et par mon savoir faire que je m'en suis tiré, il n'y a pas un de mes généraux qui n'eût perdu la tête. Je pouvois gagner une bataille, mais je sentois bien que pour cela (même après Wagram) je ne detruisois pas votre armée; j'aurois eu une seconde Espagne. Les Tiroliens étoient en insurrection complète, les habitans du Carniol, de la Carinthie, de la Styrie, de la haute Autriche étoient prêts à se soulever au premier signal; j'aurai ruiné le pays, l'Empereur se seroit peut-être vu obligé d'émigrer, mais je n'en étois pas plus avancé, je me trouvois au milieu d'un pays débout. La Hongrie même aurait été contre moi, j'ai fait tout ce que j'ai pu pour l'insurger, je n'ai pas pu y réussir. Je sentis tout cela et c'est ce qui me fit prendre mon parti".

105. S. 203. Bericht des Fürsten Clary über seine Mission nach Paris vom 15. Juli 1811. Die im Text bezogene erste Stelle lautet daselbst: „On parle de mariage chez vous; c'est juste; il faut une fois dans la vie faire la folie de se marier". Und die zweite: „Assurez bien l'Empereur encore qu'il doit compter sur moi. Ditez-lui que j'ai à coeur de lui faire autant de plaisir que je lui ai fait autrefois de mal sans le vouloir".

106. S. 204. Schwarzenberg an Metternich am 18. Mai (Nr. 12 v. J. 1811 Reservé Nr. 1). Es handelte sich damals um vierzig Österreicher, die in Spanien kriegsgefangen geworden waren und deren Freiheit der Vertreter Österreichs in Anspruch nahm. „Quoique la question ne soit pas fondée en principe", schrieb Napoleon aus diesem Anlasse seinem Minister, „vous ferez donner des ordres afin que ces 40 hommes soient rendus à l'Autriche, ne voulant rien refuser au Prince de Schwarzenberg".

107. S. 205. Journal de Compiègne z. 19. September 1811 (Beilage zum Botschaftsbericht Nr. 19): „Elle connoit parfaitement toutes les personnes qui entourent l'Empereur et apprécie chacun à sa juste valeur, elle expliqua au Prince avec franchise la ligne de conduite qu'elle s'étoit tracée, elle est fondée sur la plus haute sagesse, et le résultat des reflexions qui doivent faire admirer l'esprit, le jugement sain et la pénétration de cette jeune Souveraine".

108. S. 205. Trianon 22. Juli 1811: „Wenn ich einstens Ihnen wieder in Wienn sehen werde, so mache ich mir schon in vorininhinein ein Fest Ihnen auf Ihren Spazierritten in den Wäldern von Feslau und Merkenstein zu begleiten. Wir haben eine ausgesuchte Gesellschaft hier, und die für mich sehr angenehm ist, da ich täglich deutsch mit der Fürstinn von Neufchâtel und den Oberststallmeister spreche". . . . In einem Briefe vom 18. August 1811 aus Saint-Cloud beschreibt sie ihren Aufenthalt in Rambouillet: „Es ist ein sehr kleines Jagdschloß, aber ein wenig ähnlich dem Laxenburger, und Sie können sich lieber Papa leicht vorstellen daß alles was mich an dieses erinnert mich sehr freuet". Vgl. das o. a. Journal de Com-

piègne zum 19. September: „Après le diner elle lui (Prince de Schw.) parla pendant longtemps avec un grand abandon de confiance, et en langue allemande ‚pour qu'on ne croye pas à Vienne', dit-elle, ‚que j'ai oublié ma langue maternelle'."

109. S. 206. Was uns auf den Gedanken bringt, ist, nebst der in unserem Texte S. 161 mitgetheilten Äußerung Maria Louisens zu Metternich, eine Geschichte die in einem Botschaftsberichte Schwarzenberg's vom 15. Jänner 1812 (Rapp. Nr. 1 M) erzählt wird. Napoleon hatte beschlossen, den als Ehren-Cavalier der Kaiserin beigegebenen Grafen Beauharnais — „très bon homme et très attaché, mais sans moyens et peu fait pour ce poste" — durch den für diese Stelle mehr geeigneten Grafen Narbonne zu ersetzen. „Sa Majesté l'Impératrice se montra cependant si sensible à la peine qu'on feroit à ce bon serviteur en l'éloignant d'elle, que l'Empereur pour ne pas donner du chagrin et déplaire à son auguste épouse, abandonna ce projet". Nicht unwahrscheinlich ist es dass bei Maria Louise von Seiten ihres Hofstaates allerhand Mittel angewendet wurden um den harmlosen Beauharnais durch einen Mann von Narbonne's Geist und Gewandtheit nicht ersetzen zu lassen. Damit Narbonne nicht leer ausgehe, nahm ihn Napoleon in die Reihe seiner Flügel-Adjutanten auf.

110. S. 207. D. a. Journal de Compiègne zum 19. September 1811.

111. S. 208. . . . „un signe de ses deux doigts que le peuple n'applique dans ses grossières dérisions qu'aux époux crédules et trompés". Fouché II. S. 47.

112. S. 209. Mme Durand S. 114. — Der Herzogin von Abrantes bietet dieser Umstand wieder einen willkommenen Anlass die Kaiserin Maria Louise in möglichst unvortheilhaftem Lichte erscheinen zu lassen. Sie erzählt mit behaglicher Breite IX. S. 358 wie die hohen Federn des Kopfputzes der Kaiserin das Kind erschreckten; wenn sie das Kind zu sich ins Zimmer bringen ließ, „elle avait avec elle un ouvrage de tapisserie auquel elle travaillait par manière de contenance, en regardant le petit roi par intervalles et lui disant en remuant la tête: Bonjour, bonjour! Elle le prenait quelquefois . . . le caressait, ensuite elle le remettait à la nourrice . . Et que croyez-vous qu'elle faisait après? . . elle lisait les journaux". . .

113. S. 210. Lesenswerth in dieser Hinsicht ist ein Schreiben von Mad. Vergennes-Rémusat das Aubenas in seiner „Histoire de l'Impératrice Joséphine" II. S. 517—521 abgedruckt hat: „Ici au milieu de la joie que cause cette grossesse, à l'époque de la naissance d'un enfant attendu avec tant d'impatience, au bruit des fêtes qui suivront cet événement, que feriez-vous, Madame? . . . Peu à peu votre situation deviendrait si pénible qu'un éloignement complet parviendrait seul à remettre tout en ordre". Sie räth der Ex-Kaiserin nach Mailand zu gehen wo sie die aufmerksame Zärtlichkeit eines liebenden Sohnes erwarte, nach Florenz

und Rom wo sie für ihren gebildeten Geschmack so hohe Genüße fände, überhaupt nach Italien wo ihr auf jedem Schritte Erinnerungen an den Siegeslauf und frühen Ruhm ihres Gemahls aufstoßen würden 2c.

114. S. 212. Méneval I. S. 323.

115. S. 212. Bericht Schwarzenberg's vom 16. März (Nr. 6 vom Jahre 1812 K): „Votre Excellence connoît trop bien le caractère français pour ne pas approuver le raisonnement de Mr. de Bassano“.

116. S. 214. Metternich, durch eine „katarrhalische Affection“ an sein Zimmer gebannt, erstattete am 25. März 1812 dem Kaiser schriftlichen Vortrag der mit folgendem Allerhöchsten Bescheide an ihn zurückgelangte:

> „Sie werden zu mir kommen wenn sie es können ohne ihrer Gesundheit zu schaden. Den Brief an meine Gemahlinn werde ich abgeben, weil meine Tochter in meinem schreibt niemandem etwas von der entrevue und ihrer Reise zu sagen. Franz m. p.“

117. S. 214. Das in die Zwischenzeit fallende Handschreiben Napoleon's an Kaiser Franz v. 3. April (Corr. XXIII. S. 358 Nr. 18633) enthält nur allgemeine Sympathie- und Freundschafts-Betheuerungen und erwähnt von der Dresdener Reise nichts.

118. S. 216. Man vgl. mit der Darstellung Méneval's I. S. 365—367 jene bei Mme Durand S. 136—140 und Las Cases II. S. 363 welche beide letzteren die Kaiserin von Österreich auf die Stufe einer Krämersfrau herabziehen; die Diamanten, mit denen Maria Louise „buchstäblich übersäet“ war, hätten die Scheelsucht ihrer Stiefmutter, die gleichfalls allen möglichen Schmuck und Tand aus Wien mitgebracht, gar sehr erregt: „aussi assistait-elle presque tous les matins à la toilette de M. L., elle furetait partout, dans ses dentelles, ses rubans, ses étoffes, ses châles, ses bijoux etc.; enfin elle n'en sortait jamais les mains vides“. Die Durand und das „Mémorial de Ste-Hélène“ erzählen das fast mit denselben Worten, was für uns von Wichtigkeit wäre wenn das letztere vor den Memoiren der erstern erschienen wäre. Da aber das Verhältnis umgekehrt war, folglich das „Mémorial“ die Memoiren ausgeschrieben hat, so können derlei Dinge für uns nur den Werth gewöhnlichen Hoftratsches haben, wie z. B. weiter, dass Maria Ludovica ihrer Tochter das ewige Zusammensitzen mit ihrem Gemahl ausreden wollen; dass Kaiser Franz von Langeweile geplagt vom frühen Morgen bis zum Abend alle Boutiquen in Dresden abgelaufen; dass er seinen Schwiegersohn bei der ersten Begegnung mit der freudigen Mittheilung überraschen wollen: „die Buonaparte seien, wie er sich durch Einsicht in die betreffenden Urkunden überzeugt habe, in Treviso souverain gewesen“, worauf aber Napoleon keinen Werth gelegt: „sein Adel stamme von Marengo“; Kaiser Franz indessen habe sich's nicht nehmen lassen und sei von Napoleon gleich zu seiner Tochter gelaufen und habe sie mit derselben Mittheilung erfreut u. dgl. m.

119. S. 220. Wr. Ztg. Nr. 48 v. 13. Juni 1812 S. 192: Die Fürsten Karl Auersperg und Kinsky, die Grafen Neipperg, Karl Clary, Christian

Clam-Gallas, Clam-Martinic, Max Wallis, Joseph Trauttmansdorff, Hieronymus Lützow, Nicolaus Paar, Johann Nostic und Georg Sylva-Tarouca. Fürst Kinsky und Graf Trauttmansdorff erscheinen (ebenda Nr. 40 v. 16. Mai) auch unter jenen Persönlichkeiten die das Gefolge des Kaisers Franz in Dresden bildeten, nicht aber Graf Neipperg, daher die Erzählung Ménevals I. S. 369 von einem Zusammentreffen Maria Louisens mit diesem in Dresden eben so unrichtig sein dürfte als es dessen Behauptung ist, jene Begegnung sei überhaupt die erste dieser beiden Persönlichkeiten gewesen.

120. S. 220. „On commençait toujours par l'aimer et l'on finissait par l'aimer davantage". Bausset II. S. 65 f.

121. S. 220. Bausset zum 12. Juni: „Visite à la bibliothèque impériale, à l'école de dessin et au musée des machines. Les professeurs de physique tentent quelques expériences qui ne réussissent pas. Les professeurs de chimie ne sont pas plus heureux". In der Prager Ztg. vom 15. Juni dagegen war in geziemender Weise zu lesen: „den 12. N. M. geruhten &c. das technische Institut zu besuchen . . . und die vorgenommenen chemischen Experimente mit der a. h. Zufriedenheit zu würdigen". Professor der Chemie am technischen Institute war damals C. A. Neumann, Adjunct Joseph von Freyßmuth; die Mechanik und Hydraulik vertrat der berühmte Joseph Ritter v. Gerstner.

122. S. 222. Corr. Nap. XXIV. S. 19140 S. 178.

123. S. 223. Bausset II. S. 71—77; was aus dem Bilde nach dem Rückmarsch aus Moskau geworden weiss der Verfasser nicht anzugeben.

124. S. 225. Bericht des k. k. Botschafts-Secretärs Lefevre-Rechtenburg aus Paris 9. August 1812 (Nr. 32 A).

125. S. 230. Wien den 4. November 1812: „Nous nous flattons que vos premiers rapports renfermeront des détails sur l'événement du 23. Il nous seroit difficile de lui accorder une autre valeur que celle d'une trame échouée dans le moment même de son exécution, mais il n'est pas moins vraisemblable qu'il aura causé beaucoup de rumeur dans Paris, et que par conséquent l'Impératrice pourra en avoir conçu de l'inquiétude. C'est surtout sur celle-ci que l'Empereur désire être rassuré, et c'est ce désir que Vous exprimerez à Mad. la Duchesse de Montebello". Siehe auch den sehr interessanten Stimmungsbericht Rechtenburg's aus Paris vom 23. November 1812 (Nr. 52 B). Über die besonnene Haltung Maria Louisens sind alle Memoiristen einig, selbst Mme Junot; letztere freilich mit einer ganz eigenen Auffassung. „Maria Louise sei muthig gewesen", meint die Schwätzerin, „weil sie zu blöd war um die Gefahr zu ahnen in der sie und ihr Kind schwebten. Was könne ihr geschehen, habe Maria Louise gedacht, ihr, der Tochter des Kaisers von Österreich! Mit Recht habe ihr darum Cambacérès den Text gelesen. Ma foi, Madame, Votre Majesté est bien heureuse de voir les événemens d'un oeil aussi philosophique", so läfst die Abrantes X. S. 239 f. den so behut-

samen und ehrfurchtsvollen Erzkanzler, nachdem schon alles vorbei war, sarkastisch zu seiner Monarchin sprechen; „car Elle sait sans doute que le projet du général Malet était de remettre le roi de Rome à la pitié publique, c'est-à-dire aux enfans trouvés, et quant à Votre Majesté, on devait décider la chose plus tard". Es fehlt nur noch die Beigabe: Maria Louise sei über diese Eröffnung erblasst und in Ohnmacht gefallen, wie dies die edle Herzogin S. 210 buchstäblich von Savary erzählt als derselbe aus Lahorie's Munde den Tod des Kaisers vernommen. — In den Memoiren Savary's VI. S. 43 wird der Kriegs-Minister Clarke beschuldigt den Hof in Saint-Cloud unnöthigerweise in Aufregung gebracht zu haben: „Le ministre de la guerre fit grand bruit, envoya la garde à cheval à Saint-Cloud, sous prétexte que le parti de Mallet voulait enlever le fils de l'empereur, tandis que Mallet et ses complices étaient déjà arrêtés" ꝛc. Die Herzoge von Feltre und Rovigo waren Feinde. Clarke konnte kaum im ersten Augenblicke wissen dass mit der Festnahme Malet's Lahorie's ꝛc. auch schon alles abgethan sei, und wir erlauben uns daran zu zweifeln ob der vorsichtige Savary, wenn er Kriegs-Minister gewesen wäre, anders gehandelt haben würde. — Gegen die allgemeine Annahme, das Unternehmen Malet's sei nichts als der abenteuerliche Handstreich eines einzelnen halb verrückten Waghalses gewesen, stellen die Memoiren Fouché's II. S. 136—144 eine verschiedene Meinung auf. „La conspiration de Malet n'a pas été comprise", heisst es daselbst; „Malet n'était pas un fou, c'était un audacieux". Die ganze Verschwörung sei nicht im Kopfe Malet's allein gewesen, es habe sich vielmehr darum gehandelt alle anti-buonapartistischen Parteien, sowohl Republicaner als Royalisten, für den einen Zweck zu einigen; von 130 Senatoren würden nahezu 60 der Umwälzung beigetreten sein; es sei schon für eine provisorische Regierung gesorgt gewesen, in welcher Mathieu de Montmorency, Alexis de Noailles, General Moreau, Graf Frochot und Talleyrand hätten fungiren, Fouché den abwesenden Moreau ersetzen sollen ꝛc. Die Memoiren knüpfen daran die Behauptung, das Unternehmen Malet's würde sich ganz anders entwickelt haben, wenn man Savary ꝛc. getödtet hätte anstatt sie blos gefangen zu nehmen.

126. S. 232. Wir haben uns im Texte an die Erzählung der Mad. Durand S. 156 gehalten, von welcher der österr. Botschaftsbericht vom 19. December (Nr. 59 C vom 28. December Beil.) etwas abweicht: „Il est cependant très sûr que Sa Majesté fut extrêmement saisie de l'arrivée de l'Empereur qui s'étoit fait annoncer chez elle comme un courier ayant ordre de lui remettre une lettre en mains propres". Mme Junot X. S. 252 bleibt sich auch hier consequent wenn sie von Maria Louise bei dem Wiedersehen mit deren Gemahl sagt: „Son coeur fut muet sous la main qui le pressait. Il demeura insensible. Et pourtant, à la honte de l'humanité et de notre sexe, ce coeur devait parler un jour"! In der That, die Memoiren dieses boshaften Weibes tragen vielleicht allein Schuld wenn nachmals den Franzosen das Bild Maria Louisens ein antipathisches wurde, das ihnen doch, und mit vollem Recht, Jahre lang nachdem dieselbe

aus Frankreich geschieden in jeder Hinsicht ein sympathisches gewesen war. — Auf den Tag nach Napoleon's Ankunft bezieht sich die folgende kleine Mittheilung des o. a. Botschaftsberichtes: „L'Empereur s'est montré aujourd'hui à plusieurs réprises aux croisées du Palais des Tuileries au peuple amassé dans le jardin. Il n'y eut d'abord pas la moindre acclamation, Sa Majesté ouvrit enfin la fenêtre et salua, alors des vive Napoléon se firent entendre".

127. S. 234. „Tous les yeux sont fixé sur l'Autriche", schrieb Floret etwa im Juni 1813 aus Paris; „c'est d'elle qu'on attend le salut; les hommes sans prévention bénissent ses généraux efforts".

128. S. 235. Bericht des Staatskanzleirathes Wacken an den Grafen Metternich, Paris 3. Jänner 1813. Der Bericht läuft am Faden der Aufzeichnungen fort, die sich Bubna unmittelbar nach der Audienz gemacht hatte: „Il n'a omis de ce que l'Empereur lui a dit, que quelques personalités qui ne pouvoient entrer convenablement dans un Rapport officiel et qu'il se réserve de faire connoître à V. E. soit dans sa lettre particulière soit lorsqu'il aura l'honneur de revoir V. E"... Bubna's Ruf als Diplomat gewann von diesem Zwischengespräche einen neuen Glanz. „Sous une apparence simple et commune, il était certainement le diplomate le plus adroit et le plus consommé du Cabinet de Vienne"; Bausset II. S. 167. Wacken kann nicht Worte finden um Metternich wegen der Wahl Bubna's, der sich zudem der besondern Neigung des Kaisers Napoleon erfreue, Glück zu wünschen: „La Besnardière qui s'est pressé d'aller se faire un mérite chez l'Empereur en annonçant le premier l'arrivée du G^al^ est revenu tout chaudement lui dire d'aller chez l'Emp. Pendant que le G^al^ s'habillait, le Chef de division n'a fait que me parler de l'alliance de 1756. J'en reviens à croire que le Comte Bubna étoit très propre pour donner ce coup de collier" etc.

129. S. 237. Es ist bezeichnend wie die Junot und wie die Durand dieser Geschichte gegenüber, die sie beide erzählen, sich verhalten. Der erstern, Mémoires XI. S. 125—127, ist es eine Herzensfreude von Maria Louisen etwas vorzubringen was wie albern aussieht; sie wolle nicht verbürgen dass die Geschichte wahr, vielleicht sei sie nichts „qu'un prêt"; allein, setzt sie höhnisch hinzu, „en tout cas on ne prête qu'aux riches, ainsi que le dit un vulgaire proverbe"... Die Durand dagegen die überall ihre einstige Herrin in Schutz nimmt meint S. 296, „die Anekdote sei weder wahr noch wahrscheinlich". Nun dass sie buchstäblich wahr sei, wollen auch wir nicht behaupten; allein geradezu unwahrscheinlich ist sie wohl nicht. Maria Louise mochte immerhin, wie ihre erste Dame versichert, das Französische „wie die gebildetste Pariserin" gesprochen und geschrieben haben, ein Ausdruck wie „ganache" konnte ihr nichts desto weniger unbekannt geblieben sein. Dagegen erzählt dieselbe Schriftstellerin S. 296 f. eine andere Scene, von der wir, obgleich sie ihrem Charakter nach hieher gehörte, in unserem Texte deshalb keinen Gebrauch machen konnten weil wir uns den Anlass nicht recht erklären können. Napoleon habe seiner Gemahlin mitgetheilt ihr

Vater wolle sich „einiger Städte“ bemächtigten: „Tu vois bien que ton père est un voleur parcequ'il s'approprie ce qui ne lui appartient pas“; worauf Maria Louise: „„Cela est vrai; mais toi, tu voles des royaumes, et mon père ne prend que quelques terres““; Napoleon habe gelacht und die Anwesenden gefragt ob es wohl erlaubt sei dass eine Frau die Achtung vor ihrem Manne so weit vergesse ihn einen Dieb zu nennen. . . Wann soll sich nun aber, so erlauben wir uns zu fragen, dies zugetragen haben? Vor der Kriegserklärung an Frankreich gewiss nicht; nach derselben aber handelte es sich dem Kaiser Franz wohl um etwas anderes als um die Wegnahme von „quelques terres“ oder „villes“!

130. S. 238. Corr. XXIV. Nr. 19511 S. 449 f. Man vgl. die aus diesem Briefe in unsern Text aufgenommene Stelle: „aussitôt que la bonne saison arrivera, je chasserai les Russes plus vite qu'ils ne sont venus“, mit jenem in dem Schreiben Maria Louisens vom 18. März 1813: „Man glaubt hier daß nach dem Monathe May die Rußen sich schneller zurückziehen werden als sie vorgerückt sind“.

131. S. 239. „Vous le connoissez“, hatte Napoleon bei einer frühern Gelegenheit, 5. April 1811, zu Schwarzenberg geäußert, „c'est un homme qui se croit toujours malade, il est douillet, la moindre des choses qui le gêne un peu, c'est fini, il n'est plus bon à rien“.

132. S. 241. „On assure que l'idée de cette mesure étoit venu à l'empereur immédiatement après qu'il eût reçu les premières nouvelles de l'entreprise de Malet et que dès lors les ordres en conséquence avoient été expédiés du quartier général, mais que le courrier porteur de ces ordres ayant éte intercepté, on n'avoit eu des intentions de S. M. à cet égard que quelques notions vagues par des dépêches subséquentes“. Österr. Botschafts-Tagebuch zum 20. December 1812 (Rapport Nr. 59 C v. 28. December).

133. S. 243. „Ordre de Service“, Saint-Cloud am 14. April 1813, abgedruckt bei Méneval a. a. O. S. 399—406.

134. S. 249. Botschaftsbericht Floret's an Metternich 10. Mai 1813 Nr. 16 C: „Il me seroit impossible de rendre avec toutes les nuances cet entretien dans lequel j'ai eu à admirer autant la bonté touchante du caractère de S. M. que son esprit droit, et la justesse qu'Elle a mise dans le développement de Ses idées“.

135. S. 249. „Toutes les fois qu'elle parlait elle entraînait; ses succès en France furent son ouvrage, car je le déclare sur l'honneur: dans aucune occasion l'administration n'employa des moyens particuliers pour la faire accueillir du public“; Savary V. S. 221 f. An einer andern Stelle VI. S. 80: „On fût généralement satisfait de voir l'impératrice Marie-Louise revêtue de cette autorité; on la savait bonne et sensible, on l'aimait et on l'estimait beaucoup; il ne revenait que de bonnes choses pour tout ce qui avait des rapports avec son intérieur, et on pouvait avec raison dire qu'elle avait conquise l'estime de la nation qui avait beaucoup de bienveillance pour elle. Cela provenait

de ce que dans toutes les occasions où elle devait paraître, elle ne se montrait jamais qu'accompagnée de tout ce que la plus rigoureuse bienséance exigeait". Und wieder VI. S. 126 f.: „Elle ne faisait de frais pour conquérir; elle était simple et naturelle; elle recevait tout ce qui cherchait à se rapprocher d'elle, mais n'aurait jamais fait quoi que ce fût pour attirer ceux qui n'y étaient pas portés naturellement; elle n'était l'objet que du plus profond respect et de l'admiration générale".

136. S. 250. Siehe z. B. Corresp. Nap. XXV. Nr. 20085 S. 359 f. aus Neumarkt 4. Juni: „Vous recevrez ci-joint un décret que j'ai pris pour élever un monument sur le mont Cenis. Vous ferez mettre ce décret au Moniteur"; folgt der volle Wortlaut des Decrets in zwei Artikeln. Die darauf folgende Nr. 20086 vom gleichen Datum betrifft die Abfassung von Trauerreden für Bessières und Duroc von denen der eine bei Lützen, der andere bei Bautzen seinen Heldentod gefunden; „il faudrait faire des ouvrages soignés, et qui fussent terminés dans deux mois"; Maria Louise könnte etwa „en dire deux mots" dem Großmeister der Universität der ihr die Individuen bezeichnen würde ꝛc.

137. S. 252. Corr. XXV. Nr. 20093 und 20094.

138. S. 254. Ebenda Nr. 20018 S. 301 Dresden.

139. S. 255. „On sait que l'Empereur a pris de l'humeur des lettres des hommes du Gouvernement qui ne cessent de parler avec chaleur pour la paix et qu'il a montré son mécontentement de ce qu'on s'en occupe tant dans le public. Il doit avoir écrit à l'Archichancelier: Dites à Savary qu'il s'en aille se faire f*** avec ses conseils de paix, je n'en ai pas besoin; je sais moi-même ce que j'ai à faire". Floret an Metternich, Paris 9. Juli 1813.

140. S. 255. Siehe den Botschaftsbericht Floret's vom 24. Mai 1813 (Rapp. Nr. 17 B) über den Empfang des diplomatischen Corps in Saint-Cloud am 16. Die Kaiserin fragte ihn um Neuigkeiten aus Wien deren sie so lange Zeit beraubt sei; „‚mais je n'ose pas', ajouta-t-elle, ‚leur faire un reproche de ce qu'ils n'écrivent pas, parceque je le méríterois un peu moi-même'. Je fais mention de ce fait", bemerkt Floret, „parcequ'il a donné lieu à un des fagots les plus ridicules qui, quelques jours après, fut répandu dans toutes les sociétés de Paris, et auquel les badauds de toutes les classes ont ajouté implicitement foi. On prétend que l'Impératrice en pleine audience m'a tenu un sermon politique dans le genre de ceux que nous avons vu tenir l'Empereur dans des occasions pareilles: elle doit m'avoir parlé de son mécontentement de notre conduite, et m'avoir exhorté à être vrai dans mes rapports, pour qu'on ne se trompe pas sur le dévouement de la nation française à l'Empereur ni sur les moyens immenses dont il dispose, et qu'on pouvoit être certain qu'il seroit bientôt à Vienne si une brouillerie devoit avoir lieu avec l'Autriche. Ce fagot a gagné tant de crédit que des membres du Corps diplomatique qui étoient un peu éloignés de moi,

sont venus me demander s'il étoit bien vrai que l'Impératrice m'eût dit cela?"

140b. S. 261. Hieher gehört u. a. das Schreiben des Erzherzogs Franz Este aus Cagliari 25. März 1811 an den Grafen Münster den er nicht persönlich, sondern nur aus den Anempfehlungen Nugent's kannte. „Actuellement les cironstances paroissent se combiner avec mes voeux", heißt es an einer Stelle. Hormayr Lebensbilder II. S. 174 (158).

141. S. 262. Méneval II. S. 9—11, Corr. XXV. Nr. 20276 und 20277 an Kellermann in Mainz und 20293 an Cambacérès in Paris 16. bis 22. Juli. Den letztern instruirte Napoleon: wann die Kaiserin abreisen, welche Personen ihres Hofstaates, wie viel Wagen, welches Gepäck sie mitnehmen solle — „il sera pourtant inutile qu'on apporte le service de vermeil" —, wo sie ihr Nachtlager zu halten, an welchem Tage sie in Mainz einzutreffen habe. Dem General Kellermann trug er auf, seine, des Kaisers, Wohnung („ma maison") in Mainz herrichten zu lassen und theilte ihm im Vertrauen die Mit-Ankunft der Kaiserin mit: „Je vous confie, pour vous seul, que l'Impératrice se rendra le 23 ou le 24 à Mayence et que peut-être irai-je l'y voir. Je désire que cela ne se sache pas d'avance". Im Gefolge der Kaiserin befanden sich Aldobrandini, Caffarelli, Beauharnais, Cussy und Méneval, die Kammerherren Vaulgrennand und Cornelissen, dann von Damen: die Herzogin von Montebello, die Gräfin Lauriston, Mme Talhouet.

142. S. 263. Stramberg Coblenz II. S. 688.

143. S. 264. Corresp. Nap. XXVI. S. 1 f. Nr. 20325 Mainz 1. August 1813 vgl. mit Méneval II. S. 13, wo sich ein in derselben Angelegenheit an den Fürst-Erzkanzler gerichtetes Schreiben aus Dresden 7. August, in der Corresp. Nap. nicht abgedruckt, findet.

144. S. 267. So schrieb z. B. Napoleon am 11. September aus Breitenau an Maret bezüglich der Zeitungsnachrichten vom Kriegsschauplatze (Corresp. XXVI. S. 185 Nr. 20539): „Adoucissez le plus possible et évitez qu'il y ait rien de personnel, ni contre l'empereur ni contre Metternich. Ne vous servez jamais de termes de cour et de maison, mais dites le cabinet".

145. S. 267. Corresp. Nap. XXVI. S. 142 Nr. 20476.

146. S. 267. Wortlaut bei Méneval II. S. 21 f.

147. S. 268. Das Papier auf dem der Brief geschrieben, hat ein doppeltes Wasserzeichen, auf dem ersten Quart-Blatte den kaiserlichen Doppeladler mit der Umschrift: „Concordia juncta", auf dem zweiten das Brustbild von „Marie Louise Impératrice Régente".

148. S. 269. Gentz schrieb über diese Rede: „Eine Stelle derselben: ‚Je connais mieux que personne ce que nos peuples auraient à redouter s'ils se laissaient jamais vaincre' ist von einer so schwarzen Perfidie daß man es ewig bejammern muß daß eine österreichische Prinzessin sich verleiten ließ sie auszusprechen. Den Verfasser dieser Schrift schlöße ich vom

allgemeinen Frieden aus und verlangte in einem geheimen Artikel zum wenigsten seine Deportation nach Cayenne, welches ich blos deshalb den Franzosen zurückgeben möchte". Mendelssohn-Bartholdy Briefe von Gentz an Pilat I. Bd. S. 86.

149. S. 270. Wortlaut bei Méneval II. S. 24 f.; und aus dieser Quelle, jedoch mit Weglassung des Schlußsatzes: „Cette lettre n'étant à autre fin, je prie Dieu qu'il vous ait en sa sainte et digne garde", in Corresp. Nap. XXVI. S. 392 Nr. 20844.

150. S. 270. Nur das eine geschah, wenn wir den s. g. Memoiren Constant's V. S. 34 trauen dürfen, daſs das Bildnis des Kaisers Franz aus dem Zimmer Maria Louisens entfernt wurde; „il fut, je pense, mis en pénitence dans quelque endroit caché".

151. S. 273. Savary, der VI. S. 301—303 diesen Auftritt beschreibt, fügt bei: „J'avais l'honneur d'être chez lui ce soir-là, il m'accabla de tristesse, parce qu'il me fit l'effet de quelqu'un qui fait un dernier adieu". Der Bourbonist Lehodey de Saultchevreuil Histoire de la Régence etc. S. 13 bemerkt über die Scene im Marschall-Saale boshaft: „Ce petit drama fut bien joué; le principale acteur fut pathétique, il avait bien saisi les leçons de Talma".

152. S. 274. In der Corresp. Nap. findet sich kein Schreiben Napoleon's an Josephinen vom 8. Februar oder einem der unmittelbar vorhergehenden Tage, wohl aber XXVII S. 137 Nr. 21216 ein paar Zeilen an „König Joseph", dem er aufträgt einen inliegenden Brief unmittelbar in die Hände der Kaiserin Josephine gelangen zu lassen.

153. S. 276. Corresp. Nap. XXVII. Nr. 21210 S. 131—133.

154. S. 277. Ebenda Nr. 21344 S. 224—227.

155. S. 277. Ebenda Nr. 21325 S. 212: „Mon officier d'ordonnance Mortemart vous accompagnera; mais ce sera vous qui parlerez. Ensuite on les portera aux Invalides".

156. S. 277. Ebenda Nr. 21328 S. 213—215. Für das an die Stadt Orleans zu richtende Schreiben theilt Napoleon zugleich mit, in welchen Ausdrücken es beiläufig abzufassen wäre.

157. S. 279. Ebenda Nr. 21467 S. 305, Soissons 12. März 1814.

158. S. 281. Ebenda Nr. 21497 S. 323.

159. S. 282. Lehodey S. 29: „Les jeunes gens n'avaient jamais vu les Bourbons; ils en avaient entendu parler par leurs parents; mais Marie-Louise était présente. Déjà elle exerçait le pouvoir suprême et offrait une garantie tranquillisante sur l'avenir, comme fille des Césars et mère du Roi de Rome".

160. S. 284. M[me] Durand S. 177.

161. S. 285. „Le bon jugement de cette princesse", bemerkt Savary der VI. S. 356—359 diesen Zwischenfall berichtet, „lui avait fait saisir sur-le-champ les conséquences fâcheuses que pouvait avoir cet incident, et elle ne se faisait point illusion, tout en ayant l'air de se laisser persuader de ce qu'on lui disait pour la rassurer".

162. S. 285. Méneval II. S. 37 erhielt an diesem Tage ein paar Zeilen von der Kaiserin worin sie u. a. schrieb: „Il parait que nos affaires vont si mal du côté du duc de Raguse que nous pourrions fort bien avoir une visite sous très-peu de jours. Quelle terrible perspective“!

163. S. 287. Méneval II. S. 49 f. der bei diesem Auftritte Zeuge gewesen zu sein versichert.

164. S. 287. Mémoires de la reine Hortense etc. Par M[lle] Cochelot I. S. 220 vgl. mit S. 221 u. 227.

165. S. 288. „Cette recommandation ne fut exécutée qu'en partie; beaucoup de pièces importantes, qui auraient dû être détruites, furent trouvées par le gouvernement de la restauration.“ Méneval II. S. 51.

166. S. 290. Bausset II. S. 215: „Il y avait cependant un beau côté dans cette physiognomie des moeurs de la cour: c'était le soin pur et désintéressé que l'on prenait d'épargner à l'Impératrice les nouvelles affligeantes . . . Les rangs se serraient et formaient autour de l'Impératrice et de son fils une réunion de personnes animées du dévouement le plus honorable et le plus désintéressé“. — Auf der Reise saß Bausset in einem Wagen mit Seyssel, Cussy und Haussonville. Von Palast-Damen fuhren mit der Kaiserin die Brignole, Castiglione, Montalivet, von Ärzten Corvisart und Bourdois.

167. S. 292. . . . „qui regardoient sans doute l'exercice de leurs fonctions paisibles comme peu compatible avec le tumulte des armes, et le secours de leurs conseils comme surabondant“. La Régence à Blois etc. (Fabry) S. 11, und daraus, mit Ausnahme der ersten vier bis fünf Worte, buchstäblich eben so bei M[me] Durand S. 189.

168. S. 293. Bourrienne Mémoires X. S. 120 f. An einer hochklingenden Phrase durfte es in keinem solchen Schriftstück fehlen, und so hieß es auch hier: „Le Français s'est toujours montré courageux et grand dans l'adversité; qu'il développe encore ce caractère, bientôt elle sera surmontée“.

169. S. 293. Fabry a. a. O. S. 13.

170. S. 205. Abgedruckt bei Lehodey S. 142—147.

171. S. 298. „On retarda . . . la publication jusqu'au 7, et l'on y laissa la date du 3; par ce moyen on se conciliait la bienveillance du Gouvernement provisoire, en retardant d'autant les effets qu'elle aurait pu produire, et l'on se mettait, par la date supposée, à l'abri des reproches du fougueux Napoléon“. Lehodey S. 149. Auch Bausset II. S. 220 ist so aufrichtig hinsichtlich der Proclamation zu gestehen: „Nous dûmes la considérer comme un acquit de conscience, utile en cas de succès, et sans importance en cas de danger“. Abgedruckt findet sich die Proclamation bei Lehodey S. 148 f. Colau S. 130 f. u. a. Die Gegenzeichnung gab Montalivet, „faisant fonctions de secrétaire de la régence“. Bourrienne X. S. 122—124 macht folgende interessante

Mittheilung: Im ursprünglichen Entwurfe des Aufrufes habe es gelautet: „Vous écouterez la voix d'une princesse qui fut remise à votre foi, qui fait toute sa gloire d'être Française, d'être associée aux destinées du Souverain que vous avez librement choisi", Maria Louise aber habe als ihr der Entwurf vorgelegt wurde das „fut" ausgestrichen und durch „s'est" ersetzt; „d'où il résultait", fügt der Berichterstatter hinzu, „qu'elle s'était remise elle-même à la bonne foi de la France".

172. S. 300. Mme Durand S. 189—191; denn daſs unter „Mme D***" niemand anderer als die Memoiristin selbst zu verstehen sei, dürfte sich kaum bezweifeln lassen.

173. S. 300. „Pendant les huit jours qu'elle passa à Blois, son visage fut continuellement baigné de larmes", Savary VII. S. 165.

174. S. 301. Nach der eigenen Erzählung des Obersten bei Savary VII. S. 165 f. Nur gegen die Worte, die Gallois der Regentin in den Mund legt als sie von ihm die Thronentsetzung des Kaisers erfuhr, möchten wir uns einen Zweifel erlauben. Maria Louise soll gesagt haben: „Mon père ne le souffrirait pas, il m'a répété vingt fois quand il m'a mise sur le trône de France qu'il m'y soutiendrait toujours, et mon père est un honnête homme". Der im Jahre 1809 bis zur Ohnmacht gedemüthigte Kaiser Franz hätte, da er seine Tochter an den allmächtigen und wie es damals schien unbesiegbaren Napoleon verheiratete, ihr seinen Schutz versprochen?! ... Maria Louise dürfte dem Obersten nichts anderes gesagt haben als was sie in denselben Tagen zu Savary (a. a. O. S. 166) gesprochen: „Ceux qui étaient d'opinion que je restasse à Paris avaient bien raison, les soldats de mon père ne m'en auraient peut-être pas chassée. Que dois-je penser en voyant qu'il souffre tout cela?"

175. S. 302. Méneval II. S. 69 behauptet zwar: „il est faux qu'aucun d'eux" (Joseph und Jerôme) „ait eu recours à la menace". Allein s. dagegen die eigenen Worte Maria Louisens bei Bausset II. S. 220—224: „man wolle sie nöthigen augenblicklich Blois zu verlassen; man drohe ihr sie, wenn sie nicht gutwillig folge, sammt dem Prinzen gegen ihren Willen in den Wagen zu heben; sie aber wolle keinen Schritt thun ohne den Willen des Kaisers ihres Gemahls zu erfahren". Übrigens wenn ihr nicht gedroht worden wäre sondern alles sich auf blose Vorstellungen beschränkt hätte — „le roi Jérôme mit plus de vivacité dans l'explication des motives" rc. —, wozu hatte Maria Louise nöthig den Beistand ihrer Officiere anzurufen?! Auch in dem Punkte können wir uns mit Méneval nicht einverstanden erklären wenn er meint, das Motiv der beiden Könige sei kein anderes gewesen als den ausdrücklichen Willen des Kaisers, seine Gemahlin und seinen Sohn unter keinen Umständen in die Hände des Feindes fallen zu lassen, in Vollzug zu setzen. Hatte doch Mme Durand unmittelbar aus Paris kommend noch am Tage zuvor die Versicherung gebracht, die Straße nach Blois sei frei, also nicht vom Feinde bedroht!

176. S. 303. „L'idée effrayante que l'on s'était faite ... de ces hordes asiatiques ne permettoit pas de croire que l'on pût être cosaque

sans porter une grande barbe, cependant l'hetman Platov n'en porte pas". Colau S. 134 Anm.

177. S. 304. Wie sich sogleich zeigen wird existiren vom Datum des 8. April zwei Briefe Maria Louisens an ihren Vater. Das stimmt auch mit der Angabe Méneval's II. S. 66: „Le 8, M. M. de Saint-Aulaire et Bausset partirent chargés de nouvelles lettres de l'impératrice pour l'empereur d'Autriche". Da nun der Überbringer des einen, wie Maria Louise ausdrücklich erwähnt, Bausset war, so muß der des andern Saint-Aulaire gewesen sein, und es kann sich daher nur fragen welcher von beiden Briefen früher abgeschickt worden. Wir haben uns für den Saint-Aulaire's darum entschieden, weil darin von dem Eintreffen Saint-Aignan's und Suvalov's so wie von der für „morgen" den 9. April bestimmten Abreise von Blois noch keine Rede ist, wohl aber von dem Gerüchte des drohenden Anrückens einer russischen Abtheilung.

178. S. 306. Méneval, nachdem er II. S. 67 f. die von der Kaiserin vertheilten Gagen- Sold- und Gratifications-Beträge erwähnt, fügt die bittere Bemerkung bei: „Après cette distribution, la seule indemnité qu'on pouvait offrir à des gens denués de toute protection et de tout avenir, chacun s'éloigna et alla chercher fortune ailleurs. Ainsi fut dissoute et dispersée en quelques heures cette maison impériale, dont l'organisation était citée comme modèle". Ähnlich heißt es bei Mme Durand S. 225: „Tout le monde ayant pris des passeports d'une main et de l'argent de l'autre, les plus zélés se hâtèrent d'envoyer leur adhésion aux actes du gouvernement provisoire". Siehe auch Lehodey S. 154 f. und Bausset II. S. 225.

179. S. 308. Vortrag Metternich's an Kaiser Franz aus Paris 11. April 1814 2 Uhr morgens, worin er aus der mündlichen Mittheilung Saint-Aulaire's berichtet: Maria Louise habe ein in Chiffern abgefaßtes Schreiben ihres Gemahls erhalten worin ihr dieser eröffnet habe, „er seye verloren, seine Stunde habe geschlagen, er wolle sie nicht in sein Unglück verflechten; sie solle sich ganz in die Arme Ew. Majestät werfen; er werde nie die Insel Elba erreichen" &c. „St. Aulaire setzte hinzu", berichtet Metternich weiter, „dieser Brief sey in einem so mistischen Tone geschrieben als habe der Kaiser entweder die Überzeugung man werde ihn tödten, oder als seye er entschloßen irgend einen Gewaltstreich gegen sich auszuüben. Dieses letztern", fügt Metternich bei, „ist er nicht fähig".

180. S. 309. Wir dürfen dies nach der folgenden Stelle bei Méneval II. S. 71 schließen wo von dem Erscheinen Suvalov's in Blois die Rede ist: „Dès ce moment, toute faculté de se réunir à l'empereur fut interdite à l'impératrice. Quelque illusion qu'elle voulût conserver à cet égard, la séparation des deux époux était arrêtée".

181. S. 311. Nur Savary VI. S. 169 behauptet das Gegentheil: „On savait cependant tout ce qui avait eu lieu à Paris".

182. S. 311. Mme Durand S. 213 f. Wenn dieselbe aber weiter erzählt, M. de M . . . . und Mme D. hätten der Kaiserin gerathen

sich an die Spitze der Truppen zu stellen und sich auf diese Weise den Weg zum Kaiser nach Fontainebleau zu bahnen, so konnten wir uns nicht entschließen diese Behauptung in unseren Text aufzunehmen. Die „Mme D." wäre offenbar sie selbst, und ihr könnte man allenfalls einen so abenteuerlichen Vorschlag zutrauen. Aber sollte etwa mit dem „M. de M. . . . ." der discrete und vorsichtige Méneval gemeint sein?!

183. S. 313. „Je remarquai que les individus dont j'avais souvent admiré le devouement et l'enthousiasme pour le gouvernement impérial, étaient précisément ceux qui avaient mis à leurs chapeaux les plus larges cocardes blanches"; Bausset II. S. 233.

184. S. 314. Vgl. Méneval II. S. 115—118 und s. g. Constant VI. S. 85—90 mit unserer Anm. [179]). Wenn man erwägt daß Saint-Aulaire am 8. von Blois abgegangen war, daß also der Brief von dessen bedenklichem Inhalt Metternich seinem Kaiser berichtete jedenfalls vor dem 6. April geschrieben sein mußte, und daß sich erst in der Nacht vom 11. zum 12. jener Vorfall in Fontainebleau ereignete über dem trotz aller gleichzeitigen Berichte immer noch ein gewisses Dunkel schwebt, wird man den Ausspruch eines so feinen Beobachters wie Metternich — „dieses letzteren ist er nicht fähig" — keinesfalls unbeachtet lassen können.

185. S. 316. Bourrienne X. S. 127—129, zu dessen Memoiren Champagny in naher Verbindung gestanden zu haben scheint.

186. S. 317. Der Brief Metternich's an Maria Louise, im Auszuge bei Méneval II. S. 101—103, trug das Datum des 11. April. Einem Vortrage an seinen Monarchen vom selben Tage 2 Uhr morgens legte der Staatskanzler eine Abschrift seines Schreibens an Maria Louise bei, worauf Kaiser Franz eigenhändig resfribirte:

> „Sie haben in dieser Sache recht gehandelt, und danke ich ihnen als Vater herzlichst für alles was sie bey dieser Gelegenheit für meine Tochter gethan haben. Franz" m. p.

187. S. 318. Den vollen Wortlaut s. bei Savary VII. S. 171—173; unterzeichnet waren: Talleyrand, Dalberg, Jaucourt, Beurnonville, Montesquiou.

188. S. 318. Mme Durand S. 215 f. — Wenn Bausset II. S. 257 sagt: „La plus grande loyauté présida à cette remise", so kann sich dieser Ausspruch offenbar nur auf die Kaiserin selbst und die Herren ihres Hofstaates beziehen; denn daß von der andern Seite in einer ganz brutalen Weise vorgegangen wurde, berichtet nicht blos Savary a. a. O. S. 174—177, sondern auch Méneval II. S. 97—99.

189. S. 319. „Elle s'était formée une toute autre idée des Français", bemerkt Savary VII. S. 165 und 185, wo er Maria Louisen sagen läßt: „Je conçois que le peuple ait de l'aversion pour moi dans ce pays; et cependant il n'y a pas de ma faute!" Ob, wie derselbe S. 181 als Vermuthung ausspricht, die Gerüchte von dem versuchten Selbstmorde des Kaisers zu ihren Ohren gekommen seien und nicht wenig zur Verschlim-

merung ihres Gemüthszustandes beigetragen hätten, wollen wir dahingestellt sein lassen.

190. S. 319. Wieder will die Durand S. 212 f. die einzige unter den Damen der Kaiserin gewesen sein, die sie im Interesse ihres Sohnes beschworen habe sich zu ihrem Gemahl zu begeben. „Vous êtes la seule qui me teniez ce langage“, soll Maria Louise betroffen gesagt haben. „„Madame, c'est ce que je suis peut-être la seule qui ne trahisse pas Votre Majesté““ .. — Daß übrigens von den verschiedensten Seiten, und zwar bereits in Orleans, in einem ihrem Gemahl feindseligen Sinne auf Maria Louisen eingewirkt wurde, behauptet auch Savary VII. S. 186.

191. S. 322. Das Papier worauf dieser Brief geschrieben, enthält auf dem einen Quart-Blatte das Brustbild Maria Louisens als Regentin, auf dem andern, in höchst bezeichnender Weise für die unmittelbar vorangegangene Zeit oder vielmehr für die Wünsche die man französischerseits in derselben hegte, den österreichischen Doppelaar mit Scepter und Apfel, halb gedeckt durch den vor ihm auf seinem Blitzbündel hockenden französischen einköpfigen Adler, rings mit der Umschrift: „Concordia junctæ“.

192. S. 323 ... „d'un ton chagrin“ ... Méneval II. S. 112.

193. S. 324. Es muß zwischen Vater und Tochter auch bereits die Marschroute verabredet worden sein. Denn in einem Briefe vom 15. recte 17. bittet sie ihn, sie „lieber durch Salzburg als anderswo gehen zu lassen; ... Doch wenn Sie es nicht wollen, so werde ich doch den andern Weg gehen“. Welches dieser andere Weg gewesen, sind wir nicht in der Lage anzugeben, etwa von Innsbruck aus durch das Pusterthal und Kärnten.

194. S. 324. Der Brief Napoleon's, dessen Inhalt Maria Louise in ihrem eben erwähnten Schreiben vom 17. kurz angibt, ist offenbar derselbe der sich in der Correspondance XXVII. S. 361 f. Z. 21560 findet und dessen Datum daher auf den 14. April „huit heures du soir“ zu berichtigen, beziehungsweise auszufüllen wäre. Maria Louise schreibt zwar: „Der Kaiser geht heute nach der Insel Elba ab“, während es im Briefe Napoleon's nur allgemein heißt: „Je vais partir pour l'île d'Elbe“, wie er denn in der That erst am 20. von Fontainebleau aufbrach. Eben so steht nichts in dem Briefe daß er sie erst „im Herbst“ erwarte; es heißt wieder nur ganz allgemein: „je ferai tout ... pour te recevoir“. Aber derlei Ungenauigkeiten können, bei der Eigenart Maria Louisens überhaupt und in jener Zeit der Aufregung insbesondere, als nichts ungewöhnliches erscheinen. — Das Schreiben vom 15., recte 17., schickte Maria Louise durch den k. k. Kämmerer Grafen Paar an ihren Vater ab.

195. S. 325. Letzteres bestätigen sowohl Méneval II. S. 116 als Savary VII. S. 245: „Je tiens de feu madame la comtesse de Brignole, que je vis avant qu'elle ne partît pour Vienne, que de tout ce qui avait affligé l'impératrice, cette visite était ce qui lui avait été le plus pénible.“ Alles übrige was Savary ebenda S. 240—244 von dem Besuche Kaiser Alexander's erzählt, gehört schon darum in das Bereich der Fabel weil Kaiser Franz am 16., Kaiser Alexander aber am 18. in Ram-

bouillet war, während der Herzog von Rovigo uns glauben machen will, Maria Louise habe sich mit ihrem Vater noch herumgestritten ob sie den Zar empfangen wolle oder nicht, während man schon das Geräusch seines Wagens der durch die große Avenue des Schlosses heranrollte gehört habe!!!

196. S. 327. Es findet sich in der Corresp. Nap. XXVII. Nr. 21562 S. 362 f. mit der Redactions-Anmerkung: „Beausset“ der das Schreiben überbringen sollte habe die Kaiserin nicht mehr getroffen und dasselbe behalten, von wo es dann in die Autographen-Sammlung des Herrn Jariette übergegangen sei. Allerdings erwähnt Napoleon selbst in seinem Schreiben, er sende es durch „Beausset“ der ihr mündlich weiteres sagen werde &c. Da uns indessen nicht bekannt ist daß Bausset in jenen letzten Tagen nach Fontainebleau und zurück nach Rambouillet gesandt worden sei, und da es entschieden unrichtig ist daß Bausset die Kaiserin nicht mehr getroffen habe, die er vielmehr von Rambouillet bis Schönbrunn unausgesetzt begleitete, so können wir nur einen lapsus calami Napoleon's bezüglich der Person voraussetzen der er sein Schreiben für die Kaiserin übergeben.

197. S. 329. „Notre marche avait plutôt l'air d'un triomphe que d'une fuite; on eût dit, peut-être avec raison, que l'Autriche, forcée de prêter momentanément une princesse adorée, célébrait son retour comme une conquête“. Bausset III. S. 15.

198. S. 333. Nur wenn er II. S. 135 beisetzt: „Pas un des hommes qui se livraient à ces signes bruyants d'allégresse ne savait peut-être qu'elle avait regné sur la France, mariée à l'empereur Napoléon“, so heißt das doch dem gerade in jener denkwürdigen Zeit ungewöhnlich angeregten politischen Sinn der Tyroler wenig zutrauen. Und noch mehr im Unrechte ist er mit der Behauptung S. 136: „La vivacité de l'attachement des Tyroliens pour la maison d'Autriche, qu'on avait encore excitée en affectant de leur montrer une princesse de cette maison“ &c. Denn wer sollte dieser Aufstacheler gewesen sein? Die bayerischen Beamten gewiß nicht; denn diese befanden sich sehr unbehaglich dabei, wie selbst Méneval zu erkennen gibt: „les pauvres Bavarois qui avaient des emplois au Tyrol, brûlaient d'en sortir“. Oder die Umgebung Maria Louisens? Allein wir wissen ja daß ihr diese fortwährend abgerathen hatte durch Tyrol zu reisen.

199. S. 335. Méneval II. S. 133 bemerkt mit Bitterkeit: „Les jeunes archiduchesses se jetèrent à son cou en la félicitant de son retour, comme si elle eût échappé à un danger dont elles étaient ravies de la voir sortie saine et sauve“. — In der That war dies die Auffassung der großen Mehrheit der Bevölkerung in Österreich die sich die Lage ihrer Kaisertochter an der Seite des gefürchteten und verabscheuten Buonaparte gar nicht anders denken konnte denn als die einer Märtyrerin. Siehe z. B. den „von einem armen unstudierten Landmann Andreas Posch zu Schönbüchel nächst Mölk an der Donau“ verfaßten „Volks-Gruß an &c. M. L. bei der Ankunft in ihrem Vaterland“ (Wien 1814, gedruckt bey Felix Stöckholzer v. Hirschfeld) wo es u. a. heißt:

Die jüngst zum Friedens-Unterpfand Als Opfer sich geweyht,
Erscheint in ihrem Vaterland In unserer Mitte heut.
Willkommen edle Dulderin! — — — — — —
Wie schwer riß sich Dein kindlich Herz Vom Vaterherzen los,
Wir alle fühlten Deinen Schmerz Und Thrän auf Thräne floß ꝛc.

200. S. 341. Savary VII. S. 166 bringt dieses Lob allerdings mit seinem persönlichen Bedauern in Verbindung daſs, wenn Maria Louise in diesem Punkte nicht so rigoros gewesen wäre, sie wohl manchen Rath unter vier Augen von Personen würde empfangen haben der ihr in den Entscheidungstagen von Paris und Blois hätte von Nutzen sein können.

201. S. 342. Bausset II. S. 211 f.

202. S. 343. „Die Deutschen stinken", lautet es kurz und bündig in der Wiener Tradition wo allein sich, so viel uns bekannt, Kunde davon erhalten hat. Wir waren lang unschlüßig ob wir dies Gerücht nur überhaupt beachten sollten. Seit wir aber gefunden daſs Napoleon den Ausspruch gethan: „die deutschen Frauen röchen nach frisch geschlachtetem Fleisch", sind wir nicht mehr darüber im Zweifel daſs Maria Louise, damals in so vielen Stücken nur das Echo ihres Gemahls, sich in jener Weise geäußert haben könne; nur wird sie das nicht deutsch sondern in ihren vertrauten Kreisen, und folglich auch nicht so derb wie es Wiener Gedenkmänner ihr in den Mund legen, gethan haben. Übrigens soll, um dem „rheinischen Antiquarius" II. 1. S. 519 gerecht zu werden, in dessen dickleibigen Bänden wir von Zeit zu Zeit immer wieder gern blättern, nicht verschwiegen sein „daſs eine Französin nach angebranntem Specke, nach Seekalb eine Engländerin riecht".

203. S. 343. Hudelist in Wien an Metternich in Paris am 27. Mai 1814: „Fürst Trautmansdorf beschwerte sich heute gegen mich über die hauteur der Kaiserin Maria Louise. Allgemein bemerkt man daß sie sich so benimmt und spricht als ob Kaiser Napoleon noch in Frankreich regierte; sie soll eine entschiedene Vorliebe für alles zeigen was französisch ist. Dieses alles wird aber von den Hofleuten die zu unserem Hofstaat gehören ausgesprengt und ist also sujet à caution. Ich bemerke nur daß auch Baron Haager blos aus dieser nämlichen Quelle spricht". — Derselbe an denselben am 5. Juni: „Man tadelt hier die Kaiserin Maria Louise vorzüglich wegen ihres angeblichen Stolzes, weil sie die Leute nicht grüßt, wegen Vorliebe für alles was französisch ist, und deren Anhänglichkeit an Napoleon, woraus sie kein Geheimnis machen soll. So oft man den Prinzen von Parma seiner Mutter ähnlich findet, behauptet sie fest daß er dem Kaiser Napoleon gleiche. Unser Abate Landi welcher in Schönbrunn die Dienste eines italienischen Sprachmeisters versieht, half sich damit daß er erklärte der junge Prinz gleiche von der Stirne bis zum Nasen-Ende seiner Mutter, und dann weiter abwärts recht viel seinem Vater. Hierbei ist nur zu bemerken daß der gute Landi, welcher ein äußerst kurzes Gesicht hat, den Kaiser Napoleon eigentlich nicht anders als aus Bildern kennt". — Derselbe an denselben am 26. Juni, wo er von der bevorstehenden Abreise Maria Louisens in die Bäder von Aix in Savoyen spricht: „Sr. Majestät der Kaiser haben den Herrn Generalen Grafen

Neipperg bestimmt, um während des Aufenthaltes der Kaiserin in Aix ebenfalls die dortigen Bäder zu gebrauchen, und das was dort vorgeht ohne Aufsehen hieher einzuberichten wozu alle nöthigen Einleitungen getroffen worden. Er soll der Kaiserin mit Rath und That an die Hand gehen, und wenn er eine Reise nach Elba auf keine Weise verhindern könnte, wenigstens mit hingehen. Unser Monarch scheint indessen an die Möglichkeit einer solchen Reise noch nicht zu glauben, und nimmt sich vor, seiner Frau Tochter alles sehr lebhaft vorzustellen was sie davon abhalten kann und muß".

204. S. 344. Las Cases III. S. 354 f. Napoleon würde, so versicherte er in seiner Verbannung, nichts lieber gesehen haben als von Josephinen einen Thronerben zu erhalten, „non seulement comme résultat politique mais encore comme douceur domestique; car les Français s'y seraient attaché comme au Roi de Rome et je n'aurais pas mis le pied sur l'abyme couvert de fleurs qui m'a perdu". Unter den dem Kaiserthum anhängenden Franzosen selbst war die Meinung viel verbreitet, daß Napoleon durch die Trennung von der Frau seines Glückes und seines Ruhmes auf die abschüßige Bahn gerathen sei an deren Ende sein Untergang gewesen; siehe z. B. „Suite au Mémorial de St.-Hélène II. S. 327: „Ce divorce fut la première atteinte portée en France aux sentiments affectueux que Bonaparte inspirait à la masse du peuple. On aimait sa gloire, on aimait sa personne, on aimait sa femme, on aimait ses enfants adoptifs. Quand on le vit sortir de la route qu'il avait lui-même tracée, quand on apprit qu'il abandonnait cette Josephine à laquelle il devait en partie son élévation, les coeurs en furent blessés et tous les arguments de sa diplomatie ne purent étouffer la conscience publique".

Personen-Register.

Druck von Adolf Holzhausen in Wien
k. k. Universitäts-Buchdruckerei.